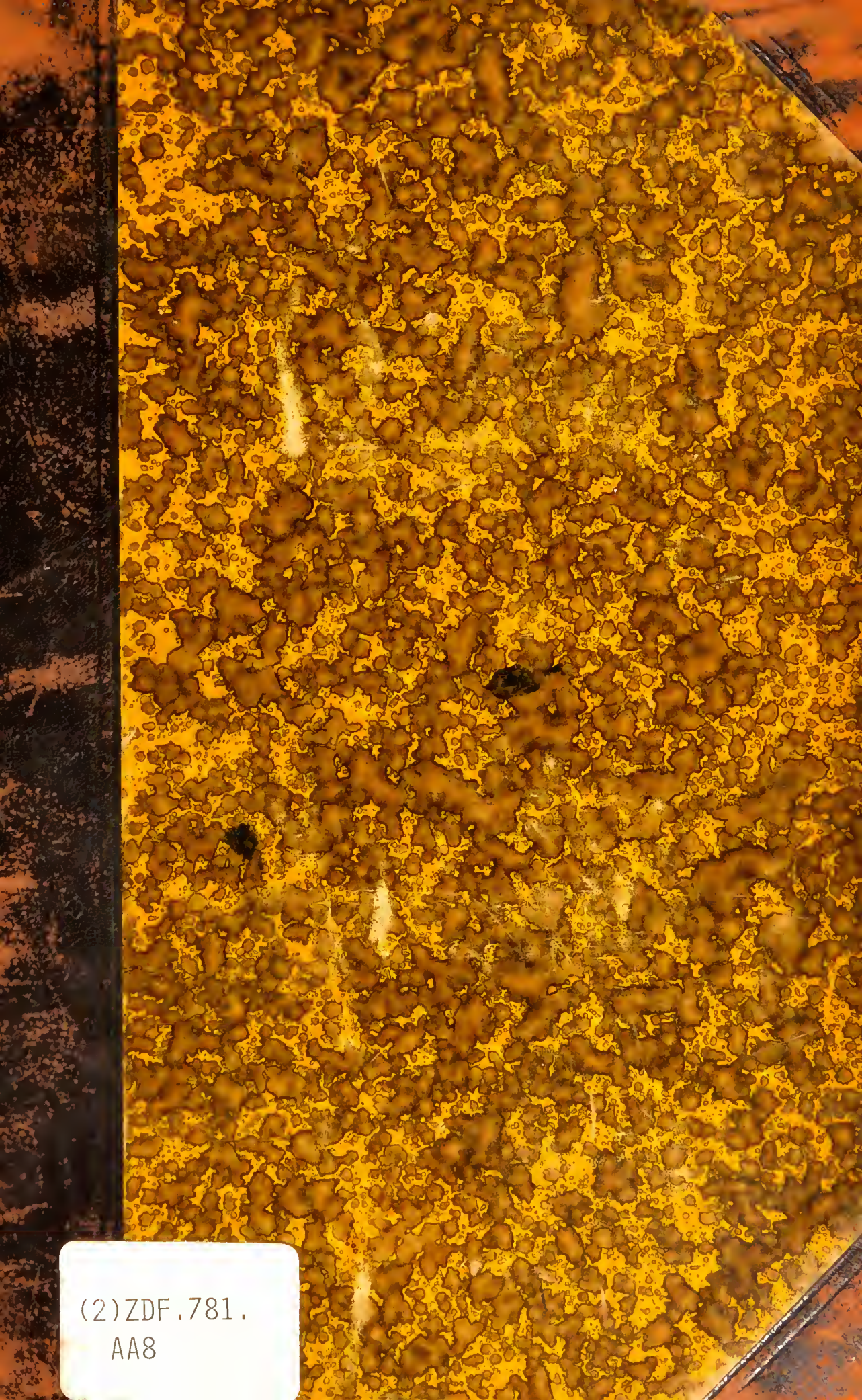


(2)ZDF.781.
AA8

22501471993

Seler (Ed.), Mexiko und Mittelamerika auf der amerikanisch-historischen Ausstellung in Madrid. (Globus Bd. 63, 1893 S. 238–242)

" " , Mittelamerikanische Musikinstrumente. (Globus Bd. 76, 1899 S. 109–112).

Lehmann (W.), Ergebnisse einer Forschungsreise in Mittelamerika und Mexiko 1907 bis 1909. Mit 12 Abb. u. 1 Sprachenkarte (Zeitschr. f. Ethnol. 42. Bd. 1910 S. 687–749)

Berendt (C. H.), Remark on the centres of ancient civilization in Central America. N. Y. 1876.

Seler (Ed.), Über den Ursprung der mittelamerikanischen Kulturen (Zeitschr. Gesellsch. f. Erdk. Berlin 1902 S. 537–552)

A4

1

38419

Gelhofer v. R.
18 Sept.
8/Jan/22

Häbler (B.), die Religion des mittleren Amerika. Münster i. W. 1899 (Darstell. a. d. Gebiete der altchristlichen Religionsgeschichte Bd. 14)

Gallatin (Albert), Notes on the semi-civilized nations of Mexico, Yucatan and Central-America (Transact. of Americ. Ethnolog. Soc. N. Y. I, 1845)

Squier (E. G.), Monograph on the authors who have written about the languages of Central America. London 1861.

Sapper (C.), die Zukunft der mittelamerikanischen Indianerstämme (Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie II, 1905 S. 383-412)

" ", der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika. Mit 3 Abb. u. Tfln I-VII (Archiv f. Anthropol. N. F. Bd. III = d. g. R. XXXI. Bd., 1905 S. 1-38)

Gatschet (A. S.), Central-Amerikas Sprachstämme und Dialekte (Globus Bd. 77, 1900 S. 81-84, 87-92)

Sapper (C.), Mittelamerikanische Waffen im modernen Gebrauch (Globus Bd. 83, 1903 S. 53-63)

" ", Beiträge zur Ethnographie des südlichen Mittelamerika (Petermann Mitt. 47. Bd. 1901 S. 25-40 mit Karte Tf. 3)

" ", Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika. Mit 1 Kt. (Globus Bd. 66, 1894 S. 90-96)

" ", Altindianische Bauten und Siedelungen im nördlichen Mittelamerika (Globus Bd. 68, 1895 S. 165-169)

Polatowsky (H.), die Indianer des südlichen Zentral-Amerika und Prof. Gerlands Atlas der Völkerkunde (Globus Bd. 61, 1892 S. 237-239)

Stephens (J. L.), Incidents of Travel in Central-America, Chiapas and Yucatan. London 1854. (Deutsch von Weißner. Leipzig

Sapper (C.), die mittelamerikanische Ausstellung in Guatemala 1897 (Globus Bd. 72, 1897 S. 325-328)

Sapper (C.), die soziale Stellung der Indianer in der Alta Verapaz, Guatemala (Petermann Mitt. 1891 S. 44).

" " , die Alta Verapaz (Guatemala). Eine landeskundliche Skizze, mit 5 Originalkarten (Mitt. d. Geogr. Ges. Hamburg XVIII 1902).

" " , der Feldbau der mittelamerikanischen Indianer (Globus Bd. 97, 1910 S. 8-10).

" " , die Zukunft der mittelamerikanischen Indianerstämme (Zeitschr. Gesellsch. f. Erdk. Berlin 1905).

v. Tempsky, Mitla, a narrat. of a journey in Mexico, Guatemala and S. Salvador (1853-55). Lond. 1858.

v. Scherzer (C.), Ein Besuch bei den Ruinen von Quirigua im Staate Guatemala in Central-Amerika (Sitzungsber. kais. Akad. d. Wiss. Wien phil.-hist. Cl. 1855 Bd. 15 pp.)

" " , Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Leipzig 1864.

Thomas (Cyrus) and Swanton (J. R.), Languages of Mexico and Central America and their Geographical Distribution (Bur. of American Ethnol. Bull. 44, 1911).

Brine (Lindesay), Travels amongst the American Indians, their ancient earth works and temples, including a journey in Guatemala, Mexico and Yucatan, and a visit to the ruins of Palinamit, Utatlan, Palenque and Uxmal. London (New York) 1894. 8° XVI, 429 pp.

Roberts (Orlando), Narrative of Voyages and Excursions on the East Coast and in the Interior of Central America. With map. Edinburgh 1827.

Reichardt (C. F.), Centro-Amerika. Nach dem gegenwärt. Zustand des Landes und Volkes, in Beziehung auf die Verbindung der beiden Oceane und im Interesse der deutschen Auswanderung bearbeitet. Mit 4 Karten. Braunschweig 1851. 254 pp.

Morelet (A.), Voyage dans l'Amerique centrale, l'île de Cuba et le Yucatan. 8° Paris 1857. 2 voll.

Squier (E. G.), Notes on Central America, particularly the States of Honduras and San Salvador. 8° New York 18.

Byam, Wild Life in the Interior of Central America. London 1849.

DAS

NÖRDLICHE MITTEL-AMERIKA

NEBST

EINEM AUSFLUG NACH DEM HOCHLAND

VON ANAHUAC.

DAS

NÖRDLICHE MITTEL-AMERIKA

NEBST

EINEM AUSFLUG NACH DEM HOCHLAND VON ANAHUAC.

REISEN UND STUDIEN

AUS DEN

JAHREN 1888 — 1895

VON

DR. CARL SAPPER.

MIT EINEM BILDNISS DES VERFASSERS, 17 IN DEN TEXT EINGEDRUCKTEN ABBILDUNGEN, SOWIE ACHT KARTEN.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.

1897.

Alle Rechte, namentlich jenes der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

(2) ZDF. 781. 1 AB

VORWORT.

Wenn man die Sache bei Licht betrachtet, ſo iſt eine Vorrede eigentlich ein unnützer Ballaſt, da dieſelbe gewöhnlich doch nicht geleſen wird, ſelbſt für den Fall, daſs ein Buch überhaupt Leſer findet. Und doch iſt eine Vorrede eine gar praktiſche Einrichtung, da der Verfaſſer hier ſo Manches noch ſagen kann, was in den Rahmen des Textes nicht ſo recht hineinpaſst, und man pflegt ſehr häufig die Gelegenheit zu benutzen, um darzuthun, welch fühlbare Lücke durch das Buch ausgefüllt werden wird.

Leider kann ich ein Gleiches von dieſer Arbeit nicht ſagen, da die Augen der Welt gewöhnlich nach anderen Ländern ſich richten, welche mehr in den Vordergrund des Intereſſes treten, als die zum Theil halb vergeſſenen Länder des nördlichen Mittelamerika. Und doch ſind dieſelben wegen ihrer bedeutenden landwirthſchaftlichen Production in erſter Linie, dann aber auch als Sitz alter, hochentwickelter Culturvölker, von welchen noch jetzt bewunderungswürdige Ruinen mit beredten Zungen erzählen, des Intereſſes werth und für Deutſche hauptſächlich, da ein groſser Theil des Handels und der Production in deutſchen Händen ruht und die Zahl der in Mittelamerika anſäſſigen Deutſchen von Jahr zu Jahr wächſt. Für ſolche, welche ſich mit dem Gedanken einer Ueberſiedelung nach jenen Gegenden tragen, dürfte dies Buch in erſter Linie von Nutzen sein, da ich darin eine möglichſt klare Ueberſicht der beſtehenden Verhältniſſe zu geben beſtrebt war und dazu durch zahlreiche Wanderungen in den verſchiedenſten Theilen der betreffenden Länder befähigt ſein dürfte; auch der Kaufmann, der Theilhaber landwirthſchaftlicher Unternehmungen, welcher directes Intereſſe an

jenen Ländern hat, dürfte manchen Nutzen aus dem Buche ziehen; ebenfo dürfte der Geograph und Ethnograph manches Neue aus demfelben entnehmen. Hauptfächlich aber möchte ich das Buch einem weiteren Leferkreife widmen, welcher feine Luft daran fände, ein fchönes, überfeeifches Land und deffen intereffante Bewohner kennen zu lernen. Ich weifs es zwar wohl, dafs es nicht möglich ift, in dem Lefer eine wirklich richtige Vorftellung anders geftalteter Verhältniffe zu erwecken, dazu müfste man wahrlich ein Zauberer fein; aber eine ungefähr richtige Vorftellung vom Charakter des Landes und feiner Bevölkerung dürfte, wie ich hoffe, jedermann aus der Lectüre ziehen können.

Man eifert in neuerer Zeit vielfach gegen die rein erzählende Reifeliteratur und doch habe ich mich dazu entfchloffen, von jedem einzelnen Ländergebiete des nördlichen Mittelamerika eine oder mehrere Reifen zu befchreiben, da auf diefe Weife dem Lefer immer noch am leichteften eine richtige Vorftellung des Landes gegeben werden kann und ihm zugleich Gelegenheit zu einer gewiffen Kritik allgemein gehaltener Darftellungen geboten wird. Für denjenigen, welcher felbft jene Gebiete bereifen will, ift aber manchmal eine unfcheinbare Bemerkung eines Reifeberichtes von gröfserem Nutzen, als eine lange, lehrhafte Abhandlung über das, was zu thun und zu laffen fei.

Andererfeits aber ift es doch dem Lefer nicht möglich, fich aus einer Reihe einzelner Reifebefchreibungen ein klares Gefammtbild zu fchaffen und deshalb habe ich in einem zweiten Theile einige allgemeine Schilderungen gebracht und denfelben eine Anzahl ethnologifcher und anderer Studien beigefügt, welche theils ein allgemeines Intereffe beanfpruchen dürfen, theils aber dem Fachmann eine gewiffe Ueberficht über den Stand unferes Wiffens ermöglichen follen.

Wer fich noch eingehender über die Länder des nördlichen Mittelamerika unterrichten will, dem feien die Bücher von Stoll über Guatemala (Leipzig 1886), von Gibbs über Britisch-Honduras (London 1883) und die älteren Werke von Moritz Wagner, C. v. Scherzer, von Stephens, Squier u. a. empfohlen.

Was ich in diefem Buche an neuen Beobachtungen biete, wird der Fachmann leicht erkennen; den übrigen Lefern aber

iſt es gleichgültig, wer die Beobachtungen gemacht hat und es kommt ihnen — mit vollem Recht — nur darauf an, ein richtiges Bild nach dem neueſten Stande unſeres Wiſſens zu bekommen. Die beigegebenen Karten werden dazu beitragen, das Verſtändniſs des Textes zu erleichtern; ſie ſind eigens für dieſe Arbeit entworfen, die letzte (Nr. 4) mit Benutzung meiner im IV. Bd., 1. Heft der Veröffentlichungen aus dem Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin (1895) veröffentlichten Karte.

Eine Auskunft vielleicht bin ich dem geehrten Leſer noch ſchuldig — wie es nämlich kam, daſs ich nach einem ſo wenig beachteten Erdenwinkel, wie es das nördliche Mittelamerika iſt, gegangen bin. Die Urſache für meine Ueberſiedelung nach den Tropen war meine ſchwächliche Geſundheit; ſchon von Kindheit an (ich bin am 6. Februar 1866 in Wittislingen, Landgericht Döllingen, Bayern, geboren) nicht ſehr kräftig, hatte ich bereits während meiner Gymnaſialzeit in Ravensburg (Württemberg) in Fuſswanderungen und Bergreiſen Erholung geſucht und gefunden, und als ich (ſeit Herbſt 1884) in München Naturwiſſenſchaften ſtudirte, verfolgte ich beiläufig dieſelbe Methode gröſserer Fuſswanderungen; ich reiſte z. B. im Sommer 1886 zu Fuſs von München nach Rom, im Januar und Februar 1888 in Sicilien, woran ſich ein dreimonatlicher Aufenthalt an der zoologiſchen Station in Neapel anſchloſs u. ſ. w. Als ich aber meine Studien nach Ablegung des naturwiſſenſchaftlichen Lehramtsexamens (Herbſt 1887) und nach Erlangung der Doctorwürde (Sommer 1888) in München abgeſchloſſen hatte, beſchloſs ich zur definitiven Kräftigung meiner Geſundheit einen längeren Aufenthalt in einem milden Klima zu nehmen. Die Veranlaſſung zur Ueberſiedelung nach Guatemala war aber in dem Umſtande gegeben, daſs mehrere Jahre vorher (1884) mein Bruder Richard Sapper ſich in Guatemala niedergelaſſen und dort eine geſicherte Stellung geſchaffen hatte; ich folgte einer Einladung deſſelben nach jenem ſchönen Lande um ſo bereitwilliger, als die Kenntniſs jenes Gebietes noch eine ſehr geringe war und ſich mir alſo ſo ein ſehr ergiebiges Arbeitsgebiet zu bieten ſchien.

Gleich nach meiner Ankunft in der Republik Guatemala begann ich zunächst in der Umgebung von Coban, meinem Standquartier, geologiſche, topographiſche und ethnographiſche

Studien auszuführen und dehnte dieſelben allmälig auf immer weitere Gebiete aus. Da mir aber die Geldmittel hierzu fehlten, ſo nahm ich zunächſt für ein halbes Jahr eine Stellung an, in welcher ich Vermeſſungen ausgedehnter Ländereien zu leiten hatte und mit Vergnügen ſtellte ich dabei feſt, daſs die beſcheidene mathematiſche Vorbildung, welche man auf einem deutſchen humaniſtiſchen Gymnaſium bekommt, hinreicht, um im ſpaniſchen Amerika manchem ſtaatlich ernannten Vermeſſer ſeine Rechnungen corrigiren zu können. Nach Beendigung beſagter Vermeſſungen unternahm ich im September und October 1889 eine Reiſe in die Altos Cuchumatanes*) und nach dem mexicaniſchen Staat Chiapas [Comitan und S. Bartolomé de los Llanos**)], im November nach Guatemala-Stadt; im December nach dem Motaguathal (Gualan, Zacapa).

Um mir für fernere Reiſen die nöthigen Geldmittel zu erwerben, nahm ich fürs Jahr 1891 eine Stellung als Verwalter der neu anzulegenden Kaffeeplantage Campur (Alta Verapaz) an, wobei mir natürlich nur wenig Zeit zum Reiſen blieb (ich erwähne nur die eine Reiſe nach dem See von Yzabal und den Ruinen von Quiriguá). Im Jahre 1891 arbeitete ich noch ein Vierteljahr auf der Kaffeeplantage Chiacam, um hierauf eine Reiſe nach dem Golf von Amatique, den ſüdweſtlichen Cockscomb Mountains und S. Luis, ſpäter nach dem Peten (Rio de la Pasion, La Libertad, Usumacinta, Menché Tenamit) zu unternehmen. Kaum zurückgekehrt, leitete ich die Anlage einer kleinen Plantage von Kautſchukbäumen und Saſſaparilla in Chibut (Alta Verapaz), war dann wieder kurze Zeit bei Vermeſſungen thätig und trat mit Beginn des Jahres 1892 eine Reiſe nach den Ruinen von Copan (Honduras) und nach Esquipulas an, ſpäter nach den Vulcanen und der Südgrenze von Guatemala. Den Reſt des Jahres 1892 verwandte ich auf Ausführung einer gröſseren hypſometriſchen Karte von Guatemala im Maſsſtab 1 : 500000, für welche die Regierung des Landes mir eine entſprechende Gratification zuerkannte; gleichzeitig führte ich eine geologiſche Karte von

*) Vergl. Sapper, Das Kettengebirge von Mittelguatemala in der Zeitſchrift des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereins 1891.

**) Vergl. Sapper, Ein Streifzug nach Chiapas in Petermann's Mittheilungen 1893, 12. Heft.

Guatemala im gleichen Maſsſtabe aus, welche auf der Ausſtellung in Chicago 1893 prämiirt wurde.

Nachdem ich ſo die phyſikaliſche Geographie von Guatemala in ihren Grundzügen kennen gelernt hatte, folgte ich mit Vergnügen einem Anerbieten der mexicaniſchen Regierung, der dortigen geologiſchen Commiſſion als Mitglied beizutreten und reiſte daher zu Anfang 1893 nach der Hauptſtadt Mexico, von dort nach meinem Arbeitsgebiet, den Staaten Tabasco und Chiapas, aus welchen ich nach Beginn der Regenzeit zur Ausarbeitung des geſammelten Materials nach Coban zurückkehrte.

Im Jahre 1894 machte ich ebenfalls im Auftrage der mexicaniſchen Regierung eine Reiſe durch das Innere der Halbinſel Yucatan und kehrte nach dem Beſuch der Ruinenſtätten von Palenque und Toniná durch Tabasco und Chiapas nach Coban zurück, von wo aus ich 1895 abermals nach dem Süden Mexicos abzureiſen beabſichtigte; mein damaliger Geſundheitszuſtand und die Gefahr eines Krieges zwiſchen Mexico und Guatemala lieſsen mich aber darauf verzichten und raſch entſchloſſen wandte ich nun meine Schritte ſüdwärts, der ſchönen Republik San Salvador zu, von wo aus ich durchs weſtliche Honduras nach der atlantiſchen Küſte Guatemalas reiſte, um über Jamaica, Haiti und New-York nach Deutſchland zurückzukehren.

Nur zu raſch verflogen mir die wenigen Monate meines Aufenthalts in der Heimath; die meiſte Zeit muſste ich auf die definitive Ausarbeitung der Karten und Berichte für die mexicaniſche Regierung verwenden und konnte daher nur allzuwenig die Freuden heimathlichen Lebens genieſsen.

Und da ich dieſes ſchrieb, trug mich die »Augusta Victoria« in Begleitung meines Bruders Richard bereits wieder amerikaniſcher Erde zu, wo ich in den nächſten Jahren das ſüdliche Mittelamerika bereiſen zu können hoffe.

Unter ſolchen Umſtänden darf ich wohl den geehrten Leſer bitten, etwaige Verſehen, welche ſich bei Drucklegung dieſes Buches einſchleichen ſollten, gütigſt entſchuldigen zu wollen, da ich bei der weiten Entfernung vom Druckorte keine Correcturen bekommen kann.

Ich möchte übrigens nicht ſchlieſsen, ohne einige Worte des Dankes für die vielen Freunde und Bekannten hinzuzufügen,

welche mich bei meinen Reiſen und Studien mit Rath und That unterſtützt haben; namentlich darf ich es nicht unterlaſſen, auch an dieſer Stelle meinem Bruder Richard Sapper in Coban meinen Dank zu ſagen, in deſſen gaſtfreundlichem Hauſe ich für die Jahre meines mittelamerikaniſchen Aufenthalts eine zweite Heimath gefunden habe und welcher durch Beſchaffung zuverläſſiger Träger und Führer meine Reiſen erſt ermöglicht hat.

Coban.

Dr. Carl Sapper.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Vorwort V

I. Abfchnitt.

Eine Fahrt in die Neue Welt 1
Ein Ausflug in die Urwälder der Alta Verapaz 14
Aus einer mittelamerikaniſchen Kleinſtadt 22
Am See von Yzabal, Guatemala 31
Eine Oſterreiſe zum Meerbuſen von Amatique 41
Reiſe durch die Cockskomb Mountains (Honduras) 51
Eine Reiſe ins Petén 60
Heimkehr vom Petén 70
Die Vulkane der Republik Guatemala (hierzu Karte Nr. 1):
Vulkan von Ipala . . . . . 1630 m 78
» » Tacaná . . . . . 3990 » 80
» » Tajumulco . . . . 4120 » 85
» » Cerro Quemado . 3230 » 88
» » Santa Maria . . . 3800 » 90
Mittlerer und nördlicher Atitlan 3050 » reſp. 3030 m 93
Vulkan von Agua . . . . . 3700 » 97
» » Pacaya . . . . . 2530 » 99
Reiſe nach Mexico 104
Auf dem Hochlande von Anahuac 112
Von Meer zu Meer 123
Durch das Innere von Yucatan 136
Reiſe nach San Salvador 147
Ein Streifzug durch Honduras 156
Heimkehr in die Alte Welt 166

II. Abſchnitt.

Allgemeines Naturgemälde des nördlichen Mittelamerika 176
1. Orographie 177
2. Hydrographie 181
3. Klima- und Vegetations-Zonen (hierzu die Karten Nr. 2, 3 und Beilage 1) 182
Production (hierzu Karte Nr. 4, ſiehe S. 212 und Beilage 2).
1. Nutzbare Mineralien 186
2. Waldbenutzung 189
3. Nutzthiere 193
4. Agricultur 194

Seite
Verkehrswesen und Reiseleben 202
Die Obrigkeit 213
Arbeiterverhältnisse 219
Musikleben in Mexico und im nördlichen Mittelamerika 225
Die Bevölkerung des nördlichen Mittelamerika (hierzu Karte Nr. 5) 237
Die unabhängigen Indianerstaaten von Yucatan (hierzu Karte Nr. 6) 246
Die Lacandonen 258
Die Gebräuche und religiösen Anschauungen der Kekchi-Indianer 267
Kekchi-Gebete 287
Die Handelsbeziehungen der Indianerstämme im nördlichen Mittelamerika . . 296
Volksmusik bei den Indianerstämmen des nördlichen Mittelamerika 310
Tanzspiele bei den Indianern des nördlichen Mittelamerika 326
Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika (hierzu die Karten Nr. 7 u. 8) 334
Altindianische Siedelungen und Bauten im nördlichen Mittelamerika 354
1. Die Anordnung der altindianischen Bauten innerhalb der Siedelungen (mit 16 Textfiguren) 356
Hierzu Übersichtskarte der Baustile im nördlichen Mittelamerika . 359
2. Einzelgebäude und Gebäudecomplexe 369
3. Zusammenfassende Bemerkungen und Schlüsse 380
Industrielle Thätigkeit der Kekchi-Indianer 386
Die Heimath der Mayavölker 390

Anhang.

Beilage 1. Regenmessungen im nördlichen Mittelamerika . . . . . 402—403
» 2. Culturgrenzen im nördlichen Mittelamerika . . . . . 402—403
» 3. Lieder in Noten: 6 Melodien . . . . . 404—406
» 4. Vergleichendes Vocabular culturgeschichtlich interessanter Wörter der Mayasprachen . . . . . 407—436

Karten.

Nr. I. Die Vulkane der Republik Guatemala.
» II. Die Verbreitung der Vegetationsformen im nördlichen Mittelamerika.
» III. Höhenschichtenkarte des nördlichen Mittelamerika.
» IV. Die Production und Verkehrswege im nördlichen Mittelamerika.
» V. Die Verbreitung der Sprachen im nördlichen Mittelamerika.
» VI. Die unabhängigen Indianerstaaten von Yucatan.
» VII. Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.
» VIII. Ruinenplätze und geographische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.

Eine Fahrt in die Neue Welt *).

Coban (Guatemala), am 22. November 1888.

Die alte Regel, dafs nach der Lehrzeit die Wanderjahre folgen müfsten, ist den Anfchauungen der letzten Jahrzehnte gewichen, und es giebt nur noch wenige altmodifche Menfchen, welche an die Nützlichkeit des Wanderns glauben; dieweil ich aber folch ein altmodifcher Menfch bin und das Wandern für die Angehörigen meines Berufes nicht nur für nützlich, fondern fogar für nothwendig halte, fo benutzte ich eine günftige Gelegenheit, um fofort, nachdem ich meine naturwiffenfchaftlichen Studien an der Univerfität München zu einem gewiffen Abfchluffe gebracht hatte, in die weite Welt zu fchweifen. Ich fchnürte alfo mein Bündel, beftehend in einem Handkoffer und neun Kiften voll Kleidungsgegenftänden, Büchern und Inftrumenten, und verliefs am 23. September 1888 die alte Heimath. Von Mannheim bis Rotterdam fuhr ich auf dem Rheinftrome; was wäre da viel zu erzählen? Der Rhein ift eben ein fchöner Flufs, und wer ihn nicht felbft gefehen hat, der weifs es doch vom Hörenfagen. Dann ging ich (am 29. September) an Bord der »Amfterdam«; das Schiff fetzte mich nebft mehreren Hundert anderen Paffagieren am 11. October wohlbehalten in New-York ab — faft das einzige Rühmenswerthe, das ich von diefer fchwimmenden Miethscaferne zu erzählen wüfste — und fo war ich denn in der Neuen Welt.

»Eine neue Welt?« fo frug ich mich verwundert immer wieder in den erften Tagen meines New-Yorker Aufenthaltes, »eine neue Welt?«. Denn ich konnte zunächst gar nichts Neues entdecken: ich ftaunte zwar über die hohe Vollkommenheit der Verkehrsmittel und mancher anderer Einrichtungen und fand als Gaft eines acclimatifirten Deutfch-Amerikaners auch rafch zahl-

*) cf. Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) 1889, Nr. 5, S. 65—67. Sonnabend, 5. Januar. —

reiche Eigenthümlichkeiten in den Gebräuchen und der Lebensweife heraus, die dem Hôtelgaft entgehen dürften; aber das waren nur Merkmale von untergeordneter Bedeutung, und ich hätte mich, durch die kundige Führung meines Gaftfreundes (R. Schilling) mit diefen Eigenthümlichkeiten vertraut gemacht, bald ganz heimifch in der grofsen Weltftadt gefühlt, wenn nur meine deutfchen, franzöfifchen, italienifchen und fpanifchen Sprachkünfte ein wenig beffer meine gänzliche Unkenntnifs der Landesfprache hätten verdecken können. Aehnliches Mifsgefchick hatte ich aber auch in der alten Welt zur Genüge mitgemacht, und fo ftörte es denn meine Gemüthsruhe nicht im mindeften; ja, wenn ich fo durch die Strafsen fchlenderte, kam es mir oft vor, als ob ich mich in Neapel befände — allerdings in Neapel, wie es fich aus dem Romanifchen ins Germanifche überfetzt ausnehmen würde — da fich manche Eigenthümlichkeiten italienifchen, speciell neapolitanifchen Strafsenlebens in frappanter Weife in New-York wiederholen. Es mag abfurd erfcheinen, den nüchternen praktifchen Amerikaner mit dem kindlichen Italiener zu vergleichen, und doch habe ich fehr häufig die Amerikaner wie Kinder fich aufführen fehen, fowohl in Sportsangelegenheiten, als insbefondere bei ihren kindifchen Umzügen und lächerlichen Maskeraden zum Zwecke der Wahlbeeinfluffung. Und wenn die Erwachfenen fich wie Kinder betragen, fo ift bei den Jungen das Gegentheil der Fall: ich habe wenigftens noch nirgends 12- bis 14jährige Burfchen fo frühreif und anmafsend gefehen wie in New-York, und die dortige Strafsenjugend wird nach meiner Erfahrung nur noch von der Meffinefer an Frechheit übertroffen. Aber, wie gefagt, wenn fich mir auch mancherlei Beobachtungen von fremdartigen Dingen aufdrängten — ich fand ftets die alten Menfchen wieder; kein Wunder, ift doch faft die gefammte Bevölkerung New-Yorks europäifcher Abftammung, und wenngleich Chinefen und zahlreiche Neger dem neuankommenden Europäer etwas fremdartig erfcheinen, auch fie find ja Abkömmlinge der »alten Welt«.

Erft als ich etliche geologifche und mineralogifche Sammlungen (in New-York und New-Haven, Conn.) befichtigte und fo viele eigenartige Objecte fah, begann ich zu erkennen, dafs ich mich doch in einer anderen Welt befinde, und meine Spazier-

gänge in der Umgebung von New-York (besonders in Staten Island) öffneten mir hierüber vollends die Augen, denn alle Pflanzen, welche ich sah, waren specifisch verschieden von unseren heimathlichen Arten, obgleich die Typen noch ziemlich gleichartig mit den unseren sind. Meine botanische Artenkenntniss war dahin, und schon hier hätte ich meine floristischen Studien von vorn anfangen dürfen; wie erst würde es in den Tropen sein?

So musste ich beständig denken, als ich mich am 23. October in Brooklyn an Bord des Dampfers »Hondo« begab, der mich dorthin bringen sollte. Um 4 Uhr Nachmittags erfolgte die Abfahrt, aber bereits nach einer halben Stunde hielt das Schiff wieder still; es war aufgefahren, und erst die vereinte Anstrengung mehrerer Schleppdampfer vermochte es nach langer Arbeit wieder flott zu machen. Also verliessen wir erst am Morgen des 24. October den Hafen von New-York und steuerten dem fernen Süden zu. Es war eine herrliche Fahrt: das Schiff war sehr schön und geräumig, die Küche gut, die Officiere gefällig, die wenigen Passagiere durchweg sehr liebenswürdig, theils Engländer, theils Spanier, theils Deutsche; so bildete sich rasch eine ganz angenehme Vertraulichkeit im Verkehre heraus, und mit Musiciren, Sprechen und Spielen verging die Zeit in der angenehmsten Weise; störend griff nur zuweilen die Seekrankheit in das gemüthliche Zusammenleben ein, doch scheint mir Neptunus ein besonders guter Freund zu sein, da er von mir bis jetzt noch niemals seinen Tribut gefordert hat.

Am Abend des 28. October bekamen wir San Salvador (Guanahani) zu Gesicht, und mit eigenartigen Gefühlen blickten wir nach dem flachen Eiland hinüber, welches durch des Columbus Entdeckung die Pforte für die neue Welt dargestellt hat. Am 29. October fuhren wir an der terrassenförmig ansteigenden Ostspitze von Cuba vorbei und waren am nächsten Tage der Küste von Jamaica fast beständig so nahe, dass man das wechselvolle Panorama der schön geformten, bis zum Gipfel bewaldeten Berge mit Musse und Genuss betrachten und die Palmen am Strande leicht mit freiem Auge erkennen konnte. Gegen Abend liefen wir in die Bucht von Kingston ein, welche im Osten durch eine lange mit Cocospalmen bewachsene Landzunge

ſo vollſtändig gegen das Meer abgeſchloſſen iſt, daſs beim Port Royal nur eine ſchmale Einfahrt für die Schiffe übrig bleibt. Es iſt ein herrlicher Anblick, wenn man die ſanft anſteigende Ebene, von bewaldeten Bergen in weitem Halbkreiſe umrahmt, eine wahre conca d'oro, vor ſich ſieht, und wenn ihre Perle, die Stadt Kingſton, ſich ſo ſtolz vor den Augen des Beſchauers hindehnt! Und dazu die Pracht der Vegetation: die verſchiedenſten Palmengattungen ragen ſtolz in die Lüfte, die ſchlanken Nadeln von Caſuarinen und die zartgefiederten Blätter der zahlreichen Cäſalpinien ſchwanken im leichteſten Windhauche und grandioſe Ficus-Arten laden zur Ruhe in ihrem Schatten ein — man könnte glauben, man fahre in den Schooſs des Paradieſes hinein.

Und doch, wenn ich ſo bei Nacht und Tag durch die Straſsen der Stadt ging und die Menſchen ſah mit ihren Fehlern und Schwächen, ſo wurde ich mir bald bewuſst, daſs ich noch mit beiden Füſsen auf unſerer heimathlichen Erde ſtand; allein ich hätte eher geglaubt, daſs ich mich in Afrika als in Amerika befinde, denn das charakteriſtiſche Element der Bevölkerung ſind die Neger: wo man geht und ſteht, ſieht man die Abkömmlinge der afrikaniſchen Raſſe in allen Nuancen von Schwarz bis zum lichteſten Braun, in den verſchiedenſten, oft ziemlich phantaſtiſchen Kleidungen, gewöhnlich in hellen Farbentönen — was man allerdings häufig mehr errathen muſs, als man es wirklich erkennen kann — und mannichfaltigen Kopfbedeckungen; die Conducteure der Pferdebahnen, die Poliziſten und andere niedere Beamte, die Droſchkenkutſcher, die Hafenarbeiter, die dienſtbaren Geiſter aller möglichen Branchen ſind Neger, und unter den Arcaden der niedrigen Häuſer ſitzen Negerweiber und bieten ihre für ein europäiſches Auge nicht ſehr einladenden Genuſsmittel feil — kurzum, die Europäer, ſowie vereinzelte Söhne des Reiches der Mitte treten in dem Straſsenbilde Kingſtons ſehr zurück. Die Stadt macht übrigens mit ihren geradlinigen Straſsen und den vielfachen Arcaden einen ganz ſchmucken Eindruck und iſt weit minder unſauber, als man nach ſüdeuropäiſchen Vorbildern erwarten könnte; ſie beſitzt ſogar einen hübſchen öffentlichen Garten, mehrere Standbilder (die jedoch ziemlich gelangweilt in ihre Umgebung blicken), und ein kleines, aber gutes Muſeum, welches u. a. eine vorzügliche geologiſche Local-

ſammlung aufweiſt — ein Ruhm und eine Zierde für die ganze Colonie; der Beſuch des Muſeums ſcheint übrigens nicht allzu rege zu ſein, wenigſtens konnte mich mein ſchwarzer Droſchkenlenker erſt nach einer langen Irrfahrt und mehrfachem Fragen dorthin bringen, machte dafür aber auch einen ſchüchternen Verſuch, das doppelte Fahrgeld von mir zu verlangen.

Leider verlieſsen wir am Abend des 31. October ſchon wieder das prachtvolle Eiland, und als ich am nächſten Morgen erwachte, kam mir mein ganzer Aufenthalt auf Jamaica wie ein ſchöner, wechſelreicher Traum vor; denn die höchſten Berge der Inſel waren längſt unter das Meer getaucht, und ich ſah an dieſem und dem nächſten Tage (aufser den kleinen Albuquerque-Inſeln, etlichen Waſſervögeln und Hunderten von fliegenden Fiſchen) nichts mehr als Himmel und Waſſer. Und doch war's kein Traum. Als ich am Morgen des 3. Novembers erwachte, ſah ich am nahen Ufer wieder Palmen und eigenthümliche dicotyle Bäume ſtehen; es war kein Zweifel, dafs ich mich in den Tropen befand, und wenn ich etwa noch ungewiſs geblieben wäre, ſo hätte mich die hohe Wärme untrüglich davon überzeugt; ich las an dieſem Tage Nachts 10 Uhr noch 28,5° C. in meiner Cabine ab. Zugleich ſtellten ſich einige rieſige Spinnen als Zimmergefährten bei mir ein, Thiere von ſolchen Dimenſionen, dafs ihre Abſtammung aus der heifsen Zone klar am Tage lag; ich hätte gern ein Exemplar dieſer Arachnoideen in Weingeiſt conſervirt, wenn ich nur erſtens Weingeiſt beſeſſen hätte, und zweitens, wenn es mir gelungen wäre, eines zu fangen; allein die Beſtien beſafsen eine aufsergewöhnliche Geſchwindigkeit, und ich erkannte klar, dafs es mit dem zoologiſchen Sammeln ſeine Schwierigkeiten hat; »gut«, dachte ich, »dafs ich kein Zoologe bin; meine Geſteine und Pflanzen laufen mir wenigſtens nicht davon«! Hierin hatte ich nun allerdings Recht, allein die Zukunft liefs mich bald auch hier auf grofse Schwierigkeiten ſtofsen.

Wir lagen vor Greytown (ſpaniſch: San Juan) unter 10° 58′ n. Br., an der Grenze von Nicaragua und Coſtarica, und während wir im Weſten zahlreiche nicaraguenſiſche Berge erblickten, brachten uns aus blauer Ferne die gewaltigen Schweſtervulcane Irazu und Turrialba die Grüfse des ſüdlichſten centralamerikaniſchen Freiſtaates dar. San Juan, ein Dorf von etwa 600 Einwohnern, liegt

ein wenig landeinwärts an einem Arme des San Juanfluſſes und ſein Beſuch war in vielfacher Hinſicht intereſſant: einmal die Fahrt auf dem ſchmalen Fluſſe an den üppigen Mangrovewaldungen hin, dann das Dorf ſelbſt mit ſeinen niedrigen Holzhäuſern, ſeinen breiten, ſandigen Straſsen und den groſsen grasbewachſenen Plätzen, dann die vielen tropiſchen Nutzbäume, welche mir hier zum erſten Male zu Geſicht kamen, und endlich der eigenartige Verkehr der Menſchen, lauter Dinge, welche nach der Einförmigkeit einer Seefahrt beſonderen Reiz zu bieten geeignet ſind. Zugleich ſah ich hier in San Juan die erſten Indianer, harmloſe ſympathiſche Menſchenkinder, und konnte mich alſo endlich dahin beruhigen, daſs ich mich wirklich in der »Neuen Welt« befand.

Ein Rückfall in meine alten Zweifel blieb in der Folge ſchon deshalb ausgeſchloſſen, weil wir nach der Abfahrt von der Rhede von Greytown (am 4. November Abends) das Feſtland faſt beſtändig in Sicht behielten: nachdem wir am 5. November während des ganzen Nachmittags die flache Mosquitoküſte vor Augen gehabt hatten, erblickten wir am Morgen des 6. Novembers die prachtvollen Berge von Honduras, bis zum Gipfel bewaldet, und hatten wir nun den ganzen Tag über im Süden ein wechſelvolles Gebirgspanorama und den Anblick eines üppig bewaldeten Ufers, ſo geſellte ſich dazu im Laufe des Nachmittags bald auch der Blick auf die langgeſtreckten bergigen Inſeln Bonacca und Roatan im Norden und in ſpäter Abendſtunde lagen wir bereits wieder in der Bucht von Trujillo vor Anker, indem die Sterne und die Mondſichel, vom aſchgrauen Wiederſcheine der Erde zur Scheibe ergänzt, im Funkeln mit den freundlichen Lichtern des Städtchens, welches ſich in einiger Höhe am Berge hindehnt, wetteiferten. Man kann ſich kaum eine ſchönere, abwechſelungsreichere Fahrt denken, als die eben zurückgelegte war, und das war gut ſo, denn nachdem ich bereits in Jamaica meinen liebenswürdigen deutſchen Dolmetſch (Herrn J. G. Milke in Kingſton) verloren hatte, verlor ich in Greytown auch noch meine gefälligen ſpaniſchen Interpreten und war nun auf meine halsbrecheriſchen engliſchen Sprachrudimente angewieſen, um überhaupt mit meinem einzigen Mitpaſſagier in Contact zu bleiben. Wir Beide waren übrigens, trotz dieſer

Schwierigkeit, ſehr gute Freunde und gingen denn auch (am 7. November) gemeinſam in Trujillo ans Land.

War Greytown für mich ſchon ein ganz intereſſanter Platz geweſen, ſo war es Trujillo noch viel mehr, denn ſchon am Strande herrſchte ein lebhaftes Treiben der Thierwelt: flinke Lacerten huſchten durchs Laub und an den Wänden der Häuſer hinauf, ein groſser Lizard barg ſich ängſtlich unter alten Brettern, wenn man ſich ihm näherte, und zahlreiche Waſſervögel, meiſt Pelicane, trieben ſich nahe am Ufer umher. Den Strand verlaſſend, kamen wir zunächſt an zahlreichen ärmlichen Lehmhütten vorbei, in welchen die caraibiſche Bevölkerung von Trujillo lebt und bald traten wir auf ſchmalen Fuſspfaden in einen prachtvollen Wald ein, zwiſchen deſſen Bäumen und Schlinggewächſen ſich groſse Cacteen und Bromeliaceen ſehr hübſch ausnahmen. Bei einem Fluſſe, in welchem zahlreiche Negerweiber ſtanden und wuſchen, hörte unſer Pfad auf und ſo ſahen wir uns denn veranlaſst, wieder den Heimweg anzutreten. Vom Schiffe aus aber ſah ich mit jenem Gefühle von Befriedigung nach Trujillo zurück, welches man nach ſchönen Erlebniſſen zu empfinden pflegt, und konnte zugleich nicht müde werden, die hohe landſchaftliche Schönheit der Scenerie zu bewundern: im Oſten eine lange, flache Landzunge, im Süden und Weſten waldige, formſchöne Berge von beträchtlicher Höhe, im Norden das offene Meer, in den Strahlen der Sonne erglänzend; den Mittelpunkt des Landſchaftsbildes aber nimmt das Städtchen ein, deſſen Steinhäuſer auf einer Anhöhe liegen, während die mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten der farbigen Bevölkerung in maleriſcher Folge die Thaldepreſſionen einnehmen; die unzähligen ſchlanken Cocospalmen aber, welche rings am Ufer ſtehen, tragen in ihren wechſelvollen Gruppirungen und ihren edlen Einzelformen in hohem Maaſse dazu bei, die Stimmung zu erhöhen, in welche die Stille inmitten all dieſer Schönheit unwillkürlich verſetzt. Und als wir dann hinausfuhren in den ſpiegelglatten Ocean, begrüſsten uns im Norden auſser Bonacca und Roatan die kleineren Inſeln Vorborata und die der Cochinasgruppe, und die untergehende Sonne erfüllte Alles mit ihrem goldenen Schimmer; nur ſchade, daſs in den Tropen die Nacht ſo plötzlich eintritt und alle Herrlichkeit verſchlingt; denn ſo

hell der Mond auch ſchien und im weiten Meere erglänzte, das ſchöne Bild des Tages vermochte er doch nicht mehr hervorzuzaubern, es blieb verſchwunden.

In der Frühe des nächſten Morgens aber lag das Schiff in einem anderen Hafen von Honduras vor Anker, welcher gleichfalls einen hübſchen Anblick gewährt, obwohl er an Schönheit weit hinter Trujillo zurückſteht: es war Puerto Cortez. Ich ging natürlich wieder ans Land und ſtreifte mit meinem engliſchen Gefährten an der ſumpfigen Küſte hin, an welcher ſenſible Mimoſen in groſser Menge waehſen. Aber dieſe hübſchen Pflanzen waren es nicht, welche unſer Intereſſe hauptſächlich in Anſpruch nahmen, ſondern die Eiſenbahn; denn es iſt luſtig anzuſchen. wie die Landkarten Centralamerikas durchzogen ſind von den verſchiedenſten projectirten und in Vorſchlag gebrachten Canälen und Eiſenbahnen, die wohl niemals zur Ausführung gelangen; alſo muſs eine wirklich vollendete Eiſenbahn, auch wenn ſie nur 12 Leguas lang iſt, von vornherein Aufmerkſamkeit erwecken. Ich hatte meine Erwartungen gerade nicht hoch geſpannt, aber trotzdem erwieſen ſie ſich als optimiſtiſch; denn es war die reinſte Carricatur einer Eiſenbahn: die Schwellen zum Theil ganz faul, die Schienen verroſtet und vielfach ſchadhaft, dabei aber zudem ſo ſchlecht gelegt, wie man es kaum bei einer proviſoriſchen Bahn entſchuldigen könnte; das Beſte an der Eiſenbahn iſt unzweifelhaft der Bahnkörper, welcher den Bewohnern von Puerto Cortez wenigſtens einen guten Fuſsweg darbietet; die Bahn ſelbſt aber leidet an ſo zahlreichen Entgleiſungen, daſs der Betrieb in abſehbarer Zeit gänzlich wird eingeſtellt werden müſſen.

Nachdem wir aber beſagte Eiſenbahn hinlänglich bewundert hatten und heimzukehren wünſchten, war am ganzen Hafen keine dienſtbare Seele mehr zu ſehen, welche uns gegen klingendes Entgelt Charonsdienſte geleiſtet hätte, und ſo muſsten wir denn in tropiſcher Mittagshitze im Schweiſse unſeres Angeſichtes uns ſelbſt zum Schiffe zurückrudern, was ſeitens der Seeleute ziemliche Heiterkeit erregte. Genug, wir kamen wohlbehalten hinüber, und der Dampfer führte uns Abends pflichtſchuldig weiter. Am 9. November ſpazierte ich in den hübſchen und reinlichen Straſsen des blühenden Städtchens Belize umher, und am Vormittag des 10. November ſaſs ich bereits in dem einzigen Hôtel

von Livingſton, einem guatemaltekiſchen Hafenorte, möglichſt geduldig der Stunde harrend, in der ich meine Reiſe fortſetzen könnte; denn der Fluſsdampfer, welcher mich nach Panzos bringen ſollte, war natürlich gerade am Tage vor meiner Ankunft abgefahren, und vor ſeiner Rückkehr war für einen Mann mit viel Gepäck an ein Weiterkommen nicht zu denken.

Man ſagt, Livingſton ſei ein langweiliger Ort, und ich glaube es gern, denn der Platz bietet auſser ſeiner hübſchen Lage nichts Beſonderes, der Verkehr iſt ein geringer, die Zahl der Europäer beſchränkt; gröſsere Spaziergänge verbietet der Wald mit ſeinen Schlingpflanzen, Wege exiſtiren nicht, und die paar barfüſsigen Soldaten, welche die Beſatzung bilden, ſind bald zur Genüge bewundert. Glücklicherweiſe kommt aber der Naturwiſſenſchafter auch an engbegrenztem Raume nie in die Lage, der Langeweile anheimzufallen, und alsbald widmete ich meine Zeit botaniſchen und geologiſchen Beobachtungen.

Allein wenn ſchon in unſerer Heimath der Botaniker oft genug in Verlegenheit geräth, indem er ſich z. B. am Rande eines Baches oder Felſens befindet und ſein Schirm ſich mit bemerkenswerther Regelmäſsigkeit immer um einige Centimeter zu kurz zur Erreichung des Objectes erweiſt, ſo kommt er in den Tropen oft der Verzweiflung nahe, wenn er die ſchönſten Blumen epiphytiſcher und ſchlingender Pflanzen hoch oben an den Bäumen in unerreichbarer Ferne erblickt, oder wenn er mit Mühe tiefer ins Innere der Wälder dringt und nun faſt nur Stämme und ein Gewirr blattloſer ſchlingender Stengel um ſich ſieht. Und doch iſt der Botaniker noch gut daran dem Geologen gegenüber: er bekommt ſeine Objecte wenigſtens zu Geſicht, dem Geologen aber wächſt die allzu üppige Vegetation auch an ſolchen Stellen die Aufſchlüſſe zu, wo man ſie in höheren Breiten gewiſs aufs Schönſte aufgedeckt finden würde; da begreift ſichs wohl, daſs der aufgewendeten Arbeit des Naturforſchers in den Tropen oft ein entmuthigend kleiner Erfolg gegenüber ſteht; ein Glück für mich, daſs ich ſo optimiſtiſch angelegt bin, denn wer wollte noch Luſt zur Arbeit haben, wenn nicht der Strahl der Hoffnung die Schatten der Enttäuſchungen milderte?

Während ich aber mitten in der Arbeit war und die Zahl der eingelegten Pflanzen, ſowie der Argumente für eine Senkung

dieſer Küſte zu vermehren ſtrebte, wurde mir eines ſchönen Morgens plötzlich mit echt amerikaniſcher Rüekſichtsloſigkeit mitgetheilt, daſs in anderthalb Stunden der Dampfer naeh Yzabal abgehe, ſo daſs ieh kaum Zeit hatte, meine ſieben Saehen nothdürftig zu ordnen, wobei natürlich etliehe ſchmerzlieh vermiſste Gegenſtände, wie Salzſäure und Ammoniak, vergeſſen wurden. Alſo gings am 15. des Monats ins Land Guatemala hinein.

Der Weg dorthin führt dureh eine Eingangspforte von geradezu hinreiſsender Sehönheit. Aehnlieh, wie der Rhein das Schiefergebirge durehbrechen muſste, ſo hat ſieh hier der Rio Dulee dureh ein Faltungsgebirge von Kalkſtein den Weg zum Meere bahnen müſſen und ſo ein tief eingeriſſenes Thal geſchaffen; und doeh, weleh gewaltiger Unterſehied in der Scenerie: dort zeugen ſtolze Burgen und blühende Städte von muthvoller Vergangenheit und kraftvoller Gegenwart, und der rege Verkehr an und auf dem Fluſſe deutet auf die Mitte des lärmenden Tages; hier aber ſtehen erſt etliehe wenige Plantagen, wie Pioniere der erwaehenden Cultur am Ufer des Fluſſes, und allenthalben herrſeht noeh die Stille des dämmernden Morgens; dort erzählen die militäriſehen Reihen der Rebengelände davon, daſs die gereifte Natur ſich dem menſchliehen Willen untergeordnet hat, hier aber waltet ſie noeh in der ſorgloſen Ungebundenheit und dem tollen Uebermuthe der Jugend. Gewiſs iſts ein Uebermuth der Mutter Natur, wenn ſie an Hänge von 40 bis 70° Neigung hoehſtämmige Bäume pflanzt, und ſie ſeheint es ſelbſt einzugeſtehen, indem ſie dieſelben mit Hunderten und Tauſenden von Sehlingpflanzen feſtbindet, und das Alles kleidet ſie mit grünenden Guirlanden aufs Präehtigſte und windet die leuehtendſten Blumen von Orehideen und Bignonien in den laehenden Strauſs. Gegenüber ſoleher Praeht der Pflanzenwelt treten die Vegetationsbilder des Gardaſees, der Riviera oder Neapels weit zurück, und ſelbſt der Zauber, welehen die Papyrusſtauden an der Kyane-Quelle ausüben, erſeheint matt gegenüber der Manniehfaltigkeit tropiſeher Lebensäufserungen. Jede Biegung des Fluſſes, jede Wendung des Sehiffes, eröffnet neue überraſehende Bilder: hier ahmt die Natur in neekiſchem Spiele einen Maſt mit ſeinem Tauwerke dureh eine ſehlanke Cocospalme mit herabhängenden blattloſen Lianenſtengeln nach, dort aber müht ſie

ſich, ein glatte, weiſse Kalkwand durch grünende Ranken dem Anblicke zu entziehen, da hat ſie einen ganzen Baum vollſtändig durch wucherndes Beiwerk eingehüllt, und daneben wiederum ragt eine ſchwach beblätterte Krone auf geſpenſtig dürrem Stamme hoch in die Luft; man kann nicht ſatt werden, all diese wechſelvolle Schönheit zu bewundern, und ſieht mit Bedauern, daſs die Hänge allmählich niedriger werden, und der Fluſs ſich zu dem langgedehnten »Golfete« verbreitert. Freudig dagegen grüſst der eingeborene Caraibe das offene Waſſer, denn er glaubt, der Teufel wohne in dem engen Thale; denn, wenn man dort laut rufe, ſo gebe Beelzebub ſelbſt die Worte zurück. Welchen Aberglauben doch ein unſchuldiges Echo zu erzeugen vermag!

Der Golfete und noch mehr der nahe Golfo Dulce ſind übrigens ſehr ſchöne Seen, welche in der grandioſen Stille der Tropen einen unnennbaren Zauber ausüben; ſo ſagt man; ich weiſs es nicht, denn ſo lange ich darüber hinfuhr, regnete es faſt immer, und erſt bei der Ankunft in Yzabal war das gute Wetter zum Durchbruche gekommen. Aber wer ſollte noch Sinn für Naturſchönheiten haben, wenn die fühllofen Hände eines Zollbeamten die ſtets mit gröſster Sorgfalt behandelten Inſtrumente roh antaſten! Kaum aber war die Unterſuchung im Gange, ſo brach auch ſchon die Nacht herein, und da der Dampfer »Coban« in aller Morgenfrühe weiterfuhr, ſo muſste ich, wenn ich nicht ſelbſt einige Wochen in dem kleinen Platze liegen bleiben wollte, acht Kiſten auf dem Zollamte in Yzabal zurücklaſſen; das that ich denn mit ſchwerem Herzen, um ſo mehr, als wenig erfreuliche Erzählungen über die dort übliche Zollbehandlung in Aller Munde ſind. So iſt z. B. kürzlich einer deutſchen Firma eine Sendung lediglich deshalb confiſcirt worden, weil einige Gegenſtände weniger darin waren, als die Declaration angab.

Der Dampfer »Coban« aber kümmerte ſich nicht um alle meine Sorgen; als ich am nächſten Morgen erwachte, befand ich mich vielmehr bereits auf dem ſchönen Polochic-Fluſſe; rieſige Cyperaceen und Gramineen, prächtige Palmen und andere tropiſche Bäume ſtanden an den Ufern, Papageien flogen in Schaaren kreiſchend hoch über dem Fluſſe hinweg, während weiſse Waſſervögel bedächtig ihr Haupt auf dem ſchlanken Halſe wiegten; aber auch dieſe Herrlichkeit tropiſcher Scenerie

kümmerte den Dampfer nicht, der keuchend wider das Gefäll des Stromes ankämpfte. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchfes liefs allmählich nach, manche Palmen verfchwanden und an ihre Stelle traten gigantifche Ceiba-Bäume und nordländifche Weiden — den Dampfer kümmerte es nicht, und erft am fpäten Abend gönnte er fich Erholung und gab fich am Ufer des Fluffes der Ruhe hin. Lautlos glitten die Waffer am Schiffe vorüber, lautlos badete fich des Mondes Schimmer in den gefchäftigen Wellen, lautlos ftanden die Riefen des Urwaldes zu beiden Seiten auf treuer Wacht, bis gefchwätzige Papageien die nahende Eos ankündeten — Alles fchien zu ruhen in der fchweigenden Nacht, und doch wars nur leerer Schein: Legionen von Mosquitos lagen hier fchon feit manchem Tage auf der Lauer, harmlofe Reifende zu überfallen, und in ungleichem Kampfe mit zahllofen geflügelten Gegnern verging mir die lange, lange Nacht ohne jeglichen Schlummer; mit Sehnen, wie kaum je zuvor, harrte ich des fäumenden Tages und grüfste mit Jubel und Wonne den erften, erlöfenden, goldenen Strahl der Sonne!

Um 10 Uhr Morgens, am 17. November, war Panzos, ein armfeliges Dorf von wenigen Häufern, erreicht, wo mich mein Bruder mit offenen Armen empfing, und dann gings drei Tage zu Pferde über Flüffe und Päffe, durch Wälder und Fluren, durch Dörfer und Einöden, bis wir endlich die prächtig gelegene Stadt Coban mit ihren ftolzen öffentlichen Gebäuden inmitten eines herrlichen Hügellandes erblickten und bald darauf in Chimax (der nahe gelegenen Kaffeeplantage meines Bruders) der wohlverdienten Ruhe pflegten. Wohl haften in meinem Gedächtniffe noch vereinzelte Bilder von raufchenden Waffern und herrlichen Wäldern, von erhabenen Gebirgsthälern und fchönen Vegetationsbildern (fubtropifchen Charakters), von fchlechter Unterkunft und noch fchlechterem Effen in Indianerdörfern — denn hier im Inneren erft findet man die Eingeborenen in grofser Zahl, während fie an der Küfte nur vereinzelt auftreten — aber das Alles verfchwimmt in der lebhaften Rückerinnerung an die Müdigkeit und die Strapazen, welche das mir gänzlich ungewohnte Reiten auf den fchlechten Wegen eingebracht.

Aber nach wenigen Tagen der Erholung fchwand diefe Müdigkeit, und ich fange nunmehr an, mich heimifch zu fühlen

in der Neuen Welt, und wenn ich ſo die Roſen vor meinen Fenſtern blühen ſehe und der Duft vielfältiger Blumen zu mir dringt, dann denke ich der alten Heimath, die jetzt im Banne des Winters liegt und von Eis und Schnee ſtarrt, wer wollte da wohl tauſchen? Und doch, wenn ich der Eltern und Freunde, der Mutterſprache und des gemüthvollen Lebens gedenke, ſo fühle ich wohl die ſtarken Bande, die den Fernen an das Vaterland ketten, und der Sonne, die allen Völkern und Ländern des weiten Erdenrundes Licht und Wärme ſpendet, rufe ich dann wohl zu: »Grüſs' mir die theure Heimath! Auf Wiederſehen!»

Ein Ausflug in die Urwälder der Alta Verapaz (Guatemala *).

Coban, den 16. October 1889.

An einem ſchönen Junitage des Jahres 1889 verlieſs ich wieder einmal die Stadt Coban und wanderte meinen Bergen und Wäldern zu; ich ſage »wieder einmal«, weil ſich daſſelbe Ereigniſs innerhalb des verfloſſenen halben Jahres gar häufig wiederholt hatte, und belege das bergige Urwaldgebiet im Norden der Alta Verapaz mit dem Fürworte der erſten Perſon nicht nur darum, weil es längere Zeit mein Arbeitsgebiet war und bleiben wird, ſondern auch, weil es mir lieb und werth geworden iſt, trotz der Anſtrengungen und Entbehrungen, welchen man in ihm ausgeſetzt zu ſein pflegt. Meine Begleiter waren ein Dolmetſch (da der Fremde ſich die nöthige Kenntniſs der Indianerſprachen bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nur langſam aneignet) und ein paar indianiſche Träger, welche mein Gepäck nach hieſiger Sitte mittelſt eines Stirnbandes auf dem Rücken trugen. Wenn ich noch mit einigen Worten meine Kleidung und Ausrüſtung erwähnen darf, ſo ſei bemerkt, daſs dieſelbe (abgeſehen von einigen zweckdienlichen Abänderungen) der eines Alpenwanderers nahe ſtand: Jäger'ſche Wollkleidung, Wettermantel, Bergſchuhe und Korkhelm oder breitrandiger Filzhut mit farbigem Schweiſstuche; Hirſchfänger und Revolver vervollſtändigten die Ausrüſtung; neben genannten Mordwerkzeugen aber hingen friedlich mein Hammer und Ledertaſchen für Höhenmeſſer, Compaſs und Notizbuch.

Bald hatte unſer kleiner Zug auf gutem Karrenwege das wenige Kilometer öſtlich gelegene groſse Indianerdorf San Pedro Carchá (1280 m) erreicht, von wo aus wir uns nach Nordoſten wandten. Wir verlieſsen das Thal des Cobanfluſſes mit ſeinen

*) cf. Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) 1889. Nr. 336, S. 1—2. Mittwoch, 4. December. —

freundlichen Kaffeepflanzungen und mit mäfsiger Steigung führte uns ein angenehmer Reitweg dem Pocolhá-Gebirge zu; Maispflanzungen begleiten uns auf unserem Wege, während von den Gipfeln der steilen Hügel lichte Fichtenwaldungen herübergrüfsen. Die Bevölkerung ist hier schon durchaus indianisch und demgemäfs ist auch unser Unterkommen beschaffen: als Hôtel dient im Allgemeinen die »Ermita«, eine offene, meist mit Palmblättern gedeckte Hütte, welche zugleich die Kirche, der Begräbnisplatz, das Kneipzimmer und der Tanzboden des Indianers ist — eine Häufung von Eigenschaften, wie sie dem naiven Charakter der Bevölkerung durchaus entspricht (im Nothfalle findet der Reisende auch in den Hütten der Indianer bereitwillige Unterkunft).

In der Ermita von Chirixquiché (1440 m) verbrachten wir die erste Nacht und erreichten, früh aufbrechend, gegen 10 Uhr Vormittags die wenigen in den flachen Hochthälern des Pocolhá-Gebirges zerstreuten Hütten von Sacaranilá (1700 m) und noch vor Eintritt der Mittagshitze bei der Passhöhe Nimlatzúl, d. h. grofser Berg (1800 m), den Schatten des Urwaldes, den wir nun für lange Zeit nicht mehr verliefsen.

Man fragt mich wohl, was man unter einem »Urwalde« versteht und ich mufs gestehen, dafs ich eine erschöpfende Erklärung des Wortes nicht zu geben weifs; es ist eben ein Wald, in welchem des Menschen Hand noch nicht zerstörend oder umgestaltend eingegriffen hat, kurzum ein Wald, wie ihn der liebe Gott in seiner freien Natur wachsen läfst. Daraus ergiebt sich, dafs der Urwald so vielgestaltig auftreten kann, als irgend welche andere Erscheinungsform der Natur, nach den klimatischen Bedingungen, den Bodenverhältnissen und der gegenseitigen Beeinflussung der Pflanzen selbst, und wirklich zeigt er schon in dem engbegrenzten Gebiete der Alta Verapaz ein anderes Gesicht, je nachdem er im »kalten«, »gemäfsigten« oder »warmen« Lande auftritt.

Man könnte glauben, dafs der Urwald in beträchtlicher Höhe, also im »kalten Lande«, unseren deutschen Wäldern ähnlicher sei, als in tieferen Lagen, allein man wäre sehr im Irrthume; zwar sind schlingende und schmarotzende Pflanzen hier noch nicht so sehr zur Herrschaft gelangt, wie dort, daher er lichter und ruhiger erscheint, und hierdurch allerdings unserem heimischen Laubwalde etwas näher steht; betrachten wir aber die Pflanzenformen des-

ſelben, ſo ſehen wir uns in eine entlegene Erdperiode zurückverſetzt: die Hauptmaſſe der Waldbäume ſind zwar dicotyledone Gewächſe, charakteriſtiſch aber für das Bild des Waldes ſind hier die Farnbäume, welche durch ihre edle Erſcheinung ebenſo ſehr, wie durch ihr eigenthümliches Vorkommen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich ziehen. Während ſie ſüdlich vom Pocolhá-Gebirge nur vereinzelt vorkommen, kündigt ihr plötzlich maſſenhaftes Auftreten die Nähe der Kammhöhe mit groſser Sicherheit an, indeſs gleichzeitig Fichten und eine Anzahl anderer auffälliger Pflanzen verſchwinden. Auf der Kammhöhe und dem ungemein feuchten Nordabfalle des Gebirges treten die Farne zuweilen, aber allerdings ſelten, ſo maſſenhaft auf, daſs das Auge überhaupt keine andere Pflanzen erreicht, ſo daſs eine gelungene Zeichnung dieſer ſchönen Baumgruppen zugleich als ein ideales Bild aus der Steinkohlenzeit gelten dürfte. Bei der geringen Stammeslänge dieſer Gefäſskryptogamen bilden ihre Wedel ein zweites Blätterdach unter dem der hochragenden dicotylen Bäume; »im gemäſsigten Klima« (zwiſchen 500 und 1500 m Höhe) dagegen übernimmt dieſe Rolle ein Heer monocotyler Bäumchen, kleiner Palmen, deren freundlich graciöſe Erſcheinung in einem ſeltſamen Gegenſatze zu dem ernſten Bilde der Farnbäume ſteht, mit welchen ſie in höheren Lagen (800 bis 1000 m) zuweilen gemiſcht vorkommen. Ueberhaupt wird das Bild des Urwaldes im gemäſsigten Lande abwechſelungsreicher und freundlicher; mit dem üppigeren Wachsthume der Waldbäume ſelbſt ſtellen ſich auch zudringliche Freunde, ſowie läſtige Feinde in reicherem Maſse ein: zahlreiche epiphytiſche Pflanzen, namentlich prächtig blühende Orchideen, ſiedeln ſich am Stamme und Aeſten an, blattreiche Schlingpflanzen winden ſich daran hinauf und in ſchön geſchwungenen Linien hängen Lianen von der Laubkrone herab, theils in der Erde haftend, theils frei mit Luftwurzeln endigend. Trotz allem dieſem wirr ſich verſchlingenden Laubwerke iſt es immer noch licht in dem Walde, da die Sonnenſtrahlen, von den Blättern vielfach zurückgeworfen, in ihrem Wege zwar abgelenkt, aber nicht zurückgehalten werden. Zu Füſsen des Wanderers macht ſich üppig wucherndes Unterholz geltend, welches oft genug über die ſelten betretenen Fuſspfade hinwegwächſt und mit dem Buſchmeſſer entfernt werden muſs, um die Wege wieder

gangbar zu machen. Schlimmer ift es damit noch im »warmen Lande« (etwa unterhalb 500 m Meereshöhe), wo das Unterholz und fcharfkantige kiefelreiche Gräfer mehr und mehr zur Herrfchaft gelangen, fo dafs man fich durch diefes Dickicht erft einen Gang fchlagen mufs, welcher aus naheliegenden Gründen gewöhnlich fo niedrig ift, dafs man weite Strecken gebückt gehen mufs. Die Schönheit ift der Wildheit gewichen; im Uebermaafse der Lebenskraft drängt fich die organifche Welt; inmitten der fröhlichften Fülle pflanzlichen Lebens macht fich ein unangenehmer Modergeruch geltend, ftellenweife allerdings überdeckt von betäubenden Wohlgerüchen und noch öfter als in höheren Lagen mufs hier der Wanderer über geftürzte Baumftämme klettern, oder unter ihnen durchkriechen, um feinen Weg fortzufetzen.

Eine ähnliche Steigerung vom Ruhigen zum Wilden läfst fich mit Zunahme der Temperatur, alfo Abnahme der Höhenlage, auch in der Thierwelt verfolgen, welche übrigens viel mehr in den Hintergrund tritt, als man etwa annehmen könnte. Im kalten Lande ift es ftill und ruhig: nur felten hört man bei Tage eine Cicade zirpen oder einen Vogel rufen, und noch feltener fieht man etwa auch einmal ein Reh oder Gürtelthier; bei Beginn der Nacht allerdings wird es auch hier (und in noch höherem Grade im wärmeren Lande) lauter, indem nunmehr die verfchiedenften Vögel, Infecten und Nager ihre Stimme erfchallen laffen. Im gemäfsigten Lande ertönt gegen Ende der Trockenzeit den ganzen Tag über das fchönfte Concert gefiederter Sänger aus dem undurchdringlichen Blätterwerke des Waldes und in kurzer Zeit vermag der Wanderer eine ganze Reihe von Vogelrufen aufzuzeichnen, denn Tonhöhen und Tact find in vielen Fällen mit grofser Schärfe erkennbar, fo dafs es ein Leichtes ift, fie durch Noten wiederzugeben. Auf der Erde bemerkt man von auffälligen Thieren, aufser fchönen Käfern, am häufigften grofse Myriopoden, fcherzhafte Landkrabben und — Schlangen. Letztere erwecken, wenn man fich auch allmählich etwas an ihre Erfcheinung gewöhnt, immer wieder ein unbehagliches Gefühl, wenn man fie in unbeweglicher Ruhe zufammengerollt am Wege liegen fieht; die hier vorkommenden Arten find zwar grofsentheils fehr giftig, aber nicht bösartig, und wer-

den, da ſie noch nicht in abgefeimter Bosheit gleich anderen ihres Geſchlechtes auf die Bäume klettern *), dem Europäer nicht leicht gefährlich. Ein unangenehmes Gefühl iſt es auch, wenn man ſich ſo recht behaglich in der Hängematte ſchaukelt, und plötzlich an einem Balken über ſich einen Scorpion einherſpazieren ſieht; doch ſind auch dieſe Thiere im Grunde harmlos, da ſie nur ſtechen, wenn ſie ſich in Gefahr glauben. Bösartig und blutgierig dagegen ſind die zahlreichen kleinen Plagegeiſter aus den Ordnungen der Acarinen, Rhynchoten, Dipteren, Hymenopteren u. dergl., deren man ſich vergebens zu erwehren ſucht, und welche einem manche Stunde Schlaf zu rauben pflegen. Noch viel ſchlimmer iſt es mit dieſer Plage im »heifsen Lande«, welches ich überhaupt nicht ſehr zu rühmen weifs. Statt der munteren Sänger des Waldes finden wir in Schaaren häfslich kreiſchende Papageien und andere ſchön befiederte Schreier; in den Flüſſen kommen Alligatoren vor und am Wege findet man gar nicht ſehr ſelten die friſchen Spuren des Jaguars. So oft ich ſolche Fährten traf, und aus denſelben einen Rückſchlufs auf die Gröfse des Thieres machte, beſeelte mein friedfertiges Gemüth immer der Wunſch, dafs ich einer ſolchen Katze lieber nicht begegnen möge — ein Wunſch, welcher zu meiner Befriedigung bis jetzt immer in Erfüllung ging.

Dieſes eben beſprochene bergige Urwaldgebiet, welches ich bei Nimlatzúl erreichte, grenzt im Norden an das Tiefland von Peten; die Anſiedelungen ſind ſpärlich und fehlen im warmen Lande auf weite Strecken ganz, ein groſser Theil derſelben iſt nur zeitweiſe bewohnt, indem die Indianer lediglich dorthin gehen, um ihre Maisfelder zu beſtellen, und ſpäterhin wieder, um ſie abzuernten. Da die Anſiedelungen in allen Fällen Indianern angehören, ſo iſt der Wanderer hier ganz von aller Civiliſation entfernt und vollſtändig auf ſich ſelbſt angewieſen. Die Fufspfade ſind bei den ſteilen felſigen Gehängen der Berge und der aufserordentlichen Feuchtigkeit des Klimas faſt immer in ungemein ſchlechtem Zuſtande, und es iſt gut, wenn man durch

*) So glaubte ich damals, doch haben mir ſpätere Beobachtungen gezeigt, dafs die meiſten Schlangenarten dieſer Gegend auch auf Bäume zu klettern vermögen.

Alpenwanderungen wenigſtens einigermaſsen auf derartige Wege vorbereitet iſt. Kleider und Schuhwerk leiden empfindlich, und ich muſs geſtehen, daſs ich an manchen Tagen mehr mit Nadel und Scheere als mit Hammer und Compaſs gearbeitet habe. Einige Kenntniſſe in der Kochkunſt ſind hier gleichfalls von Vortheil und es wäre ſogar nützlich, wenn man früher bei einem Seiltänzer in die Lehre gegangen wäre, denn man hat nicht nur häufig Kahlſchläge auf gefällten Bäumen zu überſchreiten, ſondern findet Baumſtämme nicht ſelten auch ohne weitere Vorrichtung als Brücken über Flüſſe verwendet, und es ereignet ſich dann bei Regenwetter ſehr leicht, daſs der Reiſende beim Ueberſchreiten ausgleitet und ein unfreiwilliges Bad nimmt, wie es dem Schreiber dieſer Zeilen auch ſchon vorgekommen iſt. Kurzum, man kann hier alle und jegliche Fertigkeit gebrauchen, welche irgend zu praktiſchen Zwecken verwendbar iſt.

Hat man aufserdem noch etwas Thatkraft und Geduld mit auf den Weg genommen, ſo kann man beruhigt in die Wälder ziehen, deren eigenartige Schönheit bald eines Jeden Herz gewinnen wird. Es ſtellen ſich zwar manche Unannehmlichkeiten ein, welche den reinen Genuſs von all dem Schönen zeitweiſe ſtören: die drückende Hitze der hellen Tage, die feuchte Schwüle während des Regens, der oft ungeheuerliche Zuſtand der Wege, häufiger Mangel an Trinkwaſſer u. dergl., laſten oft ſchwer auf der Stimmung des Reiſenden und auch lange Nachtwanderungen bei Fackelſchein und Bivouaks, wie ich ſie auch gelegentlich mitzumachen hatte, gehören nicht zu den angenehmen Dingen im Urwaldleben. Auch die Pflanzenwelt iſt in vielen Fällen des Wanderers Feind und es iſt ſehr zu bedauern, daſs Fr. Viſcher's »Auch Einer« niemals einen Ausflug in tropiſche Wälder unternommen hat, um den Kampf wider die Tücke des Objects in dieſem Gebiete zu ſchildern; denn ich glaube, nirgends in der Welt iſt dieſer Kampf erbitterter und ausſichtsloſer als hier: Dornen verſtecken ſich heimtückiſch unter Moos und Flechten, und der Neuling pflegt ſich mit beſonderer Vorliebe gerade an derartig vorbereiteten Bäumen feſtzuhalten, hochragende Wurzeln legen ſich unvermuthet über den Weg, damit der Eindringling darüber ſtolpere, und ſchlingende Sträucher halten ihn feſt und rauben ihm Hut und Brille — kurz, es iſt eine unerſchöpfliche

Fülle von Verwicklungen gegeben, welche nicht ſelten die gute Laune des Reiſenden zu ſtören drohen.

Andererſeits erlebt man hier aber auch Augenblicke, welche den reichſten Genuſs gewähren. Wie ſchön und ſtets aufs Neue überraſchend iſt es nicht, wenn man aus dem Dunkel des Waldes plötzlich in eine Lichtung tritt: freundliche Maisfelder umgeben die mit Palmblättern gedeckte Hütte und einſam iſt auch wohl noch da oder dort ein Urwaldrieſe ſtehen geblieben, von welchem armdicke Lianen maleriſch herunterhängen; die Frau des Hauſes pflegt dem Ankömmling gern die übliche Erfriſchung zu reichen, welche in warmem Waſſer mit fein vertheiltem Mais beſteht. Sie iſt gewöhnlich im Negligé, wenn wir ſie beim Maismahlen treffen, und ihr Anzug beſteht dann aus einem blauen Rocke, rothen Zopfbändern und Perlenſchnüren um den Hals (um die Straſsentoilette zu vervollſtändigen, wirft ſie nur noch ihr Guipil um, welches ich bei meinen geringen Kenntniſſen in der Toilettenſprache der Damen etwa als einen kurzen Sack aus leichtem Vorhanggewebe, mit einer mittleren und zwei ſeitlichen Oeffnungen für Kopf und Arme definiren kann). Die Kleidung der Kinder iſt nicht ſelten noch einfacher und beſteht bei einem männlichen Sprösling etwa aus einem Hute, bei der jungen Tochter Eva's aber aus einer Perlenſchnur, indeſſen andere gleichen Alters auch auf dieſe beſcheidenen Kleidungsſtücke verzichten. Das Ganze iſt ein Bild patriarchaliſcher Urſprünglichkeit und Unſchuld, dergleichen man in Europa nicht wieder finden dürfte.

Und wenn man auf dem Wege einen murmelnden Bach erreicht und dort Raſt hält von den Anſtrengungen des Marſches — was könnte es wohl Schöneres geben, als ſich nun behaglich in der Hängematte zu ſchaukeln und ins Grün der herrlichen Bäume zu blicken, glücklich und zufrieden, als ob man der Herrgott ſelber wäre! Selbſt wenn etwa ſtrömender Regen herniederfällt und man müde und durchnäſst in irgend einer Ermita angelangt iſt — das Gefühl des Unangenehmen verwandelt ſich bald in wohliges Behagen, wenn man raſch in trockene Kleider geſchlüpft iſt, einen warmen Trunk genommen hat und ſich der Ruhe hingeben kann, in ſicherem Schutze des gaſtlichen Daches, während draufsen die ſchweren Tropfen in dem dichten Laub-

werke langſam von Blatt zu Blatt niederfallen, ſo daſs der Wald noch trieft, nachdem der Regen ſchon längſt aufgehört hat.

Während der Wanderung ſelbſt aber erfreuen und entzücken immer und immer wieder die wechſelnden Bilder einer geſtaltenreichen, lebensfreudigen Pflanzenwelt, und mit Wonne ſchweift der Blick ins Weite über die niedrigen Bergketten im Norden und die gewaltige Ebene von Peten hin, bis er ſich im Endloſen verliert, wenn etwa einmal der Wanderer an einem hochgelegenen Orte eine gelichtete Stelle erreicht. Immer und überall aber wirkt das Rauſchen des Waldes, das ewige Grünen und Blühen der Pflanzenwelt, der Zauber einer jungfräulichen Natur, die Ruhe und Einſamkeit der geſammten Umgebung beſtrickend auf das Gemüth, und mehr und mehr lernt man dieſen Frieden der Wildniſs dem Stadtleben mit ſeinem Jagen und Treiben und ſeinem Gezänke vorziehen; was Wunder, wenn ich und mancher Andere hier zuweilen zur Seele ſprach: »Hier iſt gut ſein, hier laſst uns Hütten bauen«.

Aus einer mittelamerikaniſchen Kleinſtadt.

Coban, den 6. April 1890.

Nach einem längeren Aufenthalte in beſchaulicher Einſamkeit war ich über Oſtern nach der Stadt Coban gekommen und weilte in Chimax, der naheliegenden Beſitzung meines Bruders, für einige Zeit zu Gaſt. Es war mir faſt, als ob ich mich wieder in der Heimath befände, ſo muthete mich die deutſche Sprache, der gemüthvolle vertrauliche Umgang mit den im Hauſe wohnenden Deutſchen, die europäiſche Art und Lebensweiſe an, und in der That könnten wir hier gar leicht vergeſſen, daſs ein Weltmeer uns von Deutſchland trennt, wenn nicht manche Eigenthümlichkeiten des Lebens, insbeſondere aber das Klima und die eingeborene Bevölkerung uns daran erinnerten, daſs wir in der Fremde weilen.

Die Einrichtung des Wohnhauſes von Chimax iſt ganz europäiſch und weicht nur in einigen unweſentlichen Punkten von der eines deutſchen Hausweſens ab. Trotzdem möchte ich einer deutſchen Hausfrau nicht rathen, einen Blick in die Gemächer zu thun, denn ſie könnte ſich in ihrem Ordnungsſinne ſchwer beleidigt fühlen: es iſt eben eine Junggeſellenwirthſchaft in des Wortes verwegenſter Bedeutung; es fehlt die ſorgſame Frauenhand, welche die wild zerſtreuten Gegenſtände je an ihren Platz zurückbringen und ſelbſt in die Myſterien des Comptoirs mit ihrem ordnenden Blicke eindringen würde; nur die Dienſtboten pflegen hier der Unordnung einigermaſsen zu ſteuern, aber eben in ihrem Sinne, d. h. nicht etwa durch peinliches Aufräumen,

wie der pedantiſche Europäer will, ſondern viel einfacher und genialer durch Verminderung der Objecte, wodurch es naturgemäſs auch leichter wird, Ordnung in Zimmern und Schränken zu halten; daſs ſie ſich nebenbei auf dieſe Weiſe einen Vermögensvortheil verſchaffen, kommt hierbei natürlich nicht in Betracht und es wäre ebenſo verfehlt, den Dienſtboten wegen dieſes rein zufälligen Nebenumſtandes einen Vorwurf über ihr Ordnungsſyſtem machen zu wollen, als wenn man ſie wegen des enormen Lebensmittelverbrauches in der Küche ſchelten würde; denn, wenn ich auch nicht weiſs, wie der ganz unglaubliche Conſum auf natürlichem Wege erklärt werden könnte, ſo bin ich doch optimiſtiſch genug, anzunehmen, daſs die Köchin in ihrer Handlungsweiſe nur von der guten Abſicht beeinfluſst werde, ihren Herren ſtets friſche und darum beſonders gute Speiſen und Getränke vorzuſetzen. Es iſt merkwürdig, daſs letztere dieſen guten Willen nie recht anerkennen; es ſcheint ſogar, als ob ſie niemals Ordnung im Hauſe haben wollten, denn ſo ſehr ſich auch alle Bedienſteten bemühen, dem Endziele ihrer Philoſophie, einer »abſoluten« Ordnung nahe zu kommen, es gelingt ihnen niemals, da ihre Herren mit unermüdlicher Geduld immer aufs Neue dieſelben Objecte kaufen und ſo der Thätigkeit ihrer Untergebenen ſtets wieder entgegenarbeiten. Dies iſt um ſo auffallender, als mit auſserordentlicher Regelmäſsigkeit gerade die neugekauften Objecte alsbald wieder verſchwinden, während die älteren, namentlich die ſchadhaften, allein ihrem Beſitzer treu zu bleiben pflegen. Wegen dieſes eben geſchilderten, mit wechſelndem Kriegsglücke geführten, ſtillen Kampfes zwiſchen Herren und Dienern, iſt bis heute noch keine rechte Ordnung im Hauſe anzutreffen und ich kann den Leſer nur einladen, mit mir in die Sala« für einige Minuten einzutreten, um ſich zu überzeugen, daſs in der That die Einrichtung eine europäiſche iſt.

Da die Bewohner von Chimax nicht einig ſind, ob das ſpaniſche Wort »sala« dem deutſchen »Saal« oder dem franzöſiſch-deutſchen »Salon« entſpreche, ſo will ich bemerken, daſs dieſes Gemach das Beſuchszimmer darſtellt, bei feſtlichen Gelegenheiten aber zum Kneiplocal aufrückt. Das Zimmer iſt mit Teppichen belegt, auf dem runden Tiſche, gegenüber dem Haupteingange, liegen einige Bücher auf, rings um den Tiſch ſtehen ziemlich

ſymmetriſch Rohrſeſſel und Schaukelſtühle, an den Wänden ſehen wir einige Schränke mit der Hausbibliothek und indianiſchen Alterthümern; auch erblicken wir aufser etlichen ſtets leeren Blumenvaſen eine (engliſche) Lampe, welche die merkwürdige Eigenſchaft beſitzt, eine Menge Erdöl zu verbrennen, ohne Helle zu geben. Photographieen, hübſche Oeldruckbilder und ein groſser Spiegel ſchmücken die Wände. In einer Ecke aber befindet ſich ein Pianino, mit Notenheften überſäet; auch meine Geige hatte dort lange Zeit ihren Platz, bis ich ſie zur Verbannung nach Deutſchland verurtheilt habe; auf der Fahrt über den Atlantiſchen Ocean hatte ſie mir noch manche angenehme Stunde bereitet, kaum aber war ſie hier angekommen, ſo entpuppte ſie ſich als ganz böſes Geſchöpf. Aus reiner Bosheit löſte ſie ihren Hals vom Körper los und kaum war der Schaden geheilt, ſo klaffte auch ſchon der halbe Reſonanzboden weg; in meiner Langmuth lieſs ich auch dieſes ausbeſſern, aber nach einiger Zeit ſtreikte wieder ein Wirbel, welcher ſich durchaus nicht mehr drehen wollte, und lieber abbrach, als ſeinem Eigenſinne nachgab. Aergerlich legte ich das Inſtrument bei Seite, und als ich nach Wochen wieder nachſah, hatte es bereits wieder den Hals verloren. Die Leute ſagten, das feuchte Klima ſei Schuld daran, ich aber weifs es beſſer und bin überzeugt, dafs Jedermann nach den genannten Vorkommniſſen mein Verdict wird billigen müſſen. Auch das Pianino war früher ein ſchlimmer Geſelle: viele Taſten beſafsen die Laune, keinen Ton von ſich zu geben, wenn man ſie anſchlug, es ſei denn, dafs ſie zuvor von der Sonne beſchienen worden waren; wenn man alſo ſpielen wollte, muſste man das Klaviercymbalum erſt an die Sonne ſtellen, und wenn ſchlechtes Wetter war, konnte man eben nicht ſpielen. Auch hier behaupteten die Leute, das feuchte Klima ſei Schuld; dafs ſie aber Unrecht hatten, erhellt ſchon daraus, dafs an dem Inſtrumente eine Inſchrift in groſsen Lettern beſagt, daſſelbe ſei für alle Klimate gebaut. Die vereinigte Arbeit zweier Klaviermacher hat das Inſtrument übrigens wieder zur Vernunft zurückgebracht; die Zukunft wird lehren, auf wie lange?

Verlaſſen wir das Zimmer, ſo gelangen wir in eine an der ganzen Innenſeite des Hauſes verlaufende Vorhalle, ähnlich den

Münchener Arcaden, jedoch nicht mit Rottmann'ſchen Fresken und königlichen Diſtichen, ſondern höchſtens mit aufgeſchichteten Kaffeeſäcken und einigen Thermometern geſchmückt. Den Raum zwiſchen den beiden rechtwinkelig an einander ſtoſsenden Flügeln des Hauſes nimmt der Ziergarten ein, von Heckenröschen umrahmt; er wird zwar nur wenig gepflegt, aber immerhin wachſen Dank der gütigen Mutter Natur das ganze Jahr hindurch Blumen darin und mehr wird nicht verlangt. Der Gemüſegarten auf der anderen Seite des Hauſes iſt etwas verwahrloſt, zwar gedeihen faſt alle einjährigen Gewächſe, die man in einem deutſchen Gemüſegarten antreffen kann, zu jeder Jahreszeit vortrefflich, da aber die Köchin die Gemüſe nicht zuzubereiten verſteht, hat es natürlich wenig Reiz und Zweck, ſie zu bauen und zu pflegen, es ſeien denn ſolche, welche keine beſondere Zubereitung nothwendig haben, wie die Rettige. Faſt alle Arten von deutſchem Obſt müſſen wir hier entbehren, an ihre Stelle aber treten zahlreiche tropiſche und ſubtropiſche Früchte, mit deren Namen und Eigenſchaften ich mich hier nicht weiter beſchäftigen will.

Hinter dem Wohnhauſe befindet ſich der »Patio«, eine groſse, gemauerte und wohlgeglättete Tenne, auf welcher der enthülſte Kaffee an der Sonne getrocknet wird. Dem Wohnhauſe gegenüber ſteht das Maſchinenhaus, in welchem man die Verarbeitung des Kaffees vornimmt. Hei! wie rollen die Räder, wie jagen die Riemen, wie ſchafft die Dampfmaſchine hier den lieben langen Tag. Und welches Leben herrſcht nicht dort auf der Straſse: Gröſsere und kleinere Gruppen von Indianern ſchleppen keuchend die ſchweren Kaffeeſäcke herbei; ſie kommen oft meilenweit von anderen Kaffeepflanzungen her. Und in langen Reihen warten die zweiräderigen Ochſenkarren, um den fertigen Kaffee nach dem Fluſshafen Panzós hinunterzuführen — heute aber iſt Alles ſtill und ruhig; es iſt ja Oſtertag!

Rings um die Häuſer erblicken wir Kaffeepflanzungen in ihrem ſatten freundlichen Grün und zahlloſe Bananen ſehen wir als Schattenſpender zwiſchen die Kaffeebäume gepflanzt, und wenn wir nach der nahen Stadt wandern wollen, ſo führt unſer Weg wiederum durch Kaffeepflanzungen. Kaffee und immer wieder Kaffee in der Natur und im täglichen Geſpräche, im

Handel und Volkshaushalte! Wenn die Stadt Coban einmal in die Verſuchung käme, ſich ein Wappen zu wählen, ſo würde ſie zweifellos einen Kaffeebaum in den Schild nehmen.

Die Häuſer und Hütten von Coban (1313 m) liegen maleriſch gruppirt und groſsentheils weit zerſtreut auf dem Rücken und an den Hängen eines ſanften Hügels, deſſen Südfuſs der Cobanfluſs beſpült. Die Gebäude ſind faſt ausnahmslos einſtöckig, was zur Gemüthlichkeit des Lebens erheblich beiträgt, da man ſo nicht immer fürchten muſs, daſs eines der immerhin ziemlich häufigen Erdbeben das obere Stockwerk des Hauſes gelegentlich herunterwerfe. Die Stadt Coban zählte nach dem Cenſus von 1880 4900 Einwohner. Breite, meiſt rechtwinkelig ſich ſchneidende Straſsen durchziehen den Ort; der Marktplatz, deſſen Geſtalt einem länglichen Reckteck nahe kommt, liegt auf dem Gipfel des Hügels. Dort iſt der Mittelpunkt des Verkehrs. Zahlreiche Indianerinnen hocken in ihrer hübſchen Tracht (blauem Rocke, weiſsem, oft roth geſticktem Guipil und rothen Zopfbändern) vor der Kirche auf der Erde und bieten dem Vorübergehenden, welcher ſich mühſam zwiſchen Menſchen und Körben hindurchwindet, ihre Schätze, die in Tortillas (Maiskuchen), Eiern, gemahlenem Kaffee, Cacaobohnen, ſpaniſchem Pfeffer u. dergl. beſtehen, zum Verkaufe an. An demſelben Platze befinden ſich auch Verkaufsbuden aller Art, darunter Filialen der beiden deutſchen Geſchäftshäuſer in Coban. Da kann man alles kaufen, was das Herz des Indianers, des Miſchlings (Ladino) oder Weiſsen wünſchen mag: Glasperlen und Kleiderſtoffe, Buſchmeſſer und Weingläſer, Sättel und Wolldecken, Hämmer und Leibwäſche, Küchengeſchirr und Farben, landwirthſchaftliche Geräthe und Schmuckſachen, Petroleum und Schnaps, Wein, Bier und Conſerven, auſser vielen anderen Dingen, ſind hier zum Verkaufe ausgeſtellt. Nur Meſſer, Gabel und Löffel würde man zur Zeit vergeblich ſuchen, denn als im December vergangenen Jahres der Präſident der Republik die Stadt Coban mit ſeinem Beſuche beehrte, überkam die Ladinos urplötzlich ein wilder Civiliſationseifer, der an Fanatismus grenzte. Die althergebrachte Sitte, die Speiſen mittelſt der Tortillas, und nöthigenfalls der Hand, zum Munde zu führen, erſchien ihnen plötzlich unpaſſend für ſie, die herrſchende Bevölkerungsclaſſe

des Landes, und ſo kauften ſie denn binnen wenigen Tagen die geſammten Vorräthe an dieſen Hülfswerkzeugen bis auf den letzten Ladenhüter auf. Ob ſie ſich heutzutage noch der modernen Hülfsmittel beim Eſſen bedienen, oder nach der Abreiſe des Präſidenten wieder zu ihrer patriarchaliſchen Sitte zurückgekehrt ſind, weiſs ich nicht, denn ich habe keinen Verkehr mit Ladinofamilien. Was ſollte ich auch dort ſuchen? Geiſtreiche Unterhaltung fände ich ſicherlich nicht, die muſikaliſchen Genüſſe, welche die Tochter des Hauſes etwa mit Hülfe eines verſtimmten Klaviers einem bereiten möchte, ſind nicht immer verlockend, und zum Bewunderer mittelmäſsiger Schönheiten, denen jeder geiſtige und ſeeliſche Hintergrund fehlt, iſt auch nicht Jeder geeignet. Die böſe Welt behauptet zudem, daſs Charakterloſigkeit den Grundzug im Weſen des Ladino ausmachen würde, wenn er nicht durch Haſs und Neid gegen alle Fremden einen gewiſſen Halt und eine ausgeſprochene Richtung gewinnen würde. Ob die Welt wohl Recht hat mit dieſer Behauptung?

Doch kehren wir zur Beſprechung des Marktplatzes und ſeiner Eigenthümlichkeiten zurück! Da iſt einmal die Kirche zu erwähnen, deren weiſsgetünchte Faſſade im Sonnenſcheine ſo blendend iſt, daſs man unwillkürlich die Augen ſchlieſsen muſs. Die Kirche iſt ſehr groſs und enthält zahlreiche, wenig geſchmackvoll verzierte Altäre, vor denen man fromme Ladinos oder Indianerinnen knieend antreffen kann. An die Kirche ſchlieſst ſich das Convento an, deſſen groſser Saal bei Feſtlichkeiten die tanzluſtige Geſellſchaft von Coban vereinigt ſieht. Darauf folgen in einſtöckigen Gebäulichkeiten die Amtslocale der verſchiedenen Behörden, Gerichts- und Verwaltungskanzleien, Poſt, Telegraph, Hauptwache u. dergl.; ein hübſches Thor mit der höchſt launenhaften Stadtuhr ſchlieſst die Plaza ab. Die Hauptzierde derſelben, wie der ganzen Stadt, wird aber zweifellos einmal der groſsartig angelegte, mehrſtöckige Regierungspalaſt werden, welcher ſeit Jahren unvollendet und ohne Dach daſtand, an deſſen Fertigſtellung man aber eben jetzt ernſtlich denkt. Man hat zu dieſem Zwecke eine Steuer von monatlich 1 Real (etwa 40 Pfg.) für jeden männlichen Bewohner des Departements zwiſchen 18 und 60 Jahren ausgeſchrieben; ich fürchte aber, daſs es Schwierig-

keiten bei der Eintreibung diefer Steuer geben wird, da die Indianer zu allermeift nicht wiffen, wie alt fie find; im Uebrigen werden die Indianer fieh zweifellos gefehmeichelt fühlen, bei diefer Gelegenheit fich voll und ganz als Staatsbürger betraehtet zu fehen: in einer Republik mufs ja jeder Bürger dem anderen gleiehgeftellt fein, und es ift gewifs ein fehöner Zug von Billigkeit, wenn der Indianer, weleher im Monate durehfehnittlich etwa $1\frac{1}{2}$ Pefos (12 Reales) einnimmt, auf gleiehe Stufe geftellt wird mit den beffer fituirten Landesbewohnern, die ein monatliehes Einkommen von mehreren Hundert Thalern haben! O, es find vortreffliehe Einriehtungen und Grundfätze in einem republikanifehen Staate wie Guatemala, und da ieh ebenfo begeiftert für die hiefigen Zuftände bin, fo will ieh, um nicht aus der Rolle zu fallen, unterlaffen, zu berechnen, wie viele Proeente von den durch obige Steuer aufgebraehten Geldern wohl für den Palaft verwendet werden, und wie viele davon unterwegs verloren gehen dürften.

In den Arcaden der öffentliehen Gebäude, welehe den Marktplatz umgeben, fieht man zu gewiffen Zeiten die militärifche Welt: ftolze Offieiere mit rothen Hofen und eleganten Laekftiefeln, und gemeine Soldaten in ihren einfaehen, aber nieht unfehönen Uniformen, barfufs oder mit Sandalen angethan. Ueber die militärifchen Eigenfehaften diefer Männer zu urtheilen, ift mir als Niehtfachmann natürlich nieht möglieh, und über ihre gefellfehaftliehe Stellung bin ich mir aueh nieht reeht klar geworden, um fo weniger, als ieh nicht die Ehre habe, in ihrem Kreife zu verkehren. Ieh will an diefer Stelle nieht den Gerüehten Raum geben, welche die böfe Welt in Umlauf fetzt; von Intereffe für weitere Kreife dürfte höehftens fein, zu erfahren, dafs Jemand einen Offieier auf Waehe, im vollen Glanze feiner Uniform, feinem Gewerbe als Sehneider huldigen fah, was ieh, fofern es fieh nieht um eine optifche Täufehung handelt, übrigens als ein gutes Mittel anerkennen mufs, die Langeweile zu vertreiben. Minder freudig begrüfste ieh die Naehrieht, dafs der edle Mann, weleher fich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, feinen Mitmenfehen, darunter auch mir, Sehuhwerk zu erzeugen und auszubeffern, plötzlieh anderen Sinnes wurde und fieh zum Hauptmann maehen liefs!

Eine ganz angenehme Abwechfelung im Alltagsleben bilden die Vorträge der Militärmufik, welche mehrmals wöchentlich auf dem Marktplatze oder in einem öffentlichen Gärtchen vor dem Stadtthore abgehalten werden. Darf man an die Leiftungen derfelben auch durchaus keine hohen Anforderungen ftellen, fo find fie doch in Anbetracht des Bildungsgrades ihrer Mitglieder nicht ganz zu verachten. Angenehmere und reizvollere Anregung gewähren die Unterhaltungen und Gefellfchaften, welche in den deutfchen Familien oder im Deutfchen Club ftattfinden, und ich kann es mir nicht verfagen, den Lefer noch für einige Zeit nach dem Vereinslocale einzuladen, welches für die Deutfchen Cobans immerhin von Bedeutung ift. Man müfste in gänzlicher Unkenntnifs unferes Nationalcharakters befangen fein, wenn man annehmen wollte, dafs fämmtliche hier anfäffigen Deutfchen diefem Vereine angehören würden, denn Einigkeit ift noch niemals unfere ftarke Seite gewefen. Immerhin aber hat fich der weitaus gröfsere Theil der hiefigen Deutfchen in diefem Club zufammengefunden und fich fo einen gefellfchaftlichen Mittelpunkt gefchaffen. Der Verfammlungsort ift ein einfaches Gebäude (Eigenthum des Vereins) im Inneren der Stadt, eine Anzahl deutfcher Zeitungen und Zeitfchriften liegen hier zum Lefen auf, ein Billard bietet manche angenehme Unterhaltung und die Kegelbahn verfammelt des Oefteren eine gröfsere Zahl von Mitgliedern zu gemeinfamem Spiele; unentwegt aber fitzen faft ftets etliche Herren Stunde um Stunde beim unvermeidlichen Skat. Die Fechtgeräthe (Schläger und Säbel), welche an den weifsgetünchten Wänden hängen, dienen nicht blofs zur Zierde, fondern auch zur Uebung, und auch Gambrinus, deffen buntes Conterfei neben patriotifchen Bildniffen und Emblemen die Wände fchmückt, ladet nicht vergebens zum Trunke ein, obgleich der edle Gerftenfaft hier ziemlich koftfpielig ift (die Flafche Hackerbier koftet fechs Reales, d. h. etwa 2 Mk. 40 Pfg.). Bei Feftlichkeiten pflegen fich fämmtliche anwefenden Mitglieder des Clubs und etwa noch einige befreundete Gäfte zu löblichem Thun zu verfammeln, und nach echter deutfcher Weife mit Gefang, Geplauder und gelegentlichen mufikalifchen oder poetifchen Vorträgen fich zu vergnügen, wobei das Trinken natürlich nicht vergeffen wird und das erquickende Nafs in

Gefäfsen verfchiedener Gröfse, vom kleinen Viertelliter-Gläschen bis zum echten Münchener Mafskruge, in erheblicher Menge zum Munde geführt wird, was das Staunen etwa anwefender Landesangehöriger und der durchs Fenfter zufchauenden Indianer in hohem Grade erweckt.

Man fieht, der Deutfche lebt hier recht behaglich in dem fremden Lande, und dies zu zeigen, war der Zweck diefer Zeilen.

Am See von Yzabal, Guatemala *).

Mit herzlicher Freude begrüfste ich das prachtvolle Landfchaftsbild, welches fich bei einer plötzlichen Biegung des waldigen Gebirgsweges darbot, als ich am 29. October 1890 von Trece Aguas mit drei indianifchen Laftträgern nach Panzós wanderte. Zu meinen Füfsen lag das weite, waldbedeckte Polochic-Thal mit dem kleinen See von Zarco, zu beiden Seiten fchöngeformte Bergketten, deren fanft gefchwungene Kammlinien fich am Horizonte abhoben, während da und dort ein kühngeftalteter Felfenkopf aus dem dämmernden Frühnebel energifch emporftieg; den Mittelpunkt des grofsartigen Ausblickes nimmt der grofse See von Yzabal (Golfo dulce) ein, welcher fich, von Bergen umkränzt, am Ende der Thalebene weithin ausdehnt. Schon längft hatte ich den Wunfch gehegt, die Lagune von Yzabal, den einzigen gröfseren See von Mittel-Guatemala, einmal näher kennen zu lernen, und benutzte daher eine günftige Veranlaffung mit Freuden, um diefen Vorfatz auszuführen.

Bis Panzós ift der Weg recht gut und bequem; von da nach Yzabal ift aber der Pfad minder angenehm zu nennen, da er ftellenweife aufserordentlich fchmutzig ift, häufig durch Flüffe und kleine Sümpfe fchwer gangbar und vielfach durch geftürzte Baumftämme und die überwuchernde Vegetation gefperrt wird. Der Pfad, welchen ich wählte (füdlich vom Polochic-Fluffe), bleibt immer in der Thalebene und ift fehr einfam. Wenige Lichtungen mit fchwach bevölkerten, vorwiegend indianifchen Anfiedelungen unterbrechen auf diefem Wege das Waldesdunkel, welches den Wanderer aufnimmt; äufserft felten begegnet man dann und wann einem Indianer oder Mifchling; zuweilen unterbricht auch wohl das Brüllen der Affen oder das Kreifchen eines fchön gefiederten

*) cf. Dr. A. Petermann's Mittheilungen, 38. Bd. 1892, S. 241—244. —

Papageies die Stille des Waldes, aber nur ſelten begegnet man einem gröſseren Thiere am Wege, und meine activen Jagdabenteuer auf dieſem Marſche beſchränkten ſich darauf, daſs ich die Spuren des Jaguars und Tapirs antraf, einige Schlangen ſah und auf ein paar Affen ſchoſs. So ſchwach übrigens die höhere Thierwelt in der Polochic-Ebene vertreten zu ſein ſcheint (ich könnte hier noch die zahlreichen Alligatoren erwähnen, von welchen man auf der Fluſsfahrt gewöhnlich etliche zu ſehen bekommt), deſto zahlreicher iſt die kleine Thierwelt vorhanden und deſto zahlreicher waren auch meine paſſiven Jagdabenteuer, wurde ich ja doch auf dieſem Wege von einem Scorpion, zwei Madenfliegen, fünfzehn Niguas (Erdflöhen), etlichen Garrapates (Zecken) und zahlloſen Mosquitos geſtochen und gebiſſen, ſo daſs ich — in Ermangelung eines Mosquitonetzes — nur ſelten ruhigen Schlaf finden konnte. Trotz alledem aber iſt dieſe Reiſe eine Quelle vielfachen Genuſſes: von ſchönen Landſchaftsbildern iſt zwar wenig zu sehen, da man den Wald nur ſelten verläſst; dagegen bietet der Wald ſelbſt durch die abwechſelungsreichen Gruppirungen der verſchiedenen Vegetationsbilder und die Pracht und die Schönheit der einzelnen Gewächſe ſtets neue Gelegenheit, die Bewunderung des Wanderers zu erregen. Und in der That, was iſt ein Palmengarten Europas für ein armſeliges Ding gegenüber dieſen natürlichen Palmenhainen, welche hier den Wald durchſetzen! Vor allem lenkt hier die kräftige Corozo-Palme, deren 10 bis 12 m lange, fiederförmige Blätter ſich hoch über einer Unzahl kleiner Palmen wölben, ſtets aufs Neue die Aufmerkſamkeit auf ſich. Dazu kommt die majeſtätiſche Stille unter dieſem herrlichen Blätterdome, welche nur durch das laufchige Rauſchen des Windes und gelegentliche Thierrufe unterbrochen wird. Die menſchenleere Einſamkeit und die tiefe Ruhe des Urwaldes üben einen nachhaltigen und mächtigen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers aus, und erfüllen es mit einer Art von heiliger Ehrfurcht, ſo daſs man ſich ſchlieſslich ſcheut, die erhabene Natur durch Geſang oder lautes Rufen in ihrem träumeriſchen Schlafe zu ſtören.

Tag um Tag gingen wir unſeres Weges; immer wilder wurde die Umgebung, in ermüdendem Zickzack führte der Pfad zwiſchen verſumpften Stellen hindurch, ſo daſs wir endlich fürch-

teten, uns im Walde verirrt zu haben. Ganz unvermuthet aber öffnete ſich (gegen Abend des 3. November) vor uns eine von hohem Gras und Buſchwerk bewachſene Lichtung, welche ſich durch einige zerbrochene Holzkreuze und etliche friſche Gräber als ein Kirchhof erwies; gleichzeitig drang durch die Stille des öden Ortes das leiſe Rauſchen des nahen Sees herüber, und bald ſtanden wir am Ufer deſſelben in dem kleinen Indianerdorfe Chapin (etwa 15 m über dem Meere). Düſtere Nebel lagerten über der weiten Waſſerfläche, ſo daſs das jenſeitige Ufer verborgen blieb, heftiger Nordwind jagte den leichten Landregen dahin und mit mächtigem Brauſen brachen ſich die anſehnlichen, mit trübem Schlamme erfüllten Wellen am Ufer des Sees; es war einer jener Nordſtürme, welche den See ziemlich häufig heimſuchen und kleineren Fahrzeugen leicht gefährlich werden.

Ich fand leider nicht die Muſse, den groſsartigen Anblick in ſeiner ganzen Schönheit auszukoſten, denn vor Allem galt es, für Unterkunft zu ſorgen. Da das Amtszimmer des Rathhauſes von einer durchziehenden Militärpatrouille in Beſchlag genommen war und der einzige noch übrige gedeckte Raum — das Gefängniſs — ſelbſt meinen ſehr beſcheidenen Anſprüchen nicht genügte, ſo muſste ich bei den Indianern des Dorfes Quartier ſuchen, und es gelang mir auch endlich, in der Hütte eines Eingeborenen freundliche Aufnahme zu finden. Am anderen Tage hatte ſich das Unwetter gelegt, der Himmel war faſt wolkenlos, und freundlich lächelte die aufgehende Sonne über den gewaltigen See hin, ſeine weiſsglänzenden Wogen in einem lichtvioletten Tone badend; die Luft war klar und durchſichtig und bot dem entzückten Auge alle Reize des herrlichen Landſchaftsbildes in voller Schönheit dar.

Die Beleuchtung und Ausdehnung des Waſſerſpiegels, die Geſtaltung der Ufer und der benachbarten Bodenformen erinnern in mancher Hinſicht an den Bodenſee. Jenſeits des etwa 20 km breiten Waſſerſpiegels ragen anſehnliche Bergketten empor; rechts dehnt ſich der See weithin aus, während links das breite Delta des Polochic in die Waſſermaſſen hineinragt; hinter demſelben ſtreckt ſich die breite Thalebene deſſelben Fluſſes hin, zu beiden Seiten umrahmt von mächtigen Gebirgsketten, deren Ausläufer in mannigfacher Farbenabtönung couliſſenförmig in die Ebene

vorſpringen. Es iſt nicht zu läugnen, daſs dieſes landſchaftliche Bild in mancher Hinſicht Aehnlichkeit mit dem Blicke von Lindau oder Bregenz beſitzt. Bald aber drängen ſich auch die bezeichnenden Unterſchiede auf: es fehlt hier der reizende Wechſel von Wald und Matten, Fels und Schnee; ein einförmiges Waldkleid bedeckt hier Fuſs und Haupt der Berge, und die wenigen Stellen, wo der nackte Fels, der Ueppigkeit der tropiſchen Vegetation trotzend, zu Tage tritt, kommen kaum zur Geltung inmitten des alles beherrſchenden Waldes. An Höhe und Energie der Neigungsverhältniſſe ſind dieſe Gebirge dem Bregenzer Walde oder Alpſtein zwar ebenbürtig, allein es fehlen hier die ſcharf hervortretenden eigenartigen Berggeſtalten, welche, wie dort der Sentis und Altmann, als ein Wahrzeichen der geſammten Landſchaft dienen könnten. Nur ſelten ragen auch hier Bergeshäupter hervor, welchen eine gewiſſe Selbſtändigkeit in Form und Lage zukommt, zumeiſt aber ſteigen die Kämme in faſt geraden Linien ſanft auf und ab, ſo daſs die Gebirge, von vorn geſehen, faſt langweilig zu nennen ſind, während ſie, von der Seite geſehen, an Groſsartigkeit der Verhältniſſe und Schönheit der ſtraffen Profilzeichnung in den Alpen ihresgleichen ſuchen und den gewiſs ſchönen Gebirgen, welche das obere Rheinthal begrenzen, in dieſer Hinſicht überlegen ſind. Das iſt nun zwar Geſchmacksſache und es lieſse ſich wohl dagegen ſtreiten; mir perſönlich aber kam es eben ſo vor, und ich war ſo gefeſſelt von der Schönheit des Geſammtbildes, daſs ich mich nur ſchwer von dem reizenden Punkte trennen konnte, um meine Reiſe fortzuſetzen.

Nachdem wir mehrere Stunden im Schatten des Waldes gewandert, erreichten wir das Ufer des Sees wieder, um demſelben nunmehr bis Yzabal zu folgen. Ein hoher Genuſs für Herz und Auge iſt dieſe Wanderung dem Geſtade entlang, an welchem die leichten Wellen des Sees ſpielen und zu dem vom fernen anderen Ufer die waldbedeckten Berge herüberſchauen, und ganz in Gedanken verſunken ſchweifte meine Seele wieder nach dem heimathlichen Bodenſee zurück. Aber wie ſo ganz anders iſt es hier! Kein Glockengeläute, kein Liederſang erklingt hier, wenn die ſcheidende Sonne den Spiegel des Sees vergoldet, kein Schiff belebt die weite Waſſerfläche; nur die ruheloſen Cikaden ſingen ihr Lied und der Abendwind treibt

ſein heiteres Spiel mit den unermüdlichen Wogen. Das Auge, das nach dem jenſeitigen Ufer hinüberſpäht, vermag keine menſchliche Wohnung, kein Fleckchen urbaren Landes, keine Lichtung zu entdecken; der Wald bedeckt und beherrſcht Ufer und Hang und Berg und Thal als menſchenſcheuer Tyrann, — ein ſchwer zu überwindender Feind der Cultur.

Gewöhnt an die Einſamkeit dieſer Wäldernatur, empfand ich es faſt als eine Störung, wenn wir auf unſerem Wege am Südufer des Sees dann und wann eine Lichtung und eine menſchliche Wohnſtätte trafen; die ſchlecht geblaſenen Signale und das brutale Trommelgeraſſel der kleinen Garniſon von Yzabal (wo wir am 4. November mit Einbruch der Nacht eintrafen) beleidigten mein Ohr in empörender Weiſe. Im Uebrigen aber iſt Yzabal ein gar ſtiller Ort; Gras und ſenſible Mimoſen wachſen auf den breiten, geradlinigen Straſsen, und auch die weit in den See hinausgebauten Landungsſtege liegen meiſt öde und verlaſſen, denn der ganze Schiffsverkehr beſchränkt ſich auf eine wöchentlich dreimalige Dampferverbindung mit Livingſton und gelegentliche Fahrten mit Ruder- oder Segelbooten von und nach den wenigen Anſiedelungen am Ufer des Sees; die Dampfſchifffahrt auf dem Polochic nach dem Fluſshafen Panzós, dem Stapelplatze für die Alta Verapaz, iſt ziemlich unregelmäſsig; der Waarenverkehr auf dem von Yzabal ins Innere abgehenden Saumwege iſt ſehr ſtark zurückgegangen und faſt ganz auf den Localbedarf des unmittelbaren Hinterlandes beſchränkt. Die Gelände zu den Seiten des Sees würden ſich vorzüglich für mannigfache Zweige tropiſcher Agricultur, wie auch für Viehzucht eignen. Der (etwa 50 km lange, 20 km breite) See iſt zwar ſeicht und entbehrt guter Häfen; da er aber den Austauſch von Producten unter den Küſtenorten ſehr erleichtern müſste und zudem mit dem Meere durch den ſchiffbaren Rio dulce in directer Verbindung ſteht, während der Polochic eine gute Strecke weit ſchiffbar bleibt, ſo wäre er einer groſsartigen Entwickelung der Landwirthſchaft (wie des Handels) in hohem Grade förderlich. Daſs trotz dieſer günſtigen Verhältniſſe Ackerbau und Viehzucht keinen Aufſchwung nehmen konnten, iſt die Schuld der überaus ſchwachen Beſiedelung, des Mangels an Arbeitskräften.

Ob die Ufer des Sees in früherer Zeit ebenſo einſam und ſchwach bevölkert waren wie heutzutage, iſt eine Frage von hohem Intereſſe, für welche der Bericht von Ferdinand Cortes an Kaiſer Karl V. vom 3. September 1526*) wichtige Anhaltspunkte giebt. Cortes hatte in Nito erfahren, daſs unmittelbar nach der Ankunft des Gil Gonzales, des Gründers von Nito, eine Expedition den Fluſs hinaufgegangen ſei und zwei groſse Süſswaſſerſeen angetroffen habe, in deren Umgebung ſich viele Dörfer befänden; die Spanier ſeien auch eine Strecke weit den Polochic hinaufgefahren, aber von den Indianern geſchlagen und zur Rückkehr gezwungen worden. Um Lebensmittel für die von Hungersnoth bedrängte Anſiedelung Nito zu bekommen, unternahm Cortes auf dieſe Nachricht hin eine Expedition nach den genannten Gegenden; er ſchiffte ſich mit 40 Spaniern und 50 mexikaniſchen Indianern in einer Brigg, zwei Barken und vier Canoes (Einbäumen) ein und fuhr den Rio dulce hinauf, eine Fahrt, die er ſelbſt in folgender Weiſe beſchreibt (a. a. O., S. 444 f.):

»Ich verfolgte meinen Weg den Fluſs aufwärts mit groſser Mühe wegen der ſehr ſtarken Strömung und erreichte in zwei Nächten und einem Tage den erſten der zwei Golfe, welche ſich oben bilden, 3 Leguas**) vom Orte meiner Abfahrt entfernt. Dieſer Golf (heutzutage Golfete) mag 12 Leguas im Umfange meſſen, und an demſelben giebt es keine einzige Anſiedelung, weil er ringsum ganz überſchwemmt iſt. Ich fuhr einen Tag lang auf dieſem See, bis ich wieder an eine Verengung kam, die der Fluſs bildet. Ich lief in dieſelbe ein und erreichte am anderen Tage Morgens den zweiten Golf, welcher als das ſchönſte Ding der Welt anzuſehen war (que era la cosa mas hermosa del mundo de ver); er iſt von folgender Beſchaffenheit: zwiſchen den rauheſten und ſchroffſten Bergketten, die es geben kann, befand ſich ein Meer, ſo groſs, daſs es in ſeinem Umfange und Umkreiſe mehr als 30 Leguas miſst; ich ſegelte dem einen Ufer entlang, bis endlich, als es ſchon beinahe Nacht wurde, der Eingang eines Weges gefunden wurde; nach etwa $^2/_3$ Legua gelangte ich in ein Dorf, wo ich, wie es ſchien, bemerkt worden war, denn es

*) P. de Gayangos, Cartas y relaciones de Hernan Cortés al Emperador Carlos V. Paris 1866.

**) 1 Legua = 4 km.

war ganz verlaſſen und leer. Im Felde fanden wir viel grünen Mais; ſobald wir jene Nacht und am nächſten Morgen gegeſſen hatten, nahmen wir, bemerkend, daſs wir uns hier nicht mit dem geſuchten Proviant verſehen konnten, etwas von dem grünen Mais zum Eſſen mit und kehrten zu den Barken zurück, ohne Leute von den Eingeborenen des Landes zu begegnen oder zu ſehen. Nachdem wir uns eingeſchifft hatten, ſegelte ich zur anderen Seite des Golfes hinüber; wir hatten unterwegs ein wenig ſtürmiſches Wetter, ſo daſs wir nur mit Mühe überſetzten und ein Einbaum verloren wurde; die Leute erhielten Hülfe mit einer Barke, ſo daſs nur ein Indianer ertrank. Wir erreichten das Land ſehr ſpät, kurz vor Einbruch der Nacht, und konnten bis zum nächſten Morgen nicht ausſteigen; dann fuhren wir mit den Barken und Einbäumen ein kleines Flüſschen hinauf, das hier mündete; während die Brigg im Golfe aufserhalb des erwähnten Flüſschens blieb, traf ich einen Weg an und brach auf demſelben mit 30 Leuten und allen Indianern auf; die Barken und Canoes liefs ich zur Brigg zurückgehen. Ich folgte jenem Wege und ſtiefs $^1/_4$ Legua von meinem Landungsplatze entfernt auf ein Dorf, welches, wie es ſchien, ſeit langer Zeit verlaſſen war, denn die Häuſer waren alle voll von Unkraut.«

Man erſieht aus dieſer Schilderung, daſs die Umgebung des Sees zu jener Zeit ſchon recht einſam war und nicht mehr die zahlreichen Dörfer aufwies, welche die Spanier bei ihrer erſten Expedition in dieſer Gegend angetroffen haben ſollen; es iſt möglich, daſs die Indianer ſich aus Furcht vor den Spaniern in Nito mehr ins Innere des Landes zurückzogen, was Cortes ſelbſt in ſeinem Berichte (a. a. O., S. 438) als Grund für die Entvölkerung des Dorfes Taniha anführt. Die unmittelbaren Ufer des Golfo dulce ſcheinen damals ganz unbewohnt geweſen zu ſein, während ſie heutzutage wenigſtens dürftig beſiedelt ſind. Uebrigens traf Cortes auch auf ſeinem Weitermarſche, das Polochicthal hinauf, verhältnifsmäſsig wenige Anſiedelungen und fand erſt in dem grofsen Dorfe Chacujal, in welches er nicht ohne Kampf eindrang, Lebensmittel in Menge vor, welche er dann auf grofsen Flöfsen, unter mannigfachen Gefahren den Polochic hinunterfahrend, nach ſeiner Brigg brachte; da aber der Mais auf jener Fahrt grofsentheils naſs geworden war, erntete er bei dem zuerſt

erwähnten Dörfchen am See die (inzwiſchen ausgereiften) Maisfelder ab und kehrte nach Nito zurück. Die ganze Reiſe hatte Cortes zur Zeit des hohen Waſſerſtandes der Flüſſe gemacht, wodurch die ohnehin beſchwerliche Wanderung noch mühſamer wurde. Wer nicht ſelbſt in dergleichen Ländern und Waldregionen gewandert iſt, unterſchätzt nur allzu leicht die Strapazen und Mühſeligkeiten, denen die Spanier bei dieſen Zügen ausgeſetzt waren; man kann ihrer Energie und Ausdauer die lebhafteſte Bewunderung nicht verſagen.

Leider iſt der Bericht in geographiſcher Hinſicht nicht ſehr deutlich und auſser dem Polochic kein Fluſsname erwähnt; ſo viel aber ſcheint auſser Zweifel zu ſein, daſs Cortes ſüdlich vom Polochic das Thal hinauf wanderte; denn wenn er nördlich von jenem Fluſſe gegangen wäre, ſo hätte er (12 Leguas vom See entfernt) den ſtarken Rio de Cajabon erreicht, den man — beſonders in der Regenzeit — nur mit Booten überſchreiten kann und der daher ſicherlich von ihm erwähnt worden wäre. Es iſt nun ſehr wahrſcheinlich, daſs Cortes beim Eintritte in den See von Yzabal deſſen Nordufer folgte und — gleiche Fahrgeſchwindigkeit wie im Golfete vorausgeſetzt — etwa zwiſchen Sta. Cruz und El Sauce das erſte Dörfchen traf; er ſetzte darauf über den See und dürfte in einem Flüſschen bei Yzabal oder Las Cañas eingelaufen ſein. Verfolge ich von hier aus den Weg, den ich ſelbſt ſoeben gekommen bin und der mit dem von Cortes begangenen im groſsen Ganzen übereinſtimmen dürfte, zurück, ſo finde ich unter Benutzung der von Cortes gegebenen Entfernungen, daſs der Fluſs, den jener am Morgen des zweiten Marſchtages überſchritt, der Matilicuate ſein muſste, welcher in mehrere Arme geſpalten in die Bucht von Chapin mündet. Das nächſte Dorf, welches Cortes traf und in der Morgenfrühe, als die Bewohner nach einer Feſtfeier im Schlafe lagen, überrumpelte, dürfte in der Gegend des heutigen Machaquilá liegen, wo. beiläufig geſagt, die Mosquitoplage, von der Cortes hier ausdrücklich ſpricht, ſchlimmer iſt als an jedem anderen Punkte des Polochicthales; der Fluſs, welchen die Spanier in der Nähe von Chacujal nur mit Mühe zu überſchreiten vermochten, müſste demnach der Rio Tinaja ſein und Chacujal ſelbſt zwiſchen dieſem und dem Fluſſe Pueblo viejo gelegen haben, eine Gegend, wo in den Wäldern

in der That noch Ruinen und Grabhügel vorhanden ſein ſollen*). Sehr bemerkenswerth iſt, daſs Cortes, welcher ſich noch am See von Yzabal mit Hülfe ſeiner mexikaniſchen Indianer (Mayas) mit den Eingeborenen verſtändlich machen konnte, dort eine andere Sprache vorfand (wahrſcheinlich Poconchi). Sehr bemerkenswerth iſt auch die Kunde, daſs das Land zu beiden Seiten des Polochic reich bevölkert und wohl bebaut war, während die Spanier auf dem Landwege nur wenige Niederlaſſungen antrafen. Die Bevölkerung hätte ſich demnach in jener Zeit hauptſächlich in der Nähe des Polochic concentrirt, während die Ufer des Fluſſes heutzutage noch einſamer ſind als die Geſtade des Golfo dulce.

Die einſtige Grauſamkeit der Spanier (wie auch die frevelhaften Menſchenraubzüge cubaniſcher Coloniſten, denen Dr. Stoll wohl mit Recht die Hauptſchuld an der Entvölkerung jener Gegenden zuſchreibt) laſten wie ein ſchwerer Fluch auf den fruchtbaren Geländen und hemmen ihre wirthſchaftliche Entwickelung. Ob dieſelbe einer ſpäteren Zukunft vorbehalten bleibt und jene Gegenden wieder neu beſiedelt und dicht bevölkert werden, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage; ich glaube faſt, daſs man ſie verneinen muſs, denn die Malariafieber würden die Zahl etwaiger Einwanderer, welche ſich bei ſtrenger Arbeit im Freien allen Unbilden des Klimas ausſetzten, raſch verringern; nur Abkömmlinge der afrikaniſchen Raſſe ſcheinen ſich hier wohl zu fühlen, zur Zeit aber ſind ſie in viel zu geringer Anzahl vorhanden, um eine gedeihliche Entwickelung der Landwirthſchaft zu ermöglichen. Ich glaube daher nicht, daſs jemals blühende Städte und reiche Pflanzungen am Ufer des Sees von Yzabal erſtehen werden; in beſchaulicher Stille und Einſamkeit werden ſeine Geſtade wohl auch in ſpäteren Jahrzehnten verharren, und landſchaftliche Schönheit iſt vielleicht der einzige Ruhm, der dem See in den Augen der Welt einmal zukommen wird. Dieſen Ruhm aber wird ihm wohl Niemand beſtreiten wollen, welcher ihn einmal geſehen hat, und gerade die idylliſche Einſamkeit und das träumeriſche Schweigen, das über der ganzen Landſchaft ruht, üben einen beſtrickenden Zauber auf den Europäer aus,

*) José Milla ſpricht in ſeiner Hiſtoria de la América central (Guatemala 1879) dieſelbe Anſicht aus, ohne jedoch Gründe für ſeine Vermuthung anzuführen.

und wenn manche klimatiſche Unannehmlichkeiten nicht wären, ſo könnte man wahrhaftig hier im Anblicke des blauen Sees und der ewig grünen Wälder ſeine Tage verträumen und der Heimkehr vergeſſen.

Auch die Umgebungen des Sees ſind reich an landſchaftlicher Schönheit und weiſen manche beſuchenswerthe Punkte auf. So ſind die nahegelegenen altindianiſchen Ruinen von Quiriguá mit ihren von hoch entwickeltem Kunſtſinne und vorgeſchrittener Technik zeugenden Steindenkmälern ein Ort von hervorragendem Intereſſe; die nahen Hügel (ſowie auch der Reitweg nach Quiriguá) bieten herrliche Ausſicht auf den See und ſeine Umgebung, und die Fahrt auf dem Rio dulce übertrifft, was die landſchaftliche Schönheit der Ufer und die Pracht der Vegetation anlangt, ſelbſt die kühnſten Erwartungen. So geſtaltet ſich denn ein längerer Aufenthalt in Yzabal und Umgebung unter günſtigen Witterungsverhältniſſen zu einem höchſt genuſsreichen, und die Tage, welche ich hier verlebt, werden zweifellos zu meinen ſchönſten Erinnerungen zählen.

Eine Oſterreiſe zum Meerbuſen von Amatique *).

Um die Oſterzeit in Gottes ſchöne Natur hinauszuwandern, iſt mir wie vielen Anderen in der deutſchen Heimath zur lieben Gewohnheit geworden, und da ich im fremden Lande dieſe Gepflogenheit nicht laſſen wollte, beſchloſs ich auch vorm Jahr, eine Oſterreiſe zu machen. Das iſt hier zu Lande nun freilich ein ander Ding als in Deutſchland, wo man nur zur beſtimmten Tageszeit an den Bahnhof zu gehen und einen Fahrſchein zu löſen braucht, um innerhalb weniger Stunden auf bequeme und billige Weiſe meilenweit fortgeführt zu werden; am Beſtimmungsorte angelangt, brummt man wo möglich noch über die Langſamkeit der Beförderungsmittel und iſt durch die gebotenen Speiſen und Getränke kaum zufrieden zu ſtellen. Wer dagegen in einem halbciviliſirten und ſtellenweiſe ſchwach bevölkerten Lande, wie Guatemala, reiſen will und ſich nicht auf die allergebräuchlichſten Verkehrsſtraſsen beſchränken mag, den führt ſein Weg ſtellenweiſe durch die Wildniſs, und demgemäſs müſſen auch die Vorbereitungen zur Reiſe, ſowie die Art derſelben verſchieden ſein von unſerer heimathlichen Weiſe, denn es gilt, Alles bei ſich zu haben, was man für den Lebensunterhalt und die Unterkunft für nothwendig hält. Da die Wege in der Wildniſs meiſtens nur zu Fuſs begangen werden können und deshalb auch das Gepäck nur von Menſchen getragen werden kann, ſo ſind Geduld und Genügſamkeit die wichtigſten Eigenſchaften für den Wandersmann, der ſolche Gebiete durchzieht; wer dieſe Eigenſchaften nicht beſitzt, wird ſie auf derartigen Wanderungen allmählich erwerben oder er wird zu Hauſe bleiben müſſen und ſeine Reiſeluſt zügeln, bis er wieder in Culturländer zurück-

*) cf. Beilage (Nr. 207) zur Allgemeinen Zeitung (München) 1892, Nr. 247, S. 3—5. Montag, 5. September.

gekehrt ift, wo das Reifen eine fo leichte und angenehme Sache ift, wie in unferer deutfchen Heimath.

Schon monatelang vor Antritt meiner vorjährigen Oftcrreife hatte ich Unterhandlungen wegen Gewinnung zuverläffiger Träger und Führer gepflogen und fünf Indianer für diefelbe verpflichtet, in der Hoffnung, im entfcheidenden Augenblicke auf vier derfelben rechnen zu können. Als aber der Zeitpunkt der Abreife heranrückte, erfchienen (mit eintägiger Verfpätung) nur drei Träger, fo dafs das wohl vorbereitete Gepäck in aller Eile vermindert und anders vertheilt werden mufste, um die Reife zu ermöglichen. Indem ich ftatt eines vollftändigen Zeltes nur ein Segeltuch als Zeltdach mitnahm, gelang die nothwendige Verringerung des Gepäcks ohne Mühe, und am 18. März 1891 zogen meine Träger von Chiacam (850m), meinem damaligen Aufenthaltsorte in der Alta Verapaz, ab, um zunächft nach Cajabon zu wandern, wohin ich Tags darauf zu Pferde nachfolgte. Der Weg dorthin ift nicht gerade fchlecht, und allenthalben waren Leute befchäftigt, denfelben auszubeffern, eingefallene Brücken wieder herzuftellen u. dgl. — für den Landeskundigen ein ficheres Zeichen, dafs eine Infpectionsreife des Departement-Oberhauptes unmittelbar bevorftand, denn fonft wäre es den Gemeindebehörden gewifs nicht eingefallen, auch nur das Geringfte für Inftandhaltung der Wege zu thun.

Cajabon (280m) ift ein armfeliges Dorf in öder Gegend, deren Vegetationscharakter ftark an die Sabanen des Peten erinnert; fein einziger Schmuck find die grofsen Cocospalmen, welche zwifchen den Hütten des Dorfes malerifch aufragen. Cajabon bildet für weite Strecken den letzten ftarken Vorpoften des Mifchlingselements, wie es auch im 16. und 17. Jahrhundert der letzte Ort war, wo die chriftlichen Miffionare und die fpanifche Obrigkeit feften Fufs zu faffen vermochten. Denn die im Norden, Nordweften und Often wohnenden Lacandonen (unter welchem Namen man verfchiedenartige Stämme: Mayas, Cholcs, Mopanes u. a. begriff) wufsten fich lange Zeit mit Erfolg gegen die Europäer zu behaupten. Zwar war der Dominicanermönch Domingo de Vico fchon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mehrfach in ihr Land vorgedrungen, hatte mehrere Heiden bekehrt und ein Dorf gegründet; daffelbe wurde aber überfallen, die

chriſtlichen Miſſionare getödtet und ein Indianerknabe, der den Padre Vico ſchützen wollte, geopfert, indem man ihm die Bruſt öffnete und das noch ſchlagende Herz der Sonne darbrachte (29. Novbr. 1555). Mehrere Kriegszüge, welche zur Beſtrafung dieſes und anderer Frevel gegen die Lacandonen von der Verapaz wie von Chiapas aus unternommen wurden, blieben ohne nachhaltigen Erfolg. Im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts war es den Dominicanermönchen wiederum gelungen, auf dem friedlichen Wege der Bekehrung die Landſchaft (Mauché) nördlich von der Verapaz für ſich zu gewinnen und mehrere Dörfer zu gründen. Als ſie dieſelben aber der weltlichen Obrigkeit zur Beſitzergreifung übergaben, wurden die benachbarten Indianer in Unruhe verſetzt, überfielen mehrmals die chriſtlichen Anſiedelungen und verbrannten die Dörfer. Mehrere andere Chriſtianiſirungsverſuche der Dominicaner erlitten ein ähnliches Schickſal, und wenn es denſelben auch gelang, im Jahre 1685 im Lande der Choles wieder ein Dorf zu gründen, ſo war auch dieſer Erfolg nur von kurzer Dauer; denn dieſes Dorf (San Lucas) wurde bereits nach vierjährigem Beſtehen wieder niedergebrannt, wobei die Miſſionare kaum das nackte Leben retteten. Die Indianer von Cajabon drangen hierauf mehrere Male in das Land der Choles ein und ſammelten die zerſtreuten Chriſten, welche im Thale Urran (Baja Verapaz) angeſiedelt wurden.

Die Gebiete im Oſten, Norden und Nordweſten von Cajabon ſind heutzutage ſehr dünn bevölkert, groſse Strecken ſogar völlig unbewohnt. Es begreift ſich daher wohl, daſs die Wege zwiſchen den ſpärlichen Niederlaſſungen wenig begangen werden und ſich groſsentheils in ſehr ſchlechtem Zuſtande befinden; ich ſandte daher von Cajabon mein Pferd zurück und ſetzte mit meinen indianiſchen Begleitern zu Fuſs die Reiſe fort (20. März 1891). Bald erreichten wir den ſteilen Bergzug, welcher im Norden von Cajabon dahinſtreicht, und damit den kühlen Schatten des Waldes, welchen wir (einige wenige Lichtungen und die unmittelbare Umgebung des Dorfes Chaal abgerechnet) nun für längere Zeit nicht wieder verlaſſen ſollten. Tag um Tag wanderten wir langſam, aber ſtetig unſeres Weges in endlos erſcheinendem Wechſel von ungemein ſteilen Felſenpfaden und flachen, kotherfüllten Niederungen, wo ich in meinen langen Reitſtiefeln mehrmals

nahe daran war, das Schickſal des Jaſon zu theilen; wir ſchliefen, wie gerade der Zufall es wollte, in Indianerhütten oder in meinem Zelte irgendwo im Urwalde, oder auch in den kleinen Unterkunftshüttchen, welche die Indianer da und dort am Wege errichtet haben. Die Wanderung war etwas einförmig zwar, aber doch im Allgemeinen ganz intereſſant und reich an herrlichen Vegetationsbildern, welche in Folge der geradezu capriciöſen Verbreitung der verſchiedenen hier vorkommenden Palmenarten eine unerwartete Fülle verſchiedenartiger Combinationen bieten. Es verdient hier beiläufig erwähnt zu werden, daſs eine Anzahl dieſer Palmen, von welchen ich leider zumeiſt nur die indianiſchen Namen anzugeben wüſste, für die Küche des Wanderers eine ganz annehmbare Beigabe liefern, indem von einigen die jungen Triebe, von anderen die Früchte, roh oder gekocht, eine ganz ausgezeichnete Speiſe abgeben.

Die Gefahren dieſer Wanderung waren mir in überaus grellen Farben geſchildert worden; die Jaguare, ſo hieſs es, lieſen hier am hellen Tage am Wege ſpaziren, die Häuſer wimmelten von Schlangen, Skorpionen und giftigen Spinnen und dergleichen mehr. Wer die Lügenhaftigkeit der Meſtizen nicht kennt, hätte ſich vielleicht abſchrecken laſſen, den Weg zu machen; ich aber nahm alle dieſe Erzählungen von Anfang an für arge Uebertreibungen, wie ſie es in der That auch waren. Es iſt zwar richtig, daſs Jaguare hier ſehr häufig ſind, wie ich aus den zahlreichen Fuſstapfen am Wege erſah, und in einer Indianerhütte klagten mir die Leute auch, daſs ihnen in der verfloſſenen Nacht ein Schwein von einer ſolchen groſsen Katze geraubt und verzehrt worden ſei; den Menſchen aber greift der Jaguar kaum jemals an, und ich bin bisher auch niemals im Geringſten von einem ſolchen Thiere beläſtigt worden, habe auch niemals eines im Freien geſehen, womit ich ganz zufrieden bin, denn wenngleich ich z. B. Palmen und andere tropiſche Gewächſe am liebſten in Gottes Natur bewundere und mit Geringſchätzung an die kränkelnden Treibhauspflanzen in Deutſchland zurückdenke, ſo bewirkt doch der friedfertige Grundzug meiner Seele, daſs ich die wilden Thiere der Tropen weit lieber in einer Menagerie hinter dicken Eiſenſtäben, meinetwegen auch in Spirituspräparaten oder ausgeſtopft, kennen lerne, als in der freien Natur.

Leider aber geht dieſer Wunſch mir auf meinen Wanderungen eben nicht immer in Erfüllung, ſo auch auf dieſer Reiſe nicht. Schlangen trafen wir mehrfach an, wenn auch nicht häufiger als anderswo in der Alta Verapaz, beſonders zahlreich und groſs ſchienen mir aber in dieſer Gegend die Skorpione vertreten zu ſein, und ich verſäumte niemals, am Morgen die zu benutzenden Kleidungsſtücke zu unterſuchen, ob ſie etwa ſolche Thiere enthielten, und am Abend die weichen Stiefelrohre zuzubinden, um eine derartige Einquartirung zu verhindern. Man mag dieſe Vorſicht übertrieben finden, aber — gebrannte Kinder fürchten eben das Feuer.

Am Gründonnerstage erreichten wir den Bergkamm von Sibic, welcher uns noch vom Polochicthale und dem See von Yzabal trennte; wir wanderten lange auf dem Grate deſſelben hin und ſchlugen auf der Höhe deſſelben auch unſer Nachtquartier auf. Ich ſchlief dabei in einem kleinen Blätterhüttchen, das ganz vertrauenerweckend ausſah, aber mich gründlich täuſchte; denn als am nächſten Morgen ein Gewitter ausbrach, weckte mich der durchs Dach ſchlagende Regen unſanft aus dem Schlafe und zwang mich zu eiligem Verlaſſen meines Lagers, worauf ich unter meinen Regenſchirm flüchtete, während die Indianer mit möglichſter Eile das Gepäck in Sicherheit brachten. Als das Unwetter ausgetobt hatte, belehrte mich Domingo Caal, mein getreuer Reiſebegleiter, daſs Charfreitag ſei; an dieſem Tage werde der liebe Gott im Dorfe umgebracht und deshalb gebe es auf der Reiſe viel Regen, Jaguare und Schlangen. Trotz dieſer wenig erfreulichen Prophezeiung hellte ſich das Wetter mehr und mehr auf, und als wir gegen Mittag in halber Höhe des Abſtieges eine lichte Stelle erreichten, welche wir durch Fällen einiger Bäumchen noch klärten, genoſs ich eine prachtvolle Ausſicht über den gewaltigen See von Yzabal, welcher im hellſten Sonnenſchein, vom blauen Gebirge umrahmt, weithin zu meinen Füſsen ſich ausdehnte. In früher Nachmittagsſtunde ſtanden wir bereits an ſeinen Ufern in dem kleinen Dörfchen Elſtorr (ca. 15 m), von wo aus wir nach kurzem Aufenthalte in einem kleinen Segelſchiffchen unſere Reiſe fortſetzten.

Die Fahrt war anfangs recht angenehm und hübſch und bot eine prächtige Ausſicht auf die nahen Ufer und Berge; gegen

Abend aber überraſchte uns ein ziemlich heftiges Unwetter: der See ging hoch; die grünen Wogen krönten ſich mit weiſsem Giſchte und ſchlugen nicht ſelten in unſer Schiffchen herein, ſo daſs wir Alle ganz und gar durchnäſst wurden, während auf der anderen Seite das Waſſer über den Rand des Bootes eindrang, wenn ein Windſtoſs daſſelbe auf die Seite legte. »Charfreitagwetter!« mochten meine Indianer bei ſich denken; da ich aber nichts ſagte, ſagten ſie auch nichts und ſchöpften mit ſtoiſchem Gleichmuthe das eingedrungene Waſſer aus*).

Mit Einbruch der Nacht langten wir wohlbehalten, obgleich durchnäſst, in dem reizenden Hafenplatze Yzabal an, wo wir in der angenehmſten Weiſe Oſtern verbrachten. So klein das Städtchen auch iſt, ſo hatte ich doch das Glück, mit lieben Landsleuten Umgang pflegen zu können: in dem gaſtlichen Hauſe eines jungen Deutſchen hatte ich mein Quartier aufgeſchlagen, und im Salon eines reichen amerikaniſchen Kaufmanns traf ich auch ein Berliner Kind, die Frau eines amerikaniſchen Ingenieurs, in deren liebenswürdiger Geſellſchaft ich manche Stunde verplauderte. Als ich dieſe Dame hier im eleganten Geſellſchaftsanzuge erblickte, konnten wir Beide uns eines leichten Lächelns nicht enthalten, da wir unwillkürlich an unſere letzte Begegnung zurückdachten: wenige Monate vorher hatte ich ſie auf einem Waldwege getroffen, als ſie in Männerkleidung, den Revolver an der Seite, nach Männerart auf einem Maulthiere ritt, und ich hätte in dem hübſchen blaſſen Jungen ſicherlich kein weibliches Weſen vermuthet, obgleich ſie mich anſprach, wenn nicht — das Parfüm ſie mir verrathen hätte.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Yzabal verlieſsen wir am Morgen des 30. März den hübſchen Platz, überſchritten die Sierra del Mico (Paſshöhe 455 m) und ſetzten im Thale des Motagua unſere Wanderung fort. Der Weg war ſehr leicht zu finden, da längs deſſelben früher der Telegraph hingeführt hatte und jetzt, nachdem der Betrieb auf dieſer Strecke wieder aufgelaſſen worden iſt, der herabgefallene Telegraphendraht die Richtung wies. Nur in der Nähe menſchlicher Anſiedelungen verſagte dieſer eigenthümliche Führer, da hier die Einwohner

*) Ich erfuhr aber ſpäter, daſs ſie mit Beſtimmtheit glaubten, ihr letztes Stündchen habe geſchlagen.

den Draht zu holen pflegen, um ihn zum Wäſcheaufhängen und für andere häusliche Zwecke zu benutzen. Da nun keinerlei Steigungen mehr zu überwinden waren, die trockene Jahreszeit die Wege gründlich ausgetrocknet hatte und der Schatten des Waldes die ſonſt höchſt läſtige Hitze milderte, war die Reiſe ohne irgend welche Schwierigkeit. Wer aber glauben wollte, daſs dieſe Wanderung angenehm ſei, wäre in groſsem Irrthume befangen, denn kaum irgendwo in Guatemala wird man von den kleinen, blutdürſtigen Peinigern der Tropen ſo ſehr geplagt, wie im unteren Motaguathale. Nicht genug, daſs man überall von Schaaren von Mosquitos verfolgt wird, hat man auch noch das Vergnügen, tagtäglich eine mehr oder minder groſse Zahl von Garrapates (Zecken) mit dem eigenen Fleiſch und Blut zu nähren. Die ſchlimmſten Plagegeiſter aber ſind die Comoyotes, eine Art Fliegen, welche bei jedem Stiche ein Ei zurücklaſſen, das ſich bald zur Made entwickelt. Wer dies nicht weiſs und die Made groſs werden läſst, muſs ſehr heftige Schmerzen erdulden, wer dagegen über die Natur des Stiches im Klaren iſt und ſich des erprobten Heilmittels der Indianer (Copalharz oder auch Tabakſaft) bedient, befreit ſich leicht von dieſem unangenehmen Schmarotzer. Wenn ich die Abſicht gehabt hätte, die Entwickelungsgeſchichte dieſes Thieres zu ſtudiren, ſo hätte ich auf dieſer und früheren Reiſen Gelegenheit dazu in Fülle gehabt, da ich mir mehr als ein Dutzend ſolcher Maden in den verſchiedenſten Gröſsen herauszuoperiren hatte.

Am Nachmittag des 1. April gelangten wir nach dem kleinen Dorfe Las Quebradas (170 m), welches als der Mittelpunkt der Goldwäſchereien im unteren Motaguathal anzuſehen iſt. Ich nahm hier einen mehrtägigen Aufenthalt und fand im Hauſe des Mr. Knight äuſserſt freundliche Aufnahme. Mr. Knight iſt Theilhaber und Geſchäftsleiter der bedeutendſten Goldwäſcherei dieſer Gegend und war gern bereit, mir den Betrieb zu zeigen. Die Goldwäſcherei liegt auf der linken Seite des Rio Bobos und beſchäftigt gegen 40 Arbeiter, welche in dem heiſsen Klima Steine ſchleppend oder Tage lang im Waſſer ſtehend ſauer genug ihr Brot verdienen müſſen. Es iſt aufser Zweifel, daſs ein einzelner Mann, welcher auf eigene Rechnung in den kleinen Seitenbächlein dieſes goldreichen Diſtricts arbeiten würde, ein gutes

Stück Geld verdienen könnte; aber da für den gröfsten Theil des Diftricts die Conceffionen für lange Jahre hinaus vergeben find, ift dazu keine Gelegenheit geboten; nur am »Maheine-Bächlein« bei Las Quebradas fah ich einzelne Goldwäfcher für eigene Rechnung arbeiten. Ohne dafs die auri sacra fames mich im geringften ergriffen hätte, machte es mir doch einmal Spafs, die Goldkörner am Boden herumliegen zu fehen: von einem ftarken, unter hohem Drucke ftehenden Waffer ftrahl ausgewafchen, bleiben diefelben auf dem Grunde der Abflufsrinnen liegen, während die kleineren Gefteinftückchen mit dem Waffer weggefchwemmt und die gröfseren Blöcke von den Arbeitern weggetragen werden; man fchöpft darauf die Goldplättchen mit Löffeln auf und zieht den mit dem Erdreich fortgefchwemmten Goldftaub mit Queckfilber aus. — Diefe Goldwäfcherei ift feit einer Reihe von Jahren in fehr lohnendem Betriebe, während mehrere andere grofse Unternehmungen trotz des hohen Goldgehaltes der Schwemmerde wegen technifcher Schwierigkeiten oder unvortheilhafter Anlage nach grofsen Verluften wieder aufgegeben werden mufsten.

Eine Sehenswürdigkeit in der Umgebung von Las Quebradas find nebft den Goldwäfchereien die ziemlich bedeutenden Refte altindianifcher Anfiedelungen, welche bisher ganz unbeachtet geblieben zu fein fcheinen. Aufser zahlreichen Tumuli (hier Calpules genannt) ift befonders eine eigenartige Siedelungsform bemerkenswerth, welche vielleicht religiöfen Zwecken gedient haben mag. Es ift dies ein Syftem von ganz oder theilweife umwallten, rechteckigen Hofräumen, welche faft durchweg verfchiedene Höhenlage befitzen. Die diefelben unter einander und nach aufsen abfchliefsenden Umwallungen find mit treppenförmig aufftei gender Steinverkleidung verfehen; einzelne längliche Umwallungstheile ragen baftei enartig über die übrige Umwallung hervor. Die Stufen der Steinverkleidung find von verfchiedener Höhe und Breite und erweitern fich an manchen Stellen zu langen, dem ganzen Verlauf einer Umwallung folgenden, mehrere Meter breiten Terraffen. Im gröfsten diefer Hofräume (plazas) ift gegenwärtig der Friedhof des Dorfes eingerichtet, welcher gleichzeitig mit feinem üppigen Graspolfter als Pferdeweide Verwendung findet.

Als ich am 4. April wieder aufbrach, um meine Wanderung ans Meer fortzuſetzen, änderte ſich zu meinem groſsen Bedauern das bisher ſo günſtige Wetter gänzlich. Von jeher war mir Jupiter Pluvius feindſelig geſinnt geweſen, und als er nun ſah, daſs ich bereits den gröſsten Theil der Reiſe im Sonnenſcheine zurückgelegt hatte, ergrimmte er ſehr und ſandte mir für die letzten Tage meiner Wanderung die ſchlimmſten Regengüſſe. Es war dies um ſo unangenehmer, als gerade auf dieſem Pfade das Unkraut ſo ſehr über den Weg gewachſen war, daſs man unterwegs ununterbrochen mit dem Geſichte und dem ganzen Körper die Regentropfen von den naſſen Zweigen abſtreifte. Im Regen wanderten wir die ganze Strecke bis zur Paſshöhe (320 m) zwiſchen Tenadores und Santo Tomas, wo endlich das Wetter und damit auch unſere recht trübſelig gewordene Stimmung ſich aufklärte, und als ſich nun vollends an manchen Stellen ein freier Blick darbot, begrüſsten wir mit hellem Jubel das weite blaue Meer und ſeine vielgeſtaltigen, von Bergen und Felſen begrenzten Geſtade. In der fröhlichſten Stimmung vollendeten wir das kurze Stückchen Weges, das uns noch fehlte, und zogen gegen Abend des 6. April in dem hübſchen Städtchen Santo Tomas ein, welches an einer tiefen Bucht des Meerbuſens von Amatique, inmitten grünender Bananenpflanzungen, überragt von hohen Gebirgen, ungemein freundlich gelegen iſt.

Die kühnen Erwartungen, welche man bei der Entdeckung dieſes ſchönen Hafens (1604) hegte, indem man von hier aus eine Handelsſtraſse nach der Fonſecabay anlegen und den ſpaniſchen Südſeehandel auf dieſen Weg zu lenken beabſichtigte, ſind niemals verwirklicht worden. Auch die directen Handelsſtraſsen von Santo Tomas nach Guatemala wurden noch im Anfange des 17. Jahrhunderts verlaſſen und die Rhede von Santo Tomas darauf faſt nur noch aufgeſucht, um die Waaren von den groſsen Seeſchiffen auf kleine Barken zu verladen und ſie auf dem Waſſerwege nach dem Golfo Dulce (See von Yzabal) zu ſenden. Auch heutzutage iſt Santo Tomas, obwohl Freihafen, ein ſtiller Ort, und wenn etwa die längſt projectirte interoceaniſche Eiſenbahn Guatemalas zur Vollendung gelangen ſollte oder der vor Kurzem in Arbeit genommene Canal von der Bahia Gracioſa zum Motaguafluſſe ausgeführt werden ſollte — woran Kenner der hieſigen

Verhältniſſe ſehr ſtark zweifeln —, ſo würde der geringe Waarenverkehr, welcher von hier aus nach dem Hinterlande ausgeht, völlig abgelenkt werden. Aber auch dann würde vorausſichtlich der ziemlich eifrig betriebene Bananenbau dem Orte eine gewiſſe beſcheidene Zukunft ſichern, wie denn auch dieſer genannte Culturzweig heutzutage faſt ſeine ganze wirthſchaftliche Bedeutung ausmacht. Ausnehmend gering iſt der Perſonenverkehr, weshalb auch keinerlei Hôtel, ſelbſt nicht der beſcheidenſten Art, beſteht. Ich ſah mich daher genöthigt, im Waarenhauſe eines Kaufmanns Unterkunft zu ſuchen. Was kümmerte es mich? Ich ſchlief dort ebenſo gut, als irgendwo ſonſt, und lange ſollte mein Aufenthalt in Santo Tomas auch nicht dauern; bald ſchwellten ſich die Segel der Barke, welche mich nach Livingſton bringen ſollte — die erſte Strecke der Heimreiſe.

Reiſe durch die Cockscomb Mountains (Honduras *).

Durch das Innnere von Britiſch-Honduras ziehen ſich, in den Grenzgebieten Guatemalas beginnend, die Cockscomb Mountains hin, eine breite, allmählich auffteigende Bodenwelle, aus welcher das flieſsende Waſſer Thäler und Schluchten, ſteile Hügel und mehr oder minder bedeutende Bergzüge herausgemeiſselt hat **). Aus der Ferne geſehen, bieten dieſe eigenthümlichen Bergformen, unter denen kaum da und dort einmal ein einzelner Gipfel ſich beſtimmt und ſcharf abhebt, einen merkwürdigen Anblick, da trotz der groſsen Zahl einzelner Erhebungen doch die Kammlinie (wenigſtens im Süden) äuſserſt einfach verläuft. Längſt hatte dieſes Gebirge meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und als ich mich im April 1891 in Livingſton aufhielt, beſchloſs ich, einen Ausflug in die Cockscomb Mountains zu unternehmen. Ich miethete ein Segelſchiffchen, das mich mit meinen drei indianiſchen Trägern wohlbehalten nach Punta gorda brachte; ohne mich in dem ſauberen, aber wenig bedeutenden Orte länger aufzuhalten, als zur Ergänzung meiner Vorräthe nothwendig war, brach ich am nächſten Morgen (den 13. April) unverzüglich auf und wanderte den fernen Bergen zu. Eine kurze Strecke führte mich mein Weg der Meeresküſte entlang, dann ging es landeinwärts an mehreren groſsen Zuckerpflanzungen vorbei, deren Gebäude, inmitten der grünenden Zuckerrohrfelder am Fuſse iſolirter Hügel gelegen, einen gar freundlichen Anblick gewährten, und um die Mittagszeit, als die Sonne ihre ſengenden Strahlen nahezu ſenkrecht auf den Wandersmann niederzuſenden begann, nahm mich

*) cf. Globus, Bd. 61 (1892), S. 209—212.

**) Erſt die öſtlichſten Ausläufer des Gebirgszuges erheben ſich in wohl individualiſirten Gipfeln zu anſehnlicher Höhe.

der dunkle Schatten des Waldes auf, welchen ich mit Ausnahme sehr spärlicher Lichtungen auf der ganzen Reise durch die Cockscomb Mountains nicht wieder verlassen sollte. Gewaltige Wälder bedecken die Küstenebene und das Gebirge von Britisch-Honduras, Wälder von Laubholzbäumen, unter deren mächtigen Kronen zahllose schlanke Palmen sich erheben, während dichtes Unterholz das Erdreich bedeckt und schlingende Gewächse an Busch und Baum emporranken, nicht selten finden sich auch wilde (oder verwilderte?) Cacaobäume in diesen Wäldern und ich verlor gar manche Viertelstunde auf meiner Wanderung, da meine Träger allenthalben, wo sie Cacaofrüchte entdeckten, Halt zu machen pflegten, die Bäume erkletterten und abernteten. Dann und wann kam uns auch jagdbares Wild zu Gesicht und es gelang meinen Indianern auf dieser Reise einmal, ein junges Wildschwein (Jabali) zu erbeuten, welches sie im Laufe einholten und mit den Händen erwürgten. Abgesehen von derartigen kleinen Vorkommnissen aber war die ganze Wanderung von Punta gorda bis Cajabon, dem ersten Dorfe der Alta Verapaz, ungemein eintönig, da menschliche Ansiedelungen in diesen Gegenden äusserst spärlich sind und demgemäss auch der Verkehr auf diesen Wegen ein schwacher ist.

Nachdem wir die mehrere Meilen breite Küstenebene durchquert hatten, erreichten wir am Nachmittag des 14. April auf einer der ersten Anhöhen der Cockscomb Mountains das Dorf San Antonio Nuevo (115 m), wo wir bis zum nächsten Morgen verweilten. Die Bevölkerung dieses Dorfes besteht ausschliesslich aus Indianern, welche einen Mayadialekt als Muttersprache reden; auch die Kenntnis der Kekchisprache ist fast allgemein verbreitet und manche Indianer sind auch des Spanischen mächtig. Die verschiedenartigen Gesichtstypen der Bewohner verrathen alsbald, dass die Bevölkerung aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sein müsse, und die Vorgeschichte des Dorfes und seiner Bewohner weist klar und deutlich die Zuwanderung und Assimilation von Kekchiindianern zum herrschenden Mayastamme nach, wie wir im Folgenden zeigen wollen.

Im Südosten des Departamento Petén liegt das Dorf San Luis, früher eines der volkreichsten von Nordguatemala. Als um die Mitte der siebziger Jahre eine Blatternepidemie ausbrach,

welche eine ſehr bedeutende Zahl von Todesfällen zur Folge hatte, wanderten viele Indianer, eingeſchüchtert durch die groſse Sterblichkeit, in andere Dörfer des Petén aus, ſo daſs auſser den wenigen Ladinos des Dorfes nur noch eine geringe Anzahl von Mayafamilien in San Luis zurückblieb. Der Zuzug etlicher Kekchifamilien aus Cajabon und San Pedro Carchá füllte die entſtandene Lücke einigermaſsen aus und nach wenigen Jahren war die Mayaſprache bereits wieder allgemein herrſchend, während die Kekchiſprache faſt nur noch im Verkehre nach auſsen, z. B. mit durchreiſenden Kekchiindianern, geſprochen wurde. Bald aber trat eine neue Aenderung im Stande der Bevölkerung von San Luis ein: im Jahre 1883 begannen etliche Indianer, überdrüſſig der Arbeit, zu welcher ſie durch die guatemaltekiſche Obrigkeit nach den Beſtimmungen der beſtehenden Geſetze (gegen Bezahlung) verpflichtet wurden, ins Gebiet von Britiſch-Honduras auszuwandern, da dort keine derartigen Geſetzesbeſtimmungen gelten und die Indianer lediglich zur Bezahlung der feſtgeſetzten Steuern verbunden ſind. Sie gründeten ein Dorf (San Antonio), welches unter ähnlichen Verhältniſſen ſtand, wie ihr Heimathsdorf San Luis, auf einem Bergrücken von ähnlicher Höhenlage, Oberflächenform und geologiſcher Beſchaffenheit, inmitten von Urwäldern, welche denſelben Vegetationscharakter, dieſelben Gewächſe aufweiſen, wie die Wälder ihrer urſprünglichen Heimath. Die Bevölkerung von San Antonio erhielt bald neuen Zuzug aus San Luis, indem andere Indianer mit ihren Familien dem Beiſpiele der erſten Auswanderer folgten, theils aus demſelben Grunde wie dieſe, theils aber auch in der Abſicht, ſich eingegangenen Verpflichtungen gegen Privatperſonen zu entziehen. Es iſt nämlich in Guatemala Gebrauch, den Arbeitern Geldvorſchüſſe zu gewähren, welche dieſe durch ihre Arbeit zurückzuerſtatten haben. Da aber in Britiſch-Honduras keine perſönliche Haftpflicht beſteht, ſo entfliehen nicht ſelten aus den Grenzgebieten Guatemalas die Schuldner auf britiſches Gebiet, wo ſie ſich ſicher vor Auslieferung und gerichtlicher Verfolgung fühlen können. Nicht lange ſollten die Bewohner von San Antonio im ruhigen Beſitze ihres Dorfes bleiben, vielmehr muſsten ſie im Jahre 1890 auf Betreiben der britiſchen Behörden ihre Wohnſitze tiefer ins Innere der Colonie verlegen; am 6. Juni 1890

wurde die englifche Flagge in »San Antonio Nuevo« gehifst und im Februar 1891 fiedelten die letzten Bewohner von »San Antonio Viejo« in ihre neue Heimath über. Ein Vergleich zwifchen den Naturverhältniffen des alten und neuen Dorfes fpricht zu Ungunften des letzteren und ich entnahm aus den Bemerkungen der Indianer, dafs fie die Ueberfiedelung keineswegs freiwillig unternahmen. Die Verlegung des Dorfes San Antonio gefchah aus politifchen Rückfichten; denn die Grenzlinie von Guatemala und Britifch-Honduras ift nicht in ihrem ganzen Verlaufe durch Grenzpfähle feftgelegt, fo dafs es zweifelhaft fein konnte, ob San Antonio Viejo wirklich innerhalb des britifchen Gebiets liege oder aber noch in Guatemala, wie die Guatemaltekos behaupteten. Die Verlegung des Dorfes nach dem jetzigen Platze war daher ganz angezeigt, um allen politifchen Zwiftigkeiten vorzubeugen, welche aus diefer Frage hätten entftehen können.

San Antonio Nuevo bot zur Zeit meines Befuches noch einen ziemlich ungaftlichen Eindruck: Das Fehlen aller Fruchtbäume und Culturgewächfe, welche fonft in der Umgebung der Indianerhütten allgemein zu finden find, die frifch gerodeten Lichtungen, die neu errichteten Gebäulichkeiten, der Mangel grünender Fruchtfelder und Fluren in der Umgebung liefsen den Anblick diefes Dorfes minder freundlich erfcheinen, als folche indianifche Niederlaffungen für gewöhnlich find. Immerhin aber find die Bewohner bereits mit allem Nöthigen verfehen und auf dem Rücken des Hügels ftehen auch fchon das Rathhaus und die Kirche, welche fich durch ihre Gröfse von den übrigen Gebäuden auszeichnen. Währenddem aber eine Bank und ein Tifch das gefammte Mobiliar des Rathhaufes ausmachen, ift die Kirche weit reicher ausgeftattet und weift aufser zahlreichen Heiligenfiguren drei gute alte Kirchenglocken auf, in deren Befitz das Dorf auf nicht ganz gefetzliche Weife vor Kurzem gekommen ift. Eines fchönen Tages erfchienen die Männer von San Antonio urplötzlich um die Mittagszeit in ihrem ehemaligen Heimathsdorfe San Luis, eilten fchnurftracks auf die Kirche zu, drangen mit Hülfe von Leitern in diefelbe ein, holten das hölzerne Standbild des heiligen Ludwig und die Glocken der Kirche und kehrten mit ihrem Raube nach Haufe zurück, ohne Widerftand zu finden, da die Bewohner von San Luis um jene Tages-

ſtunde in ihren Maisfeldern beſchäftigt waren und auch der Comisionado politico des Bezirks ſich zufällig nicht im Dorfe befand. Die Leute von San Luis waren begreiflicherweiſe ſehr erboſt über dieſes Ereigniſs, ſchickten ſich aber mit ſtoiſcher Ruhe in das Geſchehene, kauften neue Glocken und eine neue Heiligenfigur, ſchöner und beſſer, als ſie zuvor beſeſſen hatten und lieſsen die Leute von San Antonio in ungeſtörtem Beſitze ihres Raubes.

Nachdem ich die Kirche von San Antonio Nuevo mit ihren Sehenswürdigkeiten beſichtigt und in einige Wohnhäuſer eingetreten war, um mir die Einrichtung derſelben zu betrachten, ſetzte ich am nächſten Morgen mit meinen drei indianiſchen Trägern meine Reiſe fort; die erſte Nacht brachte ich in einer der noch wohlerhaltenen Hütten von San Antonio Viejo (290 m) zu, die folgenden in meinem Zelte, das wir irgendwo an einer geeigneten Stelle des Waldes aufſchlugen; der Weg führte bergauf, bergab über zahlreiche Flüſſe und Bäche, immer aber im Schatten des Urwaldes dahin; die Berge waren von geringer Höhe, aber zahlreich und wieſen ziemlich ſteile Böſchungen auf, ſo daſs die Wanderung im Allgemeinen doch ziemlich anſtrengend war.

Am Vormittag des 18. April kam ich in San Luis (415 m) an, wo ich mich (zur Ergänzung der Lebensmittel) eine Zeitlang aufhalten muſste. San Luis iſt gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf, deſſen Häuſer auf dem Rücken und an den Hängen eines aus Thonſchiefern und Kalkbänken zuſammengeſetzten Hügels zerſtreut liegen. Die geſammte indianiſche Bevölkerung (es leben im Dorfe noch zwei guatemaltekiſche Beamte und zwei Mexikaner, welche als politiſche Flüchtlinge dorthin gekommen ſind, als die einzigen Miſchlinge) beſteht gegenwärtig mit Ausnahme einer einzigen Mayafamilie aus Kekchiindianern; es iſt bemerkenswerth, wie raſch dergleichen ethnographiſche Veränderungen hier zu Lande vor ſich gehen, Veränderungen, welche binnen weniger Jahrzehnte bedeutſame Verſchiebungen der Sprach- und Stammesgrenzen zur Folge haben. Wennſchon übrigens zur Zeit die Kekchiſprache in San Luis herrſchend geworden iſt, ſo iſt doch auch die Kenntniſs des früher gebräuchlichen Mayadialekts noch vielfach verbreitet und in manchen Sitten und Gebräuchen ſpricht

ſich der Mayacinfluſs noch deutlich aus, wie ich namentlich bei Gelegenheit einer Trauung wahrnehmen konnte, da ich nach dem Civiltrauacte mit dem Comisionado politico des Dorfes in das Haus des Brautpaares eintrat und eine Weile als Gaſt der häuslichen Feier beiwohnte. Da San Luis kein Pfarrdorf iſt, fand keine kirchliche Trauung ſtatt, dieſelbe wird aber nachträglich gehalten werden, wenn der Pfarrer von Petén das Dorf beſucht, was alle Jahr einmal geſchieht. Es iſt dies jedesmal ein groſses Feſt für die guten Dorfbewohner, denn die Indianer haben trotz (oder wegen?) der ſehr dürftigen Kenntniſſe, welche ſie vom chriſtlichen Glauben haben, ſehr viel Sinn für jede Art religiöſer Ceremonien; ſie haben vor denſelben ebenſo viele Ehrfurcht als vor ihren Heiligenbildern, welche heutzutage bei ihnen dieſelbe Rolle zu ſpielen ſcheinen, wie die Götzenbilder in der heidniſchen Vorzeit.

Am 20. April ſetzte ich meine Reiſe fort und heimwärts ging es mit beſchleunigten Schritten, allzeit im Schatten des Urwaldes. Der Weg, den wir in den nächſten Tagen gingen, dürfte im groſsen Ganzen mit der Marſchroute zuſammenfallen, welcher Ferdinand Cortez mit ſeinem Heere auf ſeinem berühmten Zuge nach Honduras beim Durchwandern dieſer Gegenden (Oſtern 1525) gefolgt ſein mag. Freilich iſt aus der Beſchreibung des Cortez*) von dem ganzen Wege von Tobasco bis Nito am Golfe von Amatique nur die Inſelſtadt Flores mit Sicherheit wieder zu erkennen. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daſs Cortez vom See von Petén aus in ſüdöſtlicher Richtung weiter marſchirte, in der Gegend von San Luis das Gebirge überſchritt, und nach dem (bei Hochwaſſer ſehr ſchwierigen) Uebergange über den Cancuën (Rio S. Yſabel) wieder ſüdoſtwärts weiterzog. Er überſchritt den Rio Sarſtoon, welcher damals — wenigſtens in ſeinem Unterlaufe — Yaſa (wohl Yaxha, d. h. »Grünes Waſſer«) hieſs, mit Hülfe von Nachen und erreichte nach mühſeliger Gebirgswanderung in der Nähe von Livingſton den Rio Dulce, von wo aus er in Bälde in Nito, dem Endziel ſeines Zuges, eintraf.

Daſs der Weg, welcher heutzutage von San Luis aus ſüdwärts über das Gebirge führt, ſchon zur Zeit des Cortez beſtan-

*) P. Gayancos, Cartas y Relaciones de Hernan Cortéz al Emperador Carlos V. Paris 1868.

den habe und von dieſem groſsen Heerführer begangen wurde, möchte ich nicht behaupten. Dagegen ſcheint es mir in Anbetracht der topographiſchen Verhältniſſe wahrſcheinlich, daſs Cortez' Weg im Weſentlichen dieſelbe Richtung einhielt und dieſelben Gegenden durchzog, wie denn auch ſeine Beſchreibung ſehr wohl auf die phyſiſchen Naturverhältniſſe des gegenwärtigen Weges paſst. Die Schilderung iſt von kraftvoller Einfachheit und groſser Wahrheit; eine Uebertreibung läge (ſofern Cortez wirklich denſelben Weg gemacht haben ſollte) einzig und allein darin, daſs die Wegſtrecke, welche durch die waſſerleeren felſigen Kalkgebirge führt, bedeutend kürzer iſt, als Cortez angiebt; im Uebrigen aber kann der eigenthümliche Naturcharakter dieſes Gebietes kaum anſchaulicher geſchildert werden, als es der ſpaniſche Heerführer in ſeinem Berichte an Kaiſer Karl V. gethan hat. Auf Jeden, der dieſe Wegſtrecke aus eigener Anſchauung kennt, übt die Erzählung von dem furchtbaren Marſch des ſpaniſchen Heeres durch dieſe rieſigen ſchweigſamen Bergwälder eine ergreifende Wirkung aus. Allein das Regenwaſſer, das bei Nacht von den Blätterhüttchen niederträufelte, rettete das Heer vor dem Verſchmachten; Schlangen, Eidechſen und allerhand ekelhafte Thiere wurden verzehrt und die Früchte einer Palme (zweifellos der Corozopalme — Atalea Cohune —, welche dort ſehr häufig iſt und deren Frucht ganz angenehm ſchmeckt) bildeten ein Hauptnahrungsmittel der hungernden Soldaten. Und zu alledem kamen noch die Strapazen eines rauhen ſteinigen Pfades, auf welchem das Heer nur langſam vorwärts kam. Die Steigungen ſind allerdings ſehr unbedeutend, aber die gewaltigen Felsköpfe, welche mit ſenkrechten und nicht ſelten überhängenden kahlen Steilwänden rechts und links vom Wege aufſteigen, laſſen einige Male kaum ſo viel Raum, daſs der ſchmale Fuſspfad ſich zwiſchen denſelben durchwinden kann, und die Beſchaffenheit des Weges iſt durch das rauhe Geſtein, das allenthalben zu Tage tritt, ſowie durch herabgeſtürzte Felsblöcke oder -platten und durch die mannigfachen Hinderniſſe, welche die Vegetation darbietet, ſo ungaſtlich, daſs man wohl begreift, unter welch unſäglichen Leiden das hungernde und dürſtende Heer des Cortez die Wildniſs durchzog.

Als ich auf meiner Reiſe durch dieſes eigenartige Felſen-

gebirge kam, begegnete mir (1½ Tagereifen von San Luis entfernt) das Mifsgefchick, meine indianifchen Träger aus dem Gefichte zu verlieren, vom Wege abzukommen und mich in dem Labyrinth wilder gigantifcher Felfenkegel zu verirren. Da mein Rufen ungehört an den Felswänden verhallte, fchofs ich einige Revolverfchüffe ab, um meine Begleiter aufmerkfam zu machen, und wartete geduldig, bis diefelben kommen würden, mich zu fuchen. Ich überlegte dabei die zweifelhaften Ausfichten, welche ich trotz Compafs und Bufchmeffer haben würde, wenn es gelte, allein aus diefen Bergen und Wäldern herauszufinden und zu der nächften menfchlichen Anfiedelung (San Luis) zu gelangen. Aber ich konnte ja ruhig fein, denn meine Indianer waren durchaus zuverläffige Leute, treu wie Gold, und wirklich trafen diefelben auch nach kurzer Zeit ein, um mich abzuholen.

Im Uebrigen verlief die Reife ohne Störung, dann und wann hatten wir freilich unter Waffermangel zu leiden und eines fchönen Tages waren wir faft ganz ohne Waffer und unfere einzige Hoffnung beftand darin, in der Höhle von Chilom, einer Art Hungerbrunnen, Waffer anzutreffen. Unfere Hoffnung täufchte uns nicht, wir krochen in die Höhle hinein bis zu einem lothrechten Schlund, banden die Laterne an eine lange Stange, um die Stelle einigermafsen zu beleuchten, und warfen unfere metallenen Kochkeffelchen hinunter, welche in der That (in 4 m Tiefe) Waffer antrafen. Den Cancuënfluſs durchwateten wir ohne Schwierigkeit, da die langanhaltende Trockenheit feine Waffermaffen ftark vermindert hatte; andere Flüffe, welche wir zu überfchreiten hatten, waren mit Brücken, d. h. einfachen Baumftämmen, über welche man hinwegbalanciren mufs, verfehen und am fechften Wandertage um die Mittagszeit bekamen wir auch wieder die erften Lichtungen und die erften menfchlichen Anfiedlungen zu Geficht; am 27. April trafen wir in finkender Nacht in Cajobon ein und zwei Tage fpäter befand ich mich bereits wieder in Coban, um von den Anftrengungen der Reife auszuruhen.

Mit Freude begrüfste ich das offene Feld, mit Freude Dorf und Stadt und die mannigfachen Pflanzungen und Culturen, welche mein Auge erblickte; alles fchien mir fchöner und beffer als zuvor, und es kam mir vor, als ob felbft die Sonne freund-

licher und heller ſchien als ſonſt; mit Luſt ſog meine Bruſt die kühlere, reinere Luft des hoch gelegenen Ortes ein, und meine Seele fühlte ſich freier und leichter — denn ſo reich der Weg durch die Urwälder von San Luis auch an Naturſchönheiten aller Art, herrlichen Pflanzengruppen, ſchönen klaren Flüſſen, prächtigen Felsgruppen und intereſſanten Höhlen ſein mag, ſo wirkt doch das tiefe Schweigen der Wälder, das Dunkel des endloſen Blätterdoms, der Mangel jeglicher Lichtung und menſchlicher Anſiedlung drückend auf das Gemüth des einſamen Wanderers und erfüllt es mit melancholiſchen Gedanken. Und wenn man endlich den Urwald verläſst und ins freie Feld tritt, ſo iſt es, als ob der helle Sonnenſtrahl wie erlöſend auch in das Herz des Wanderers fiele und es wieder zu neuer Freude und fröhlicherem Empfinden erweckte.

Eine Reiſe ins Petén*).

So oft ich von den Bergen der Alta Verapaz einen freien Ausblick nach Norden gewann, wo das gewaltige Tiefland des Petén weithin ſich ausdehnte, bis der Blick ſich im Unendlichen verlor, wurde der Wunſch in meinem Herzen rege, dorthin zu wandern und die merkwürdige, wenig bekannte Gegend, den äuſserſten Norden der Republik Guatemala, aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Immer aber gab es irgend welches Hinderniſs, welches mich an der Ausführung dieſes Planes hinderte, und erſt im Juni des Jahres 1891 gelang es mir, die längſt geplante Reiſe zu verwirklichen. Am 3. des genannten Monats brach ich von Cobán (1320 m) auf; durch wohlbevölkerte und wohlbebaute, im Schmucke keimender Maisfelder und tiefgrüner Kaffeepflanzungen prangende Gegenden, durch Wald und Flur ritt ich meines Weges und kam am Abend deſſelben Tages in Setal an, welches am Tualfluſſe in etwa 730 m Meereshöhe liegt. Es waren nahezu zwei Jahre verfloſſen, ſeitdem ich das letzte Mal an dieſem Orte geweilt hatte, und mit Staunen gewahrte ich die Veränderung, welche hier in der Zwiſchenzeit vor ſich gegangen war: wo ſich damals wirrer Buſchwald und etwa da und dort Maisfelder zeigten, ſtanden nun wohlgeordnet in Reih und Glied Tauſende junger Kaffeebäumchen mit grünendem Laub und ſchneeweiſsen jungfräulichen Blüthen — ein Anblick, welcher geeignet iſt, das Herz des Menſchen zu erfreuen, und auch in mir ein Gefühl der lebhafteſten Befriedigung erweckte.

Nachdem ich einen Tag in der angenehmſten Weiſe in traulichem Verkehre mit meinem lieben Freunde und Studien-

*) cf. Beilage (Nr. 219) zur Allgemeinen Zeitung (München) 1892. Nr. 261, S. 4—6.

genoſſen Dr. Meyerowitz in Setal verbracht hatte, ſetzte ich am 5. Juni meine Reiſe fort, diesmal zu Fuſs und in Begleitung von drei indianiſchen Trägern. In Chibut, wo ich mein erſtes Nachtquartier bezog, war für mich die Annehmlichkeit geboten, nochmals in einer guten Hütte zu wohnen und mich ſpaniſch unterhalten zu können, während in den nächſten Tagen aller Verkehr nur durch Indianiſch vermittelt wurde, da keiner meiner Begleiter Spaniſch verſtand.

In Chibut entſpringt (320 m) zwiſchen übermoosten Felſen hervorquellend ein anſehnlicher Fluſs, welcher nach einem Laufe von wenigen Kilometern Länge wieder in der Erde verſchwindet, um in unterirdiſchem Laufe eine Gebirgskette zu durchwandern und jenſeits derſelben als Chajmayic wieder ans Tageslicht zu kommen. Aber auch der Chajmayic bleibt nur eine vergleichsweiſe kurze Strecke an der Oberfläche der Erde, dann taucht er gleichfalls in den Schoſs der Berge und kommt nördlich von einem anſehnlichen Gebirgszuge im Tieflande wieder zum Vorſchein, um in Verbindung mit dem San Simon und Chajchinic den Rio de la Paſion zu bilden. Der Fluſs hat es gut; durch kühle ſchattige Grotten und Höhlen, durch hochgewölbte Felſendome und tropfſteingeſchmückte Gänge nimmt er ſeinen Weg im Inneren der Berge und genieſst vielleicht gar die angenehme Geſellſchaft niedlicher Nixen mit grünen Augen und goldenem Haar; was weiſs ich, welch reizende Abenteuer der Fluſs da unten in der Unterwelt erlebt. Ich armes Menſchenkind aber muſste im proſaiſchen Sonnenlicht und tropiſcher Hitze auf ſteinigem Pfade über den Rücken der Berge wegklettern, und hatte ich eine Kette glücklich überwunden, ſo folgte alsbald eine zweite und dritte; es ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Schwere Schweiſstropfen perlten von meiner Stirne und nahmen mit beſonderer Vorliebe ihren Weg über meine Brille; der treue Diener des Auges verſagte ſeine Dienſte, und die ſchlimme Natur benutzte die günſtigen Umſtände, um mir da und dort einen Schabernack zu ſpielen. Ganz beſonders ſchien es dabei auf meine Kopfbedeckung abgeſehen zu ſein, und für einen unbetheiligten Zuſchauer wäre es gewiſs recht heiter geweſen, mit anzuſehen, wie mannigfach der Kampf der Objecte gegen den wackeren Hüter meines Hauptes geführt wurde. Derſelbe,

ein Tropenhelm Wifsmann'fcher Conftruction, wehrte fich tapfer und fchien unempfindlich gegen die Stöfse der quer über den Weg liegenden Baumftämme und gegen die Stiche der Dornen zu fein. Wie aber Achilles an der Ferfe, Siegfried am Schulterblatte verletzbar war, fo zeigte auch der Wifsmannhelm eine empfindliche Stelle: die Ventilationsöffnung. Ich mochte die Schraube zudrehen, fo weit es nur ging, immer fanden fich auf dem fchmalen, verwachfenen Fufspfade wieder Zweige oder Dornen, welche fich in der Oeffnung fingen, mir den Hut vom Kopfe wegangelten und mich fo zu einem unfreiwilligen Grufse an die einfamen Urwälder nöthigte. Solche kleine Neckereien der Mutter Natur dürfen den Wandersmann nicht verdriefsen: Geduld ift die erfte Erfordernifs bei dergleichen Urwaldwanderungen; fo manche Unbequemlichkeit, manches kleine Mifsgefchick kommt einem in die Quere, mit ein wenig Geduld wird Alles überwunden, und wenn auch Führer und Träger allzu langfam gehen — man darf fie nicht zu fehr zur Eile antreiben, denn der Weg ift oft fchwer zu fehen, und ift er einmal verloren, fo können Stunden eifrigen Suchens nothwendig fein, ihn wieder zu finden. Auch darf man feine in urwaldbedeckten Bergen zurückgelegten Wegftrecken nicht mit Marfchleiftungen auf deutfchen Landftrafsen vergleichen, denn es kommt oft vor, dafs man den ganzen Tag redlich gewandert ift und müde fein Nachtlager aufficht, obgleich kaum mehr als 8 oder 10 km Weg (Luftlinie) zurückgelegt wurden. Und wer folche Reifen zum Zwecke wiffenfchaftlicher Unterfuchungen unternimmt und heimgekehrt den Erfolg derfelben betrachtet, wie fo klein und unbedeutend derfelbe ift im Vergleich mit dem Aufwande an Zeit und Kraft, der möchte dann wohl faft den Muth verlieren und fich vornehmen, nie wieder folche undankbare Studienreifen zu unternehmen. Ich habe auch fchon fo gedacht und bin doch wieder in meine liebgewordenen Wälder gegangen, wie fo manches Mal, fo auch jetzt.

Der Empfang, den fie mir bereiteten, war jedoch nicht fehr gaftlich (wie ich fchon oben angedeutet habe), denn ich kann mich nicht erinnern, jemals einen fo fchlechten Weg in der Verapaz gegangen zu fein. Die Bergketten, die ich zu überfchreiten hatte, waren zwar nicht hoch [der höchfte Punkt

zwiſchen Chibut und dem Rio Chajmayic betrug 650m, die höchſte Paſshöhe zwiſchen dem Chajmayie (170m) und dem Rio San Simon (150m) zeigte 500m], aber die Böſchungen waren ſehr ſteil, der Weg ſehr ſchwach begangen und zumeiſt ſehr ſteinig; das Schlimmſte aber war der Waſſermangel, welcher in dieſen Kalkbergen ſich fühlbar machte und in mir manche ſehnſüchtige Erinnerungen an die ehrwürdigen Hallen des Münchener Hofbräuhauſes und den angeſtammten Tiſch in der »Capelle« des Hackerbräu wachrief. Tempi passati! Jetzt war ich auch zufrieden, wenn ich am Wege in einer vertrockneten Bachrinne einen Waſſertümpel antraf und Kaffee oder nach Landesſitte gekochtes Waſſer, mit geröſtetem Maismehl verſetzt, zu trinken bekam. Die Berge zwiſchen Chajmayie und San Simon ſind vollſtändig unbewohnt, weshalb wir mehrere Male im Walde unſer Nachtlager aufſchlagen mußten. Da das Wetter meiſt günſtig war und ich außerdem, durch frühere Erfahrungen klug geworden, ein Zelt mitgenommen hatte, ſo war damit keine beſondere Unannehmlichkeit für mich verbunden; ja, wenn ich ſo behaglich in meiner Hängematte ſchaukelte und Cacao, nach indianiſcher Sitte aus einer hölzernen Schale (Guacal), zu mir nahm, während der Mondſtrahl da und dort verſtohlen zwiſchen den dunkeln Rieſenbäumen durchblickte, erſchien mir das Alles recht ſchön und gut und ich ſummte dann wohl manchmal das bekannte Lied:

»Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne« u. ſ. w.

vor mich hin, obgleich ich mir — vom Aeußeren abgeſehen — gar nicht räuberhaft vorkam. Einmal ging bei Nacht, als wir im Walde campirten, ein heftiger Regen nieder; allein das Zelt, in welches auch die Indianer flüchteten, bot genügenden Schutz und gleichzeitig rettete uns der Regenſchauer aus einer augenblicklichen Waſſernoth, indem wir mit allerhand Gefäſsen — nach berühmtem Muſter — das Abwaſſer des Zeltdaches auffingen. So hatte Cortez in der öſtlichen Fortſetzung dieſes Gebirges auf ſeinem berümten Zuge nach Honduras (1525) ſich und ſein Heer vor dem Verſchmachten bewahrt.

In touriſtiſcher Hinſicht war ich recht befriedigt von dieſem Theile meiner Reiſe. Von landſchaftlich ſchönen Ausblicken

kann ich allerdings nicht berichten, denn der Wald verhindert jeden freieren Blick. Ich erſtieg zwar einmal einen ſteilen Felſenkopf am Wege und erkletterte dann einen auf dem Gipfel befindlichen Baum; aber auch ſo gewann ich nur beſchränkte Einzelanſichten, welche kaum eine Orientirung geſtatteten. Aber in anderer Hinſicht gewährt der Weg gar manches ſchöne Bild; insbeſondere ſind es die prächtigen Pflanzengruppen und Felspartien, welche in wechſelvoller Verbindung die Aufmerkſamkeit des Wanderers auf ſich lenken. Den ſchönſten Anblick nach dieſer Richtung hin gewährt ohne Zweifel die Stelle, wo der anſehnliche San Simonfluſs, welcher, wie viele andere Flüſſe der nördlichen Alta Verapaz, ſtellenweiſe unterirdiſch flieſst, in mehreren mächtigen Quellen aus dunklen Felſenthoren wieder ans Tageslicht tritt.

Jenſeits des Rio San Simon wird die Gegend flacher, da und dort treffen wir kleine indianiſche Dörfchen an; die Wege ſind hier beſſer und ſtark begangen, und in früher Nachmittagsſtunde langten wir am 11. Juni in der Monteria (Holzfällerei) Porvenir am Rio Chajehinie (ca. 140 m) an, wo ich mich einzuſchiffen gedachte. Zwei meiner indianiſchen Träger kehrten nach Hauſe zurück, während der dritte mich auf der Weiterreiſe zu begleiten verſprach.

Es war ein günſtiger Zufall, daſs ſchon wenige Tage nach meiner Ankunft ein Boot abgehen ſollte; es wäre ebenſo gut möglich geweſen, daſs ich wochenlang hätte warten müſſen, denn der Verkehr auf dem Rio de la Paſion (indianiſch Caueuën genannt) iſt ein äuſserſt geringer, da die ganze Nachbarſchaft deſſelben, wie ſeiner Zuflüſſe, weit hinauf gänzlich unbewohnt iſt, wenn man von den Holzfällereien abſieht. Die geſammte Holzinduſtrie dieſer weiten Gebiete liegt in den Händen des Hauſes Jamet & Saſtré, welches an verſchiedenen Punkten des Uſumacinta und ſeiner Quell- und Nebenflüſſe im Petén Holzfällereien errichtet hat. Es werden faſt ausſchlieſslich Mahagonibäume, und zwar ſolche von beträchtlicher Gröſse, gefällt; Farbholz und andere Nutzhölzer werden nicht verwerthet. Die gefällten Mahagonibäume werden an Ort und Stelle rechtwinkelig beſchlagen, wobei gewiſſe Längserſtreckungen durch Abſtufungen hervorgehoben werden. Man bahnt darauf Wege mit zahlreichen Seitenwegen

durch den Wald, ſchleift die Stämme, deren Vorderende an eine Art Schlitten (»Lagarto«) gekettet wird, durch Ochſengeſpann zu den nächſten Bächen oder Flüſſen und läſst ſie, wohl markirt mit Jahreszahl und Firma, ſtromabwärts treiben, bis ſie in Tenoſique (Tabasco) aufgefangen und zu Flöfsen verbunden werden, um ſo nach dem Verſchiffungshafen Laguna de Terminos weiter zu gelangen.

Durch Empfehlungsbriefe eingeführt, fand ich im Herrenhauſe der Monteria Porvenir gaſtfreundliche Aufnahme. Vom Luxus der Stadt wird dort wenig verſpürt: das Herrenhaus iſt eine groſse mit Palmblättern gedeckte Holzhütte, deren Wände durch Rohrſtäbe gebildet ſind; die Hausgeräthe (faſt durchweg aus Mahagoniholz hergeſtellt) ſind roh gezimmert, Thüren und Geſimſe in patriarchaliſcher Einfachheit mit der Axt aus Mahagoniblöcken herausgehauen; die Küche war einfach und ländlich, manche in Deutschland als ſelbſtverſtändlich angeſehene Bequemlichkeiten fehlten gänzlich und dennoch fühlte ich mich dort wohler und behaglicher als im feinſten europäiſchen Hôtel. Das liebenswürdige Entgegenkommen meines Wirthes, ſo manche kleine, aber angenehm empfundene Rückſicht liefsen mich dorten bald heimiſch fühlen, das eigenartige Leben und Treiben in dieſer Holzfäller-Colonie gewährte mir mancherlei Anregung und ſo verfloſſen mir die Tage meines Aufenthalts in ſehr angenehmer Weiſe.

Am 15. Juni verliefs ich den gaſtlichen Ort, um meine Reiſe fluſsabwärts fortzuſetzen. Ein groſses Ruderboot, mit drei Leuten bemannt, ging nach dem Paſo Tanahi ab, um in La Libertad Lebensmittel und andere Gegenſtände für den Bedarf der Holzfällerei abzuholen. In der Mitte des Ruderboots wurde mittelſt eines leichten Holzgerüſtes und eines waſſerdichten Tuches eine Art Zelt errichtet, welches mir für die Dauer der Reiſe als Aufenthaltsort dienen ſollte. Nachdem dieſe Vorbereitungen getroffen waren, brach ich nach herzlichem Abſchiede von meinem Gaſtfreunde auf und fort ging es, den Rio de la Paſion hinunter, unſerem fernen Ziele zu.

Es war eine ſchöne Fahrt; vom trefflichſten Wetter begünſtigt, fuhren wir dahin, durch die gewaltigen Wälder, welche dieſe ganze Landſchaft bedecken; üppige Vegetation ſchmückt

allenthalben die Ufer und blätterreiche Zweige und Lianen hangen zu beiden Seiten bis ins Waſſer hernieder, ſo daſs man oft weithin kein Erdreich zu Geſicht bekommt; da und dort ragen rieſige Mahagoni- und Ceibabäume hervor und auf allen Seiten erblickt man Corozopalmen, deren gewaltige Fiederblätter ſich ſcharf von dem dunkleren Grunde des herrſchenden kleineren Laubwerks abheben, während anderwärts blühende Bäume und Sträucher, oder blumengeſchmückte Guirlanden von Schlingpflanzen das Vegetationsbild farbenreicher geſtalten. Die beginnende Regenzeit hatte durch ihren Einfluſs auf die Vegetation und den Waſſerreichthum des Fluſſes die landſchaftliche Schönheit ſeiner Ufer noch gehoben. Dann und wann treten auch kleine Hügelzüge an den Fluſs heran, der nun zwiſchen Felſen und ſteilen Hängen in raſcherem Laufe, zuweilen kleine Stromſchnellen bildend, der nahen Ebene zueilt. In zahlloſen Windungen von wechſelvoller Geſtaltung ſtrömt der Rio de la Paſion dahin, nimmt da und dort anſehnliche Zuflüſſe auf und wird, je länger wir ſeinem Laufe folgen, deſto mächtiger und majeſtätiſcher: während ich am Zuſammenfluſſe des Chajmayic und Chajchinic die Breite des Fluſſes auf 20 bis 30 m ſchätzte, dürfte ſie am Paſo real, wo wir in einen Nebenfluſs (Rio Subin) einbogen, gegen 100 m betragen.

Obgleich menſchliche Anſiedelungen nur äuſserſt ſelten die Einſamkeit der Gelände unterbrechen, ermüdete mein Auge doch niemals am Anblicke der ſtillen, waldbedeckten Ufer. Fünf Tage lang währte dieſe Waſſerfahrt; bei geeigneter Zeitausnutzung hätten wir ſie leicht in drei Tagen zurücklegen können, allein da mir die Fahrt wohlgefiel, wollte ich die Bootsleute nicht zu gröſserer Eile antreiben. Dieſe Reiſe war in der That ſehr angenehm zu nennen, wozu die landſchaftlichen Schönheiten der Ufer, die Gunſt der Witterung, der Mangel von Mosquitos in dieſer Jahreszeit, ſowie manche kleine Bequemlichkeit, welche ich mir verſchaffen konnte, das Ihrige beitrugen. Wenn ich von Annehmlichkeiten der Reiſe ſpreche, ſo braucht man übrigens nicht gleich an eine Rheinfahrt auf dem Salondampfer zu denken. Die Hitze in den frühen Nachmittagsſtunden war im Zelte des Bootes, das mir zum Schutze gegen die Sonnenſtrahlen diente, faſt noch drückender, als aufserhalb deſſelben, und bei Nacht,

wo ich in demſelben Zelte auf dem Bretterboden des Schiffchens ſchlief, kühlte ſich die Temperatur darin auch bedeutend langſamer ab. Manche Bequemlichkeit verſchaffte mir mein indianiſcher Diener: wenn das Boot anlegte und wir an Land gingen, machte er alsbald meine Hängematte zurecht, bereitete das Eſſen und dergleichen mehr, ohne daſs ich ein Wort zu verlieren brauchte, als derſelbe aber am dritten Tage der Fahrt durch eine Wunde am Fuſse erkrankte, hörte dieſes alles auf; vielmehr muſste ich nun ſelbſt kochen, nicht nur für mich, ſondern auch für ihn; auch muſste ich nun ſelbſt meine Leibwäſche waſchen, was mir — nach meiner milden Beurtheilung — ziemlich gut gelang; die Brandflecken und Löcher, welche ich bei Ausübung meiner Kochkunſt den Taſchentüchern zugefügt hatte, konnte ich durch Waſchen allerdings nicht entfernen, ebenſo wenig wie alte Säureflecken, welche bisher allen Waſchkunſtſtücken deutſcher und indianiſcher Wäſcherinnen ſtandhaft getrotzt haben.

Viele angenehme Abwechſelung und Unterhaltung ſchafften mir die Bootsleute, welche immer munter und guter Dinge mit kindlichen Spielen und heiteren Scherzen, mit fröhlichem Geplauder und Liebesliedern ihre Arbeit begleiteten. Zudem unterbrachen manche kleine Vorkommniſſe die Einförmigkeit des Tages: dann und wann bekamen wir ſchwimmende oder ſich ſonnende Alligatoren in Sicht, das Spiel der Fiſche und Iguanas, der Geſang und das Gefieder der Vögel zogen die Aufmerkſamkeit auf ſich; bei günſtiger Gelegenheit betrieben die Bootsleute auch Fiſchfang und Jagd und bereicherten unſeren Küchenvorrath auſser mit mehreren Fiſchen mit drei Faſanen und zwei Wildſchweinen.

Am angenehmſten war ohne Zweifel die Fahrt in den ſpäten kühlen Abendſtunden, wenn die Sonne untergegangen war und das Boot zwiſchen den nachtdunkeln Gewächſen der Ufer auf dem im Mondſcheine erglänzenden Fluſſe ruhig dahinglitt; leider hatte ich nicht volle Muſse, dieſe ſchönen Augenblicke ganz zu genieſsen, denn ich ſaſs mit Compaſs, Uhr und Bleiſtift im Boote, um bei Laternenſchein den Verlauf der einzelnen Windungen aufzuzeichnen. Der Fluſslauf iſt zwar vor Jahren von mexikaniſchen Ingenieuren aufgenommen worden; da aber die Aufnahme aus politiſchen Rückſichten bisher nicht veröffentlicht wurde,

wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Lauf des Fluſſes wenigſtens in groben Umriſſen feſtzulegen.

Als ich am 20. Juni am Paſo Tanahi des Rio Subin ankam, ſtand ich allein da; mein indianiſcher Begleiter war von Paſo real aus heimgekehrt, um ſeine Wunde auszuheilen, und damit waren alle meine Reiſepläne mit einem Schlage durchkreuzt. Ein günſtiger Zufall aber wollte mir wohl: als ich am Paſo Tanahi ankam, waren gerade Saumthiere und Saumthiertreiber anweſend, welche mein Gepäck mitnahmen, während ich mit den Bootsleuten zu Fuſs nach La Libertad ging. Es befindet ſich hier eine Niederlaſſung des Hauſes Jamet & Saſtré, welche die Geſchäftsleitung über die Holzfällereien des Petén innehat; der Chef dieſer Filiale, Don Felipe Palenque, empfing mich in der liebenswürdigſten Weiſe, und ſo genieſse ich denn ſeither die mit groſser Herzlichkeit angebotene Gaſtfreundſchaft deſſelben.

La Libertad (indianiſch Sacluc) (170 m) iſt ein von Miſchlingen bewohntes, offenes Dorf, inmitten einer weiten Savane. Kein Fluſs oder Bach flieſst in der Nähe vorbei; Vieh und Pferde werden zu benachbarten Waſſertümpeln zur Tränke geführt, während eine Anzahl tiefer Ziehbrunnen die menſchliche Bevölkerung mit Waſſer verſorgt. Viehzucht iſt neben Maisbau und Bohnencultur faſt die einzige landwirthſchaftliche Beſchäftigung der Bewohner; in den Gärten des Dorfes ſieht man auch wohl etliche tropiſche Fruchtbäume angepflanzt, ohne daſs auf deren Pflege beſondere Sorgfalt verwendet würde. Der Marktplatz und die Straſsen des Dorfes ſind ſtill und öde, vom Raſen überwuchert; einſam und verlaſſen iſt auch die Umgebung der Ortſchaft. Meilenweit nach allen Richtungen hin iſt die Landſchaft unbebaut und unbewohnt, und der Wanderer, der durch dieſe Gegenden ſtreift, kann ſich eines melancholiſchen Gefühles kaum erwehren. Er findet allenthalben weite, von vereinzelten Baumgruppen und Palmen belebte, grasbewachſene Ebenen, aus welchen waldbedeckte Hügelzüge wie Inſeln hervorragen. Da die Regenzeit bereits mit Macht eingeſetzt hat, ſo bietet dieſer Wieſenteppich einen recht angenehmen Anblick dar durch ſein friſches Grün und die mannichfaltigen Blumen, deren Farben und Formen eine beſcheidene Abwechſelung in der Erſcheinung der Grasflächen hervorrufen. Da und dort trifft man auch mehr

oder weniger ausgedehnte rundliche Waſſertümpel an, und es läſst ſich nicht läugnen, daſs dieſe Teiche der Landſchaft einen eigenthümlichen Reiz verleihen, insbeſondere wenn, wie dies meiſt der Fall iſt, einige gröſsere Bäume die Ufer ſchmücken und weidende Viehheerden eine freundliche Staffage bilden.

Zu dieſen ſtillen Waſſerteichen führen mich gewöhnlich meine Spaziergänge, welche ich tagtäglich zu unternehmen pflege; für Ausflüge zu den groſsen Seen der Savanen iſt leider die Jahreszeit nicht günſtig, da ſeit meiner Ankunft in La Libertad faſt jeden Abend heftige Gewitterſchauer niedergehen und die Wege dadurch raſch in ſchlechten Zuſtand verſetzt worden ſind; zudem bin ich durch den Mangel eines eigenen Dieners oder eines eigenen Reitthieres ſo ziemlich an die Scholle gebunden. So verbringe ich denn die Zeit meines hieſigen Aufenthaltes vorzugsweiſe mit Plaudern und Leſen und warte geduldig, bis ſich mir eine günſtige Gelegenheit darbietet, auf einem neuen Wege nach Coban zurückzukehren.

Heimkehr vom Petén.

Lange, lange Tage hatte ich im gaſtfreundlichen Hauſe in La Libertad auf eine Gelegenheit geharrt, entweder über Flores und Belize, oder auf dem Uſumacinta und Chixoy nach Coban abreiſen zu können und allmählich begann ich zu ſorgen, ob überhaupt in Bälde ſich die Möglichkeit der Heimkehr bieten würde; denn der Landweg nach Coban war in Folge der heftigen Gewitterregen zum groſsen Theil und vermuthlich auf längere Zeit überſchwemmt, ſo daſs dieſer directe Weg eigentlich für mich verſchloſſen war. Als daher mein Freund Don Felipe Palenque mir vorſchlug, mit einem ſeiner Holzvermeſſer nach den Holzfällereien des Uſumacinta und von dort bei Gelegenheit nach den Salinen der neun Berge zu fahren, ſo war ich alsbald damit einverſtanden, denn von den genannten Salzwerken war es ja nicht mehr weit nach meiner Adoptivheimath. Ich lieſs daher den Plan einer Reiſe nach dem Peténſee*) fallen und richtete mich auf die baldige Abreiſe ein.

Am 1. Juli 1891 verlieſs ich in Begleitung des Holzvermeſſers »Don Porfírio Diaz« das freundliche Dorf und fort gings durch die weiten Savanen dem Walde zu. War bis dahin der Weg recht gut geweſen, ſo wurde er nunmehr alsbald abſcheulich; groſse Strecken waren überſchwemmt und bis zum Bauche im Waſſer ſtehend watete mein Maulthier, mit den Füſsen vorſichtig nach den dann und wann auf dem Boden liegenden Baumſtämmen

*) Erſt viel ſpäter, 1894, hatte ich dann Gelegenheit, dieſen ſchönen See und das ungemein maleriſch auf einer Inſel liegende Städtchen Flores, die Hauptſtadt des Departamento Petén, kennen zu lernen.

taſtend, durch die Waſſertümpel, um erſt auf feſtem Boden wieder eine ſchnellere Gangart anzuſchlagen. Mein Begleiter, welcher mit dem Wege vertraut war, war vorausgeritten und einſam durchzog ich nun die gewaltigen Wälder, bis ich nach mehrſtündigem Ritte den Einſchiffungsort, Paſo Tanahi, erreichte, von wo aus wir uns nach kurzem Imbiſs in das von drei Ruderern bemannte Boot »La Flecha« (»der Pfeil«) begaben. Es war ein gutes ſchnelles Boot, das ſeinem Namen Ehre machte, leider aber war es zu klein, als daſs mein Begleiter und ich bequem unter dem Zeltdache Platz gefunden hätten, und ſo muſste ich denn ſtunden- und tagelang mit krämpfigen Gliedern auf engbeſchränktem Platze ſitzen. Ich merkte bald, daſs es nun vorbei war mit den vergnügungsreichen Fahrten, welche ich bisher auf den Strömen des Petén gemacht hatte, denn die inzwiſchen eingetretene Regenzeit iſt ein Feind des Reiſenden und bringt ihm viele Unannehmlichkeiten mit. Hunderte von Mosquitos ſchwärmten nun durch unſer Boot und plagten uns den lieben langen Tag, und in den Nächten konnte mein müdes Auge kaum den erſehnten Schlaf finden, da ich mich unvorſichtiger Weiſe ohne Mosquitonetz in dieſe Gegenden gewagt hatte, wo während der Regenzeit Milliarden kleiner geflügelter Satane an den Ufern der Flüſſe oder im feuchtwarmen Dunkel des Waldes auf den argloſen Wanderer harren. War mir auf der Herfahrt allezeit Sonnenſchein beſchieden geweſen, ſo wurden wir nunmehr dann und wann von heftigen Regengüſſen heimgeſucht, und in der Nacht des zweiten Juli machten wir, unter dem Zeltdache des Bootes zuſammengekauert, ein Gewitter mit, desgleichen ich noch niemals zuvor erlebt hatte. Furchtbar krachte und rollte der Donner, der Wind fuhr durch die rieſigen Baumwipfel der Wälder mit lautem Getöſe und grelle Blitze erleuchteten für Momente taghell die nachtgraue Umgebung, ſo daſs man wenigſtens für Augenblicke die Ufer des Fluſſes erkennen konnte. Sonſt war aber die Nacht ſo finſter, daſs der Bootsführer zuletzt nicht mehr ſicher wuſste, ob er ſtromab- oder ſtromaufwärts fahre, denn in der finſteren Nacht hätte er auf dem träge dahinflieſsenden breiten Strome (Rio de la Paſion) an einer der zahlreichen ſcharfen Windungen leicht eine allzu ſcharfe Wendung machen und dadurch wieder umkehren können. Sorgenvoll ruderten deshalb

die Bootsleute triefend vor Näſſe im ſtrömenden Regen weiter und begrüſsten mit lautem Jubel das einſame Licht von Plancha de Piedra, wo wir nach Mitternacht ankamen und gaſtliche Aufnahme fanden.

Wenn übrigens das Reiſen nun recht beſchwerlich war, ſo war ich doch der beſten Hoffnung und vollauf befriedigt; denn die Schönheit der Landſchaft, insbeſondere der herrlichen Vegetation, vermochte kein Unwetter zu vernichten und zudem hatte ich das Glück gehabt, von der Holzfällerei La Union aus, eine der wenigen noch beſtehenden Anſiedelungen der heidniſchen Lacandon (am See von Izan) beſuchen zu können (2. Juli 1891). Mit Freude und Genugthuung begrüſste ich auch am 3. Juli den hoch angeſchwollenen, Schaum, Bimsſtein und Baumſtämme daherwälzenden Rio Chixoy, welcher ſich mit dem trägen Paſſionsfluſſe zum Uſumacinta vereinigt und pfeilſchnell fuhren wir nun inmitten der Hauptſtrömung des letztgenannten mächtigen Stromes abwärts, an der Mündung des Lacantun vorbei, zur Holzfällerei Conſtancia. Der Chef derſelben, Don Joaquin Cetina, welcher mir in der Folge ein lieber Freund geworden iſt, empfing uns in zuvorkommendſter Weiſe und bald fühlte ich mich heimiſch in ſeinem Hauſe, wo ich eine hübſche kleine Bibliothek vorfand. Welch ein Glück, daſs ich hier etwas zu leſen fand, denn die projectirten geologiſchen Studien waren durch die hoch angeſchwollenen Flüſſe und durch ausgedehnte Ueberſchwemmungen unmöglich gemacht; in dem Dickicht des nahen Waldes hörten bald alle Wege auf und ſo wäre ich denn auf das Haus angewieſen geweſen, auch wenn nicht faſt täglich der wolkenbedeckte Himmel uns mit reichlichem Regen bedacht hätte. Mein Aufenthalt in der Conſtancia ſollte nur wenige Tage dauern, während welcher Don Porfírio auf einer benachbarten Holzfällerei Holz meſſen ſollte; Fiebererkrankungen der dortigen Beamten hielten ihn aber viel länger, als vermuthet, auf und ungeduldig harrend ſtand ich indeſſen alle Tage am Ufer des Uſumacinta, von Stunde zu Stunde nach dem erwähnten Boote ausſpähend. Vergebens, ich war gefangen! vor mir der gewaltige reiſsende Strom, hinter mir der pfadloſe Urwald, um mich her einige armſelige blättergedeckte Holzhütten; ich kam mir vor wie ein Vogel, der zwar ſich der Freiheit erfreut, dem aber

die Schwingen gelähmt ſind. Zu all dem kam noch, daſs mein Freund Don Joaquin, ebenſo wie mehrere andere Angeſtellte der Holzfällerei, an Fieber erkrankten; mehrere kleine Kinder ſtarben an Fieber, die Stimmung war allgemein eine gedrückte und mit Sehnen gedachte ich der Heimkehr, welche mich aus der etwas unheimlichen, ungeſunden Gegend nach der ſchönen geſunden Alta Verapaz bringen ſollte. Wenn ich es freilich mit anſah, wie die Holzarbeiter manchmal bis zur Bruſt im Waſſer ſtanden, wenn ſie die bearbeiteten Mahagoniſtämme durch die überſchwemmten Niederungen zum Fluſſe brachten, ſo konnte ich mich allerdings über das heftige Auftreten von Malaria-Erkrankungen nicht wundern und ſtaunte nur, daſs ſich immer wieder Leute finden, welche dieſe zwar lohnende, aber höchſt anſtrengende und ungeſunde Beſchäftigung wählen.

Die Arbeiter der Holzfällereien ſind groſsentheils zuſammengelaufenes Geſindel, das nur durch eine eiſerne Zucht zuſammengehalten werden kann und bei der weiten Entfernung von allen Dörfern, von jeglicher ſtaatlicher Behörde iſt der Chef der Holzfällerei ganz auf ſich ſelbſt angewieſen; er iſt ein kleiner König in ſeinem Bereiche, er iſt oberſter Richter und Verwaltungsbeamter, er iſt Arzt und Anwalt, er bindet und löſt die (wilden) Ehen, welche auf einer Holzfällerei geſchloſſen werden; er wacht darüber, daſs die Arbeiter von ihren Frauen zur Zeit den nöthigen Mundvorrath erhalten und theilt ihnen die entſprechenden Rohmaterialien aus; er wacht auch über Ordnung und Sittlichkeit und ſtraft mit Strenge ſchwerere Vergehen. Ich habe es ſelbſt miterlebt, wie in der Conſtancia ein Arbeiter durchgepeitſcht und dann an die Kette gelegt wurde, weil er ſich weigerte, zur Arbeit zu gehen.

Am 17. Juli erſchien endlich Don Porfírio wieder auf der Bildfläche und mit heller Freude begrüſste ich die »Flecha«, als ſie vor der Conſtancia anlegte, um mich wieder aufzunehmen und ſtromabwärts zu bringen. Die Fahrt ging hier durch eine ſchöne waldige Thalſchlucht, an deren Ende wir pfeilſchnell durch eine anſehnliche Stromſchnelle ſchoſſen; dann ging die Fahrt wieder ruhiger im flachen Lande dahin, bis wir in der Holzfällerei Deſempeño anlangten, wo wir wieder einen mehrtägigen Aufenthalt hatten. Dann machten wir den ſchönen Ausflug nach den

Ruinen von Menché Tinamit (Lorillard City), welcher mir zeitlebens in angenehmer Erinnerung bleiben wird: waren es doch nächſt Quiriguá die erſten gröſseren indianiſchen Ruinen, welche ich zu Geſicht bekam, und mit Staunen und Bewunderung betrachtete ich die maſſigen Tempel und Bauwerke mit ihren eigenartigen Innengemächern und ſauber ausgeführten, vortrefflich erhaltenen Basreliefs. Schweigſam wölbt ſich über dieſen ernſten Zeugen einer untergegangenen Cultur der gewaltige Blätterdom des Urwaldes; Sträucher und Bäume wachſen aus den Ritzen der Bauwerke hervor; in ſchlanker graciöſer Linie ſchlingen ſich Lianen zu den Gipfeln der Bäume empor oder umſchlingen in freundlicher Umarmung die kalten Steinbauten, deren Fuſs prächtige Palmen entſprieſsen; es iſt ein eigenartiger Gegenſatz zwiſchen der geſtaltenvollen Schönheit der lebendigen Pflanzenwelt und den ſteifen Linien der menſchlichen Bauwerke, eine melancholiſche Ruhe breitet ſich über das ganze Bild; nichts rührt ſich in dem gewaltigen Walde, und nur wenn man ins Innere der Gemächer eindringt, fliegen flatternd ganze Schaaren von Fledermäuſen dem unerwarteten Eindringling entgegen. Weifs Gott, hier iſt ein Ort zum Träumen, zum Sinnen und Nachdenken über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und doch wirkt die Schönheit und Lebensfülle der Pflanzenwelt wie tröſtend und verſöhnend, wenn die Betrachtung der Ruinenſtätten trübe Gedanken erweckt.

Nur ſchwer trennte ich mich von dem herrlichen Stück Erde, und doch freute ich mich, als nun das Boot ſtomaufwärts fuhr, denn es ging nun ja der Heimath zu und nach kurzem Aufenthalte in den Holzfällereien Deſempeño und Conſtancia verlieſsen wir am 30. Juli Conſtancia, um nach den Salinen der neun Berge zu fahren. Wir hatten an Stelle der leichten »Flecha« ein gröſseres Boot nehmen müſſen, da Don Porfírio Salz zurückbringen ſollte, und kamen deshalb noch langſamer voran, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. So raſch nämlich in der Regenzeit die Thalfahrt vor ſich geht, ſo langſam geht dagegen die Bergfahrt; mit Rudern kann man gegen die Strömung nicht ankämpfen, und ſo fährt man denn an dem Ufer hin, welches gerade die ſchwächſte Strömung zeigt; dabei wird das Boot mittelſt ſehr langer Ruder durch Abſtoſsen vom Grunde oder

an den am Ufer ſtehenden Bäumen fortgeſchoben; wenn nun im Verlaufe der Windungen die Strömung auf einer Seite zu ſtark wird, ſo ſetzt man an das andere Ufer über, wobei begreiflicher Weiſe bei der Stärke der Strömung und der Breite des Fluſſes wieder eine anſehnliche Streeke Weges verloren wird. Wenn das groſse Boot unſere Fahrt aueh verlangſamte, ſo hatte es doeh den Vortheil, daſs Don Porfírio und ich nun ſehr bequem Platz neben einander unter dem Zeltdaehe hatten, und da ieh mir im Deſempeño ein Mosquitonetz hatte anfertigen laſſen können, ſo reiſte ich nun mit weit mehr Bequemliehkeit als zuvor. Wenn ieh aber aueh des Nachts Ruhe vor dieſen Plagegeiſtern hatte, ſo konnten ſie mieh bei Tage um ſo mehr quälen, da ſie jetzt in viel gröſserer Zahl ins Boot kamen, als vorher bei der Thalfahrt, wo wir in der Mitte des breiten Stromes gefahren waren. Bald ſtellte ſich aber noch eine neue Unannehmlichkeit heraus: wir bemerkten naeh den erſten Tagen naeh unſerer Abreiſe, daſs wir nieht genügend verproviantirt waren, und da ein Verſueh, in Plancha die Vorräthe zu ergänzen, fehl ſehlug, ſo muſsten wir eben unſere Mahlzeiten einſehränken und mit knurrendem Magen ſaſsen wir nun Tag für Tag im Boote, das uns langſam unſerem Ziele näher braehte.

Als Proviant für die Bootfahrten benutzt man trockenes Fleiſeh, Reis, ſchwarze Bohnen und Totopoſte (getroeknete Maiskuehen, welehe Monate lang aufbewahrt werden können und geröſtet reeht wohlſehmeekend ſind). Fleiſeh war uns längſt ausgegangen, von Reis und Bohnen hatten wir noch einen beſehränkten Vorrath, Totopoſte war in genügender Menge vorhanden. Früh Morgens um 4 Uhr pflegten wir Kaffee zu trinken und uns einige Totopoſtes zu röſten. Mittags gegen 12 Uhr tranken wir etwas Poſol (d. h. kaltes Waſſer mit Maisteig vermiſcht) und gegen Abend hielten wir unſere Hauptmahlzeit ab, welehe abweehſelungsweiſe — neben Totopoſte — aus Reis oder aus gekoehten ſchwarzen Bohnen beſtand. Ieh bewundere noch jetzt die Bootsleute, welehe bei dieſer ſpärliehen Koſt den lieben langen Tag, ohne Ruhepauſe, ihrer ſehweren Arbeit naehgingen. Obgleich ieh ſelbſt keinerlei Arbeit zu thun hatte, fühlte ich doeh oft nagenden Hunger und ſehnte mieh, offen geſtanden, naeh den Fleiſehtöpfen Cobans. Ieh ſchmeiehle mir, weder ver-

wöhnt, noch weichlich, noch auch beſonders materiell geſinnt zu ſein, und doch merkte ich hier ſehr wohl, wie viel beim Menſchen vom materiellen Wohlbefinden abhängt, und wie Unrecht man thut, dieſem Umſtande ſo wenig Bedeutung beizumeſſen. Der Reiſende, welcher die Wildniſſe unter Entbehrungen und Mühſalen durchzogen hat, beſchreibt dieſe hernach oft in humoriſtiſcher Weiſe, da er in der Erinnerung ſich oft ſchämt, von materiellen Einflüſſen ſo ſehr beeinträchtigt worden zu ſein, und deshalb vielfach die ganze Sache in einem Anfluge von Selbſtſatyre ins Lächerliche zieht.

Da der Unterlauf des Rio Chixoy ganz unbewohnt iſt, ſo ſchliefen wir des Nachts gewöhnlich irgendwo im Walde am Ufer des Fluſſes, oder auch in den verlaſſenen Hütten von Holzfällereien, welche vor noch nicht zu langer Zeit von ihrem damaligen Ort nach anderen, noch nicht ausgebeuteten Gebieten verlegt worden waren.

Am 6. Auguſt erreichten wir die erſte menſchliche Anſiedelung am Chixoy: S. Elena, wo wir bei einem Neger Unterkunft fanden und zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder einmal in Früchten (Bananen) ſchwelgen konnten; am nächſten Abend (7. Auguſt) hatten wir ſogar in der kleinen Anſiedelung El Limon das Glück, je ein Spiegelei vorgeſetzt zu bekommen, und als wir zwei Tage ſpäter in den Salinen der neun Berge ein wirkliches gebackenes Huhn verſpeiſen durften, da ſchien es mir, als ob ich mein Leben lang noch niemals ſo auſſerordentlich gut gegeſſen hätte.

Sonſt aber ward mir in den Salinen keine gute Kunde: mein Bruder hatte mir einige Indianer entgegen geſchickt, um mich und mein Gepäck abzuholen; da ihnen aber allmählich die Mundvorräthe ausgingen, ſo waren ſie gerade am Tage vor meiner Ankunft heimgegangen und ich ſtand nun einſam und verlaſſen da. Der Verwalter der Salinen bot mir aber freundlicher Weiſe einen Indianer als Führer an, und ſo konnte ich, mit ſpärlichem Mundvorrathe verſehen, am folgenden Morgen (10. Auguſt) den Heimweg antreten. Der Weg führte durch prachtvolle Urwälder dahin und bot keinerlei Schwierigkeiten, da es glücklicher Weiſe kurz vorher wenig geregnet hatte, und der Weg daher nicht überſchwemmt war. Die Bäche und Flüſſe waren allerdings ſtark

angeſchwollen, aber auf hinübergelegten Baumſtämmen als improviſirten Brücken waren ſie verhältniſsmäſsig leicht zu überſchreiten. Dagegen regnete es alle Tage mit groſser Regelmäſsigkeit, und da ich meinen Mantel dem Indianer als Schutzhülle für mein Gepäck gegeben hatte, ſo wurde ich alle Tage gründlich durchnäſst. Um nun trocken ſchlafen zu können, wechſelte ich Abends die Kleider und ſchlüpfte am anderen Morgen wieder in meine naſſen Kleider, um für die nächſte Nacht trockenes Zeug zu haben.

Endlich am Abend des 12. Auguſt erreichten wir die Kaffeeplantage Cubelguitz (300 m), von wo aus ich am nächſten Morgen zu Pferde nach Coban weiter reiſte. Wie herrlich erſchienen mir die tiefgrünen Kaffeepflanzungen und die ausgedehnten Maisfelder, an welchen mein Weg vorbeiführte, wie freundlich blickte mich das ganze, wohlbebaute Gelände an mit ſeinen maleriſch darin zerſtreuten Indianerhütten; wie trefflich erſchien mir auch der Reitweg, wie erfriſchend, ja faſt zu kühl, die Luft nach der Treibhausatmoſphäre der letzten Monate. Und wie ſchön erſt war das Wiederſehen mit meinem Bruder, wo ich ganz unerwartet eintraf, als die ganze Familie gerade an wohlbeſetztem Tiſche beim Abendeſſen war! Man glaubt es nicht, wie angenehm nach einem Aufenthalte in der Wildniſs europäiſche Cultur, und vor Allem der Zauber des Familienlebens berührt und wie behaglich ſichs nach der Arbeit und den erlittenen Entbehrungen im heimathlichen Hauſe ruhen läſst.

Die Vulkane der Republik Guatemala*).

(Hierzu Karte Nr. 1.)

Vulkan von Ipala 1630 m.

Häufig hatten mich auf meinen Wanderungen in verſchiedenen Gebieten Guatemalas die ſchönen Geſtalten der zahlreichen Vulkane zu einem Beſuche herausgefordert und je länger es anſtand, ehe ich dem Wunſche meines Herzens Folge leiſten konnte, deſto ſtärker wurde auch meine Sehnſucht, dieſe herrlichen Berge näher kennen zu lernen; als ich im Januar 1892 auf einer Reiſe im ſüdöſtlichen Guatemala in die Nähe eines Vulkans kam, beſchloſs ich daher alsbald, denſelben aufzuſuchen.

Der Vulkan von Ipala, welchem mein Beſuch galt, iſt ein verhältniſsmäſsig niedriger Berg, welcher ſich inmitten einer keſſelförmig geſtalteten Hochebene von etwa 800 m mittlerer Höhe erhebt und (nach meiner barometriſchen Beſtimmung) eine Höhe von 1630 m erreicht. Trotzdem bietet der Berg eine ſehr impoſante Erſcheinung durch die Schönheit der Form und ſeinen maſſigen Bau; den mächtigen Krater nimmt ein ſehr regelmäſsiger ovaler See ein, deſſen Längsachſe etwa 1 km miſst. Die Hänge des Berges ſind ſtellenweiſe mit ſpärlichem Baumwuchſe (meiſt Fichten) bewachſen, im Uebrigen aber abgeholzt und als Pferdeweide benutzt, da und dort auch trotz der Steilheit der Hänge dem Maisbau gewidmet. Die Umwallung des Kraters nehmen ſchöne Eichenbeſtände mit mächtigen Baumrieſen ein.

Wir befinden uns hier im Inneren der Republik Guatemala: die von den Meeren kommenden Luftſtrömungen, bereits früher des gröſsten Theiles ihrer Feuchtigkeit beraubt, bringen hier

*) cf. Globus Bd. 64 (1893), S. 1—5 und 27—31.

nur wenig Niederſchläge hervor und ermöglichen nur auf den Bergkämmen und an günſtig gelegenen Hängen zuſammenhängende Wälder, während in den tiefer liegenden Ebenen der Charakter der Vegetation ſteppenhaft wird. Auch am Fuſse des Vulkans von Ipala breitet ſich eine Art Strauchſteppe aus, wo zwiſchen dürrem Dorngeſtrüpp, Cacteen, Crescentia-Bäumen und Grasbüſcheln allenthalben das ſchwarze vulkaniſche Geſtein zu Tage tritt.

Vom Dörfchen Calvario (830 m) aus wanderte ich am 26. Januar 1892 früh Morgens mit einem indianiſchen Begleiter dem Fuſse des Berges zu, wo wir gegen 9 Uhr Morgens ankamen; ohne Weg ſtiegen wir die ſteil geneigten Hänge hinan und erreichten gegen 11 Uhr Vormittags den Gipfel des Berges. Die Beſteigung war ſtellenweiſe etwas mühſam, da auf dieſer Seite des Berges wenig feſtes Geſtein anſteht und der gröſsere Theil des Hanges aus lockerer Aſche gebildet iſt. Die Vegetation, welche in regenreichen Gegenden Guatemalas wegen ihrer Ueppigkeit dem Bergſteiger hinderlich wird, bietet wenige Hemmniſſe, ſchützt aber auch den Wanderer nicht gegen die Strahlen der Sonne und ſo hat mich denn die kleine Tour manchen Schweiſstropfen gekoſtet. Wer etwa, wie ich früher einmal, an einem ſchönen Auguſttage um die Mittagszeit den Aſchenkegel des Veſuv zu Fuſs erſtiegen hat, wird ſich gut in meine Lage verſetzen können.

Die Ausſicht, welche ſich mir auf dem Gipfel des Berges darbot, war aber ſo ſchön und eigenartig, daſs ich die Anſtrengungen des Anſtieges raſch vergaſs und lange Zeit in ſtillem Erſtaunen den prächtigen Anblick genoſs. Gegen Norden hin allerdings hinderten dichte Wolken, die über den Bergkämmen lagerten, die Ausſicht vielfach; um ſo reiner und ſchöner war aber der Blick nach Weſt und Süd, wo ein groſser Theil von Südguatemala und San Salvador ſich zu den Füſsen des Beſchauers ausdehnt, während von Oſten her etliche hohe Bergeshäupter der Republik Honduras herüberwinken. In friedlicher Stille lag die weite Landſchaft da, ſtill waren auch die zahlreichen unterirdiſchen Eſſen, welche ſich in mannigfach geformten, ſchönen Vulkanbergen verkörpert haben, ſelbſt der ruheloſe Izalco im nahen Salvador hatte für ein Weilchen ſeine Thätigkeit eingeſtellt,

aber nur für kurze Zeit, dann ſtiegen wieder mächtige ſchwarze Rauchwolken aus ſeinem Schlunde hervor und erinnerten inmitten der herrſchenden Ruhe der geſammten Natur an die Gewalten, welche das Innere der Erde beherbergt. Stille aber und lachend blickte aus der Tiefe der groſse See von Güija herauf, deſſen Ausdehnung und ſchön geſtaltete Ufer die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, und wenn das Auge des Beſchauers müde von dem Sonnenglanze ſich abwendet, findet es an dem regelmäſsig geſtalteten Kraterſee mit ſeinen träumeriſch dunkeln Waſſern einen Ruhepunkt, welcher wieder Reize ganz anderer Art in ſich birgt und aufs Neue den Beſchauer feſſelt.

Endlich riſs ich mich von dem Zauber los, welchen die prachtvolle Ausſicht auf mich ausübte, und trat den Heimweg an. Ich ſtieg zum Kraterſee (1480 m) hinunter, deſſen Spiegel ſich nur 3 m unterhalb der tiefſten (ſüdweſtlichen) Einſenkung der Umwallung ausdehnt, wanderte dann über alte Lavaſtröme nach dem Dörfchen Monterico (1150 m), erſtieg den gleichnamigen paraſitiſchen Vulkankegel (1300 m) und kehrte dann nach Calvario zurück, wo ich Nachts gegen 8 Uhr ankam.

Am nächſten Morgen trat ich darauf den Heimweg nach Coban an, wandte aber häufig meine Augen nach dem ſchönen Vulkan zurück, der durch ſeine exponirte Stellung eine Ausſicht von ſo hervorragender Eigenart und Schönheit gewährt, und im Herzen nahm ich mir feſt vor, daſs meine nächſte Reiſe den gewaltigen Vulkanen gelten ſollte, welche in langer Reihe am Südabfalle der Küſtencordilleren von Guatemala aufragen.

Tacaná 3990 m.

Nach langen Unterhandlungen war es mir Anfangs Juni 1892 gelungen, drei Träger für die in Ausſicht genommene Reiſe zu bekommen und am 13. des genannten Monats marſchirte ich, wie gewöhnlich zu Fuſs, mit denſelben von Coban (1320 m) ab, meinem fernen Ziele zu. Die Sommerregenzeit hatte ſchon mit Macht eingeſetzt und verfolgte uns mit faſt alltäglich ſich wiederholenden Regengüſſen; allein da die Indianer in den vorausgegangenen trockenen Monaten ihre Maisfelder zu beſtellen pflegen, ſo hatte ich nicht früher Träger bekommen können.

Am 14. Juni überfchritt ich den Rio Chixoy (630 m), erreichte am 15. Juni S. Miguel Ufpantan (1800 m), am 20. Juni S. Cruz del Quiché (2020 m), am 23. Juni Huehuetenango (1880 m) und begann darauf die Altos Cuchumatanes (Sierra Madre von Guatemala) hinanzufteigen. Von S. Yfabel (2370 m) aus erblickte ich (am 26. Juni) zum erften Male auf diefer Reife die prachtvollen Vulkankegel des Tacaná und Tajumulco und begrüfste fie mit lebhafter Freude. Ich hatte den fchönen Anblick diefer Berge von früheren Reifen her noch wohl in der Erinnerung und bemerkte daher eine kleine Aenderung fofort, welche fich in diefer Jahreszeit geltend machte: am Nordofthange des Tajumulco zog fich ein langes Schneefeld herunter, im Sonnenfchein glänzend, ein Anblick, der mich mit eigenthümlichen Gefühlen erfüllte, denn feit meiner Abreife von Europa (1888) hatte ich nie mehr Schnee gefehen!

Rafch rückten wir von S. Yfabel unferem Ziele näher. Ueber einen Pafs von 2550 m Höhe wanderten wir nach S. Pedro Necta (1550 m), überfchritten bei Trapichillo den Rio Saleguá in 1150 m Höhe, dann gings über eine ungemein fteile Bergkette der Sierra Madre (Pafshöhe 2910 m) nach Cuilco (1210 m), über das Dörfchen Carizal (2330 m) und den Canivalfluf's (1340 m) nach Teatitan (2180 m), und in früher Morgenftunde erblickten wir am nächften Tage von der nahen Pafshöhe aus (2480 m) die Stadt Tacaná und ein gut Stück weiter im Hintergrunde den riefigen Kegel des Tacaná in einfamer Gröfse, da die Höhenzüge der Küftencordilleren feinen Nebenbuhler verdeckten. Gegen Norden und Nordoften fällt die Profillinie ungebrochen und fteil in ein tiefes Thal ab, während gegen Südoften ein fanfter geneigter Grat mit mehreren Abfätzen fich gegen die Küftencordilleren hin erftreckt.

Kurz nach 10 Uhr Vormittags hatten wir das Städtchen Tacaná (2380 m) erreicht, wo wir bis zum nächften Morgen verblieben, um uns zu verproviantiren und einen Führer zu engagiren. Beides gelang uns, freilich in nicht fehr zufriedenftellender Weife, und in der Morgendämmerung des 1. Juli verliefsen wir mit unferem Führer, einem Soldaten, die Stadt. Unfer Weg ftieg anfangs fanft an und führte uns zunächft durch Wiefen, deren riefige Grasbüfchel meine Verwunderung erweckten. Indem wir höher auffteigen, nimmt die Landfchaft immer mehr alpinen

Charakter an. Wir kommen (oberhalb 2700 m) an ſteiler geneigte, mit Felsblöcken überſäete Hänge, welche niedriger Raſen mit Mooſen und kleinen Blumen bedeckte; dann nimmt den Wanderer lichter Hochwald auf, deſſen Beſtände ſich zum gröſseren Theil aus langnadeligen Kiefern, zum kleineren aus Tannen und etlichen wenigen Laubbäumen zuſammenſetzen; Vaccineengebüſch oder niedriger Raſen bedeckt den Boden im Schatten des Waldes. In 3290 m Höhe erreichten wir den Kamm eines im Halbkreiſe um den Vulkan herumſtreichenden Grats und ſtiegen nun zu der Einſenkung ab, in welcher die letzte menſchliche Wohnſtätte (Haciendita 3000 m) ſich befindet. Es ſind einige maleriſche zerſtreute Indianerhütten inmitten von Pferde- und Schafweiden, Kartoffel- und Weizenfeldern. Ehe wir noch die Hütten von Haciendita erreichten, war unſer famoſer Führer ſpurlos verſchwunden; ich war im Grunde genommen froh, den läſtigen, lügenhaften Menſchen los zu ſein und machte mich mit meinen Indianern daran, eine Unterkunft zu ſuchen. Da aber die dort wohnenden Indianer kein Wort Spaniſch und wir kein Wort ihrer (Mam-) Sprache verſtanden, ſo war guter Rath theuer und wir quartirten uns eben, ohne zu fragen, in einer armſeligen Schafhütte ein, wo wir wenigſtens Schutz vor dem bald ausbrechenden Unwetter fanden. Den gröſsten Theil des Nachmittags und der Nacht dauerte das Unwetter fort; bald geſellte ſich auch heftiger Wind hinzu und dieſer mag nebſt der verdünnten Luft Schuld daran getragen haben, daſs ich in dieſer Nacht, ſowie beim Anſtiege am nächſten Morgen etwas an Athembeſchwerden litt; es iſt dies das einzige Mal, daſs ich Spuren der Höhenkrankheit an mir bemerkte; bei den ſpäteren Vulkanbeſteigungen habe ich nichts mehr davon verſpürt, da ſich mein Organismus bereits beſſer dem veränderten Luftdruck angepaſst hatte.

Als ich am Morgen des 2. Juli erwachte, brach gerade der Tag an und ſo raſch als möglich beendete ich meine Vorbereitungen, um in Begleitung eines meiner indianiſchen Träger den Vulkankegel zu erſteigen. Ich zählte hier wie bei allen folgenden Bergreiſen die Zahl der Schritte, nahm mit dem Compaſs den jeweiligen Richtungswinkel auf und zeichnete dies alles nebſt der entſprechenden Höhencote (die ich meinem Aneroid entnahm) auf, um an der Hand dieſer Aufzeichnungen bei der Heim-

kehr wieder den richtigen Weg finden zu können, eine Methode, die ſich auf meinen Reiſen aufs Beſte bewährte und mich manchmal vor dem Fehlgehen im Nebel bewahrt hat. Ich hatte zwar einen meiner Kekchi-Indianer bei mir und ich möchte nicht verſäumen, dem ausgezeichneten Ortsſinn und der ſcharfen Beobachtungsgabe meiner indianiſchen Begleiter die vollſte Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wie oft war ich ſchon mit denſelben im Urwalde umhergegangen und ſtets hatten ſie mich, da ſie beim Hinwege ſich gewiſſe Merkmale einprägten, z. B. wie ſpielend einige Zweige oder Blätter abknickten oder dergleichen, mit untrüglicher Sicherheit denſelben Weg zurückgeführt! Aber das war in den regenfeuchten Wäldern ihrer Heimath geweſen. Auf hohe Berge waren ſie noch niemals gekommen; dort bot die ſpärlichere Vegetation minder gute Anhaltspunkte und zudem herrſcht in ſolchen Höhenlagen häufig genug dichter Nebel, welcher die beſten Merkmale dem Auge zu entziehen vermag. Auf Nebel aber mußten wir uns bei allen künftigen Bergreiſen gefaßt machen, denn wenn auch faſt alle Tage in prächtiger Klarheit anbrachen, ſo pflegten doch mit außerordentlicher Regelmäßigkeit gegen 9 Uhr Vormittags dichte Wolken aus den Thälern aufzuſteigen und die Berge einzuhüllen; in den frühen Nachmittagsſtunden pflegte dann der Regen einzuſetzen, um in der erſten Hälfte der Nacht wieder aufzuhören und für kurze Zeit ſchönem Wetter Platz zu machen.

Unter ſolchen Umſtänden hielt ich es für gerathen, mich bei meinen Vulkanbeſteigungen nur auf mich allein zu verlaſſen und ich freute mich, meine früher geſammelten Erfahrungen wieder einmal praktiſch verwerthen zu können. Die Bergreiſen, welche ich in den Alpen gemacht, gehören zwar durchaus nicht zu den ſchwierigeren; da ich ſie aber meiſt ohne Führer, großentheils auch allein unternommen hatte, ſo habe ich mir doch eine gewiſſe Sicherheit im Wegefinden und Unabhängigkeit von fremder Hülfe erworben, was mir hier zu Lande ſchon oft zu Gute gekommen iſt. Ich weiß wohl, daß in deutſchen Touriſtenkreiſen das führerloſe Gehen vielfach ſcharf verurtheilt wird und für viele Fälle gewiß mit Recht, allein es iſt andererſeits auch nicht zu leugnen, daß der Alleingänger gerade deshalb, weil er nur auf ſeine eigene Kraft geſtellt iſt und mit keiner fremden

Hülfe rechnen kann, viel genauer alle Schwierigkeiten und Gefahren in ihrer richtigen Gröfse und Tragweite kennen lernt und daher nicht nur felbftändiger und findiger, fondern zu guterletzt auch vorfichtiger werden wird, als derjenige, welcher nur am Gängelbande der Führer die Bergwelt durchzieht. Doch genug davon!

Am 2. Juli Morgens 6 Uhr brach ich mit einem meiner indianifchen Begleiter auf und ftieg ohne Weg fteil aufwärts, dem oben erwähnten Südoftgrat folgend, deffen Gratzinken wir nach links umgingen. In 3100 m Höhe blieben die letzten kleinen Getreidefelder zurück, in 3550 m die letzten Tannen, in 3630 m die letzten vereinzelten Laubbäume und als wir nach $3^1/_2$ ftündigem, von wenigen Kletterpartien unterbrochenem Steigen den Gipfel des Berges (3990 m) erreicht hatten, fo hatten wir auch die Region der Kiefern und damit die Baumgrenze überhaupt überfchrittten; aufser Gras und einer gelben Compofite fand ich nur noch ein unferem Wachholder ähnliches Gebüfch auf dem Gipfel vor. Leider entfprach weder die Ausficht noch die Geftaltung des Gipfels meinen Erwartungen. Wir waren oben angelangt, als der Nebel bereits in feine Rechte getreten war und wenn wir auch vereinzelte weite Blicke nach dem Inneren von Chiapas, nach der Küftenebene und der Südfee gewannen, fo waren diefe Bilder doch zu fehr abgeriffen, um einen nachhaltigen Eindruck hinterlaffen zu können. Auch meine Hoffnung, auf dem Gipfel des riefenhaften Berges, der unvermittelt aus der pacififchen Küftenebene auffteigt, anfehnliche Spuren noch fortdauernder vulkanifcher Thätigkeit*) zu finden, hatte mich gründlich getäufcht. Ein eigentlicher Krater fehlt vollftändig, wenn man nicht etwa eine im Verhältnifs zur Gröfse des Berges lächerlich kleine Einfenkung, nahe dem aus lofen Blöcken aufgebauten Gipfel, dafür anfehen will; Exhalationen von Gafen oder Waffердämpfen konnte ich nirgends finden; dagegen beobachtet man 100 m unter dem Gipfel einen deutlichen halbkreisförmigen Wall, den Ueberreft eines ehemaligen grofsen Kraters. In dem dadurch gebildeten Atrium, in welchem fich einige Pferde umhertrieben, befinden fich die Refte einer Hütte, in welcher die

*) Eine leichte Eruption hatte 1855 ftattgefunden.

Ingenieure der mexikaniſch-guatemaltekiſchen Grenzcommiſſion, ſpäter die der transcontinentalen Eiſenbahn einige Tage zugebracht hatten. Den Gipfel des Berges krönt ein Signal, ein Markſtein der Grenze zwiſchen den Republiken Mexiko und Guatemala.

In dichtem Nebel verlieſsen wir gegen 11 Uhr Vormittags den Gipfel und kehrten nach Haciendita zurück, wo wir um 1 Uhr im Regen ankamen, um alsbald nach dem Dörfchen Sibinal weiter zu wandern.

Tajumulco 4120 m.

Von Sibinal (2580 m) führte unſer Weg ſteil hinan bis zum Hauptkamme der Küſtencordillere, auf deſſen flachem, breitem Rücken wir längere Zeit zu gehen hatten. In 3490 m Höhe überſchritten wir den Kamm, um wieder nach der pacifiſchen Seite hin abzuſteigen. In dichtem Nebel wanderten wir durch das Dörfchen S. Chriſtóbal Ixchivuan (3220 m) und eilten unter heftigen Regengüſſen der Einſenkung zu, welche das Maſſiv des Tajumulco mit der Küſtencordillere verbindet. Es war ſchon dunkle Nacht, als wir vor einer der zahlreichen Indianerhütten (3020 m) Halt machten und um Unterkunft baten. Der Beſitzer gewährte uns dieſelbe gern, ohne ſich lange zu beſinnen und machte für mich ſofort einen Schemel und einen Platz am Feuer frei, damit ich mich erwärme. In der Hütte, welche im Ganzen nicht gröſser war als ein geräumiges Zimmer in Deutſchland, hauſten zwei vollſtändige Familien: Vater, Mutter, Schwiegerſohn, zwei erwachſene Töchter und einige Enkelchen, auſserdem ein halbtaubes Mütterchen. Dazu kam noch ein Indianer mit Frau und Kind, welcher zufällig auf Beſuch da weilte. Man kann ſich denken, daſs es da eng herging in der Hütte, die wie die meiſten ihres Gleichen nur aus einer einzigen Stube beſtand; trotzdem aber war es gar gemüthlich an dem warmen Feuer, während draufsen der Sturmwind heulte und die ſchweren Regentropfen vom Blätterdache niederfielen. Freilich beizte der Rauch zuweilen meine Augen, denn die Feuerſtelle iſt ohne jeglichen Rauchfang, aber es war doch wenigſtens warm, während abſeits davon der kalte Wind, durch die Ritzen der Wand eindringend, mich fröſteln machte. Mit einiger Mühe fand ſich noch ein

Plätzchen für mein Feldbett und da ſchlief ich dann vortrefflich bis zum frühen Morgen.

Es war noch finſtere Nacht, als ich am 4. Juli gegen 4 Uhr erwachte: die Indianerinnen waren bereits am Feuer beſchäftigt, um den Mais für Herſtellung der Tortillas vorzubereiten. Raſch erhob ich mich, nahm einen kleinen Imbiſs ein und machte mich mit einem meiner Indianer noch in der Dunkelheit auf den Weg. Langſam ſtiegen wir aufwärts, bis der helllichte Tag anbrach und ein ſchnelleres Steigen ermöglichte. Wir beeilten uns ſo ſehr als möglich, um noch vor dem Aufſteigen der Wolken den Gipfel zu erreichen, was uns denn auch gelang. Zunächſt ſtiegen wir über einen Lavaſtrom hin, dann ſteil empor zu einem langen Grat (3700 m), auf deſſen Schneide wir einen Fuſspfad fanden, der uns bis zum Gipfelkegel brachte. Dort verloren wir den Fuſsweg im vulkaniſchen Geröll und kletterten eben ohne dieſe Hülfe direct über die Schutthalden und Felsköpfe zum Gipfel empor (Ankunft $7^1/_2$ Uhr Vormittags). Eine groſse Zahl von gabelförmigen Stöcken ſteckte dort im Boden: zudem bemerkten wir Kohle und zahlreiche, mit runden Löchern durchbohrte Scherben, wie ſie die Mame-Indianer zum Räuchern zu benutzen pflegen. Der Gipfel des Tajumulco ſcheint demnach eine Art Opferplatz für die (dem Namen nach chriſtlichen) Indianer der Umgebung zu ſein; daher der verhältniſsmäſsig gut begangene Pfad auf der Schneide des Grats! Die Indianer geben freilich an, daſs ſie dort oben Schwefel holen wollten; allein Schwefel iſt nur in ſo geringer Menge zu finden, daſs man die Angabe als eine Ausrede anſehen muſs.

Die Vegetation iſt auf dem Gipfel (4120 m) ſehr kümmerlich; einige Phanerogamen (bes. Gräſer) beobachtet man noch auſser Moofen und Flechten, der gröſsere Theil des von Geſteinsblöcken überſäeten Bodens iſt ohne Spuren pflanzlichen Lebens. Die letzte, zwerghaft verkümmerte Kiefer findet ſich in einer Höhe von 4000 m am Südweſthange des Berges; geſchloſſene, wenn auch lichte Beſtände von Kiefern findet man erſt unterhalb 3700 bis 3800 m Höhe.

Leider herrſchte auf dem Gipfel bei ſchneidendem Winde eine ſolche Kälte (+ 2,2° C.), daſs es uns nicht möglich war, lange hier auszuhalten und die groſsartige, nach allen Richtungen

hin vollkommen klare Ausſicht zu genieſsen. Ich hatte noch niemals eine ſo weite Rundſicht erſchaut, allein ich war, was die landſchaftliche Wirkung betrifft, offen geſtanden, einigermaſsen enttäuſcht. Die Ausſicht vom Vefuv iſt zwar in Bezug auf Weite des Blickes gar nicht mit derjenigen von Tajumulco zu vergleichen, aber an landſchaftlicher Wirkung übertrifft ſie die letztere bedeutend. Der Blick auf das nahe, tiefblaue Mittelmeer, auf die ſchön geſchwungenen Uferlinien des Golfes von Neapel, auf die zahlreichen Inſeln und Vorgebirge, die Städte und Dörfer, Gärten und Landhäuſer iſt eben von ganz hervorragender Schönheit und Farbenwirkung. Die ungeheure Waſſerfläche der Südſee dagegen iſt zu weit von den Vulkanen Tacaná, Tajumulco u. ſ. w. entfernt, um noch Farbeneffecte zu erzeugen, und die Küſte iſt viel zu einförmig, um durch die Gliederung der Uferlinien irgend welchen nachhaltigen Eindruck zu machen. Landwärts aber ſtand gleichfalls die Ausſicht hinter meinen allerdings hochgeſpannten Erwartungen zurück. Das eruptive Maſſengebirge der Küſtencordillere mit feinen gerundeten Kuppen liegt bereits zu tief und beſitzt zu wenig eigenartige Bergformen, um mächtig zu wirken, und das Kettengebirge von Mittelguatemala, obgleich an Höhe beinahe ebenbürtig, vermag das Auge nicht zu feſſeln wegen des einförmigen Verlaufes der Kämme. Der Blick auf die zahlreichen, dem Tajumulco an Höhe wenig nachſtehenden Vulkane iſt allerdings von eigenartiger Schönheit, iſt aber gerade dadurch in ſeiner Wirkung beeinträchtigt, daſs keiner derſelben, von dieſer noch gewaltigeren Warte aus geſehen, wirklich dominirt. So ruht denn das Auge mit dem meiſten Wohlgefallen auf der groſsartigen Umgebung und auf der nahen Küſtenebene, welche am Fuſse des Berges einſetzt und ſich ſanft gegen das Meer hin abdacht. Reizend iſt der Blick auf die weiſsen Gebäude und Trockenplätze der zahlreichen Kaffeeplantagen, welche ſich ungemein freundlich von dem dunklen, grünen Hintergrund abheben; beſonders ſchön liegt Porvenir, die Pflanzung der Hamburger Plantagengeſellſchaft, unmittelbar am waldbedeckten Fuſse des Berges in ungeheurer Tiefe vor dem Beſchauer da (mehr als 3000 m Höhenunterſchied).

Nach ½ſtündigem Aufenthalte auf dem mit einem Signale gekrönten Gipfel ſtiegen wir zum Krater hinab, um dort an

einem windfreien Plätzchen die erſtarrten Glieder an der Sonne zu wärmen. Auch mein frugales Frühſtück — etwas Wein, Schinkenconſerven und gekochten Reis, letzteren als Erſatz für Brot, das ſeit einigen Tagen ausgegangen war — legte ich in die Sonne, um es vorzuwärmen und mir durch den kalten Imbiſs nicht zu ſchaden. Auf ſolcher Höhe iſt der Unterſchied der Temperatur in directer Sonneneinwirkung und im Schatten an windfreien Orten auffallend groſs.

Während mein Frühſtück von den Sonnenſtrahlen erwärmt wurde, ſtieg ich in den Krater hinab, wo unter den mächtigen Lavablöcken ſich noch etwas Schnee erhalten hatte — ratzam li que, »Salz der Kälte«, ſagen die Indianer — und beluſtigte mich nach Jahr und Tag wieder einmal mit Schneeballwerfen, zum groſsen Erſtaunen meines Begleiters, der mich anſah, als ob er an meinem Verſtande zweifelte. Nach einem längeren Aufenthalte im Krater (4070 m) ſtieg ich dann zu dem Sattel hinunter (3960 m), der den Hauptgipfel von dem ſüdweſtlichen Seitengipfel trennt; ich beſtieg dieſen ſelbſt (4020 m) und machte mich darauf (10 Uhr Vormittags) auf den Heimweg, den wir zum Theil in dichtem Nebel zurücklegten. Gegen 1 Uhr Nachmittags hatten wir unſer Obdach wieder erreicht und blieben daſelbſt des bald eintretenden Regenwetters wegen bis zum nächſten Morgen.

Als wir nach einer bitterkalten Nacht am 5. Juli unſere Reiſe fortſetzten, erblickten wir den Tajumulco bis zu einer Höhe von etwa 3600 m herunter in blendendweifsen Neuſchnee eingehüllt, ein prachtvoller Anblick, der mein Herz höher ſchlagen machte und mir den Tajumulco ſo recht als den König der mittelamerikaniſchen Berge vorſtellte*).

Cerro Quemado 3230 m.

Am 6. Juli kam ich gegen Abend in ein von den Reſten eines mächtigen Bergſturzes erfülltes Thal, welches ſich weſtlich

*) Der Tajumulco iſt in der That — nach Mittheilungen von Herrn Edwin Rockſtroh — der höchſte Berg Guatemalas. In früheren Werken findet man für viele Berge, namentlich für Acatenango, Agua und Fuego, zu hohe Höhenzahlen angegeben. Ich folge hier meinen eigenen barometriſchen Meſſungen, welche natürlich auch keine völlige Sicherheit gewähren. Neuerdings (1892) haben amerikaniſche Ingenieure die Höhe genau gemeſſen, doch iſt die Veröffentlichung ihrer Arbeit erſt in einigen Jahren zu erwarten.

von dem eigenthümlichen, langgeſtreckten Vulkan Cerro Quemado befindet. Da ein heftiges Unwetter drohte, beſchloſs ich, in einer kleinen Indianeranſiedelung (2500 m) am Fuſse des Berges Unterkunft zu ſuchen. Ich befand mich hier im Verbreitungsgebiete der Quiché-Indianer, und da ich auf früheren Wanderungen manche unangenehme Erfahrung in Bezug auf die Gaſtfreundlichkeit dieſer Indianer gemacht hatte, ſo ſchickte ich einen meiner Begleiter, der die Quichéſprache verſtand, voraus, um ein Obdach für uns zu ſuchen. Derſelbe wurde an mehreren Stellen abgewieſen, fand aber doch endlich — gegen Bezahlung — Unterkunft für uns Alle im Hauſe eines älteren, mit zahlreicher Nachkommenſchaft geſegneten Indianers. Von hier aus unternahm ich am nächſten Morgen mit einem meiner Kekchi-Indianer die Beſteigung des Vulkans, während ein zweiter meiner Begleiter nach Quezaltenango zum Einkaufen von Lebensmitteln geſchickt wurde, der dritte aber beim Gepäck zurückblieb.

Die Erſteigung des Cerro Quemado ſoll von der Oſtſeite her leicht ſein; von der Weſtſeite aus, wo ich ſie unternahm, kann man dies nicht mit demſelben Rechte ſagen: eine gewaltige Kataſtrophe hat in grauer Vorzeit die weſtliche Kraterumwallung in einem Bergſturze ins Thal hinabgeführt, und daher befinden ſich auf dieſer Seite mächtige Steilwände, die nicht ohne Schwierigkeit zu überwinden ſind. Auf ſteilem, ſtellenweiſe ſchwindeligem Pfade ſtiegen wir zum Krater (3080 m) des Berges hinauf, wo an zahlreichen Stellen heiſse Waſſerdämpfe, mehrfach mit Schwefelwaſſerſtoff und ſchwefliger Säure vermengt, hervordringen. Ueber mächtige, loſe über einander gethürmte Lavablöcke ſtiegen wir dann langſam zu der rieſigen Felswand hinan, welche den Krater im Oſten abſchlieſst, und nach mehreren vergeblichen Verſuchen gelang es uns, in einem Kamine dieſe Wand zu überwinden, und nun von der Oſtſeite aus den Gipfel zu erreichen (3230 m).

Es war etwa 9½ Uhr Vormittags. Die Wolken hatten bereits die benachbarten Berggipfel erreicht und hüllten auch uns dann und wann in Nebel. So konnten wir die Ausſicht nur ſtückweiſe genieſsen; da und dort eröffnete ſich der Blick auf die benachbarten Vulkane, auf die Küſtenebene und einen Streifen der Südſee u. ſ. w., allein die Höhe des Berges iſt zu gering, ſeine Lage nicht exponirt genug, um eine Rundſicht in groſsem

Stil zu bieten. Schön ist der Blick auf die nahe Stadt Quezaltenango und die wohlbebauten Niederungen im Norden; am interessantesten aber ist zweifellos der Ueberblick des Berges selbst mit seinen wilden Felsenmauern in dem Krater, seinen mächtigen Lavafeldern im Norden und Osten, den gewaltigen Steilwänden im Westen und den freundlichen Matten der Vorberge.

Gegen 10 Uhr verliefsen wir den Gipfel, da der Nebel immer dichter zu werden begann, und folgten dem Südgrate des Berges, in der Hoffnung, einen besseren Abstieg zu finden; aber wir kamen vom Regen in die Traufe. Als wir bis zum Ende des Grates geklettert waren, senkten sich die Hänge mit aufserordentlicher Steilheit ins Thal hinunter und wir mufsten hier auf mifslichem Terrain absteigen, ohne dafs wir, wie beim Aufstiege, streckenweise einen Fufspfad hätten benutzen können. Ein Holzhauer, den wir in halber Höhe des Berges antrafen, rieth uns aufser grofser Vorsicht im Allgemeinen noch besondere Vorsicht vor den zahlreichen, in den Klüften des Gesteins hausenden Schlangen an.

Wohlbehalten und ohne nennenswerthes Vorkommnifs erreichten wir gegen 1 Uhr Nachmittags unser Quartier wieder und setzten nach kurzer Rast unsere Reise fort.

Santa Maria 3800 m.

Es war in später Nachmittagsstunde, als ich am 7. Juli mit meinen drei Kekchi-Indianern die höchstgelegenen Indianerhütten (2760 m) am Nordosthange des Vulkans von Santa Maria erreichte. Da der Besitzer gerade nicht anwesend war, warteten wir geduldig auf dessen Heimkehr, um ihn um Unterkunft zu bitten. Wir warteten erst kurze Zeit, als ein Indianer mit seiner Frau in grofser Aufregung auf uns zueilte und uns heftige Vorwürfe wegen Eindringens in sein Eigenthum machte; er zeigte deutlich die Absicht, uns hinauszuwerfen, und erst nach langen Beschwichtigungsversuchen und unter Aufbietung aller meiner Beredtsamkeit gelang es mir, den Mann zu beruhigen und von ihm die Erlaubnifs zum Uebernachten zu erhalten. Als seine Frau dies hörte, begann sie heftige indianische Wechselreden mit ihrem Manne und wandte sich dann plötzlich an mich mit der

naiven Frage: »Y no come V. gente?; Nosotros tenemos miedo«; (»Und eſſen Sie keine Menſchen? Wir haben Angſt!«). Nach langem Reden gelang es mir, die Frau einigermaſsen zu beruhigen und trotz allen Miſstrauens wurde mir geſtattet, in einer unbewohnten Hütte der Anſiedelung zu nächtigen. Aber Tags darauf forſchten die Leute in meiner Abweſenheit meine Träger aufs Genaueſte aus, welche Speiſen ich zu genieſsen pflege, und waren trotz der beruhigendſten Auskunft noch nicht gänzlich von dem Aberglauben geheilt, daſs die Europäer Menſchenfreſſer wären. So ſteht es nach faſt 400jährigen »Civiliſations«-Beſtrebungen ſeitens der Spanier und ihrer Nachkommen mit der Intelligenz der einſt wohl civiliſirten Indianer, und das 1½ Leguas von der volkreichen Stadt Quezaltenango entfernt!

In der Morgendämmerung des 8. Juli brach ich mit einem meiner Träger auf und ſtieg erſt in dichtem Walde langſam aufwärts, dann ſteil und immer ſteiler an den baumarm werdenden Hängen des mächtigen Kegels hinan; die obere Grenze der Kiefern überragt der Gipfel nicht. Die Beſteigung bietet keinerlei Schwierigkeiten, iſt aber anſtrengend; die letzte Strecke muſs über ſteile Felſen erklettert werden.

Es war kurz vor 9 Uhr, als wir den Gipfel des Vulkans erreichten (3800 m), eine kleine, unebene Fläche, mit mächtigen Lavablöcken überſäet, ohne Spuren einer Kratereinſenkung. Eine ungemein groſsartige Ausſicht wartete meiner hier: die zahlloſen Kämme und Kuppen des Kettengebirges von Mittelguatemala und der Küſtencordillere, auf der anderen Seite die Küſtenebene und in ungeheurem Bogen das Stille Meer, faſt die Hälfte (170°) des Geſichtskreiſes einnehmend, zu beiden Seiten aber in maleriſcher und intereſſanter Gruppirung in langer Reihe die gewaltigen Vulkane Guatemalas; über den Kamm des Zunil hinweg grüſst ein kleiner Streifen des Gebirgsſees von Atitlan. Das Ganze iſt ein Bild, wie man es groſsartiger nicht leicht irgendwo wiederfinden wird, ein Bild von unermeſslicher Weite des Blickes, das ſich vermöge der Schönheit einzelner Partien unauslöſchlich dem Gedächtniſſe des Beſchauers einprägt.

Leider begannen bald nach meiner Ankunft auf dem Gipfel Nebelwolken aufzuſteigen; nur mit Mühe gelang es mir, die wichtigſten Punkte anzupeilen — eine Arbeit, die mir durch die

magnetablenkende Kraft des Geſteines erſchwert wurde —, dann befanden wir uns mitten im dichteſten Nebel. Es blieb uns ſo nichts Anderes übrig, als wieder den Abſtieg anzutreten. Noch ein kurzer Aufenthalt in der Indianerhütte, wo ich übernachtet hatte, dann zog ich zur groſsen Befriedigung meiner miſstrauiſchen Gaſtgeber mit meinen Tägern wieder ab und in weitem Bogen ging es nun am Fuſse des Vulkans hinunter zum Dörfchen S. Maria (1660 m).

Am 9. Juli ſetzten wir von hier aus auf breitem, in zahlloſen Windungen hinlaufendem Fahrwege am Hange des Vulkans unſere Reiſe fort; Kiefern und Myrtengebüſch blieben bald hinter uns zurück, ein warmer Lufthauch drang von der Küſtenebene zu uns hinauf und wurde von uns nach der ungewohnten Kälte der letzten Tage mit Freude begrüſst; üppige Laubwälder mit Schlingpflanzen und Epiphyten, Farrenbäumen und kleinen Palmen treten auf; von den Hängen des Vulkans ſtürzen zahlreiche rauſchende Bäche herunter, welche im dunklen Schatten des wundervollen Waldes dahinflieſsen, und an manchen Biegungen des Weges eröffnet ſich ein Blick auf den tadellos ſchönen Kegel des mächtigen Vulkans. Bald lichtete ſich, während wir weiter wanderten, der Wald und an ſeine Stelle treten Kaffeepflanzungen und Maisfelder, indeſs die brachliegenden Culturflächen von dichtem, jungem Gebüſche bewachſen ſind. Bei El Palmar (680 m) begrüſsen wir die ſchönen Kokos- und Corozopalmen und von S. Felipe (670 m) ab begleiten uns auf unſerem Wege Zuckerrohrpflanzungen, und — im Schatten groſser Laubhölzer — Kaffee- und Cacaobäume. Es iſt ein Wechſel von verſchiedenen Eindrücken und Vegetationsbildern, welche einen unbeſchreiblichen Zauber auf den Wanderer ausüben, der unmittelbar zuvor alpinen Florencharakter in den Hochregionen der Vulkane geſchaut hat.

Gegen Abend langten wir, von heftigen Regenſchauern durchnäſst, in der Stadt Retalhuleu (260 m) an, wo ich in dem trefflichen Gran Hôtel Unterkunft fand. Wir hatten einen tüchtigen Tagemarſch hinter uns und hofften daher vortrefflich zu ſchlafen — weit gefehlt, wir litten alle an ſtarker Schlafloſigkeit, wofür ich neben der ſtark erhöhten Lufttemperatur vor Allem den ſtarken Luftdruckunterſchied verantwortlich mache, denn ich

fühlte ſeit unſerer Ankunft in der Küſtenebene die Bruſt beengt und das Athmen erſchwert, während ich zwei Tage darauf, nachdem ſich mein Organismus an den erhöhten Luftdruck gewöhnt hatte, keinerlei Beſchwerden mehr fühlte und mich des beſten Schlafes erfreute.

Am nächſten Morgen machte ich einen kleinen Spaziergang in der Umgebung der Stadt und bewunderte die prachtvolle, klare Ausſicht: den Mittel- und Glanzpunkt des Landſchaftsbildes bildet der herrliche Vulkankegel des S. Maria, der mich unwillkürlich an den Aetna erinnerte. Der Vulkan von S. Maria iſt ſeinem berühmten Rivalen in Sicilien durchaus ebenbürtig hinſichtlich der Höhe und übertrifft ihn bedeutend in Bezug auf die Schönheit der Geſtalt. Der ſchlanke kühne Kegel des S. Maria iſt überhaupt die ſchönſte, regelmäſsigſte Berggeſtalt, die ich jemals geſehen habe, und trotzdem iſt der Eindruck, den er auf den Beſchauer macht, lange nicht ſo überwältigend, wie es beim Aetna der Fall iſt. Vor Allem iſt es der Mangel der Schneebedeckung, die geringere Maſſenhaftigkeit des Baues, dann aber auch hauptſächlich die beträchtliche Höhe des Hinterlandes und die Nachbarſchaft der anderen Vulkankegel, was die landſchaftliche Wirkung beim S. Maria beeinträchtigt, während gerade die dominirende Stellung des Aetna gegenüber allen benachbarten Bergen und Gebirgsketten zum groſsen Theil den impoſanten Eindruck dieſes Berges verurſacht.

Am gleichen Vormittage fuhr ich mit der Eiſenbahn nach dem Hafenorte Champerico, einmal, um dadurch eine Stütze für die barometriſchen Höhenberechnungen zu gewinnen, dann aber auch, um vom Strande der Südſee aus die Geſammtwirkung der Vulkanreihe Guatemalas zu ſehen. Leider aber waren die meiſten Gipfel von Wolken bedeckt, ſo daſs von einer wirkungsvollen Ausſicht nicht die Rede ſein konnte. Abends kehrte ich mit der Bahn nach Retalhuleu zurück.

Mittlerer und nördlicher Atitlan 3050 m reſp. 3030 m.

Mit Tagesanbruch wanderte ich mit meinen Trägern am 11. Juli aus der Stadt Retalhuleu hinaus, den fernen Bergen zu. Zahlreiche Indianer eilten bereits der Stadt zu und wir ſahen

ſogar eine europäiſche Dame in der kühlen Morgenſtunde einſam ſpazieren gehen; in der rechten Hand trug ſie einen Sonnenſchirm, in der linken einen blitzblanken Revolver. Ich hätte ſie gern angeſprochen, um ihr zu rathen, es lieber umgekehrt zu machen, da ſie mit der linken Hand doch wahrſcheinlich ſchlecht ſchieſsen würde und andererſeits wenig Ausſicht hätte, mit dem Sonnenſchirme einen Angreifer zu erſtechen. Da ich aber ſah, daſs es ein exaltirtes Frauenzimmer war, lieſs ich es doch lieber bleiben. Beiläufig bemerkt iſt die perſönliche Sicherheit in Guatemala durchſchnittlich ebenſo groſs wie irgendwo in Europa, und das Tragen von Schuſswaffen als Schutz gegen böſe Menſchen ganz unnöthig, obgleich allgemein gebräuchlich.

Anderthalb Tage wanderten wir in der Küſtenebene hin, ohne irgend welches nennenswerthe Ergebniſs (mit Ausnahme eines Erdbebens am 12. Juli Morgens 7 Uhr, welches den Boden unter uns in bedenkliches Wanken brachte). Von dem Dörfchen Chicacao aus (490 m) ſtiegen wir ſteil die bewaldeten Hänge der Küſtencordillere hinan und erreichten am Abend des 12. Juli die Kaffeepflanzung Mezebal (1340 m), wo ich den Abend und den folgenden Tag in fröhlichem Verkehre mit meinem Freunde Ernſt Leipprand verbrachte, welcher als Verwalter die genannte Plantage bewirthſchaftet.

Erſt am 14. Juli ſetzten wir unſere Reiſe fort und erreichten gegen 8 Uhr früh einen Punkt (1770 m), wo wir nach einer Seite hin einen prachtvollen Blick auf die drei Atitlanvulkane, auf die Küſtenebene und das Meer hatten, während ſich nach der anderen Seite hin eine nicht minder ſchöne Ausſicht auf den wundervollen groſsen Gebirgsſee von Atitlan mit den dahinter liegenden Bergen und dem Vulkane von S. Petro eröffnete. Am Südrande des ausgedehnten Sees, deſſen Spiegel ſich in einer Meereshöhe von 1500 m befindet, zogen wir unſeres Weges, über zahlreiche zerklüftete Lavaſtröme hinweg, die häufig bis in den See hineinreichen und dort formenreiche Halbinſeln und Inſelchen bilden. An verſchiedenen Stellen des Weges genieſst man eine herrliche Ausſicht auf die maleriſchen Ufer des Sees und die benachbarten Berge; am ſchönſten iſt der Blick vom Gipfel des Felſenhügels Cerrito de oro (1820 m), den ich vom Wege aus beſtieg. Abends gelangten wir nach dem Dorfe S. Lucas (1530 m), wo ich gute

Unterkunft fand und mich eingehend nach dem Wege zu den Vulkanen von Atitlan erkundigte. Da die Zutuhil-Indianer, welche diese Gegenden bewohnen, nicht sehr freundlich gegen Ausländer sein sollen, so fürchtete ich, unterwegs von etwa begegnenden Indianern keine Auskunft zu erhalten.

Wohl wissend, dafs ein Tag nicht zur Besteigung des gröfsten südlichen Atitlan-Vulkans (3750 m nach Angabe von Dolfus und Montserrat) hinreichen würde, beschlofs ich, blofs den beiden kleineren Vulkangipfeln von Atitlan meinen Besuch abzustatten, und verliefs am 15. Juli Morgens $5^3/_4$ Uhr mit einem meiner Indianer das Dorf, um mein Vorhaben auszuführen. Leider verloren wir bald den Weg und sahen uns darauf angewiesen, mit dem Buschmesser einen Weg durch den mit dichtem Unterholze bewachsenen Urwald zu bahnen. Langsam und unter grofser Anstrengung (namentlich seitens des vorausgehenden Indianers) kamen wir so vorwärts und erreichten erst gegen $12^1/_2$ Uhr den Gipfel des mittleren Atitlan-Vulkans (3050 m), wo wir uns eine kurze Rast gönnten. Von Aussicht war des Nebels wegen nur wenig zu sehen. Ich stieg darauf zur nördlichen Einsattelung hinab (2940 m), besuchte eine starke, nicht ganz leicht zugängliche Solfatare nahe dabei (2930 m), bestieg im Regen den nördlichen Atitlan-Vulkan (3030 m), hielt mich noch ein wenig mit Besichtigung des dortigen Kraters auf, und als ich endlich an den Heimweg dachte, war es bereits $4^1/_2$ Uhr Nachmittags. Auf dem Wege, den wir gekommen waren, konnten wir nun nicht mehr wohl zurückkehren, ich beschlofs daher, direct vom nördlichen Vulkangipfel aus abzusteigen, in der Hoffnung, noch bei Tage die höchstgelegenen Maisfelder zu erreichen und dort einen Weg nach S. Lucas anzutreffen. Mein Indianer bahnte, obgleich sehr ermüdet, abermals mit dem Buschmesser einen Weg durch den Wald steil den Berg hinunter und vor Einbruch der Nacht erreichten wir einige Maisfelder (2550 m), von wo aus wir tief zu unseren Füfsen das Dörfchen S. Lucas und den herrlichen See erblickten; trotz Nebel und Waldesdickicht hatte ich auf Grund vorheriger Peilungen leicht mit dem Compasse die richtige Richtung gefunden. Wie aber sollten wir in der Nacht den Abstieg bewerkstelligen? Wir waren durchnäfst, unser Proviant ging auf die Neige und so beschlossen wir, unter allen Umständen

das Dorf zu erreichen. Wir waren ſo glücklich, einen Fußpfad zu erreichen, dem wir natürlich folgten; nach einiger Zeit aber bemerkten wir trotz der dunklen Nacht, daſs wir uns immer mehr von unſerem Ziele entfernten, da der Weg in weitem Bogen um den Nordhang des Berges herumführt. Als wir daher ein rechts abzweigendes Seitenwegchen erreichten, beſchloſſen wir, dieſem zu folgen, und wanderten muthig in die nachtdunklen Maisfelder hinein.

Aber nur allzubald ſtanden wir am Ende des Maisfeldes, der Weg hatte aufgehört und wir muſsten entweder zurückkehren oder durch das wirre Buſchwerk, das vor uns war, durchzudringen ſuchen. Wir entſchloſſen uns für das letztere. Dieſe Gegend liegt im Windſchatten des Berges, weshalb hier die Vegetation viel weniger üppig iſt als an der Oſt-, Süd- oder Weſtſeite der Atitlanvulkane und daher konnte ich hoffen, ohne Hülfe des Buſchmeſſers auszukommen.

Ich übernahm nun die Führung; wo es nicht gelang, mit dem Körper durch das Gebüſch durchzudringen, that mein ſchwerer Bergſtock vortreffliche Dienſte; da es trotz der Sternenhelle zu dunkel war, um irgend etwas vom Wege zu ſehen, ſo unterſuchte ich bei jedem Schritte mit dem Stocke die Stelle, auf welche ich treten wollte, und als ich einmal an einer felſigen Stelle eines trockenen Bachriſſes in der leeren Luft herumſtocherte und mit dem Bergſtocke keinen Grund mehr finden konnte, da wuſste ich genau, daſs es nun Zeit war, zurückzuklettern und einen anderen Weg zu ſuchen. Bald in Maisfeldern, bald in dichtem Buſchwerke ſtiegen wir abwärts; von Zeit zu Zeit wurde ein Zündholz angezündet und mit dem Compaſſe die Richtung feſtgeſtellt, die wir in dem Wirrſale von hoch gewachſenen Maisſtauden, von Buſch und Baum und zahllosen groſsen und kleinen Lavablöcken nur allzu oft verloren. Bald krochen, bald rutſchten wir über die rauhen Felsblöcke weg, deren kleinere Erhöhungen wir natürlich nicht ſehen konnten und mehrmals erſt durch Anſchlagen an Arme oder Beine in unliebſamer Weiſe kennen lernten. Offen geſtanden, es war gerade kein Vergnügen, ſo in der Finſterniſs ohne Weg und Steg dahinzuwandern; wir waren daher ſehr froh, als der Mond aufging und wir bald darauf den Reitweg zwiſchen Atitlan und

S. Lucas erreichten, noch froher aber, als wir — 1½ Uhr Morgens — endlich in dem Dörfchen S. Lucas einzogen, über und über mit ſchwarzer vulkaniſcher Erde beſchmutzt. Eine Meute von Hunden ſtürzte unter lautem Gebelle auf uns los; ärgerlich ſchlug ich mit meinem ſchweren Bergſtock unter die Thiere und traf ſo gut, daſs eines jämmerlich heulend am Wege liegen blieb, während die Anderen lautlos Reiſsaus nahmen. Bald hatten wir unſere Herberge erreicht und erfreuten uns der wohlverdienten Ruhe.

Am 16. Juli verlieſsen wir das freundliche Dorf S. Lucas und ſtiegen auf ſchöner Straſse an den Bergen öſtlich vom See hinan. Da und dort hatten wir eine prachtvolle Ausſicht auf den wundervollen See und ſeine Umgebungen, die Vulkane von Atitlan und S. Pedro, bald auch auf die Küſtenebene und das Meer, während ſpäter nahe Godines (2090 m) ſich gleichzeitig die Ausſicht auf die Bergrieſen des Acatenango, Fuego und Agua eröffnet. Es iſt gerade dies eine Wanderung, welche an landſchaftlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit der Eindrücke ihres Gleichen auf der Erde ſucht; jedenfalls gehe ich nicht zu weit, wenn ich den Umgebungen des Sees von Atitlan, hinſichtlich maleriſcher Schönheit, die Krone unter den Landſchaften Guatemalas zuſpreche. Bedauernd nahm ich Abſchied von dem prachtvollen Blick auf den See und ging meines Weges, neuen Zielen entgegen.

Agua 3700 m.

Am 18. Juli kam ich Nachmittags gegen 2 Uhr nach der Stadt Antigua (1530 m), wo ich mich den Reſt des Tages aufzuhalten beſchloſs. Ich machte einen langen Spaziergang durch die Straſsen der Stadt und in die benachbarten Alleen und Promenaden; allenthalben zeigen ſich Kloſter-, Kirchen- und Palaſtruinen von intereſſanter Architektur und beträchtlicher Gröſse der Anlage, die Zeugen einer ſchönen Vergangenheit, zugleich aber auch der Zerſtörungswuth ſtattgehabter Erdbeben. Obgleich der alte Glanz längſt erloſchen iſt und die breitlinigen Straſsen recht ſtill und öde ſind, erkennt man doch an der Pracht der aus alter Zeit ſtammenden Bauten noch jetzt die einſtige Bedeutung der Stadt als Metropole Mittelamerikas, und noch immer muſs

Antigua als die ſchönſte Stadt Guatemalas gelten, wegen der Bedeutung ihrer einſtigen Kunſtbauten, wegen der ſchönen Plätze und Promenaden und der herrlichen Umgebung. Am meiſten Eindruck machte auf mich der Marktplatz mit dem ſchönen arkadengeſchmückten Regierungsgebäude und dem Ausblicke auf die nahen Vulkane Agua, Fuego und Acatenango — ein Bild von groſsartigem, faſt bedrückendem Ernſte.

Unmittelbar im Süden der Stadt ragt der Agua auf, ausgezeichnet durch die Maſſenhaftigkeit ſeiner Geſtalt und durch ſeine Formſchönheit, und ich beſchloſs, demſelben alsbald meinen Beſuch abzuſtatten. Der höhere und kühner geſtaltete Fuego hätte mich freilich noch mehr gereizt, allein ich wuſste von Beſteigungsberichten Anderer her, daſs er nicht leicht — ohne Bivouak auf halber Höhe — erſtiegen werden könnte, und deshalb verzichtete ich auf die Tour, da ein Bivouak ohne Zelt und andere Bequemlichkeiten in der herrſchenden Regenzeit nichts Verlockendes für mich hatte. Der Agua iſt auſserordentlich leicht und bequem zu erſteigen, da ein Reitweg bis zum Krater hinaufführt.

Zu Fuſs, wie gewöhnlich, verlieſs ich mit meinen drei Trägern früh Morgens am 19. Juli die Stadt Antigua und erreichte auf einer ausgezeichneten Straſse gegen $8^1/_2$ Uhr Vormittags das Dorf S. Maria (1990 m); dort lieſs ich mein Gepäck zurück und brach gegen 9 Uhr mit einem meiner Indianer auf. Auf gutem Reitwege ſtiegen wir gemächlich aufwärts im Genuſſe einer immer weiter ſich ausdehnenden Ausſicht, von welcher namentlich der Blick auf den hübſchen See von Amatitlan Erwähnung verdient. Erſt ging es durch Mais- und Kartoffelfelder mit Pfirſichgärten, dann (von 2550 m) durch ſchönen Eichenwald, endlich (von 3000 m an) im Bereiche der Kiefernregion aufwärts. Von dem Kraterrande aus (3580 m), wo der Reitweg ſein Ende nimmt, hatten wir einen prächtigen Blick auf die Stadt Antigua zu unſeren Füſsen, welche mit ihren geradlinigen Straſsen und groſsen Gebäuden inmitten grünender Gärten und Kaffeepflanzungen einen ſehr freundlichen Anblick gewährt. Auf dem Gipfel (3700 m) aber ſahen wir uns ſo ſehr in Nebel eingehüllt, daſs wir nicht nur keine Ausſicht hatten, ſondern nur mit Hülfe des Compaſſes den Rückweg finden konnten. Im Krater ſelbſt, der

nicht die geringſten Anzeichen noch fortdauernder vulkaniſcher Thätigkeit aufweiſt, hielten wir noch ein Weilchen Raſt, um einen Imbiſs zu uns zu nehmen. Dann ſtudirte ich das Fremdenbuch, als welches die auf dem Kraterboden umherliegenden Lavablöcke dienen. Die älteſten Namen, welche ich auf ſolchen Blöcken eingemeiſselt fand, ſind aus dem 17. Jahrhundert [P. Suherres (?) 1683, auſserdem zwei andere unleſerliche Namen mit der Jahreszahl 1654 und 1669], dann folgen einige Namen aus dem 18. und dem Beginne des 19. Jahrhunderts, endlich viele aus der jüngſten Zeit, darunter manche Deutſche (mein Name iſt nicht dabei, da ich wohl einen Steinhammer, aber keinen Meiſsel bei mir hatte). Bei der auſserordentlichen Leichtigkeit der Beſteigung ſeit Anlage des Reitweges iſt der Beſuch des Berges ein recht häufiger geworden und er ſollte in der That von keinem naturfreundlichen Reiſenden, der in dieſe Gegend kommt, verſäumt werden, denn es wird nicht leicht irgendwo ein Berg von ſo beträchtlicher relativer Höhe und ſo exponirter Lage bequemer beſtiegen werden können, wie der Agua. Sogar eine kleine, freilich jetzt verfallende Schutzhütte befindet ſich im Krater des Berges.

Gegen 6 Uhr Abends waren wir wieder in S. Maria angelangt, wo ich in einem Zimmer des Rathhauſes Unterkunft fand.

Pacaya 2530 m.

Am 20. Juli 1892 verlieſs ich mit meinen drei Trägern das Dorf S. Maria und wanderte über das Städtchen Amatitlan (1220 m) und das Dörfchen Pacaya (1540 m) nach der Hacienda Las Calderas (1780 m) am gleichnamigen Kraterſee.

Von hier aus erſtieg ich am nächſten Morgen in Begleitung von einem meiner Indianer den Vulkan Pacaya. Das Wetter war mir nicht hold, denn ſchon frühzeitig ſtiegen Nebel auf, und als ich nach mehrfachem Umherirren in die Nähe des Vulkans kam, bewahrte mich nur der Compaſs davor, daſs ich nicht auf der anderen Seite des Bergkammes wieder abſtieg. Ich habe überhaupt die Erfahrung gemacht, daſs die Mitnahme ortskundiger Führer namentlich bei den kleineren Vulkanen angebracht iſt, weil in den niedrigen Regionen zahlreiche Kreuz- und Quer-

wege gehen und fremde Bergformen ſtörend nahe herantreten. Bei den groſsen, regelmäſsig geſtalteten Vulkanen iſt ein Verirren beim Anſtiege beinahe ausgeſchloſſen; man ſteigt eben immer höher hinauf, bis der Gipfel erreicht iſt; dagegen iſt die Abſtiegsrichtung bei der gleichförmigen Geſtaltung mancher Gipfel im Nebel recht ſchwer zu finden und nur der Compaſs kann dann einen ſicheren Führer abgeben.

Als wir nach Ueberſteigung eines halbkreisförmig gekrümmten Kammes am Fuſse des thätigen Vulkankegels*) anlangten (2350 m), empfing uns ein ungemein heftiger Wind. Wir banden die Hüte zur Sicherung feſt und ſtiegen ſo raſch als möglich die Geröllhalden hinan, von Zeit zu Zeit ſtillhaltend, um mit Hülfe des Bergſtockes wieder einen feſten Halt zu gewinnen und vom Winde abgewendet wieder ruhiger athmen zu können. Endlich war der Gipfel (2530 m) erreicht und raſch überſchritten wir den Kraterwall, um im Windſchutze deſſelben auszuruhen und an dem, an zahlreichen Stellen herausſtrömenden Waſſerdampf die Hände zu erwärmen. Nach einer Weile ſtieg ich zu dem ſehr kleinen Kraterboden ab (2500 m), dann ging ich zum jenſeitigen Umwallungstheil und wieder zurück zum Gipfel, wo ich, auf dem Boden liegend, hinter einem Felsblocke wenigſtens ſo viel Schutz vor dem Sturmwinde fand, daſs ich mein Aneroid ableſen konnte.

Dann und wann zerſtreute der Wind den herrſchenden Nebel und in ſolchen Augenblicken gewann ich hübſche Ausblicke auf die benachbarte Landſchaft und das Meer im Hintergrunde. Von beſonders groſser Wirkung war es, als ſich einmal die Nebel zertheilten, mit einem Schlage ſich in geſpenſtiger Gröſse die nahen Rieſengeſtalten des Agua (3700 m), Fuego (etwa 3800 m) und Acatenango (etwa 3900 m) vor meinem Auge erhoben: da begriff ich denn in der That, warum ein vielgereifter, geiſtreicher Naturforſcher (Moritz Wagner) in Erinnerung an die Ausſicht vom Pacaya es in Frage ſtellen konnte, ob die Alpen wirklich das ſchönſte Gebirge der Erde wären und nicht vielmehr der mittelamerikaniſchen Vulkanreihe dieſer Rang gebühre. So ſehr ich aber auch die Schönheit der Vulkane Guatemalas und ihre

*) Die letzte Eruption fand 1775 ſtatt.

Ausſicht bewundere, ſo kann ich doch in dieſem Falle nicht beiſtimmen, denn es will mir ſcheinen, als ob es ſich bei dieſer Frage überhaupt um incommenſurable Gröſsen handeln würde.

Gegen Mittag waren wir wieder in Las Calderas angelangt, von wo aus wir nach Amatitlan und Tags darauf nach Guatemala-Stadt (1480 m) wanderten.

Heimkehr.

In Guatemala hielt ich mich geſchäftlich eine Zeit lang auf, machte dann mit der Eiſenbahn einen (ſchon wegen der herrlichen Ausſicht lohnenden) Ausflug nach Escuintla (400 m), um Herrn Edwin Rockſtroh, den beſten Kenner der Vulkane Guatemalas, zu beſuchen, und ſetzte am 30. Juli meine Reiſe nach dem Süden der Republik fort, um die dortigen Vulkane kennen zu lernen. Ich unterlaſſe es an dieſer Stelle, über die erwähnte Reiſe eingehender zu berichten*), weil ſie vergleichsweiſe wenig touriſtiſches Intereſſe bietet. Es genüge, hier hervorzuheben, daſs dort Vegetations- und Temperaturverhältniſſe im Allgemeinen weit ungünſtiger für Bergbeſteigungen ſind, als im Hochlande und daſs man zudem meiſt auf den Gipfeln — der Waldbedeckung oder der geringen Höhe wegen — keine bedeutende Ausſicht hatte. Am Vulkane von Chingo (etwa 1800 m) befindet ſich allerdings in 1680 m Höhe eine Lichtung, welche wenigſtens nach einer Seite hin ſchöne Ausſicht bietet, allein es iſt nicht zu vergeſſen, daſs der Anſtieg vom Dörfchen Chingo aus bis dorthin ebenſo weit iſt, wie von den höchſten Wohnſtätten am Tacaná, Tajumulco oder S. Maria bis zum Gipfel der genannten dominirenden Vulkane. Ich war etwas unbefriedigt vom Beſuche der kleineren Vulkane im Süden der Republik und kehrte, dem Drängen meiner Träger nachgebend, von Chingo aus nach Coban zurück, wo wir am 18. Auguſt 1892 geſund und munter, wenn auch etwas abgemagert**), ankamen

*) Vergl. »Ein Ausflug nach der Südgrenze von Guatemala«. Globus LXIII. 1893. p. 265 ff.

**) Von allgemeinem Intereſſe mag vielleicht die auf S. 102 folgende Zuſammenſtellung ſein:

Wir hatten die ganze Reiſe zu Fuſs zurückgelegt, nur die letzte Strecke, von Salamá nach Coban, hatte ich zu Pferde gemacht.

Die Reiſe hatte ſich manchmal recht anſtrengend geſtaltet, hier und da waren wir auch mehr als beſcheiden verproviantirt, weil es eben in den kleinen Ortſchaften nicht möglich war, genügend Lebensmittel einzukaufen; auch das Wetter hat uns zuweilen übel mitgeſpielt; allein es trat bei dieſen Vulkanbeſteigungen — im Gegenſatze zu den Wanderungen im waldreichen Kettengebirge von Mittelguatemala — keinerlei Miſsverhältniſs zwiſchen dem körperlichen Kraftaufwand und dem dadurch erworbenen äſthetiſchen Genuſs ein, und ich kann nicht umhin, jedem Bergfreunde, der in dieſe Gegenden kommt — und es wohnen ja zahlreiche deutſche Landsleute in Südguatemala —, zu rathen, auf die groſsen Vulkane zu ſteigen, die ſo nahe bei den bedeutendſten Städten des Landes (Guatemala, Antigua, Quezaltenango) und bei den von den Haſenorten S. Joſé und Champerico ausgehenden Eiſenbahnlinien aufragen, denn eine prachtvolle, eigenartige Ausſicht harrt des Beſteigers und die Anſtrengungen ſind verhältniſsmäſsig geringe. Ich gebe freilich zu, daſs es nicht Jedermann leicht ſein wird, geeignete Führer und Träger zu finden und Stoll's lebendige Beſchreibung ſeiner Beſteigung des Fuego*) zeigt, daſs beſonders für die höchſten Regionen auf Indianer kein ſicherer Verlaſs iſt, obgleich dieſelben viel zuverläſſiger ſind, als die Miſchlinge. Ich ſelbſt habe alle Beſteigungen in Begleitung eines Kekchi-Indianers ausgeführt und

Name	Alter	Gröſse	Bruſtumfang (ausgeathmet)	Vor der Reiſe, 12. Juni		Bei der Heimkehr, 18. Auguſt	
				Körpergewicht	Traglaſt	Körpergewicht	Traglaſt
	Jahre	cm	cm	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.
Carl Sapper	26	167	78	120½	—	115	—
Sebaſtian Botzoc . .	22	164	85	128	100	124½	66
Antonio Pop	20	152	82	117	88	108	66½
Santiago Ical	15	156	75	113	100	104	55

Ich ſelbſt trug auf der Reiſe auſser Compaſs, Notizbuch und Bergſtock noch Barometer, Buſchmeſſer, Steinhammer, Revolver und Munition. Mein Gewicht betrug am 22. September 1892 bereits 131 Pfd.

*) Dr. Otto Stoll, »Guatemala«. Leipzig 1886.

habe niemals die geringſten Schwierigkeiten mit demſelben gehabt; ich habe dabei unter meinen drei Trägern abgewechſelt und alle gleich vorzüglich und willig befunden.

Immer weiter werden von Jahr zu Jahr die Kreiſe der Touriſtenbewegung, immer fernere Gebiete werden von den Bergfreunden aufgeſucht und ich dächte, die Vulkane Mittelamerikas ſind nicht die letzten, welche verdienen, von Touriſten beſucht und bewundert zu werden. Unerſtiegene Gipfel von Bedeutung dürften freilich nur wenige zu finden ſein — in Guatemala wenigſtens ſind alle wichtigeren Vulkane ſchon von Europäern beſtiegen worden, vielleicht mit Ausnahme der Vulkane von S. Petro (etwa 2900 m)*) und Suchitan (etwa 1800 m) —, aber iſt denn die Ausſicht darum minder ſchön, weil der eine oder andere Sterbliche ſie vorher einmal geſchaut hat? Ich bin überzeugt, daſs Jeder, der bei gutem Wetter einzelne Vulkangipfel erreicht hat, mir zuſtimmen wird, daſs die Ausſicht von dieſen hohen Warten an eigenartiger Schönheit reich iſt und für immer in angenehmer Erinnerung bleiben wird; mich ſoll es freuen, wenn dieſe ſchönen Berge dereinſt einen beredteren Schilderer finden als mich.

Es iſt in der That ein herrlicher Anblick, wenn man dieſe Berge in ungebrochener, ſchön geſchwungener Linie von der Küſtenebene bis zu der namhaften Höhe von 3000 bis 4000 m anſteigen ſieht, und trotz dieſer rieſenhaften Gröſsenverhältniſſe herrſcht eine edle Ruhe und Einfachheit der Formen, welche in merkwürdigem Gegenſatze ſteht zu den wilden Wänden, Zacken und Hörnern gleich hoher Alpengipfel. Man mag die letzteren ſchöner finden, aber immerhin wird Niemand den kühnen Vulkankegeln Guatemalas den Zoll der Bewunderung verſagen können.

*) Später — 1894 — von meinem Bruder Richard und mir beſtiegen. Vergl. »Neue Beiträge zur Kenntniſs der Vulkane von Guatemala«. Petermann's Mittheilungen 1895, p. 195 ff.

Reiſe nach Mexiko.

Das Jahr 1893 hatte kaum mit jungen Schwingen ſeinen Flug begonnen, als ich mit meinem Bruder Richard die Stadt Coban verliefs, um neuen Zielen und einer neuen Beſtimmung entgegenzugehen. Die Sonne mühte ſich vergebens, die Wolken zu durchbrechen, welche regendrohend am Himmel ſtanden: es war eben die Winterregenzeit noch nicht ganz vorbei, welche der atlantiſchen Abdachung des Kettengebirges von Mittelguatemala eigen iſt; man mag zuweilen die lange dauernden Regen, welche dem Klima von Coban und Umgebung eigen ſind, unangenehm finden, aber andererſeits verdankt man ihnen auch die Fruchtbarkeit und die ewig dauernde Friſche der Vegetation, welche nächſt der maleriſchen Lage Coban zu einer Perle landſchaftlicher Schönheit machen. Auf der Paſshöhe der Tres Cruces (1520 m) ſchauten wir noch einmal zurück, dann eilten wir im beſchleunigten Tempo ſüdwärts. Noch am ſelben Tage (1. Januar 1893) überſchritten wir die Kammhöhe des Gebirges und traten damit zugleich in eine andere klimatiſche Zone über: die Senke zwiſchen den Kammhöhen des Kettengebirges einerſeits und der pacifiſchen Küſtencordillere andererſeits zeichnet ſich durch ſpärliche Niederſchläge aus; die Luft iſt deshalb klarer, trockener, die Vegetation aber armſeliger, dürftiger, in den Niederungen ſogar ſteppenhaft, und in ſengendem Sonnenſcheine ritten wir nun unſeres Weges bergauf, bergab der Stadt Guatemala zu, wo wir am Vormittag des 4. Januar eintrafen und einen mehrtägigen Aufenthalt nahmen. Dann nahm ich Abſchied von meinem Bruder, fuhr mit der Bahn nach S. Joſé am Ufer des

Stillen Oceans, um mich am 11. Januar an Bord der »Acapulco« zu begeben.

Bei klarem Wetter iſt die Fahrt längs der mittelamerikaniſchen Küſte von ungewöhnlichem Reiz, denn ununterbrochen wechſeln die Landſchaftsbilder und immer wieder lenken die ſtolzen Geſtalten der Vulkane in immer neuer Gruppirung die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich; wenn man aber die Gewäſſer Guatemalas verlaſſen hat und längs der ſüdmexikaniſchen Küſte dahinfährt, ſo mindert ſich der Reiz des landſchaftlichen Bildes: es mangeln nunmehr die ſchlanken kegelförmigen Vulkane, die Kammhöhe der Küſtencordillere ſenkt ſich mehr und mehr und wenn ſie ſich auch gleichzeitig der Küſte nähert und daher genauere Details erkennen läſst, ſo ſteigert ſich damit die maleriſche Wirkung doch keineswegs, weil nunmehr (Tonalá, Salina Cruz) der Charakter der Vegetation ein dürftiger geworden iſt und deutlich die Trockenheit des Klimas durch Baumarmuth und ſtrauchſteppenartige dürre Geſtrüppwälder ankündigt, während die feuchte Südabdachung der Küſtencordillere von Guatemala im Schmucke eines herrlichen, üppigen Pflanzenkleides prangt.

Aber nicht nur in Bezug auf landſchaftliche Schönheit ſteht die mexikaniſche Küſte der guatemaltekiſchen nach, ſondern auch in Bezug auf die Verkehrserleichterungen: während in den guatemaltekiſchen Hafenplätzen (S. Joſé, Champerico und Ocós) eiſerne Landungsſtege ins Meer hineingebaut ſind, von deren Spitze aus der Reiſende in käfigähnlichen Sitzgeſtellen in Boote herabgelaſſen wird, um nach dem weit im Meere draußen liegenden Dampfer gebracht zu werden, fehlt dieſe praktiſche Einrichtung in den drei ſüdmexikaniſchen Häfen S. Benito, Tonalá und Salina Cruz zur Zeit noch vollſtändig und man wird in ganz vorſintfluthlicher Weiſe im Ruderboote längs einem im Meere verankerten ſtarken Tau durch die zuweilen recht ſtarke Brandung hindurchgezogen und es ereignet ſich dabei häufig, daſs man hierbei mehr oder weniger ſtark durchnäſst wird; da die Ruderboote nicht bis an das flache Ufer ſelbſt gelangen können, ſo ſpringt man in dem Momente auf den Boden (oder ſetzt ſich einem Träger auf die Schulter), wenn die Brandungswelle ſich gerade zurückgezogen hat und ſucht laufend vor deren Rückkehr das

trockene Ufer zu erreichen; das Einſchiffen iſt begreiflicher Weiſe noch ungünſtiger, insbeſondere für Damen, welche auf einem Tragſeſſel von zwei Trägern zum Boote gebracht werden müſſen.

Auch ich wurde ziemlich ſtark durchnäſst, als ich in Salina Cruz am 16. Januar an Land ging. War ich darüber ſchon nicht ſehr erbaut, ſo war ich es noch viel weniger über das Dörfchen mit ſeinen dürftigen Hütten; auch die nahen Hügel mit ihrer ſpärlichen Buſch- und Grasvegetation, faſt jeglichen Baumwuchſes bar, machten einen gar trübſeligen Eindruck auf mich und nur die Bucht des Meeres ſelbſt mit ihren Klippen und ſteilen Vorgebirgen bot einen maleriſchen Anblick dar. Ein heftiger Nordwind blies mir Sand und kleine Steinchen ins Geſicht und auch das Pfeifen der Locomotive vermochte in mir keine fröhlichere Stimmung zu erwecken: es war nämlich nicht möglich, zu erfahren, um welche Stunde der aus einer Locomotive, einem Frachtwagen und einem lotterigen Perſonenwagen beſtehende Zug abfahren würde, und ſo blieb denn den Paſſagieren nichts Anderes übrig, als einzuſteigen und im Wagen die Abfahrt abzuwarten. Nachdem wir in dem Perſonenwagen drei Stunden lang gewartet hatten und auf den Rangirgeleiſen bald dahin, bald dorthin geſchoben worden waren, fuhr der Zug plötzlich ohne beſonderes Zeichen ab*) und dampfte Tehuantepec zu, wo wir kurz vor 1 Uhr Nachmittags ankamen. Da ſich kein Zollbeamter um mein Gepäck bekümmerte, nahm ich daſſelbe kurz entſchloſſen ins Hôtel »Globo« und war dadurch von der immerhin läſtigen Zollunterſuchung entbunden.

In Tehuantepec muſste ich einige Tage Aufenthalt nehmen, bis es mir nach langen Anſtrengungen gelang, einige Pferde bezw. Maulthiere für mich und mein Gepäck, und einen Führer aufzutreiben. Ich hatte inzwiſchen Muſse, das altberühmte Städtchen Tehuantepec mir anzuſehen. Daſſelbe liegt am linken Ufer des gleichnamigen, in der Regenzeit ſtark anſchwellenden Fluſſes; jenſeits deſſelben einige Vororte. Von einem Hügel aus, an dem ſich ein Theil der indianiſchen Bevölkerung angeſiedelt hat, hat man einen prächtigen Blick auf die Stadt und das benachbarte

*) Seit Vollendung der Iſthmusbahn (1894) ſind aber jedenfalls dieſe Miſsſtände abgeſchafft worden.

Gelände. Der tiefblaue, faft wolkenlofe Himmel, das ziemlich trockene, mattfarbene Buſchwerk, welches an Berg und Hang neben ſucculenten Gewächſen (Cereus, Opuntia) die herrſchende Vegetationsform bildet, dann die von Laſtmaulthieren und Fuſsgängern belebte Straſse erinnerten mich an italieniſche Landſchaften; freilich legen die zahlloſen Cocospalmen und die grünenden Zuckerrohrfelder in der Fluſsebene der Phantaſie ſofort ſchärfere Zügel an.

Abgeſehen von der ſchönen landſchaftlichen Lage bietet Tehuantepec noch vieles Intereſſante, insbeſondere ſeine indianiſche Bevölkerung (Zapoteken), welche ſich durch groſse Sauberkeit, gefällige Geſichtszüge und angenehme Sitten auszeichnet. Berühmt iſt die Tracht der Indianerinnen: der farbige, meiſt blaue oder rothe Rock wird durch ein ſchmales Baumwollband zuſammengehalten; das kurze farbige Hemdchen reicht gewöhnlich nicht ganz bis zum Rock herunter; ein Guipil (Ueberhemd) mit breitem geſtärktem Anſatze wird gewöhnlich auf dem Kopfe getragen und über den Rücken fallen gelaſſen. Ein bunt bewegtes Leben entwickelt ſich in der Markthalle der Stadt, wo man nicht nur die einheimiſche Tracht ſtudiren, ſondern auch Typen vieler benachbarter Stämme (Huaves, Zoques, Mijes u. a.) ſehen kann. Merkwürdiger Weiſe herrſcht aber die Sitte, daſs nur fremde Männer, aber keine einheimiſchen, die Markthalle betreten dürfen.

Am 19. Januar konnte ich meine Reiſe fortſetzen. Es war noch Nacht, als ich zu Pferde mit einem berittenen Führer und einem Laſtmaulthiere Tehuantepec verlieſs. Langſam ritten wir die dunkeln Straſsen entlang und erſt, nachdem wir eine gute Strecke weit geritten waren und es taghell wurde, bemerkte ich, daſs die Thiere zwar ſtark gebaut, aber vollſtändig abgehetzt waren, ſo daſs ich nur im Schritt mit ihnen fortkommen konnte. Wer jemals weite Strecken im Schritt hat durchreiten müſſen, wird begreifen, daſs mich dieſe Entdeckung nicht gerade in roſige Laune verſetzte. Das Trübſelige meiner Stimmung wurde noch vermehrt durch den deprimirenden Eindruck, welchen die armſelige Buſchvegetation jener Gegenden auf mich machte. Freilich iſt auch ſie nicht ohne Reiz: die wenigen tiefgrünen Bäume, welche man hier trifft, wirken ungemein wohlthuend, die zahlloſen, oft ſehr groſsen Cereus-Individuen, welche in dem

Buſchwalde auftreten, überraſchen wenigſtens Anfangs vielfach durch ihre ſeltſamen Formen und Gruppirungen und gar hübſch nehmen ſich die mattgrünen Blattrofetten der Agaven aus, wenn ſie aus den Spalten faſt ſenkrechter Kalkfelswände hervorſprieſsen und dem kahlen Geſtein einen eigenartigen Schmuck verleihen. Ich glaube auch, daſs dieſe Vegetation dem Reiſenden, welcher unmittelbar von Europa kommt, recht gut gefallen würde; wenn man aber, wie Schreiber dieſes, Jahre lang in der prächtigen, immergrünen Alta Verapaz gelebt hat, ſo macht dieſe dürftige Pflanzenwelt, inmitten der dünn bevölkerten Landſchaft, einen recht traurigen Eindruck.

Wie ich nun durch dieſes wüſte und leere Gebirge dahinritt, ging mir unwillkührlich Uhland's »Schwäbiſche Kunde« durch den Sinn und der Vergleich mit meinem wackeren Landsmann aus der Zeit der Kreuzzüge machte mir Spaſs, obgleich ich mir ſelbſt gerade nicht ſehr ritterhaft vorkam, und half mir über manche unangenehme Lage leichter hinweg:

»Das Röſslein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach«

citirte ich, wenn ich die ſteilen ſteinigen Bergpfade auf- und abwärts zu Fuſs ging und mein Pferd an der Leine führte; und weiter:

»Dem Pferde war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt muſste der Reiter die Mähre tragen«

wenn ich ſelbſt noch in der Ebene von Tlacolula und Oaxaca in halbfuſstiefem Staube zu Fuſs gehen und den Gaul vor mir hertreiben muſste.

»Viel Steine gab's und wenig Brot«;

dachte ich, wenn ich nach langem beſchwerlichen Ritte in einem dürftigen Quartier eintraf und nur mit Mühe ein paar Eier aufzutreiben vermochte; Bier oder Wein war ſelbſtverſtändlich erſt recht nicht zu haben, oft nicht einmal Kaffee, und wenn ich nicht in langer früherer Praxis gelernt hätte, mich mit Atoll (Maisbrei) zu befreunden, ſo hätte ich gar manches Mal mich mit klarem Waſſer begnügen müſſen, und ich ſprach dann wohl in wehmüthiger Erinnerung an meine Münchener Studienzeit zu meiner Seele:

»Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.«

Früh Morgens um 3 oder 4 Uhr pflegten wir uns zu erheben, dann galt es, das Laſtmaulthier zu bepacken — eine wenig angenehme Beſchäftigung — und dann gings den lieben langen Tag in glühender Sonnenhitze bis zum ſpäten Abend weiter, um dann in irgend welcher Hütte Unterkunft zu ſuchen. Hätten wir gute Thiere gehabt, ſo hätten wir jedesmal die gröfseren Ortſchaften erreichen können und die Reiſe hätte ſich weit angenehmer geſtaltet; ſo aber mufsten wir eben bleiben, wo wir am Abend eine menſchliche Wohnung fanden und da war es denn recht dürftig mit der Unterkunft beſtellt; öfters wurde mir auf beſondere Fürſprache meines Führers hin, welcher die Zärtlichkeit meiner Conſtitution betonte, ein Bett hergerichtet: man legte einige Bretter über zwei Holzpflöcke, breitete eine dünne Binſenmatte darüber und das »Bett« war fertig: ein hartes Lager, und doch ſchlief ich darauf gewöhnlich vortrefflich, denn von dem Wege, den wir zurückzulegen hatten, habe ich mindeſtens ein Drittel zu Fufs gemacht, und kam daher meiſt ziemlich müde im Quartier an. Mein Führer ging noch weitere Strecken zu Fufs, um ſein Maulthier zu ſchonen, war aber dann oft ſo gutmüthig, irgend welchen Fufsgänger, der ihn darum bat, ſtundenweit reiten zu laſſen, während er ſelbſt zu Fufs hinterher lief. Und dabei machte der Mann, ſeines Zeichens ein Maurer, die Reiſe zum Vergnügen, wie er mir ſelbſt ſagte. Weifs Gott, der Mann war ein Original! Ich meines Theils war herzlich froh, als ich mit Einbruch der Nacht am 24. Januar in die Stadt Oaxaca einritt und dafelbſt im Hôtel Segarra gute Zimmer, gute Betten, ordentliches Eſſen und Getränke fand.

Die Bevölkerung der durchzogenen Gegend beſteht zum Theil aus Indianern (Zapoteken), zum Theil aus Miſchlingen und ſcheint ſehr wenig von der Civiliſation beleckt zu ſein. Die erſte Stufe höherer Civiliſation beginnt erſt auf dem Hochlande; ich merkte es daran, dafs ich ſchon im erſten Dorfe der Hochebene (Tlacolula) von den Erwachſenen wegen meiner Kleidung und meiner Kopfbedeckung ausgeſpottet wurde. Alle Civiliſation iſt zunächſt äufserlich und erzeugt Dünkel und Selbſtüberhebung. Der Unciviliſirte ſtaunt über fremdartige Erſcheinungen, der Civiliſirtere macht ſich darüber luſtig, weil er bereits ſo viel Kritik übt, das Fremdartige mit dem Einheimiſchen zu ver-

gleichen und weil er überzeugt ist, dass das Einheimische dem Fremdartigen überlegen sei. Bei wenig civilisirten Völkern sind nur die Erwachsenen, aber noch nicht die Kinder auf diesem Standpunkte angekommen; bei anderen Völkern (z. B. Italien) sind Erwachsene und Kinder gleicher Weise auf diesem Standpunkte; bei höher stehenden Völkern (z. B. Deutschland) nur noch die Kinder, während die Erwachsenen, wenigstens der Mehrzahl nach, so viel Tact haben, dass sie ihren Spott verbergen. Echte Civilisation, welche ohne Vorurtheil die Vorzüge des Fremden und Einheimischen prüft und auf alle Fälle Jedermann nach eigener Façon selig werden lässt, ist übrigens selbst unter den Gebildeten der höher stehenden Nationen selten.

Oaxaca ist eine hübsche, stille Stadt mit etwa 30 000 Einwohnern, mit geradlinigen Strassen, einigen berühmten Kirchen (die ich aber nicht besucht habe), hübschen Anlagen u. s. w. Das Schönste aber, was Oaxaca bieten kann, ist das milde Klima, welches hier (in 1550 m Höhe) jahraus jahrein herrscht, und wenn nicht während der Trockenzeit sich ein geradezu gräulicher Staub auf den Strassen befände, so wäre Oaxaca geradezu als ein Luftcurort für Lungenkranke zu empfehlen.

In der Hochebene (Valle) von Oaxaca und Tlacolula wird neben Mais und Zuckerrohr bereits ziemlich viel Getreide, auch Klee gebaut. Die Art der Feldbestellung ist aber noch sehr primitiv: man bedient sich noch der altväterischen hölzernen Pflüge, deren Schar nur mit einer Eisenplatte beschlagen ist und es ist wahrscheinlich, dass dieser Pflug sich noch lange erhalten wird, denn die Indianer hängen allenthalben sehr am Althergebrachten und die Grossgrundbesitzer haben keine Ursache, hierin eine Aenderung durchzusetzen. Die Indianer bauen nämlich die Feldfrüchte unentgeltlich an unter der Bedingung, dass zur Zeit der Ernte die eine Hälfte dem Grundbesitzer, die andere dem Bebauer zufalle. Man sieht, dass die Landwirthschaft, auf solchen Grundlagen ruhend, eine sehr sichere und gute Ernte liefert.

In der Nachbarschaft von Oaxaca findet man zahlreiche Ueberreste altindianischer Ansiedelungen und man sieht zahllose Vasen, Thonfiguren, Götzenbilder u. s. w., theils zapotekischen, theils mixtekischen Ursprunges, im Privatbesitze. Wundervolle

Ueberreſte indianiſcher Baukunſt finden ſich bei Mitla, 11 Leguas von Oaxaca entfernt, und ich habe nicht verſäumt, dieſen herrlichen Ruinen, ſowie dem weit berühmten Rieſenbaum von Tule (einem herrlichen Taxodium mucronatum) — zu Wagen — meinen Beſuch abzuſtatten. Doch glaube ich hier von einer Beſchreibung abſehen zu können, da dieſe Merkwürdigkeiten bereits häufig von berufenerer Feder geſchildert worden ſind. Auch die Eiſenbahnfahrt von Oaxaca nach Puebla und Mexiko-Hauptſtadt, welche mancherlei ſchöne Blicke auf die rieſigen Vulkane der Gegend, auf die rieſigen Maguerz-Pflanzungen in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt u. ſ. f. bietet, braucht hier nicht eingehend geſchildert zu werden, da ich mich hier ja ſchon auf bekanntem, viel beſchriebenem Boden bewegte, und ich erwähne als gewiſſenhafter Chroniſt nur noch, daſs ich am 29. Januar 1893 in der alten Stadt der Azteken meinen Einzug hielt.

Auf dem Hochlande von Anahuac.

Mexiko ist bekanntlich eine grosse, ziemlich regelmässig gebaute Stadt und besitzt einen lebhaften Fremdenverkehr, Dank den guten Eisenbahnverbindungen. Ich bin nach allen Richtungen hin durch die Stadt gebummelt und habe die wichtigsten Sehenswürdigkeiten gesehen; ich will darauf nicht näher eingehen, denn über Mexiko ist schon so viel geschrieben worden, dass ich hier nichts Neues zu sagen wüsste. Nur das Eine möchte ich hier betonen, weil es in anderen Reisebeschreibungen häufig nebensächlich oder gar nicht erwähnt wird, dass nämlich Mexiko eine schmutzige Stadt ist: die Plätze mit öffentlichen Anlagen und einige Strassen des Centrums werden allerdings mit grosser Mühe rein gehalten; die anderen Strassen aber, obwohl breit und luftig angelegt, starren gewöhnlich vor Schmutz. Je mehr Luxus in Pferden, Wagen und Toiletten geleistet und namentlich des Abends bei Spazierfahrten auf dem »Paseo« zur Schau getragen wird, desto mehr fällt die erschreckende Armuth an der Peripherie der Stadt auf. Diese zeigt sich zwar nicht so auffällig, wie etwa im ehemaligen Ghetto von Rom, ist aber sicherlich nicht in geringerem Masse vorhanden; die jämmerlichen, einstöckigen, flachen, oberirdischen Höhlen, welche man hier Häuser zu nennen beliebt, sind gewiss in hygienischer Hinsicht noch schlimmer, als einst die Riesenhäuser in den engen Gassen des Ghetto; dazu kommt die elende Nahrung und die gänzliche Missachtung jeglicher Vorsicht: wie oft habe ich gesehen, wie Leute aus dem niederen Volke aus dem stehenden Wasser der Bassins selten springender Fontänen tranken! Allenthalben wer-

den auch hier, wie in den armen Vierteln italienischer Städte, auf offener Strafse, in unreinlicher Weife die Mahlzeiten für die arme Bevölkerung zubereitet; bedenkt man zudem den Schmutz der Strafsen, die Unvorfichtigkeit der Stadtverwaltung, welche am hellen Tage in den belebteften Strafsen die gefundheitswidrigften Erdarbeiten vornehmen läfst, bedenkt man ferner die bekannten fchlechten hygienifchen Verhältniffe des Thales*) von Mexiko, die von Waffer pflanzen überwucherten ftinkenden Abzugscanäle, welche dem eifrigften Spaziergänger das Spazierengehen verleiden können, dann kann man fich wirklich nicht wundern, wenn von Jahr zu Jahr die Sterblichkeitsziffer Mexikos zunimmt und der Typhus in epidemifcher Form auftritt.

Trefflich eingerichtet und weit verzweigt ift in Mexiko das Syftem der Pferdebahnen, welche man hier auch zum Frachtverkehr und Leichenconduct verwendet. Der Verkehr von Fufsgängern und Wagen auf den Strafsen der Stadt ift lebhaft; Mexiko ift überhaupt recht grofsftädtifch, freilich nicht grofsftädtifch genug, als dafs nicht meine Jäger'fche Wollkleidung da und dort lebhaftes Aufsehen erregt hätte, und als ich zum erften Mal das Reftaurationslocal des »Deutfchen Haufes« betrat, rief einer der Anwefenden ganz vernehmlich aus: »Da kommt Profeffor Jäger aus Stuttgart«, eine Bemerkung, welche mich natürlich in die heiterfte Stimmung verfetzte. Die Deutfchen nehmen eine fehr geachtete Stellung in der Stadt ein, find aber natürlich in verfchiedene Lager gefpalten und der junge »Deutfche wiffenfchaftliche Verein« ift bei diefer Spaltung leider zu Grunde gegangen.

Die Civilifation ift in Mexiko bereits auf einer fehr hohen Stufe angelangt, denn man kennt hier bereits recht wohl den Begriff des Trinkgeldes und beobachtet häufig in unliebfamer Weife, dafs Drofchkenkutfcher, Kellner, Verkäufer fich beim Anfetzen der Preife oder beim Herausgeben — natürlich ftets zu ihrem Vortheile — täufchen. Es ift dies eine Errungenfchaft der Cultur, von der ich meines Wiffens, während meines vier-

*) Zur Entwäfferung und Gefundmachung des Thales von Mexiko werden übrigens feit Jahren koftfpielige Arbeiten ausgeführt, deren Vollendung allerdings noch nicht abzufehen ift.

jährigen Aufenthaltes in der minder civilisirten Republik Guatemala, keine Proben erfahren habe.

Der Blick auf die Stadt Mexiko und Umgebung, besonders auf die Schneeberge Popocatépetl und Iztaccíhuatl im Süden ist sehr anmuthig und ich pflegte gar manches Mal von der Plattform der Escuela Nacional de Ingenieros aus über die im Sonnenschein erglänzenden Dächer der Stadt hinweg sehnsüchtig nach den fernen Firnfeldern dieser Berge auszuschauen. Die Escuela de Ingenieros, welche etwa einer deutschen technischen Hochschule entspricht, war mein gewöhnlicher Aufenthalt bei Tage, denn in ihren Räumen fand ihr Heim auch die geologische Commission von Mexiko, welcher ich soeben als Mitglied beigetreten. Bis aber meine Bestallungsurkunde ausgefertigt war, vergingen bei dem langsamen Instanzengang einige Wochen, und so fand ich denn Gelegenheit, einige Bergbesteigungen auszuführen. welche in das einförmige Stadtleben eine sehr erwünschte Abwechselung brachten.

Am 12. Februar Morgens 8 Uhr verliefs ich die Stadt Mexiko, um nach Toluca zu fahren. Nachdem wir die Ebene von Mexiko durcheilt hatten, begann die Bahn in einem hübschen Gebirgsthale anzusteigen. Mit Vergnügen ruhte mein Blick auf dem malerisch gelegenen Dörfchen S. Bartolito, dessen Holzdächer, wie in anderen Gebirgsländern üblich, vielfach mit Steinen beschwert sind. Mais- und Getreidefelder bedecken den Thalboden, während niedrige Eichen und kleineres Buschwerk die ziemlich dürren Berghänge bekleiden. Manche Büsche prangen in jungem Grün, und die rothblühenden Bäume, welche an den Ufern des Flüsschens stehen, erscheinen mir wie Vorboten des erwachenden Frühlings. Man spricht zwar vielfach von dem ewigen Frühling, welcher im Thale von Mexiko herrschen soll; es ist dies aber ein Märchen, das nur zum Theil auf Wahrheit beruht. Als ich Ende Januar in Mexiko ankam, war es zuweilen empfindlich kalt, und die Pflanzenwelt lag zum gröfsten Theil im Winterschlafe; die fruchtbaren Gelände erschienen daher recht dürr und öde. und wo die Pflanzenwelt auszudauern schien, war es nur ein traumhaftes Weitervegetiren (denn erst die ersten Regen um Ende Februar brachten jungen Saft und jungen Trieb in die Gewächse).

Höher ſteigt die Bahn in engem Thale, das ſich bei Dos Rios erweitert; in ſchneidendem Gegenſatze zu dem freundlichen Landſchaftsbilde, welches man hier genieſst, ſteht die ungünſtige äuſsere Erſcheinung der hieſigen indianiſchen Bevölkerung (Otomíes). Vergleicht man mit dem Schmutze dieſer Leute die peinliche Sauberkeit, welche die meiſten Stämme des minder civiliſirten Guatemala auszeichnet, ſo muſs man ſich unwillkürlich die Frage aufwerfen, ob das wohl vor Ankunft der Spanier ebenſo geweſen iſt oder ob es nur eine Folge der europäiſchen Cultur iſt, oder beſſer geſagt, der Art und Weiſe, wie dieſelbe jenen Indianern gebracht worden iſt?

Immer noch höher ſteigt die Bahn; Kiefern, Tannen und Cypreſſen beginnen neben den Eichen aufzutreten, aber noch immer begleiten uns, trotz der ziemlich ſteilen Gehänge, Getreide- und Maisfelder, durch Agavenhecken geſchieden. Eine prachtvolle, immer groſsartiger werdende Ausſicht eröffnet ſich auf die Thäler, Hügel und Ebenen im Oſten, mit ihren wohlbebauten Fluren, ihren Dörfern und Kirchen. Allmählich bleiben die Getreidefelder unter uns, wir treten in zuſammenhängende Coniferenwälder ein, die Landſchaft nimmt alpinen Charakter an und in etwa 3060 m Höhe überſchreiten wir die Paſshöhe und befinden uns nun in einem flachen Hochthale mit armſeligen Weideflächen. Nun geht es allmählich abwärts und bei dem groſsen, maleriſchen Dorfe Jajalpa erreichen wir die fruchtbare, aber ſtellenweiſe ſumpfige Hochebene von Toluca; einige kleine vulkaniſche Hügel ragen in der Nähe auf und in der Ferne erblicken wir den Nevado de Toluca mit ſeinen Schneefeldern, den Gipfel in Wolken gehüllt. Um 11 Uhr Vormittags erreichte ich die anſehnliche Stadt Toluca (2690 m), fuhr Nachmittags mit der Dampfſtraſsenbahn nach dem Dorfe S. Juan (2900 m) und ritt von dort aus am nächſten Morgen mit einem Führer meinem Ziele zu.

Es war empfindlich kalt; Reif bedeckte Gras und Buſch und den Staub des Weges und ich verhüllte, um die Zügel führen zu können, meine erſtarrten Hände in Ermangelung von Handſchuhen mit einer wollenen Mütze, bis allmählich eine angenehmere Temperatur eintrat. Wir ritten ſteil durch prachtvollen Kiefernwald aufwärts, an der Alpe »La Dispensa« (3330 m)

vorbei, überschritten die obere Wald- und Baumgrenze bei 4000 m Höhe, erreichten bei 4180 m die untersten Schneeflecken und gelangten mit unseren Pferden, welche, der dünnen Bergluft ungewohnt, alle Augenblicke ausruhten, an den Nordgrat des Berges bis zu einer Höhe von 4390 m, wo mein Führer erklärte, mit den Pferden zurückbleiben zu müssen. Ich frug ihn, wo ich wohl zum Gipfel hinaufsteigen könne, er aber erklärte gutmüthig, »wo ich wolle, denn er kenne die Anstiegsroute nicht«.

Ich stieg also über lockere Gesteinsblöcke, welche häufig von Schnee bedeckt waren, aufwärts, wo es mir gut schien und kam nach einer Stunde zum Pico del Fraile, welcher nach Aussage der Anwohner der höchste Punkt des Berges sein soll. Die Aussicht von hier ist sehr weit, sie bietet aber nicht die nöthige Abwechselung von Formen und Farben, um eine bedeutende malerische Wirkung zu erzielen. Da um diese Jahreszeit die Felder erst in den geschützteren Thälern bestellt waren, so machte die ganze Landschaft mit den scheinbar öden Ebenen und mit den gleichförmigen Kiefernwaldungen an den höheren Berghängen einen recht frostigen Eindruck. Von grosser Schönheit aber ist der Blick auf den grossen elliptischen Krater mit seinen riesigen Steilwänden und auf den kleinen Kratersee zu Füssen des Hauptgipfels. Nicht ohne Schwierigkeit stieg ich zum See hinunter (4280 m), kletterte dann zum Ostkamm empor (4550 m) und kehrte zu den Pferden zurück, um möglichst rasch nach S. Juan hinabzureiten.

Abends um $6^1/_2$ Uhr waren wir wieder in unserem Quartier und am 14. Februar Nachmittags 1 Uhr befand ich mich wieder in Mexiko (2280 m), ein wenig ermüdet, aber um eine schöne Erinnerung reicher.

Wenige Tage später (den 17. Februar) verliess ich abermals Mexiko und kam gegen 11 Uhr Vormittags in dem Dörfchen Amecameca (2500 m) an, von wo aus man gewöhnlich den Popocatépetl ersteigt. Ich wandte mich, von einem Gastfreunde angeleitet, zunächst an einen »Vertrauensmann« (Antolino Mendizabal), welcher nach Empfang des ausbedungenen Preises (21 Mk.) sich verpflichtete, alles Nothwendige für die Besteigung des Popocatépetl vorzubereiten. Ich selbst besorgte für mich die nöthigen Lebensmittel und einige Kleinigkeiten, welche nach dor-

tiger Sitte für die Bergreifen verwendet werden; dann ging ich spazieren und sah mir zunächst die nahen Schneeberge von unten an.

Am folgenden Tage ritt ich gegen 11½ Uhr Vormittags mit dem Vertrauensmanne und einem Lastmaulthiere von Amecameca ab, während der Maulthiertreiber und der Bergführer uns zu Fuse nachliefen. Das Wetter sah recht bedenklich aus und als sich über uns in einer Höhe von etwa 2960 m (nahe der oberen Grenze des Getreidebaues) ein tüchtiges Hagelwetter entlud, da hatte ich wahrlich kaum mehr eine Hoffnung auf eine glückliche Ausführung der Tour. Schweigend und in schlechter Laune ritt ich in den schönen Kiefernwäldern höher hinan und ärgerte mich über die Nervosität meines Reitpferdes, über das geistlose Gerede meines Begleiters, über das Wetter, bald auch über die Kälte, kurz, über alles Mögliche, bis wir endlich gegen 4½ Uhr Abends in der Hütte von Tlamacas (3900 m), der früheren Schwefelraffinerie, ankamen, wo meine gute Laune beim warmen Feuer und einem guten Imbis bald wiederkehrte, um so eher, als das Wetter sich allmählich aufhellte und vor Einbruch der Nacht der mächtige Kegel des Popocatépetl in seinem blendend weisen Firnmantel sich in seiner ganzen majestätischen Grösse aus nächster Nähe zeigte. Frühzeitig suchte ich mein Lager auf und schlief, gegen Kälte wohl verwahrt, vortrefflich bis zum nächsten Morgengrauen.

Um 5½ Uhr Morgens (Temperatur: — 5° C.) brach ich, wohlversehen mit Schneebrille, Schleier und Handschuhen, in Begleitung des Führers und des Maulthiertreibers auf und ritt an den Hängen des Popocatépetl hin bis zu einer Felsgruppe, welche mit einem Holzkreuze geziert ist: »Las Cruces« (4440 m). Von hier aus wurde das Pferd zurückgeschickt, während ich selbst, ungern genug, mich meiner guten deutschen Bergschuhe entledigte, um mir nach Landessitte die Füse mit Wolltüchern umwickeln und mit Sandalen bekleiden zu lassen. Langsam stieg ich dann mit meinem Führer die steiler werdenden Hänge des Berges hinan; bald betraten wir Firn, benutzten aber, so weit als möglich, ein aperes Geröllband, um rascher steigen zu können. Nachdem wir dann den zusammenhängenden Firn betreten hatten, muste mein Führer jede Stufe mit seiner Schneeschaufel ausgraben — Eispickel sind hier unbekannt; wir kamen daher nur

ſehr langſam voran und ich hatte ſomit Muſse, die ungemein klare Ausſicht zu genieſsen, welche ſich gegen Norden und Oſten eröffnete. Beſonders groſs und ſchön erſcheint von hier aus der Pik von Orizaba, während im Norden der langgeſtreckte Iztaccihuatl die Aufmerkſamkeit feſſelt. Kurz vor 12 Uhr erreichten wir den Rand des Kraters an ſeiner tiefſten nordöſtlichen Einſenkung (5190 m) unmittelbar oberhalb des Haspels, welcher früher die Verbindung zwiſchen dem Kraterboden und der Oberwelt vermittelt hatte, als noch der Schwefelbergbau in dem Krater betrieben wurde. Jetzt iſt derſelbe längſt aufgelaſſen, der Haspel iſt zerbrochen und neidiſch blickte ich nach der Tiefe des Kraterkeſſels, die mir nun nicht erreichbar war. Ich muſste mich ſchon damit begnügen, das prachtvolle Bild von oben zu ſchauen: die ſteilen Rieſenwände mit ihren Lava- und Geröllſchichten, die dampfenden Fumarolen an ihren Hängen und in der Tiefe, der kleine grüne See am Grunde des Kraters und All dieſes umrahmt von blendendem Firn, welcher den Rand der Umwallung krönt! Es iſt ein herrlicher Anblick und ich geſtehe, daſs ich nie zuvor einen Krater von ſo gewaltigen und ſchönen Verhältniſſen geſehen habe. Nur zu bald muſste ich mich von dem prachtvollen Bilde trennen und den Abſtieg antreten (2 Uhr Nachmittags). Es war ziemlich unangenehm, an den ſteilen Hängen des Berges in den früher geſchlagenen Stufen abzuſteigen, denn die Stufen waren verhältniſsmäſsig weit von einander entfernt und ich beſaſs in meinen Sandalen keinen ſo ſicheren Tritt, wie in den gewohnten Bergſchuhen. Wie ſchade, daſs der Firn ſo hart gefroren war; wäre der Schnee weich geweſen, ſo hätten wir in wenigen Minuten in luſtiger Fahrt auf einer Strohmatte den Bergkegel herunterrutſchen können. Um $3^3/_4$ Uhr Nachmittags erreichten wir übrigens auch ſo wieder Tlamacas, um 8 Uhr Nachts Amecameca, und am 20. Februar Morgens 9 Uhr war ich wieder in Mexiko zurück und ſchaute mit einem eigenartigen Gefühl der Befriedigung nach dem prächtigen Schneeberge zurück, dem ich ſoeben einen Beſuch abgeſtattet.

Wenige Tage ſpäter wurden mir von der Regierung meine Papiere übergeben, und am 25. Februar reiſte ich von Mexiko ab, um mich in mein Arbeitsgebiet Tabasco und Chiapas zu begeben. Die prachtvolle Eiſenbahn von Mexiko nach Veracruz

iſt ſchon ſo oft in Wort und Bild geſchildert worden, daſs ich hier Nichts hinzuzufügen habe. Ich freute mich wie ein Kind, als von Orizaba ab wieder üppig grüne Vegetation an Stelle der armſeligen Pflanzendecke der trockenen Hochebene trat und die rankenden und ſchlingenden Gewächſe an Buſch und Baum ſich zeigten, welche einen der eigenthümlichſten Charakterzüge der feuchten Tropenvegetation darſtellen. Als ich in Veracruz angekommen war, ſtellte es ſich heraus, daſs der Dampfer »Veracruz« um mehrere Tage verſpätet eintreffen würde und ich hätte demnach das zweifelhafte Vergnügen gehabt, einen längeren Aufenthalt in dem heiſsen Hafenplatze nehmen zu müſſen. Ich rechnete hin und rechnete her; mir ſchien, daſs es gehen könnte und raſch entſchloſſen packte ich meine Koffer und fuhr am nächſten Morgen wieder dem Hochlande zu. In wunderbarer Klarheit ſtieg der Schneeberg von Orizaba hinter den bewaldeten Vorbergen auf und je näher man nach Córdoba und Orizaba kommt, deſto groſsartiger und ſchöner erſcheint der gewaltige Berg, welcher an landſchaftlicher Wirkung ſelbſt den Aetna noch überbietet. An reiner Formſchönheit ſteht der Orizaba zwar dem Santa Maria, Atitlan oder Agua in Guatemala nach, er bringt aber einen viel gewaltigeren Eindruck hervor als jene Feuerberge, wegen ſeiner Schneebedeckung, ſeiner gröſseren Maſſenhaftigkeit und wegen des Mangels eines jeglichen Rivalen — von Weſten her betrachtet.

Bald war das Dorf S. Andres Chalchicomula (2560 m) erreicht, die nöthigen Vorbereitungen getroffen und gegen 11 Uhr Vormittags, am 27. Februar, ritt ich mit einem berittenen Vertrauensmann (Sabino Morales) und deſſen zehnjährigem Sohne, ſowie mit zwei Laſtthieren weg, während der Maulthiertreiber und drei Führer zu Fuſse nachfolgten. Durch ſchöne Getreidefelder, ſpäterhin durch prächtige Wälder, endlich über alpine Weideflächen, führte unſer Weg dahin und kurz vor Einbruch der Nacht erreichten wir die »Cueva de los Muertos«, eine Höhle, welche man zum Uebernachten zu benutzen pflegt (4030 m). Bald entwickelte ſich hier ein reges Leben und Treiben; ein Feuer wurde angezündet, es wurde gekocht und gebraten; in maleriſcher Gruppirung lagerten ſich meine Begleiter ums Feuer und verzehrten mit beſtem Appetit ihren Imbiſs. Am meiſten

Spafs machte es mir, den zehnjährigen Jungen zu beobachten, dem die helle Freude über das ungewohnte Treiben aus den Augen leuchtete. Bald ftreckte ich mich auf meiner mitgebrachten Matratze aus und fchlief vortrefflich bis zum Morgengrauen.

Gegen 6 Uhr Morgens (Temperatur — $1^1/_2{}^0$ C.) verliefs ich dann zu Pferde in Begleitung meiner drei Führer und des Maulthiertreibers die Höhle, um fo hoch als möglich an den Hängen des Berges hinaufzureiten. Beim »Encargadero de los Azufreros« (4630 m), wo bereits nur noch fpärliche Gräfer zu fehen find, mufste ich das Pferd zurückfchicken; ich umhüllte meine Füfse mit Wolltüchern, legte Handfchuhe, Schleier und Schneebrille an, an Stelle eines Bergftockes wurde mir ein kurzer, kaum bis zu den Hüften reichender Holzprügel ohne Eifenfpitze gegeben, und fort gings auf die Bergreife (8 Uhr Vormittags). Die Hänge find am Ciltlaltépetl (Pik von Orizaba) im Allgemeinen noch fteiler als am Popocatépetl und ich ftieg daher in dem lockeren vulkanifchen Geröll fehr langfam aufwärts, indem ich die Vorficht gebrauchte, ftreng rhythmifch im beftimmten Verhältniffe zu meinen Schritten Athem zu holen und wo möglich jede gefteigerte Herzthätigkeit zu vermeiden. Man kommt fo langfam, aber ftetig vorwärts und läuft nicht Gefahr, fich zu überanftrengen, was in fo dünner Luft leicht vorkommen dürfte, da die Leiftungsfähigkeit doch im Allgemeinen herabgemindert ift. Wir erreichten endlich den Südgrat des Berges und folgten nun demfelben, über kleinere und gröfsere Felsblöcke aufwärts kletternd, wobei wir dann und wann eine kurze Raft hielten, um neue Kräfte zu fammeln oder auch, um einen kleinen Imbifs zu uns zu nehmen. Eine wundervolle, vollftändig klare Ausficht eröffnete fich nach Süden und Weften: hier die weiten Ebenen mit ihren Städten, ihren Dörfern, ihren Randgebirgen, der edelgeformte riefige Popocatépetl mit feinem grofsen Firnfeld auf der Nordfeite, und feinem langgeftreckten Nachbarberg Iztaccíhuatl, dann die einfame Malinche und ferner die Berge von Mexiko, welche im Ajusco dominiren, dort der hochintereffante, herrliche Steilabfall des Hochlandes gegen die Küftenebene, in nächfter Nähe aber der gekrümmte Grat der Sierra Negra, die bizarren Felsformen des »Thürmchens« (Torrecillo), der Lavaftrom des »Malpais« und andere landfchaftlich wirkfame Theile des Ciltlaltépetl felbft.

Kurz vor einer Felsgruppe, welche den ominöfen Namen Arrepentimiento (5290 m) (»Reue«) führt, überfchritten wir den erften Schnee und von nun ab führte unfer Weg faft ausfchliefslich über Schnee bis zum Gipfel. Weicher Neufchnee bedeckte hier in dünner Lage den harten, oberflächlich oft in blankes Eis umgewandelten Firn, und es koftete hier noch mehr Anftrengung als am Popocatépetl, mit einer Schaufel die Stufen auszuftechen; allein ich hatte ja nunmehr drei Führer, welche fich in das mühfame Gefchäft theilten; an ein Anfeilen wurde übrigens weder hier, noch am Popocatépetl gedacht. Etwas ermüdet, aber fonft ohne alle Befchwerden, erreichten wir eine kleine, apere, durch Fumarolen ausgezeichnete Stelle (»Respiraderos«) (5560 m), und gleich darauf, kurz vor 1 Uhr, die höchfte Spitze des Berges felbft (5582 m), welche im Jahre 1892 von Lic. Bulues mit einem fchwarz angemalten Holzkreuze — wohl dem höchftgelegenen Kreuze der Welt? — gefchmückt worden ift. Wir hatten von hier aus einen prachtvollen Blick nach dem grofsartigen, tiefen Krater, deffen Grund man aber bei der Enge des Schlundes nicht fehen kann; die Ausficht nach Norden und Often war uns aber durch Nebel vollftändig verhüllt. Bei dem fchneidenden kalten Winde (Temperatur — 3° C.), welcher auf dem Gipfel herrfchte, vermochte ich es nicht lange, dort oben auszuhalten; wir ftiegen daher zu den Refpiraderos, nahmen dort unfer einfaches Mahl ein und genoffen die herrliche, klare Ausficht, welche fich nach Weften und Süden bot. Aber auch hierher verfolgte uns der kalte Wind; mich fror; und als uns der Nebel zudem noch dann und wann in feinen wallenden Mantel zu hüllen begann, befchlofs ich, wieder den Abftieg anzutreten (1½ Uhr Nachmittags). Gewitzigt durch meine Erfahrungen am Popocatépetl hatte ich mir diesmal trotz des Zuredens der Führer meine Bergfchuhe nicht nehmen laffen, und fand deshalb den Abftieg trotz des ungenügenden Bergftockes verhältnifsmäfsig leicht, da ich in dem gewohnten Schuhwerk guten Halt in den Stufen fand. Gegen 2½ Uhr Nachmittags erreichten wir die Felfen »Arrepentimiento« wieder und nun begann ein mühfeliges Abwärtsklettern über die lofen Felsblöcke des Grates, bis wir öftlich von demfelben eine Geröllhalde fanden, welche einen rafcheren und bequemeren Abftieg geftattete.

Um 5 Uhr Abends hatten wir wieder die »Todtenhöhle« erreicht, wo Sabino Morales uns bereits mit dem Abendeſſen erwartete. Ich ließs es mir vortrefflich munden, genoſs noch einen Augenblick die herrliche Ausſicht nach dem Pik von Orizaba, in deſſen weiſsem Schneemantel man ganz deutlich unſeren Weg zum Gipfel verfolgen konnte und legte mich dann ſchlafen, denn es galt am nächſten Morgen frühzeitig aufzubrechen, und zudem litt ich an jenem Abend (ebenſo wie vorher nach der Beſteigung des Popocatépetl und Nevada de Toluca) an Kopfſchmerz, welcher offenbar durch den geringen Luftdruck veranlaſst geweſen iſt.

Als ich am nächſten Morgen (1. März) früh um 4 Uhr mich erhob, fühlte ich mich wieder vollſtändig wohl und munter; zwei meiner Führer aber, welche unbegreiflicher Weiſe ohne Schneebrille gegangen waren, waren ſchneeblind geworden und vermochten kaum nach dem Dorfe zurückzugehen.

Um 5 Uhr Morgens waren die Pferde geſattelt, die Laſtthiere bepackt und unſere ganze Karawane trat nun den Heimweg an. Um 9 Uhr Vormittags war S. Andres Chalchicomula wieder erreicht, und Nachmittags führte mich die Eiſenbahn wieder nach Veracruz herunter, von wo aus ich am 3. März an Bord der »Veracruz« nach meinem nächſten Ziele — Tabasco — abreiſte.

Der gewaltige Höhenunterſchied von nahezu 5600 m innerhalb 30, von über 4000 m innerhalb 14 Stunden, war diesmal — im Gegenſatze zu früheren Erfahrungen bei den Vulkanen Guatemalas — faſt ohne Einwirkung auf meinen Organismus geblieben; jedoch fühlte ich am Meeresſpiegel einen ganz leichten Druck auf die Bruſt, welcher aber das Athmen kaum merkbar erſchwerte. Mein Organismus hatte ſich durch die mehrfachen Bergreiſen an bedeutende Luftdruckunterſchiede gewöhnt, und ich glaube daher, daſs jeder rüſtige Berggänger, welcher ſich eine Weile auf dem Hochlande von Anahuac aufgehalten hat, ohne Schwierigkeit die Erſteigung des Pik von Orizaba ausführen kann, während ſie ihm doch wahrſcheinlich ſchwer fallen dürfte, wenn er, dünner Luft ganz ungewohnt, von Veracruz aus ſich ſofort an dieſe Hochtour wagen würde.

Von Meer zu Meer.

Nachdem ich am 3. März an Bord der »Veracruz«, eines ungemein ſchmutzigen, gänzlich unbequemen Dampfers, den Hafen von Veracruz verlaſſen hatte, befand ich mich am nächſten Morgen bereits in Coatzocoalcos, dem Endpunkte der Tehuantepec-Bahn und noch am Abend des 4. März fuhren wir den mächtigen Coatzocoalco-Fluſs höher hinauf an anſehnlichen Inſeln und einzelnen kleinen Ortſchaften vorbei, vorbei an der Einmündung beträchtlicher Nebenflüſſe, an ſchönen Waldſtreifen mit üppigen Bäumen und Sträuchern, an ausgedehnten grünenden Sabannen, welche weidendes Vieh belebte, und ſo fort bis zu dem anſehnlichen Orte Minatitlan, wo wir einen mehrtägigen Aufenthalt hatten. Am 8. März endlich lichtete der Dampfer wieder die Anker und am Morgen des 9. März befanden wir uns vor Frontera de Tabasco, von wo aus uns der kleine Dampfer »Sophia« während der Nacht nach S. Juan Bautista führte.

Hübſch iſt die Einfahrt in den Rio Grijalva, und zur Belebung der Scenerie trugen etliche anſehnliche Alligatoren bei, welche ſich auf den Sandbänken der Ufer ſonnten, aber durch Revolverſchüſſe raſch verſcheucht wurden. Früher ſollen Alligatoren an dieſen Ufern in groſser Zahl gehauſt haben; ſeit einigen Jahren iſt man ihnen ſtark zu Leibe gerückt, indem ein ſchwunghafter Handel*) mit Alligatorenhäuten begann und nachdem binnen weniger Jahre mehrere hunderttauſend Häute aus Tabasco ver-

*) Der Handel mit Alligatorhäuten und damit die Alligatorenjagd ſind aber ſehr ſtark zurückgegangen, da gegenwärtig der Markt mit Häuten überfüllt iſt (1895).

ſchickt worden ſind, ſind die Thiere ſcheu und ziemlich ſelten geworden.

In Frontera ſowohl, wie in S. Juan Bautiſta muſste ich mein ganzes Gepäck öffnen und von Zollbeamten unterſuchen laſſen — eine Beläſtigung, welche der verſtändige Reiſende mit ſtoiſchem Gleichmuthe über ſich ergehen läſst, welche aber doch eine treffliche Illuſtration zur mexikaniſchen Einigkeit bildet.

In S. Juan Bautiſta habe ich nur wenige Tage verweilt und die Zeit meines Aufenthaltes war faſt ganz durch nothwendige Beſorgungen, Beſuche, Einkäufe u. dergl. ausgefüllt. Es galt da, ſich über die Wege zu erkundigen, Empfehlungsſchreiben für manche Punkte zu erhalten, Vorräthe einzukaufen u. dergl. mehr; denn ſobald man die Hauptſtadt von Tabasco verlaſſen hat, hat man mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, an welche man in Culturländern gar nicht zu denken braucht.

Zunächſt ging meine Reiſe im Ruderboote vor ſich; die Ufer des Rio Grijalva, dann des Rio Blanquillo ſind zwar flach, aber die grünen, von Viehheerden belebten Sabannen, kleinere Waldſtreifen und da und dort beſcheidene Hütten, höher hinauf ſchöne Cacaopflanzungen und anſehnliche Haciendas gewähren dem Auge viele Abwechſelung und angenehme Ruhepunkte; auch die Mosquitos traten — in dieſer Jahreszeit — in ziemlich beſcheidener Zahl auf; miſslich ſind dagegen die Unterkunftsverhältniſſe, da man durchweg auf Gaſtfreundſchaft angewieſen iſt, und es iſt mir trotz mehrjährigen Wanderlebens in ſolchen Ländern doch ſtets aufs Neue unangenehm, in wildfremde Häuſer einzudringen und deren Bewohner um ein Frühſtück oder um Unterkunft anſprechen zu müſſen und manchmal klopft man eben doch umſonſt an die fremde Thür, wie mirs auch auf dieſer Fahrt einmal geſchah.

Am 16. März war ich in dem Städtchen Pichucalco (100 m) angelangt und mein erſter Gang galt der Jefatura política (dem Bezirksamt), durch deren Vermittelung ich Träger für meine Reiſe zu bekommen hoffte. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht: Der Zufall wollte, daſs der Jefe político gerade abweſend war und ſein Stellvertreter hatte zwar den guten Willen, aber nicht die Macht, meinen Wünſchen zu willfahren; er ſchickte einen Poliziſten nach einem benachbarten

Indianerdorf, um Träger zu holen, nach einigen Tagen aber kam derſelbe ohne Träger zurück: offene Inſubordination; wenn die Katze fort iſt, tanzen die Mäuſe. Nun iſt die Umgebung der Stadt ja recht hübſch; man hat die Küſtenebene verlaſſen und befindet ſich in einer anmuthigen Hügellandſchaft, die Gipfel bewaldet, die Hänge theils mit Maisfeldern, theils mit üppig grünendem Buſchwerke bekleidet; Cocospalmen ragen zwiſchen den Hütten des Städtchens auf und Zuckerrohrfelder zeigen ſich im Thalgrunde; der ſehnliche Wunſch, im Grünen zu weilen, welcher mich im trockenen Hochlande von Mexiko erfüllt hatte, war nun geſtillt, allein Pichucalco war doch zu unbedeutend, die nächſte Umgebung geologiſch zu unintereſſant, die Regenzeit in zu drohender Nähe, als daſs ich nicht vor Ungeduld gebrannt hätte, um jeden Preis weiterzukommen. Ich verſtand mich unter ſolchen Umſtänden ſchweren Herzens dazu, mich von einem Theile meines Gepäckes zu trennen: ich ſandte zwei Kiſten mit indianiſchen Trägern nach Tuxtla und brach am 22. März endlich ſelbſt auf in Begleitung eines Mannes, welcher den Reſt meines Gepäckes auf ſein Pferd packte und zu Fuſse neben mir herging, denn ich ſelbſt ging von nun ab wieder zu Fuſs, um Wegeaufnahmen und geologiſche Studien mit der wünſchenswerthen Genauigkeit machen zu können. Freilich verfolgte mich dabei öfters der Gedanke, daſs die von mir begangenen Wege möglicher Weiſe ſchon anderweitig vermeſſen ſein könnten und alſo meine Arbeit ſchon im Entſtehen antiquirt wäre. Eine ſolche Möglichkeit iſt bei den eigenthümlichen Verhältniſſen, wie ſie in der mexikaniſchen Republik beſtehen, recht wohl denkbar. Man ſollte gar nicht glauben, welch anſehnliche Summen von der Regierung Mexikos und anderen Republiken des lateiniſchen Amerika für wiſſenſchaftliche, namentlich topographiſche Arbeiten, ausgegeben werden, aber der Enthuſiasmus erlahmt oft ſehr raſch, und wenn die Ingenieure ihre Arbeiten einliefern, ſo bleiben dieſelben nur allzu oft einfach in den Archiven liegen, ohne jemals veröffentlicht zu werden und ſind in Folge der Geheimniſskrämerei der verſchiedenen Sectionen und Commiſſionen ſo ſicher aufgehoben, daſs Niemand etwas von den Reſultaten erfährt; werden die Arbeiten aber wirklich gedruckt, ſo kommt es nicht ſelten vor, daſs die ganze Auflage aus Nachläſſigkeit liegen bleibt, ohne

zur Vertheilung zu kommen, oder dafs zwar die ausländifchen Bibliotheken und Fachgefellfchaften, nicht aber die einheimifchen Intereffenten und Büchereien mit Exemplaren bedacht werden!

Doch genug der Abfchweifung! In drückender Schwüle wanderte ich durch anmuthige Hügellandfchaft nach Solosuchiapa (220 m), wo der Weg, dem Teapafluffe folgend, tiefer ins Innere des Bergzuges eindringt. Wir erreichen hier die herrlichften, regenfeuchten Tropenwälder, welche gleich einem ewig grünen Mantel die gewaltigen Thalfchluchten und Bergeshäupter bedecken. In dem abfeits gelegenen Gold- und Silberbergwerke von Santa Fé (510 m) verweilte ich einen Tag, um die Erzlagerftätten und den Gang der Arbeiten kennen zu lernen; ich habe es nicht bereut, denn nicht nur das Bergwerk an fich bot viel des Intereffanten, fondern auch die prachtvolle Lage der eigenartigen Colonie mit den klappernden Steinbrech-Mafchinen zog mich ungemein an. Sie liegt am Vereinigungspunkte einiger anfehnlicher Bäche, deren kryftallklare Fluthen fich braufend zwifchen mächtigen Felsblöcken durchzwängen oder fie fchäumend überfpringen; gewaltige Berge ragen zu allen Seiten auf, von dichtem Urwalde bedeckt, und nur ein einziger Weg führt durch eine enge Thalfchlucht aus diefer Waldeinfamkeit heraus, um die Verbindung mit der Aufsenwelt herzuftellen. Das klingt recht nett und anfpruchslos und doch ift nicht zu vergeffen, dafs diefer Weg von der Bergwerksgefellfchaft erft mit beträchtlichen Koften (40 000 Dollars) hergeftellt wurde. Man bedenkt die bedeutenden Nebenausgaben oft nicht hinreichend, wenn man an Anlagen von Bergwerks- oder landwirthfchaftlichen Unternehmungen geht und aus diefem Grunde ift fchon manche Gefellfchaft zu Grunde gegangen, anftatt goldenen Lohn zu ernten.

Am Abend des 24. März fetzte ich meine Reife fort und begann am nächften Morgen, von der Hacienda Zacualpa aus (390 m), zum Berglande von Nordchiapas hinanzufteigen; zunächft der Richtung des Teapafluffes folgend fteigt man Stufe um Stufe höher, bis beim Rancho de las Nubes (1750 m) die letzte Steigung zu überwinden ift. Der Weg, der fchon bisher recht fchlecht war, obgleich er eine Hauptverkehrsftrafse (Camino real) bildet, wird nun noch elender. Steil fteigt man in rauhem Steingerölle in fcharfen Kehren aufwärts; der Pfad ift oft fo tief und eng ein-

geſchnitten, daſs das Packthier kaum mit dem Gepäcke ſich durchzwängen kann und an einer Stelle, welche den reizenden Namen »La Ventana« (»das Fenſter«) führt, muſs man das Gepäck abladen und auf der Schulter tragen, da die Packthiere auch ohne Laſt kaum jene jammervolle Stelle paſſiren können und Gefahr laufen, in dem engen ſteilen Wege rückwärts abzuſtürzen und umzukommen. Endlich zeigt der Pfad minder beträchtliche Steigungen, bald erſcheinen einzelne Kiefern, und wenn man die Kammhöhe (2040 m) überſchritten hat, hören die prachtvollen Laubbäume und Farnpalmen, welche uns bisher begleitet haben, plötzlich auf und die Kiefern werden mit einem Schlage die herrſchende Baumform; kaum aber hat man das Dörfchen Manzanillo (1950 m) erreicht, ſo werden auch ſie ſpärlich; dürres Gras bedeckt nun in ſpärlichen Büſcheln die ſteilen, ſteinbeſäeten Berghänge, während Akazien oder Eichen in vereinzelten Exemplaren nothdürftig die Einförmigkeit der Landſchaft beleben.

Der Abſtieg von Manzanillo nach El Sacramento iſt noch ſchlimmer als der Aufſtieg geweſen; es iſt einfach eine Schande für den Staat Chiapas, ſolch jammervolle Pfade als Hauptverkehrswege zu beſitzen, ohne ſeit Menſchengedenken etwas Weſentliches für ihre Ausbeſſerung zu thun. Hier muſs auch der Reiter zu Fuſse gehen, denn es wäre lebensgefährlich, auf dem ſchmalen ſteilen Pfade zu reiten, der zuweilen auf einer Seite ſcharf an der Felswand ſtreift, während zur anderen Seite der baumloſe Hang ſich jäh in die Tiefe ſenkt; das Laſtthier, das hier ſtrauchelt, ſtürzt ohne Halt und Rettung zu Thal. Ich war daher recht froh, als wir (bei anſehnlichen indianiſchen Ruinen) die Thalſohle des Sabinabaches erreichten, und nach einem heftigen Gewitterregen kamen wir munter, wenn auch durchnäſst, in der Hacienda El Sacramento am Abend des 26. März an und fanden bei dem gefälligen Hausverwalter freundliche Unterkunft.

Am nächſten Tage führte unſer Weg zunächſt in dem intereſſanten Thale des Sacramentofluſſes hinunter, dann aber beſchloſs abermals ein beſchwerlicher Aufſtieg das Tagewerk; allein der Blick auf die Thalſchlucht mit dem reichen Wechſel ungemein wild zerriſſener Felszacken und ſanfter, aber ſtraff gezeichneter Berglinien, war für mich ſo anziehend und lehrreich, daſs ich dieſe Wegſtrecke zu meinen intereſſanteſten zähle. Späterhin

bot die Landſchaft, bei ſpärlichem Wechſel von armſeligen Eichenwäldern, von Buſchformationen und Grasfluren wenige anziehende Bilder mehr; auch nennenswerthe Erlebniſſe vermag ich nicht zu berichten; ich führe daher den Leſer direct nach Tuxtla Gutierrez (530 m), der gegenwärtigen Hauptſtadt des Staates Chiapas, wo ich am 1. April ankam. Mein Gepäck, das ich mit zwei Indianern vorausgeſchickt hatte, war natürlich noch nicht eingetroffen, und ſo muſste ich eben in meinen genagelten Bergſchuhen in der Audienz beim Gouverneur erſcheinen. Ich wurde trotzdem ſehr höflich empfangen und ſah — was ich höher ſchätzte —, meine Wünſche raſch erledigt.

Der Governador, Don Emilio Rabasa, beiläufig geſagt, ein hervorragender mexikaniſcher Schriftſteller, iſt ein Kind der Stadt Tuxtla und die Rückſichtnahme auf ſeine Vaterſtadt iſt nach allgemeinem Glauben der einzige Grund geweſen, weshalb Rabasa (im Sommer 1892) den Regierungsſitz von S. Cristóbal Las Casas nach Tuxtla verlegt hat. Deshalb ſind die Tuxtlecos ſehr zufrieden mit dem Gouverneur, da Tuxtla, ſchon vorher der bedeutendſte Handelsplatz des Staates, neuerdings ſehr gewonnen hat; anderwärts im Lande iſt man aber ſehr ungehalten über dieſen Schritt, da der neue Regierungspalaſt in San Christóbal nahezu fertig war, während nun in Tuxtla wieder neue Regierungsgebäude gebaut werden müſſen, womit man die ſtarke Erhöhung der Steuern wohl nicht mit Unrecht in Zuſammenhang bringt.

Auf mich hat die Stadt Tuxtla keinen beſonders angenehmen Eindruck gemacht; es iſt eine Stadt wie die meiſten im ſpaniſchen Amerika, mit geradlinigen, rechtwinkelig ſich ſchneidenden Straſsen und obligater Plaza (Marktplatz), ohne bemerkenswerthe Gebäude. Ein ſtarker Procentſatz von Indianern (Zoques) lebt hier. Das Klima iſt heiſs und trocken (in den Monaten December bis Mai), die Umgebung ohne einladende Reize, die Vegetation dürr und armſelig. Unter ſolchen Umſtänden wollte ich meine Reiſe ſobald als möglich fortſetzen; als ich aber am 4. April aufbrechen wollte, war mein Begleiter ſo betrunken, daſs ich ihn nur mit Mühe (gegen 11 Uhr Vormittags) auf den Weg bringen konnte, und während ich in glühender Mittagshitze durch die ausgedörrte Ebene wanderte, hatte ich Zeit, über den Unter-

ſchied zwiſchen unvernünftigen und vernunftbegabten Menſchen nachzudenken. Man pflegt nämlich hier zu Lande die Indianer als »gente sin razon« (vernunftloſe Menſchen) den Miſchlingen (Ladinos) gegenüberzuſtellen; ich geſtehe aber, daſs ich bisher mit Indianern viel beſſere Erfahrungen auf meinen Reiſen gemacht habe, als mit den »vernunftbegabten« anſpruchsvollen Miſchlingen. Freilich muſs man erſt lernen, die Indianer zu verſtehen und richtig zu behandeln, dann aber ſind ſie, wenn man überhaupt gute Leute bekommt, die beſten Träger und Diener, welche man ſich nur billiger Weiſe wünſchen kann.

Nach kurzem Aufenthalte in Chiapas (420 m), wo ich die zwei Indianer mit meinem Gepäcke antraf und nach S. Cristobal beorderte, fetzte ich meine Reiſe in der ziemlich öden Landſchaft fort; gegen Nachmittag erreichte ich das Dorf Iztapa (zu deutſch: »Salzſtelle«), wo ich die intereſſanten, von den dortigen Indianern (Tzotziles) ausgebeuteten Salinen beſuchte. Als ich von dort nach dem Dorfe zurückkehrte, bemerkte ich in einem Hohlwege, quer über die Straſse ausgeſtreckt, ein ſanft gebogenes Stück Wurzel mit eigenartig gezeichneter Rinde; der Gegenſtand erregte meine Aufmerkſamkeit, ſo daſs ich im Begriff war, ihn aufzunehmen, als ich bemerkte, daſs das Ding nach beiden Seiten hin an Dicke abnahm; da erſchrak ich und ſah ſchärfer hin: es war eine etwa $1^1/_2$ m lange Schlange von jener Gattung, welche man wegen ihrer Aehnlichkeit mit Lianen (vejuco) und wegen ihres häufigen Aufenthaltes auf Bäumen Vejuquillas nennt. Ich wäre nun ruhig über das Thier weggegangen, da ich aus langer Beobachtung weiſs, daſs die Schlangen Niemanden angreifen, es ſei denn, daſs ſie ſich ſelbſt angegriffen oder bedroht glauben; aber das Thier war bereits aufgeregt, es züngelte ſtark und da ich es doch mit meinem Regenſchirm nicht tödten konnte, ſo wartete ich, bis einige Indianer des Weges kamen und die Schlange mit ihren langen Stöcken erſchlugen.

Am 6. April verliefsen wir Iztapa (1070 m) und wanderten über die baumloſe, mit Felsblöcken überſäete Ebene hin, dem nahen Gebirge zu. Bei der Hacienda Burrero (1260 m) beginnt der Anſtieg an den ſteilen Berghängen und erſt gegen Abend erreichten wir die Paſshöhe, von wo aus ſich ein reizender Blick eröffnete auf das kleine Dorf Sinacanta (2080 m), mit der weiſs-

getünchten, beſcheidenen Kirche und den maleriſch zerſtreuten Häuſern, deren Holz- und Ziegeldächer aus dem freundlichen Grün der Aepfel- und Pfirſichgärten und der ausgedehnten Getreidefelder hervorlugten. Nach der ermüdenden Wanderung in den ausgedörrten heiſsen Thallandſchaften von Chiapas muthete meine nordländiſche Seele der Anblick der grünen Pflanzenwelt des kalten Landes mit ihren Kiefern, ihren europäiſchen Fruchtbäumen und Getreidearten ganz heimathlich an, mit Behagen athmete ich die friſche Luft des Hochlandes ein, und noch gröſser war meine Freude, als ich am nächſten Morgen aus der Ferne, im weiten Thalkeſſel dahingeſtreckt, von leichtem Nebel halb verhüllt, die Stadt S. Cristobal erblickte, den altehrwürdigen Biſchofsſitz des Fray Bartolomé de las Casas, des ſtreitbaren Vertheidigers der Indianer, des friedfertigen Eroberers der Verapaz.

San Cristobal, du liebes Neſt! In deinen Gärten blühen die Aepfelbäume, unreife Früchte hängen gleichzeitig von den Pfirſichbäumen und da und dort duftet auch der liebliche Geruch friſcher Orangenblüthen! An deinen Straſsen ſtehen weiſsgetünchte Kirchen mit altväteriſch überladenen Faſſaden, alte Häuſer mit Ziegeldächern und Holzgittern vor den Fenſtern und kleine Hütten mit ſchwärzlich-grauem Holzdache, da und dort wohl auch ein neumodiſches Gebäude ohne rechten Stil und Geſchmack! Deine Plätze ſind von Arkaden umrahmt, die Anlagen mit altmodiſchen Ruhebänken in zopfiger Manier verſehen! Deine Straſsen ſind ſchlecht gepflaſtert, oft auch ſehr ſchmutzig, aber — Gott ſei Dank! — krumm, was nach der Langeweile der ſchablonenhaften ſpaniſch-amerikaniſchen Städte ungemein wohlthuend wirkt!

Die ganze Stadt erſchien mir regellos, ſtillos, widerſinnig und doch wieder von einem ſtarken Hauche ſpieſsbürgerlicher Gemüthlichkeit durchweht; kurzum, es haftet dieſem Städtebild etwas Eigenartiges an, das vielleicht auf anſpruchsvollere, weltkundigere Gemüther einen minder günſtigen Eindruck hervorbringt, als auf mich, denn nachdem ich meine ganze Jugendzeit in einer idylliſchen alten Reichsſtadt Schwabens zugebracht, iſt mir wohl ein gut Theil ſpieſsbürgerlichen Denkens und Fühlens haften geblieben, was mir die überlegene Groſsſtadtſeele nachſehen möge.

Wie behaglich fühlte ich mich hier im Hôtel Progreſo, einem alten Hauſe mit groſsen Altanen und mit Flechten überwuchertem Ziegeldache, wie heimiſch in meinem rieſigen, ziegelſteingepflaſterten Schlafzimmer, mit dem wackeligen Holzbalkon! Wie ruhig konnte man da ausgehen ohne andere Wehr und Waffe, als den Zimmerſchlüſſel, der im Nothfalle leicht als Todtſchläger benutzt werden konnte! Wie anheimelnd war es für mich, jetzt, wo gerade Jahrmarkt war, dem bunten Durcheinander von ſtutzerhaften Pflaſtertretern, von beſcheidener gekleideten Miſchlingen und von Indianern (Tzotziles) mit langem ſchwarzen Haar und zerlumpten Kleidern zuzuſehen, wie luſtig erſt, in die verwunderten Augen der Indianerjungen zu blicken, die ich nach dem Wege zum Feſtplatze (»Cerillo«) frug und die durchaus nicht begreifen wollten, daſs es Jemand geben könne, welcher nicht einmal den Weg zum Feſtplatze von S. Cristobal kenne!

Man ſagte, dieſer Jahrmarkt ſei wenig beſucht geweſen, im Verhältniſſe zu früheren Jahren, und es dürfte wohl etwas Wahres daran ſein, denn die Verlegung der Regierung und die Verminderung der Garniſon haben der Stadt das Leben genommen. Trotzdem fand ich hier ſo manche Unterhaltung und Abwechſelung.

Reizend war es, das ſpieſsbürgerlich ſteife Publicum in dem improviſirten Muſentempel der Stadt zu ſehen, wo eine kleine Schauſpielerbande Operetten dritten und vierten Ranges (mit Begleitung eines aus Blech-, Holzblas- und Saiteninſtrumenten und einem Clavier zuſammengeſetzten Orcheſters) vorführte, intereſſant auch die erregbaren, aus minder gewählten Kreiſen ſtammenden Zuſchauer der Stiergefechte während der aufregenderen Augenblicke jenes Schauſpieles zu beobachten — gewiſs intereſſanter, als das Schauſpiel ſelbſt, in welchem eigentlich nur die Bewegungen der Stiere, vom thierpſychologiſchen Standpunkte aus, meine eingehendere Aufmerkſamkeit erweckte.

Eines Abends wurde auf dem Feſtplatze Feuerwerk abgebrannt, und die Bevölkerung der Stadt ſtrömte männiglich herbei, um den ſeltenen Anblick zu genieſsen und im Finſtern wieder nach Hauſe zu tappen, denn die Straſsenbeleuchtung iſt von patriarchaliſcher Anſpruchsloſigkeit: nur die eine Straſse, welche zum Feſtplatze führte, war mit altväteriſchen Erdöllaternen, der Feſtplatz ſelbſt mit Kienholzbündeln beleuchtet, alles Uebrige

blieb im Dunkeln, wenn nicht gerade der Mond ſchien, und wer keine Handlaterne zur Verfügung hatte, that gut, einen anſehnlichen Vorrath von Zündhölzern mitzunehmen, um jedesmal die Stelle zu beleuchten, wo man die Straſsenbäche zu überſpringen oder beſonders ſchlechte Paſſagen des vorſintfluthlichen Pflaſters zu überſchreiten hatte.

In deutſchen Zeitungen iſt S. Cristobal Las Casas im Jahre 1892 todt geſagt worden; es hieſs, ein heftiges Erdbeben hätte am 29. Juli genannten Jahres die Stadt von Grund aus zerſtört und Tauſende von den Einwohnern getödtet; davon war aber glücklicher Weiſe keine Silbe wahr und man darf hoffen, daſs der todtgeſagten Stadt noch ein langes, glückliches Leben beſchieden ſei.

Am 12. April ſagte ich der freundlichen Stadt und ihren gefälligen Bewohnern Lebewohl und wanderte mit vier Trägern über die Hochebene (2070 m) hin in die mit ſchönen Kiefernwäldern beſtandenen Berge hinein. In früher Nachmittagsſtunde überſchritten wir die Paſshöhe Mitzton (2390 m) und gewannen gegen Abend prachtvolle Ausblicke auf die eigenartige Landſchaft zu unſeren Füſsen: hier die Gebirgsterraſſe von Teopisca und Amatenango mit den fruchtbaren grünenden Ebenen, die waldigen Berge im Rücken, dort der Abfall gegen die groſse Thalſenke des Chiapasfluſſes, aus welcher die kühn geſtalteten Andeſitberge von S. Bartolo, Lanza und Mispilla mit ihren Zacken, Thürmen und Felswänden ſtolz emporragten. Dorthin führte mich mein Weg (über Soyatitan und S. Bartolomé de los Llanos) und auf einer ausſichtsreichen Eruptivkuppe fand ich die ausgedehnten altindianiſchen Ruinen von Bolonchac (1150 m), in deren Hofräumen die Indianer neuerdings die noch vorhandenen Steingötzen geſammelt haben und vor denſelben nächtliche Feſte abzuhalten pflegen. Leider ſind dieſe Steinbildwerke durch die Atmoſphärilien ſchon ſtark zerſtört, ſo daſs man nur noch die groben Umriſſe erkennen kann; man ſieht übrigens dennoch, daſs dieſe Sculpturen an künſtleriſcher Vollendung ſehr weit hinter jenen der Mayas, Kholes oder Chortés zurückſtehen.

Am 17. April wanderte ich mit meinen Trägern nach der Hacienda Laja tendida (580 m), in deren Nähe ein kegelförmiger Berg von ungemein regelmäſsiger Geſtalt aufragt. Dieſer Berg

war mein Ziel, da er ſeiner Form nach möglicher Weiſe ein Vulkan ſein konnte. Mit einem Begleiter machte ich mich auf den Weg, dem Berge zu, um dieſe Frage durch eigene Unterſuchung zu entſcheiden; bald aber hörte der Weg auf und da ſich mein Begleiter als ganz ungeübt erwies, ſo ging ich eben ſelbſt voraus und ſtieg kriechend und kletternd zwiſchen Dorngeſtrüpp und ſchlingendem Geſträuche bergan. Die Dornen zerkratzten mir dabei Geſicht, Hände und Hals, zerſchliſſen mir meinen Rock u. dergl., aber den Gipfel erreichte ich nach dreiſtündiger Arbeit doch! Freilich fand ich dort auſser Scherben von Räuchergefäſsen nichts Auffallendes: der Berg hatte mich gefoppt, er iſt kein Vulkan, ſondern ein einfacher Denudationskegel von Kalkſtein. So durfte ich nun am nächſten Tage zur Mittagszeit bei 35° C. Lufttemperatur im ſpärlichen Schatten eines ſchwach belaubten Baumes meinen Rock flicken, während daneben meine Träger am Boden gelagert ihr einfaches Mittagsmahl verzehrten und das Brodeln des Waſſers in meinem Theekeſſel mir baldige Stillung meines Durſtes verſprach — ein Bild für einen Amateurphotographen! Ueberhaupt hätte ein ſolcher Liebhaberkünſtler manches eigenartige Genrebild feſthalten können, wenn er mich auf dieſer Reiſe begleitet hätte, ſo z. B. als ich im freien Felde, auf meinem Gepäcke ſitzend, vermittelſt eines Steinmeiſsels die Schrauben meines Compaſſes öffnete, um eine kleine Reparatur vorzunehmen, oder auch, als ich eines Abends unter meinem Zeltdache in der Hängematte ſaſs und in Ermangelung eines Pfriemens vermittelſt einer Sacknadel und eines Champagnerhakens mit Bindfaden die Doppelſohlen meiner Bergſchuhe zuſammenflickte, um dieſe hier unerſetzlichen treuen Bekleidungsſtücke vor gänzlichem Untergange zu retten. Man kommt auf ſolchen Reiſen oft in eigenthümliche Lagen und wenn mich Jemand fragen würde, wie er ſich für eine Forſchungsreiſe in dieſen Gegenden vorbereiten ſollte, ſo würde ich ihm vor Allem rathen, einen abgekürzten Lehrcurſus bei einem Schuſter, einem Schneider, einem Mechaniker, einem Koch und einem Chirurgen durchzumachen, denn von Allem braucht man dann und wann ein wenig.

Am 19. April ſetzten wir in früher Morgenſtunde in einem Kahne über den Chiapasfluſs und erreichten kurz nach Mittag das freundliche Dörfchen La Concordia (570 m), wo ich

die eigenartigen Salinen beſichtigte; dann führte unſer Weg in die »Frailesca de Chiapa«, eine Landſchaft, welche ehedem gröſstentheils im Beſitze der Dominikanermönche von Chiapa geweſen iſt. Da die Mönche die eingeborenen Indianer (Chiapaneken) aus jenen Gegenden nach den Dörfern von Chiapa, Suchiapa und Acala übergeſiedelt hatten, ſo führten ſie zur Bewirthſchaftung ihrer Güter Negerſclaven ein, in Folge deſſen man noch heute viele Spuren afrikaniſchen Blutes in der Bevölkerung der Frailesca wahrnimmt. Die Frailesca dehnt ſich ſüdlich vom Chiapasfluſſe am Abhange der Sierra Madre hin aus und beſteht aus einer Anzahl anſehnlicher Ebenen, welche durch kleine Bergzüge (Ausläufer der Sierra Madre) von einander geſchieden werden. Während die Berge vorzugsweiſe von einer trockenen Buſchformation oder lichten Eichen- und Kiefernwäldern bedeckt ſind, ſind die Ebenen oft weithin faſt baumlos, und da der niedrige Graswuchs das Erdreich nicht ganz zu überdecken vermag, ſo machen ſie einen ſteppenhaften Eindruck. Wenn die Sonne über dieſen weiten Ebenen brütete und die erhitzte Luft über dem ſpärlich bewurzelten, faſt dürren Grasboden tanzte, perlte mancher Schweiſstropfen von meiner Stirn und mit Sehnſucht erwartete ich dann den kühleren Abend, an welchem wir in irgend einer gaſtlichen Hacienda Unterkunft zu ſuchen pflegten. Die Landſchaft iſt belebt von groſsen Rinder- und Pferdeheerden und eine nicht unbedeutende Indigocultur iſt eine Quelle des Reichthums für den Landwirth.

Bei dem Dörfchen Trinidad de la Ley (620 m) biegt unſer Weg in ein Gebirgsthal ein und je höher man ſteigt, deſto friſcheres Grün zeigt die Vegetation und bei Ractrojo (1360 m) iſt man wieder inmitten prachtvoller feuchter Laubwälder mit üppigem Unterholze und ſchönen Farnbäumen und Palmen. Aber nur die nächſte Umgebung der Kammhöhe prangt im Schmucke dieſer herrlichen Wälder. Kaum hatten wir (am 26. April) die Paſshöhe de tres Picos (1420 m) überſchritten und den Abſtieg begonnen, als auch bereits wieder die Vegetation an Fülle und Schönheit abzunehmen anfing; dafür aber entſchädigte der prachtvolle Blick auf den gewaltigen Steilabfall der benachbarten Berge, zwiſchen deren friſchgrünem Waldkleide nicht ſelten die nackten Felswände zu Tage treten; höchſt groſsartig iſt vor Allem der

Anblick des ſtolzen dreigipfeligen Cerro de tres picos, welcher eine Höhe von etwa 2000 m haben mag und in unmittelbarer Nachbarſchaft furchtbar ſteil emporragt. Leider beeinträchtigten da und dort trübgraue Wolken die Ausſicht, und das Meer, obwohl deutlich ſichtbar, entbehrte bei der ungünſtigen Beleuchtung der belebenden Farbe.

Raſch ſtiegen wir in ſchmalen ſteilen Hohlwegen zu Thal und erreichten gegen Abend die Stadt Tonalá (50 m), am 27. April aber frühzeitig den gleichnamigen Hafen, wo wir im Anblicke des brandenden blauen Meeres auf die Ankunft des Dampfers warteten, um über Tapachula und Comitan die Heimreiſe nach Coban anzutreten.

Durch das Innere von Yucatan.

Obgleich gar viele mittelamerikaniſche Gebiete ſo wenig bekannt ſind, daſs wir nur ganz allgemeine, vage Nachrichten darüber beſitzen, ſo iſt doch das Innere von Yucatan wohl der am wenigſten bekannte Landſtrich zwiſchen den Landengen von Tehuantepec und Panamá. Es rührt dies namentlich davon her, daſs weite Gebiete der Halbinſel ſeit einer Reihe von Jahren im Beſitze unabhängiger Indianerſtaaten ſind und daſs die Furcht, mit dieſen Indianern in Conflict zu kommen, die meiſten Reiſenden abhält, in jene Gebiete vorzudringen. Die Yucatecos wiſſen Schreckensgeſchichten von der Grauſamkeit und Feindſeligkeit der unabhängigen Mayas zu erzählen, und wo immer ich die Abſicht ausſprach, das Innere Yucatans zu durchziehen, da rieth man mir dringend von meinem Vorhaben ab. Aber das Geheimniſsvolle, das Unerforſchte lockt und reizt, und ohne mich von den ungünſtigen Gerüchten abſchrecken zu laſſen, begann ich ſchon um die Mitte des Jahres 1893 Erkundigungen einzuziehen, als deren Reſultat ſich ergab, daſs ein Eindringen ins Innere der Halbinſel am eheſten von Britiſch-Honduras aus möglich wäre. Als ich daher im Januar 1894 mit drei getreuen Kekchi-Indianern zur Fortſetzung meiner angefangenen geologiſchen Studien von Coban aufbrach, wanderte ich durch die ausgedehnten, ſchweigſamen Urwälder des Petén nach dem Dorfe El Cayo (ca. 60 m), von wo aus uns ein mit mehreren Mulatten bemanntes Ruderboot in wenigen Tagen den Rio Viejo hinunter nach Belize brachte. Da erfuhr ich nun, daſs nur der Indianerſtaat von Chanſantacruz auf Kriegsfuſs mit Mexiko ſtehe, während die

übrigen unabhängigen Mayas im Freundſchaftsverhältniſſe und nomineller Abhängigkeit zu Mexiko ſich befinden. Dieſe Kunde war für mich eine äuſserſt günſtige, denn nun konnte ich — als mexikaniſcher Beamter — hoffen, bei den ſüdlichen Indianern von Icaiché Förderung und gute Aufnahme zu finden, während ich allerdings die Chanſantacruz-Gebiete vorſichtig meiden muſste. Voll guter Hoffnung ſchiffte ich mich daher am 19. Februar an Bord der »Freddie M.« ein und befand mich am folgenden Morgen in dem hübſchen kleinen Städtchen Corozal, von wo unſer Dampfer nach kurzem Aufenthalte weiterfuhr. Noch einmal grüſsten die freundlichen weiſsen Häuſer, die ſich ſo hübſch von dem grünen Grunde abhoben, herüber, noch ein Blick auf die zahlloſen ſchlanken Cocospalmen, welche die Meeresufer umſäumen — dann bog unſer Dampfer in den New River ein und fuhr zwiſchen den abenteuerlichen Baum- und Wurzelformen des Mangrovegehölzes in dem ſchwärzlich-olivgrünen Waſſer des Fluſſes hinauf. Bald beſchränkte ſich das Mangrovegehölz auf einen ſchmalen Saum am unmittelbaren Fluſsufer, indeſs niedriges Buſchwerk, mit Fächerpalmen untermiſcht, oder moorartige Grasflächen herrſchend wurden; eigenthümlich verkrüppelte und verſchlungene Schlangencacteen zeigen ſich da und dort an den Aeſten der Bäume. Um die Mittagszeit landeten wir bei dem Dorfe San Eſteban (1300 Einwohner) und um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir Orange Walk (600 Einw.), welches durch ein wohlarmirtes Fort beſchützt wird. Die wackelige Beſchaffenheit des von Schieſsſcharten durchbrochenen Bretterzaunes, welcher das Haus des Diſtrictscommiſſärs umgiebt, beweiſt aber, daſs die Zeiten der Gefahr längſt vorüber ſind: im Jahre 1872 hatte Orange Walk zum letzten Mal eine Belagerung von Seiten der Icaiché-Indianer auszuhalten. Trotzdem erſchienen mir die Befeſtigungen wie eine Art Warnungszeichen und auch der Diſtrictscommiſſär, Dr. Harriſon, war ſehr erſtaunt, als ich ihm meine Pläne auseinanderſetzte; mit gröſster Bereitwilligkeit that er aber Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um meine Reiſe zu erleichtern, und ſo erfuhr ich nun zum erſten Mal etwas Beſtimmtes über die Wege, welche nach dem Inneren Yucatans führen. Es gelang mir auch, einen Führer zu finden, der ſich verpflichtete, mich bis Icaiché zu geleiten; aber als ich am nächſten Morgen,

den 21. Februar, aufbrach, liefs ſich mein famoſer Führer krank melden, und ſo muſste ich denn mit meinen treuen Kekchi-Indianern allein die Reiſe antreten.

Wenn man von Orange Walk aus nach Südweſten wandert, ſo kommt man zunächſt durch Gebiete, in welchen die Vegetation recht üppig iſt; prachtvolle Corozopalmen mit ihren ungeheuren Blattfiedern und rieſige Fächerpalmen erfreuen das Auge des Wanderers, aber doch vermag ſich der Wald nicht zu der Kraft und Hochwüchſigkeit zu erheben, welche ich zuvor im Petén oder im ſüdlichen Britiſch-Honduras beobachtet hatte, und manchmal durchzieht man auch ſumpfige Landſtreifen, in welchen wirres Buſchwerk und niedrige Fächerpalmen herrſchen. Weithin iſt aber auch die Landſchaft mit ziemlich unfruchtbaren Sandflächen bedeckt, welche nur mittelhohes Gras, niedrige Fächerpalmen und namentlich viele Kiefern (Pinus cubensis Griſeb.) tragen, die ſogen. »Pineridges«, welche ſich insbeſondere gut für Viehzucht eignen.

Am Abend des 21. Februar erreichten wir das Dorf Pineridge (60 m), wo wir in einer offenen Hütte gegenüber dem von wenigen Soldaten beſetzten, befeſtigten Blockhaus übernachteten. Es gelang mir abermals, einen Führer für die Reiſe nach Icaiché zu dingen, und abermals blieb derſelbe am nächſten Morgen aus, da angeblich inzwiſchen ſein Kind erkrankt war. Alſo zog ich denn am 22. Februar wieder mit meinen drei Kekchi-Indianern weiter, überſchritt um die Mittagszeit den Rio Hondo und damit das Machtbereich der britiſchen Colonie. Der Zufall wollte, daſs ſich hier, in der Blauholzfällerei Yo Creek (10 m), ein Icaiche-Indianer mit ſeiner Frau und einem Knaben befand und durch Vermittelung des Herrn Oswald, eines in Yo Creek wohnenden Schweizers, vermochte ich dieſen zu beſtimmen, daſs er mir den Weg nach Icaiché zeige, und obwohl wir kein Wort Maya, der Icaiché-Indianer aber kein Wort Spaniſch verſtand, ſo verſtändigten wir uns durch Zeichen und durch die dürftigen Sprachkünſte des Jungen doch ſo weit, daſs unſere Reiſe nach Icaiche ohne alle Schwierigkeit vor ſich gehen konnte. Icaiché liegt inmitten eines ungeheuren, völlig unbewohnten Urwaldgebietes als eine kleine Oaſe Culturlandes da und wir bedurften dreier voller Tage mühſamer Wanderung auf ſchmalen, aber für Reitthiere

noch gangbaren Pfaden über unbedeutende Terrainſchwellen, um von Yo Creek zu dem Dorfe Icaiché zu gelangen.

Das Dorf iſt aus einer verhältniſsmäſsig geringen Zahl regellos zerſtreuter Hütten gebildet, zwiſchen denen man nicht ſelten noch die Grundmauern und Keller früherer Steinhäuſer (aus der Zeit vor dem Indianeraufſtande 1849) beobachtet. Die Einwohnerzahl mag zwiſchen 200 bis 300 Seelen betragen. Zum Gebiete von Icaiché gehören noch die kleineren ſüdlich gelegenen Anſiedelungen Ixtinta, Chanakal, Jajché und Ixpujil. Die Höhe von Icaiché mag etwa 160 m über dem Meere betragen. Die ganze Umgebung iſt fruchtbar, die Urwälder in der Nähe der Anſiedelungen ſtark gelichtet, da die Indianer ſich hauptſächlich der Cultur von Mais und Bohnen widmen (jedoch iſt auch die Jagd von Bedeutung für ihren Haushalt). Der Charakter der Vegetation bekundet, daſs hier reichliche Niederſchläge fallen und gerade während meines Aufenthaltes daſelbſt gingen ausgiebige Regen nieder.

Als ich am 25. Februar gegen Abend in Icaiché ankam, fand ich den General Tamay am Schleifſteine, ſein Buſchmeſſer ſchleifend. Die Sitte verlangt hier, daſs man ihm zur Begrüſsung die Hand küſſe, und ſo ſtreckte der General auch mir ſeine Hand hin, die ich aber, anſtatt ſie zu küſſen, ergriff und kräftig ſchüttelte. Ein ſtark angeheiterter Indianer, der ein wenig Spaniſch radebrechte, diente mir als Dolmetſcher; der Kazike, General Tamay, war ebenfalls — gleichwie ein groſser Theil der männlichen Dorfbewohner — ſtark angeheitert und konnte nicht mehr gerade gehen. Zu guterletzt erſchien auf der Bildfläche der Schreiber, Dolmetſcher und Vertraute des Generals, ſeines Zeichens ein Hutmacher, der einzige Mann im Dorfe, der gut Spaniſch ſpricht, ſowie ein wenig leſen und ſchreiben kann. Glücklicher Weiſe war derſelbe verhältniſsmäſsig nüchtern, ſo daſs ich ihm den Zweck meines Kommens aus einander ſetzen konnte. Als derſelbe hörte, daſs ich »Ingenieur« der mexikaniſchen Regierung ſei, wurde mir ſofort mit groſser Freundlichkeit ein gutes Quartier in einer Hütte eingeräumt, welche zugleich Wachlocal zu ſein ſcheint; wenigſtens ſchlieſen darin etliche Soldaten, doch wurde mir nicht klar, ob ſie mich beſchützen oder bewachen und beobachten ſollten.

Kaum hatte ich mich mit meinen Indianern einigermafsen eingenistet, so hatte ich meine Papiere auszukramen und dem Schreiber vorzulegen; ich war ihm beim Lesen behülflich, da der gute Mann nur mit Mühe buchstabiren konnte. Der General hörte den Erläuterungen seines Schreibers andächtig zu und begnügte sich damit, von Weitem die amtlichen Siegel anzusehen; andere Indianer schauten schweigend dem ganzen Vorgang zu. Nachdem die Leute hinlänglich beruhigt waren, versprach mir der General bereitwillig, mir Führer und Lebensmittel zu verschaffen und lud mich dann in sein Haus ein.

Das Haus des Kaziken ist eine Blätterhütte, genau so grofs und ebenso eingerichtet, wie die irgend welchen anderen Indianers; nur waren bei ihm zu Hause einige grofse Schnapsgebinde sichtbar. Auch in der Kleidung unterschied sich der General in Nichts von seinen Unterthanen: ein schäbiger Strohhut, weifse Baumwollhosen und dito Hemd, Sandalen, welche mit Schnüren am Fufse befestigt werden. Auch seine Frau und Töchter gleichen in ihrer Kleidung durchaus den übrigen Dorfbewohnerinnen.

Im Hause des Generals wurde ich mit Schnaps, dann mit Cacao und sauer gewordenen Biscuits bewirthet, worauf mich der General und sein Schreiber zum Gegenbesuche in meine Behausung zurückgeleiteten. Es war inzwischen Nacht geworden und jeder von uns trug zur Beleuchtung eine brennende Kerze in einer Hand; mit der anderen führte ich den guten Landesherrn, dessen Füfse nachgerade den Dienst zu versagen begannen. Trinken ist überhaupt die schwache Seite der Icaiché-Indianer. und ihres Oberhauptes insbesondere; man erzählte mir, dafs der Herr General Don Gabriel Tamay oft eine Reihe von Tagen hinter einander bis zur Bewufstlosigkeit trinke und nach einer Pause von wenigen Tagen der Nüchternheit im alten Stile fortfahre. Freilich belastet hier auch keine Steuer den Branntweinbrenner, keine Abgabe schmälert das Einkommen des Indianers, kein Gesetz setzt dem unmäfsigen Trinken irgend welche Schranken: Icaiché ist eben ein freies Indianerland.

Als ich am 26. Februar früh Morgens den General Tamay wieder aufsuchte — natürlich in Begleitung des Dolmetschers — war derselbe im Begriffe auszugehen, um persönlich ein Stück Land zu roden und für sein Maisfeld vorzubereiten. Ich erinnerte

ihn an ſein Verſprechen, betreffs Lebensmittel und Führer, er erklärte aber mit anerkennenswerther Offenheit, daſs ſeine Unterthanen ſeinen Befehlen in ſolchem Falle nicht gehorchen würden, und daſs ich beſſer daran thue, die Lebensmittel ſelbſt zu kaufen und freiwillige Führer zu ſuchen. So that ich denn auch durch Vermittelung des Schreibers, und am beſtimmten Tage, zur beſtimmten Stunde, ſtellten ſich auch meine drei Mayaführer bei mir ein, von denen Einer etwas des Spaniſchen kundig war und ſo als Dolmetſcher dienen konnte.

Mit drei Kekchi- und drei Maya-Indianern zog ich ſo am 28. Februar zum Dorfe Icaiché hinaus, dem fernen Norden zu. Zunächſt führte uns unſer Weg in ein weit ausgedehntes »Akalché«, d. h. in eine jener muldenförmigen Flächen, welche in Yucatan und im Petén, wegen der eigenartigen orographiſchen Geſtaltung, ſo oft zu beobachten ſind und welche in der Regenzeit ſich in periodiſche Seen umwandeln. Man kann ſich vorſtellen, wie beſchwerlich und ungeſund das Reiſen in der Regenzeit in dieſen Gegenden iſt, wenn der Wanderer zuweilen meilenweit ſuſstief, oder ſelbſt bis zur Bruſt herauf, im Waſſer waten muſs. Aber auch in der Trockenzeit ſind Akalchés eine unangenehme Erſcheinung für den Wanderer, denn die Vegetation iſt in Folge der wechſelnden Exiſtenzbedingungen dürftig und verkümmert: verkrüppelte Bäume mit ſpärlichem Laub — darunter übrigens häufig Campecheholz —, Dornſträucher und halbdürres Gras bedecken dieſe Flächen, in welchen die Indianer mit Vorliebe ihr Vieh weiden laſſen; unbarmherzig brennt die Tropenſonne auf den Reiſenden nieder und häufig zwingen ihn die in den Weg hereinragenden knorrigen Aeſte der Bäume und Sträucher, ſich tief zu bücken und unter den Hinderniſſen hinwegzukriechen. Dabei bevölkern Millionen von Garrapaten (Zecken) die Blätter und Gräſer der als Viehweide benutzten Akalchés, allezeit bereit, ſich an den vorbeiſtreifenden Reiſenden anzuklammern und ſich in ſeine Haut einzubohren.

Man empfindet es da wie eine Wohlthat, wenn der Weg wieder in den Urwald führt, und dieſer iſt ja im ſüdlichen Yucatan die durchaus vorherrſchende Vegetationsform: herrliche hoch gewachſene Laubbäume, darunter viele Mahagonibäume, breiten ihre ſchattenſpendenden Wipfel aus und fröhliches friſches

Grünen und Gedeihen zeigt ſich auch in den Büſchen, Kräutern und Palmen des Unterholzes. Die üppige Fülle von Pflanzenformen, die urwüchſige Kraft und Dichte der Vegetation, welche man noch im benachbarten Petén beobachtet, erreichen dieſe Urwälder aber nicht mehr, und die prachtvollen Corozopalmen fehlen bereits vollſtändig.

Unſer Weg führte über eine von zahlloſen Hügelreihen überdeckte Hochfläche von etwa 230 m mittlerer Höhe; der höchſte Paſsübergang war wenig mehr als 300 m hoch. Auf der ganzen Reiſe überſchritten wir nur drei, oberflächlich allerdings eingetrocknete Bäche, deren Waſſer übrigens höchſt unangenehm ſchmeckte und wirkte, wegen eines nicht unbeträchtlichen Gehaltes an Glauberſalz; ſonſt entnahmen wir das Trinkwaſſer den Anſammlungen von Regenwaſſer, welche hier Aguadas heiſsen und in flachen Mulden kleinere oder gröſsere Teiche bilden. Die Zeit meiner Reiſe war die denkbar günſtigſte, da einerſeits die Akalchés längſt trocken waren, andererſeits aber die meiſten Aguadas noch Waſſer führten; gegen Ende der Trockenzeit (Mai) ſind ſehr viele Aguadas ausgetrocknet und es iſt dann ungemein beſchwerlich und ſchwierig, dieſe Gebiete zu durchwandern. Auch wir muſsten gar manches Mal im Walde übernachten, ohne einen Teich erreicht zu haben und muſsten uns dann eben mit dem wenigen Waſſer begnügen, das wir in Flaſchenkürbiſſen mitgenommen hatten; einmal muſsten wir auch ganz ohne Waſſer campiren und wir ſchliefen dann ein, ohne getrunken und gegeſſen zu haben, denn der Durſt war ſo groſs, daſs es Keinem von uns möglich wurde, irgend etwas zu eſſen.

Je weiter man nach Norden kommt, deſto lichter werden Wald und Unterholz, allmählich bleiben auch die ſchönen Fächerpalmen zurück, und als wir am 6. März wieder die erſte Anſiedelung (Halatun, 210 m) erreichten, begann die Vegetation ſchon den Charakter eines Trockenwaldes (Chaparral) zu bekommen. Die mächtigen Chico-Sapotebäume, deren Früchte ſo angenehm ſchmecken und deren Milchſaft hier zur Herſtellung von Kaugummi verwendet wird, ſind neben Ceibas faſt die einzigen Bäume, welche einen ergiebigen Schatten geben.

Die jetzt ganz unbewohnten Gebiete zwiſchen Icaiché und Halatun müſſen übrigens früher ſtark bevölkert geweſen ſein, da

wir unterwegs eine grofse Zahl mehr oder minder ausgedehnter altindianiſcher Siedelungen, zum Theil mit noch wohl erhaltenen Steinhäuſern antraſen, natürlich zumeiſt in der Nachbarſchaft der Waſſerteiche.

Am 8. März erreichten wir Ixkanhá (160 m), die Hauptſtadt eines unabhängigen Indianergebietes, wo man uns im »Ballhaus« neben der Kaſerne einquartierte, und am 11. März erreichten wir Chunchintok (80 m), das erſte Dorf, welches nicht mehr unter der Herrſchaft des Generals Arana von Ixkanhá, ſondern unter unmittelbarer mexikaniſcher Verwaltung ſteht, am 12. März Iturbide (110 m), wo der am weiteſten vorgeſchobene Poſten mexikaniſchen Militärs und die äuſserſte Telegraphenſtation ſich befinden. Ich war, offen geſtanden, froh, dem Machtbereiche der unabhängigen Indianer unbeläſtigt entronnen zu ſein, denn wenn ich auch allenthalben eine durchaus anſtändige Aufnahme erfahren hatte, ſo war es mir doch ein unangenehmes Gefühl, mich in der Gewalt von Leuten zu wiſſen, welche Niemandem Rechenſchaft für ihr Treiben und Thun ſchuldig ſind.

Die Landſchaft wird nun flacher; an Stelle der Fuſs- und Reitwege ſind nun Fahrſtraſsen getreten; aber damit wurde das Reiſen keineswegs angenehmer: wir Alle ermüdeten viel mehr auf den ebenen Fahrſtraſsen, als zuvor auf den hügeligen Waldpfaden. Die Sonnenhitze, vorher durch den Schatten des Waldes gemildert, wurde nun ungemein drückend, ſo daſs wir die erſten Nachmittagsſtunden der Ruhe widmen muſsten und doch zwang uns die weite Entfernung der menſchlichen Anſiedelungen oder der Aguadas oft zu ſtarken Märſchen, ſo daſs wir einige Male bei Mondſchein bis tief in die Nacht hinein wandern muſsten. Das Waſſer der künſtlichen Brunnen iſt meiſt ſchlecht ſchmeckend und wirkt leicht abführend, das Waſſer der Aguadas iſt hier oft vom Vieh verunreinigt und noch denke ich mit Entſetzen der Aguada Nibuul, deren Waſſer weiſs wie Milch ausſah; wir kochten es und wollten Thee bereiten, da wurde es ſchwarz wie Tinte, und da es mir widerſtand, ſolche ſchwarze Brühe zu trinken, der Durſt aber zu quälend war, ſo kochten wir eben wieder gewöhnliches Waſſer und tranken mit geſchloſſenen Augen dieſe ölig ſchmeckende Flüſſigkeit hinunter. Auf den gröſseren Haciendas wird übrigens das Regenwaſſer geſammelt und in groſsen gemauer-

ten Räumen aufbewahrt, und da der Fremde gewöhnlich mit herzlicher Gaſtfreundſchaft willkommen geheiſsen wird, ſo kann er in dieſem Falle der Wohlthat eines guten Trinkwaſſers theilhaftig werden.

Die Vegetation iſt bereits recht dürftig und öde geworden, nur auf den Höhenzügen ſieht man noch lichte, trockene, blattarme, alſo ſchattenloſe Wälder, in den Niederungen beobachten wir nur noch Sabannen (Grasſteppen) und einen Buſchwald von blattarmem, dornigem Geſtrüpp, das nur in der Regenzeit oder — während der Trockenzeit — an günſtigen Hängen grünt (Strauchſteppe). Man bekommt nun auch manchmal weitere Ausblicke: etliche nahe bewaldete Hügel oder in blauender Ferne wenig hervorragende Höhenzüge am Horizonte, das iſt Alles; das Terrain iſt etwas gewellt, der Boden ſteinig und trocken.

Als ich am 15. März nach der Stadt Bolonchen-Ticul (140 m) kam, begegnete ich einem Pionier der Wiſſenſchaft, dem bekannten Archäologen Teobert Maler — ein Lichtpunkt in dem langweiligen Einerlei der Wanderung; am 16. März kam ich nach dem Dorfe S. Elena (60 m), wo zur Zeit des Kaiſerreiches Maximilian's eine deutſche Colonie gegründet worden war; mit dem Sturze Maximilian's brach auch dieſe, mit ungünſtigen Verhältniſſen kämpfende Niederlaſſung zuſammen und jetzt befinden ſich nur noch zwei Frauen aus jener Zeit in S. Elena, nämlich Frau Scholz und Friederike Dietrich. Ich hätte gern mit denſelben über die Schickſale der Colonie geplaudert, wenn meine Zeit nicht allzu beſchränkt geweſen wäre. So aber widmete ich den folgenden Tag der Beſichtigung der nahen Ruinen von Uxmal, über welche ſchon ſo viel geſchrieben worden iſt, daſs ich füglich mich einer Beſchreibung enthalten darf, und in der Nacht des 18. März zogen wir in der hübſchen, ausgedehnten Stadt Ticul (30 m) ein. Wir waren alle ungemein müde von der langen Wanderung und die drei Maya-Indianer von Icaiché hinkten in bedauernswerther Weiſe; aber ſo nahe am Ziele, hatten wir eben Alle die äuſserſte Kraft angeſtrengt, um die Eiſenbahn möglichſt bald zu erreichen.

Hier trennte ich mich von den guten treuen Mayas, welche wieder zu Fuſs den Rückweg nach ihrer fernen Heimath antraten und fuhr nach einem Beſuche bei dem trefflichen Don Antonio

Fajardo — mit Windeseile auf der Eiſenbahn durch ausgedehnte Hennequenpflanzungen hindurch nach der Stadt Mérida (10m). Zufällig wohnte daſelbſt im gleichen Hôtel ein lieber Freund aus Mexiko und bald war ich durch ihn bei der deutſchen Colonie eingeführt, in deren Mitte ich in vollen Zügen die Reize civiliſirten Lebens und anregender Unterhaltung genoſs. So iſt mir denn Mérida in ſehr angenehmer Erinnerung geblieben. Die Umgebung iſt ja allerdings nicht ſchön, die Stadt ſelbſt mit ihren geradlinigen, ſonnigen Straſsen, auf welchen der Wind ekelhafte Staubwolken dahinjagt, bietet auch ſehr wenig des Intereſſanten und ſteht an Schönheit unbedingt dem ſtilleren freundlichen Ticul nach. Aber das freundliche Entgegenkommen, die verbindlichen Manieren der yucatekiſchen Bevölkerung berühren wohlthuend und mit Vergnügen ſchaut man auch wohl hübſchen, graciöſen Damen nach, welche auf der Straſse promeniren. Die mexikaniſche Nationaltracht iſt unter den Yucatecos vollſtändig verpönt und man würde gar nicht vermuthen, daſs man ſich in Mexiko befindet, wenn man die Yucatecos ſieht und hört. Freilich herrſcht hier auch ein ſehr ausgeſprochener Particularismus und die Gelüſte, ſich von Mexiko loszutrennen, ſind auch jetzt noch, wie früher um die Mitte dieſes Jahrhunderts, ſehr ſtark. Ein belebendes Element im Straſsenbilde von Mérida ſind die zahlreichen Maya-Indianer und -Indianerinnen, welche in ihren blendendweiſsen, ungemein ſauberen Baumwollgewändern oft eine ſehr hübſche Erſcheinung bilden.

Von allen Mexikanern, welche ich perſönlich kennen gelernt habe, ſind mir im Durchſchnitte die Yucatécos am ſympathiſchſten, wegen ihres feinen Benehmens, ihrer Gaſtfreundſchaft und ihrer oft nicht unbedeutenden Bildung, und wenn ich mir den blühenden Zuſtand des Staates Yucatan vor Augen halte, mit ſeiner hoch entwickelten Agricultur (Hennequen), ſeinem lebhaften Handel und ziemlich hoch ſtehenden Verkehrsweſen, ſo will es mir ſcheinen, daſs ſie auch wirthſchaftlich den tüchtigſten Zweig des mexikaniſchen Volkes darſtellen.

Die ſchönſten Naturmerkwürdigkeiten des nördlichen Yucatan ſind die ſogen. Cenotes, mehr oder minder ausgedehnte Höhlen, die nach der Tiefe gehen und auf ihrem Grunde unterirdiſche Flüſſe zeigen. Die Scenerie iſt bei manchen Cenotes wirklich

prächtig und ein Bad im Cenote Geysyr bei Mérida iſt mir eine intereſſante und ſchöne Erinnerung geworden.

Ungern ſchied ich am 24. März von der mir lieb gewordenen Stadt, um nach Progreso zu fahren und mich dort an Bord der ſchmutzigen »Veracruz« zu begeben, die mich und meine drei Kekchi-Indianer über Campeche und Laguna nach Tabasco bringen ſollte. Die Pflicht rief und ſo ſagte ich denn dem intereſſanten Lande Lebewohl, mit dem lebhaften Wunſche, daſs es mir vergönnt ſein möge, bald dahin zurückzukehren und meine Studien fortzuſetzen.

Reiſe nach San Salvador.

Es iſt ein altes Wort, daſs Niemand ungeſtraft unter Palmen wandle, und wenn ich auch lange Jahre die Wahrheit deſſelben an mir nicht habe erproben müſſen, ſchlieſslich überfiel doch auch mich die heimtückiſche Malaria, wohl als eine Folge der mühſeligen Reiſe und des ſchlechten Trinkwaſſers in Yucatan. Als die Regenzeit ihrem Ende zuneigte und ich daran gehen muſste, meine Studien in Südmexiko fortzuſetzen, litt ich noch immer an leichten Fieberanfällen und traute mich daher nicht in die ungeheuren Wäldergebiete des Petén und der Halbinſel Yucatan hinein. Als nun zu gleicher Zeit ein Krieg zwiſchen Mexiko und Guatemala auszubrechen drohte, in Folge deſſen in den mexikaniſchen Grenzgebieten eine Art Militärdictatur herrſchte, da faſste ich raſch den Entſchluſs, die finſtern Wälder und bedrohlichen Grenzen zu meiden und nach dem ſonnigen, geſunden Süden aufzubrechen — nach San Salvador. Freilich herrſchte dort um eben dieſe Zeit gelbes Fieber, aber ich nahm mir eben vor, die hauptſächlich heimgeſuchten Siedelungen zu umgehen, und brach am 11. Januar 1895 wohlgemuth von Coban (1300 m) auf. Mein Bruder begleitete mich zu Pferde über S. Cristóbal, ein ungemein reizend am Ufer eines Sees gelegenes Dorf, nach Purulhá (1610 m); dann trennten ſich unſere Wege, mein Pferd wurde nach Coban zurückgeſchickt und ich begann mit drei Kekchi-Indianern meine Reiſe zu Fuſs. Noch kurze Zeit führte mich mein Weg durch die ganze Pracht regenfeuchter Tropenwälder, mit ihren Lianen und Epiphyten, ihren edeln Farnbäumen und den übermooſten Rieſenſtämmen. Dann kamen wir bei dem

Dorfe Union Barrios (1710 m) in den Windfchatten vorgelagerter Berge und mit einem Schlage ändert fich der Charakter der Vegetation; die Ueppigkeit und Pracht der Laubbäume ift dahin; froftige Kiefern, untermifcht mit etlichen Eichen, begleiten uns von nun ab auf unferen Wegen, und wenn wir von den Bergen herab nach der Ebene von S. Gerónimo (ca. 990 m) oder gar nach der Thaldepreffion des Motagua fteigen, fo laffen wir hoch oben die Kiefern zurück und treten in ein Gebiet von Strauchfteppen ein, einer wilden Dorngeftrüppformation, welche nur in der Regenzeit grünt und blüht, und welche in den Thalniederungen da und dort mit Sabanen (Grasfteppen) abwechfeln.

Das Motaguathal ift die Hölle von Guatemala; wenn nicht die allerdings ziemlich regelmäfsigen Tag- und Nachtwinde dem fchmachtenden Menfchen einige Kühlung zufächeln, fchwebt die Sonnengluth drückend über der ausgedorrten Erde; Bufch und Baum haben hier zur Trockenzeit ihre Blätter verloren und nur die eigenartigen, gewaltigen Armleuchtercacteen oder da und dort auch wohl ein Amate oder eine Ceiba bieten dem Wanderer gaftlichen Schatten; an den Aeften der Büfche, an den Grashalmen lauern aber zahllofe Zecken auf ein Opfer, dem fie das Blut ausfaugen könnten. Die grofse Trockenheit laftet wie ein Fluch auf der Gegend und hemmt ihren wirthfchaftlichen Auffchwung; nur Viehzucht ift auf ihren fteinüberfäeten Flächen möglich und die hier heimifche Fächerpalme hat eine namhafte Strohhutflechterei hervorgerufen; wo aber durch die Zuflüffe des Motagua künftliche Bewäfferung möglich ift, da verwandelt das befeuchtende Nafs die Wüfte in einen Garten und mit grofser Ueppigkeit gedeihen alle tropifchen Nutzpflanzen auf den fruchtbaren vulkanifchen Sanden, welche den Thalboden zum Theil zufammenfetzen.

Am 16. Januar hatten wir den Motaguafluſs durchwatet und traten noch Abends in die landfchaftlich fchöne Schlucht des Guastatoyafluffes ein, froh darüber, dafs wir nun bald kühlere Regionen erreichen würden. Da ftellte fich aber ein neuer Mifsftand ein: Santiago Botzoc, der älteſte meiner Reifebegleiter, bekam einen böfen Fufs (Knochenhautentzündung) und konnte nur langfam und hinkend mitkommen. Gar langfam ftiegen wir fo zu dem füdlichen Hochlande hinan; ich gönnte ihm einen

Tag Raſt, währenddem ich den Vulkan Jumay (2160 m) beſtieg, und als es am nächſten Morgen noch nicht beſſer mit ihm ging, da muſste ich ihm rathen, mit dem entbehrlichen Gepäcke nach Hauſe zurückzukehren. Während ich mit zwei Indianern in der Richtung nach Jalapa aufbrach, begann er, weinend wie ein Kind, den Heimweg; als ich aber auf eine kleine Weghöhe kam und nach ihm zurückſchaute, da ſtand er auf der entgegengeſetzten Höhe und ſchaute ebenfalls zurück, und als ich mit meinen Begleitern in die Stadt Jalapa (1340 m) einzog, da war er mir bereits wieder nachgehumpelt und erklärte, er bringe es nicht über ſich, allein · nach Hauſe zurückzukehren. Eine ſolche Anhänglichkeit verdient auch weitgehende Rückſicht und ſo beſchloſſen wir eben alle zuſammen langſam die Reiſe fortzuſetzen. Ich ſelbſt war ja durch das Fieber auch in meiner Leiſtungsfähigkeit ſehr herabgedrückt, ſo daſs auch ich keine langen Tagemärſche hätte machen können.

Die Hochebenen bei Jalapa ſind Sabanen, welche hauptſächlich der Viehzucht dienen, ſie ſind jedoch nicht ſo trocken, wie im Motaguathal und zeigen nur wenige Opuntien; die Berge ſind vom Fuſse bis zum Gipfel mit Kiefern und Eichen bewaldet und auf dem höchſten Gipfel des Vulkans Jumay beobachtet man ſogar einen kleinen, üppigen Urwaldſtreifen.

Nachdem wir die tiefer gelegene, von zahlreichen Reſten altindianiſcher Anſiedelungen bedeckte Ebene von Las Monjas (960 m) durchquert hatten, beſuchte ich den in einem wundervoll erhaltenen Seitenkrater des Vulkans Tahual gelegenen Kraterſee Laguna del Hoyo (1000 m) — 21. Januar — und weiter ging es, immer in trockener ſteiniger Landſchaft dahin, vorbei an dem mächtigen Doppelvulkan von Santa Catarina, am Vulkan Iztepeque und zahlreichen kleineren, längſt erloſchenen Feuerbergen, der Grenze von S. Salvador zu. Leider mangelte mir in Folge leichten Malariafiebers die pſychiſche Energie und die phyſiſche Kraft, dieſe intereſſanten Vulkanvorkommniſſe näher zu unterſuchen und ich habe mich nur dazu aufgerafft, den merkwürdigen »Obſidianberg« Iztepeque (1320 m) zu erſteigen, von deſſen Gipfel man eine prächtige Ausſicht weit in die Lande hinein, insbeſondere aber auf den nahen, buchtenreichen See von Guija genieſst.

Wenn man die Grenzen der Republik San Salvador überſchritten hat, ſo fällt einem bald der beſſere Zuſtand der Wege und der ſtärkere Verkehr auf; obgleich die Vegetation auch hier ſehr dürftig und dürr iſt, ſo ſind doch zu beiden Seiten des Weges die Felder mit Stacheldraht eingezäunt, woraus man erkennt, daſs in S. Salvador das Grundeigenthum höher geachtet wird als in Guatemala in ähnlichen Klimazonen, und als ich das Städtchen Metapan (520 m) erreichte, da wollte mich dünken, als ob hier auch mehr Wohlſtand und Behäbigkeit herrſche als in Guatemala. In der That iſt in S. Salvador das Nationalvermögen gleichmäſsiger vertheilt als in Guatemala, wo neben ſehr reichen Groſsgrundbeſitzern eine Menge armer, ganz beſitzloſer Leute wohnen; hier aber beſitzt faſt Jeder ſein kleines Gut und bewirthſchaftet es mit ſeiner Familie, oder höchſtens ein paar Arbeitern, intenſiv und dies eigene Intereſſe, welches die Mehrzahl der Salvadoreños an ihrer Arbeit haben, iſt gewiſs die Urſache ihres gröſseren Fleiſses, ihrer planmäſsigeren Thätigkeit und ihres gröſseren Wohlſtandes.

Auch die Civiliſation iſt in S. Salvador etwas tiefer in die breiten Schichten des Volkes eingedrungen; ich merkte dies bald in unliebſamer Weiſe daran, daſs die Handwerker und Bauern ſich hier manchmal über meine Kleidung luſtig zu machen liebten, während ich im ſüdöſtlichen Guatemala überall mit der gröſsten Freundlichkeit und zuvorkommender Liebenswürdigkeit aufgenommen worden war. Man darf aber nicht glauben, als ob die Bevölkerung von S. Salvador im Allgemeinen unliebenswürdig wäre, vielmehr findet man zumeiſt ſehr gefällige Aufnahme und die beſſer ſituirten Leute ſind hier im Durchſchnitt weit gebildeter und entgegenkommender, als in Guatemala oder Chiapas; ich fand namentlich in der Hauptſtadt ſelbſt die Geſellſchaft umgänglicher und herzlicher, den Gegenſatz zwiſchen Einheimiſchen und Fremden weniger betont, als in der Stadt Guatemala.

Iſt demnach der Verkehr mit den Landeskindern ein recht angenehmer, ſo iſt aber auch die Natur des Landes von nicht zu unterſchätzender Schönheit. Wohl fehlen hier die üppigen, gewaltigen Urwälder von Guatemala und Südmexiko faſt vollſtändig, wohl fehlen die rieſigen Maſſenerhebungen, welche wir

im nördlicheren Mittelamerika bewundern, es fehlt die aufserordentliche Mannichfaltigkeit des Klimas und der Vegetation, der Bergformen und des Thierlebens, welche dem Wandern in Guatemala einen befonderen Reiz verleiht, aber dennoch bietet auch die Landfchaft von S. Salvador des Schönen viel und ich denke mit Vergnügen an meine Wanderungen in diefem ftark bevölkerten, glücklichen Ländchen zurück. Es ift wahr, das Klima ift verhältnifsmäfsig trocken im ganzen Lande, daher auch faft allenthalben eine ans Steppenartige erinnernde Pflanzendecke vorherrfcht und nur in den höheren Regionen der bedeutenderen Vulkane regenfeuchte Wälder auftreten; es ift wahr, die Berge und Maffenerhebungen erreichen hier nur mäfsige Höhen und fo vermiffen wir denn auch jene Mannichfaltigkeit der Lebensbedingungen und der Production, welche man in Guatemala und Chiapas beobachten kann. Aber trotz alledem findet man hier auch Vorzüge, welche jenen Ländern fehlen, und dazu rechne ich vor Allem die ftärkere Befiedelung und ausgedehntere Bodencultur, welche dem falvadoreñifchen Landfchaftsbilde ein fo freundliches Gepräge verleihen; dazu kommt die trockenere Luft, welche die fernen Gebirge mit blauem Dufte verklärt und eine eigenartige Beleuchtung ermöglicht. Gar manches Mal, wenn das Abendroth auf die fonft fchon ungemein zart abgetönten Farbentinten der Berge einen goldenen Schimmer warf, fühlte ich mich in Gedanken in italienifche Landfchaften zurückverfetzt. Von befonderer Schönheit, ausgezeichnet durch den reichften Wechfel der Farben und Formen, ift der Blick auf die Seen von Guija und Ilopango oder auf den herrlichen Meerbufen von Fonseca, und es wird ein folcher Anblick im nördlichen Mittelamerika höchftens in noch gewaltigerer Schönheit und Pracht vom Atitlanfee in Guatemala geboten; wenn ich in meinen europäifchen Erinnerungen krame, fo finde ich, dafs höchftens die Ausficht vom Vefuv, oder von den Bergen von Elba, oder manchen Höhen Siciliens diefen herrlichen Landfchaftsbildern einigermafsen an die Seite geftellt werden kann.

Als ich am 26. Januar den in unmittelbarer Nähe des Guijafees aufragenden Vulkan von S. Diego (820 m) beftieg und den wundervollen, blauen See mit feinen Infeln und Buchten zu meinen Füfsen erblickte, da jubelte meine Seele in lauter Wonne

über all dieſe Schönheit auf und mein junger indianiſcher Begleiter war ſo entzückt, daſs er mir vorſchlug, wir möchten den ganzen Tag auf dieſem Berge bleiben und die Ausſicht betrachten. Wahrlich, ich hätte ihm gern willfahrt; aber das Verlangen nach Speiſe und Trank trieb uns doch bald nach dem Seeufer ſelbſt hinunter, an deſſen Geſtaden ſich die intereſſanten altindianiſchen Ruinen von Zacualpa befinden.

Am 27. Januar ſetzte ich meine Reiſe fort und vorbei an einem reizenden Miniatur-Vulkan gelangten wir an das öſtliche Ufer des Guijaſees (460 m), welcher hier durch zwei geſonderte Abflüſſe entwäſſert wird. Beide (Desague und Guajoyo) vereinigen ſich übrigens nach kurzem Laufe und fließen vereint in den Rio Lempa, die Hauptwaſſerader von S. Salvador.

Je näher wir der volkreichen Stadt S. Ana (660 m) kamen, deſto ſtärker wurde der Verkehr auf der Landſtraſse, deſto läſtiger und tiefer aber auch der Staub, und ich ſah mich nun genöthigt, ſowohl hier, wie in vielen anderen Theilen der Republik, zeitweiſe Umwege auf Seitenſträſschen und Fuſswegen zu machen, um nicht allzu lange von dem abſcheulichen Staube zu leiden.

Nach ganz kurzem Aufenthalte in S. Ana lenkte ich meine Schritte dem gleichnamigen Vulkan zu, deſſen nördliche Gehänge ungemein ſtark beſiedelt und mit vielen Kaffeepflanzungen bedeckt ſind. Das Erdreich iſt hier äuſserſt fruchtbar, aber ſo porös, daſs alles Regenwaſſer einſickert, weshalb man hier nur ganz vereinzelte Quellen findet und das Trinkwaſſer ſtundenweit mit Laſtthieren oder Ochſenkarren fortſchaffen muſs. Die gröſseren Kaffeeplantagen ſammeln daher in groſsen eiſernen Gefäſsen das Regenwaſſer auf und verſorgen ſich ſo fürs ganze Jahr, wie ſie auch ihre Arbeiter durch Gewährung einer täglichen Ration von Trinkwaſſer ſich ſichern.

Am Nachmittag des 29. Januar kamen wir auf der Kaffeeplantage La Montañita (1260 m) an und fanden daſelbſt gaſtfreundliche Aufnahme; in der Morgenfrühe des 30. Januar ging ich darauf mit einem meiner Kekchi-Indianer nach dem Vulkane von S. Ana, an deſſen ſteilen, aber ungemein ſorgfältig angebauten Hängen wir auf ſchmalen Reitwegen bis zu der einzigen Quelle der Gegend (in 2010 m Höhe) anſtiegen. Dann nahm uns ſchöner regenfeuchter Wald mit kleinen Palmen auf und erſt in

der Nähe des Gipfels lichtete ſich derſelbe und machte einer etwas alpinen Strauchvegetation Platz. Endlich erreichten wir den Kraterrand und ſchauten mit Staunen in den rieſigen Krater hinein, deſſen Eruptionscentrum ganz allmählich in oſtſüdöſtlicher Richtung vorgerückt zu ſein ſcheint, wodurch eine ganz eigenthümliche, faſt ſpiralartige Anordnung der älteren und neueren Kraterwälle entſtand. Wir umwanderten den Krater in ſeiner ganzen Ausdehnung und ſchauten bald nach dem nahen, thätigen Vulkan Izalco, bald nach dem reizenden See von Coatepeque hin und weit ins Land hinein, bald aber auch in den unzugänglichen Mittelkrater hinab mit ſeinen ſchroffen Abſtürzen und dem kleinen, gelbgrünen Kraterſee am Grunde, aus welchem unaufhörlich ſchwache, nach ſchwefliger Säure riechende Dämpfe aufſtiegen. Vom Gipfel des Berges aus (2410 m) kehrten wir in beſchleunigten Schritten nach der Kaffeeplantage La Montañita zurück.

Die Innenſeite des Kraters von S. Ana iſt mit vielen verdorrten Laubbäumen beſtanden, was mit Sicherheit darauf ſchlieſsen läſst, daſs vor nicht allzu langer Zeit die vulkaniſche Thätigkeit des S. Ana, reſp. ſeine Schwefelexhalationen eine Steigerung erfahren haben müſſen. Uebrigens iſt auch der ganze Südweſthang (gegen Izalco hin) ſtellenweiſe vegetationslos. — Dagegen iſt der Vulkan Naranjo, welchen ich am 31. Januar beſtieg, vollſtändig erloſchen und erſt in der Nähe von Ahuachapan traf ich auf meinen Wanderungen wieder Anzeichen vulkaniſcher Thätigkeit in den ſog. Auſoles, merkwürdigen Dampfquellen und kleinen Schlammvulkanen, welche die Aufmerkſamkeit aller Reiſenden in dieſen Gegenden auf ſich lenken. Bald ſind es einfache Dampfexhalationen, welche mit mächtigem Getöſe der Erde entquellen und hohe Dampfſäulen in die Luft entſenden, bald aber ſind es mehr oder minder ergiebige Quellen von ſprudelndem Waſſer, das aber trotzdem oft tief unter dem Siedepunkte ſich befindet, dann aber auch findet man kleine Schlammſeen von grauer oder rother Farbe, in welchen nach kurzen Zwiſchenräumen mächtige Gasblaſen unter Getöſe zerplatzen, oder man ſieht auf vegetationsloſem Thonboden unregelmäſsige Einſturztrichter mit Schwefelausblühungen. Das ganze Erdreich iſt in der Nähe der Auſoles ſchon in geringer Tiefe

empfindlich heifs und ein Einbruch in die oft von Hohlräumen durchzogenen Thonflächen ift daher unter Umftänden fogar nicht ohne Gefahr.

Von dem hübfchen Städtchen Ahuachapan (790 m) aus, wo ich in Gefellfchaft einiger Deutfchen einen angenehmen Abend verlebte, wanderte ich mit meinen drei indianifchen Trägern auf fchöner, aber ftaubiger Landftrafse über das hochgelegene Dorf Apaneca (1460 m) nach dem grofsen, von Pipiles bewohnten Indianerdorf Naoizalco (550 m) und endlich nach Sonsonate (220 m), von wo aus wir mit der Eifenbahn nach S. Salvador fuhren. Als wir in Sonsonate in den Zug einfteigen wollten, frug ich meine Indianer, ob fie gern Eifenbahn fahren, erhielt aber zu meiner Verwunderung die Antwort: »Nein!« und als ich nach dem Grunde fragte, antwortete der Führer meiner Leute einfach und treuherzig: »Naht la couú« (»Dein Angeficht ift weit entfernt«), d. h. die Leute fuhren nicht gern mit der Eifenbahn, weil ich eine andere Wagenclaffe benutzte, wie fie. Man beachte, welche Kraft und Anfchaulichkeit, zugleich aber auch welche Anhänglichkeit aus den wenigen Worten diefer Antwort fpricht!

Von der Station Ceiba (620 m) nach S. Tecla (Nueva S. Salvador, 900 m), ift die Eifenbahn noch nicht vollendet, weshalb wir die kurze, landfchaftlich fchöne Strecke zu Fufs zurücklegten, und am Morgen des 6. Februar kamen wir fo von S. Tecla aus mit der Bahn in der Hauptftadt S. Salvador (657 m) an, wo ich im Haufe meines verehrten Freundes Dr. Prowe liebenswürdige Aufnahme fand.

San Salvador ift eine hübfche, ziemlich regelmäfsig gebaute Stadt von etwa 30000 Einwohnern; die Häufer find faft alle einftöckig, mit Rückficht auf die häufigen Erdbeben, und gröfsere Gebäude, wie die Kathedrale, find mit befonderer Vorficht (aus Holz und Blech) erbaut und gedeckt, denn S. Salvador gehört zu denjenigen Städten der Welt, welche am häufigften von fchweren Erdbeben heimgefucht werden; ift die Stadt doch in der letzten Hälfte diefes Jahrhunderts zweimal (1854 und 1873) von Grund aus durch Erdbeben zerftört worden!

S. Salvador fteht zwar an Gröfse weit hinter der Stadt Guatemala zurück, in gefellfchaftlicher Hinficht dünkt mich aber das Leben angenehmer als dort und an Unterhaltung (Theater,

Circus und Militärconcerte) bietet S. Salvador eigentlich mehr als die benachbarte gröfsere Rivalin.

Die Umgebung von S. Salvador zeigt zwar keine fo gewaltige Riefenberge, wie man fie in der Nähe von Guatemala gen Himmel aufragen fieht, aber doch ift fie von nicht geringer Schönheit, namentlich gegen Weftnordweften hin, wo der Vulkan von S. Salvador mit feinem fpitzigen Hauptgipfel und der breiten, den riefigen Krater bergenden Seitenkuppe Boqueron auffteigt. Vom Gipfel diefes Berges aus (den ich vom 10. zum 11. Februar beftieg), hat man eine herrliche Ausficht über den gröfsten Theil des Ländchens, welches fich wie eine plaftifche Landkarte vor den Augen des Befchauers ausbreitet, während der Abftieg zu dem kleinen Kraterfee im »Boqueron« zwar etwas mühfam, aber fehr intereffant ift. Deshalb ift auch der Befuch diefes Vulkans einer der beliebteften Ausflüge von der Stadt S. Salvador aus.

Ein anderer Anziehungspunkt von hoher landfchaftlicher Schönheit ift der nahe See von Ilopango, über welchen man namentlich auf dem Wege, welcher von S. Salvador über die füdlichen Höhen nach S. Miguel und S. Juan führt, ganz wundervolle Blicke bekommt. Diefer See ift befonders bemerkenswerth durch den Umftand, dafs fich in feiner Mitte im Jahre 1880 plötzlich unter gewaltigen Eruptionen und zahllofen Erdbeben ein neuer Vulkan bildete, von welchem noch bis heute einige kleine Infelchen übrig geblieben find.

Ein Streifzug durch Honduras.

Es war eine ſchöne Zeit geweſen, die zwei Monate, welche ich in S. Salvador geweilt hatte; von der weſtlichen Grenze bis zur öſtlichen, vom See von Guija bis zum Golf von Fonſeca war ich mit meinen treuen Kekchi-Indianern gewandert; wir hatten eine gröſsere Zahl von Vulkanen beſtiegen, manche Städte und Dörfer geſehen und viel auch von Hitze und tropiſchem Ungeziefer gelitten; kein Wunder, daſs uns endlich das Verlangen erfaſste, nach der Heimath zurückzukehren, und als wir am 19. März 1895 zu den Thoren von S. Salvador hinauswanderten, da waren wir gar froh und guter Dinge und wir malten uns, ein Jeder nach ſeiner Weiſe, das baldige Wiederſehen mit den lieben Angehörigen aus. Dazu hatten wir nun Muſse genug, denn der Weg, den wir gingen, war eine breite Fahrſtraſse, die unſere Aufmerkſamkeit in keiner Weiſe in Anſpruch nahm, und die Umgebung war auch nicht gerade ſo reizvoll, daſs ſie unſere Sinne gefangen genommen hätte. Nur die zahlreichen Vulkane, welche man von dem Wege aus erblickt, und die nicht gerade häufigen, mit Cocospalmen geſchmückten Dörfer boten einige Abwechſelung in dem Einerlei der Wanderung dar. So kamen wir am Abend des 19. März nach dem groſsen Dorfe S. José Guayabal (580 m) und am nächſten Morgen beſtieg ich mit einem meiner Begleiter von der Hacienda Montepeque (630 m) aus die intereſſante Vulkanruine von Guazapa, von deren Gipfel El Roblar (1440 m) aus ich eine ſchöne Rundſicht zu gewinnen hoffte. Meine Hoffnung war eitel, denn bis ich gegen 2 Uhr Nachmittags ſchweiſstriefend den Gipfel erklommen hatte, hatte ſich ein ſo ſtarker Höhen-

rauch*) durch die ganze Atmoſphäre verbreitet, daſs ſogar die nächſt liegenden Berge mit verſchleierten Umriſſen erſchienen, die entfernten aber vollſtändig verdeckt blieben. Enttäuſcht und durſtend kehrte ich ſo von dem Berge heim und wanderte am 21. März über das lang ausgedehnte Städtchen Suchitoto (410 m) nach dem anſehnlichen Rio Lempa (250 m), welchen wir in vorvorgerückter Nachmittagsſtunde auf einer Fähre paſſirten.

Kaum hat man den Lempafluſs überſchritten, ſo beginnt ſich das Landſchaftsbild zu ändern: die Gegend wird gebirgiger, das Erdreich ſteiniger, die Beſiedelung dünner und die vorher ſo intenſive Bodencultur verſchwindet mehr und mehr. In der kleinen Stadt Chalatenango (360 m) muſsten wir uns für die kommende Reiſe ausgiebig verproviantiren und bald wird unſer Weg einſam und ſtill, namentlich nachdem wir Paſs (820 m) und Dorf Zapotal (670 m) paſſirt haben. Auf ſteilem, ſteinigen Pfade ſteigen wir zum Rio Sumpul (260 m) hinab, einem Nebenfluſſe des Rio Lempa, welcher für eine längere Strecke die Grenze zwiſchen den Republiken S. Salvador und Honduras bildet, auf ebenſo ſteilem und ſteinigem Wege ſteigen wir dann in glühender Sonnenhitze bergan, bis wir gegen Abend die Paſshöhe (990 m) erreichten und zu unſeren Füſsen ganz nahe das Städtchen Guarita (880 m) erblickten.

Guarita machte ſo aus der Ferne einen ganz ſtattlichen Eindruck mit ſeinen wohlgebauten, z. Th. recht anſehnlichen Steinhäuſern; aber als wir daſelbſt unſeren Einzug hielten, da erſchien uns die Stadt faſt wie ausgeſtorben, ſo ſtill und öde war es auf den Straſsen und nur wenige Leute ſahen wir in oder vor den Häuſern ſitzend ihre Abendruhe halten. Vergebens liefen meine Indianer in allen Häuſern umher, um Lebensmittel einzukaufen: es war faſt nichts zu bekommen und wir muſsten ſchon jetzt beginnen, von unſeren mitgebrachten Vorräthen zu zehren. Im Uebrigen waren aber die Leute recht gefällig und gaſtfreundlich und erlaubten mir gern, im Rathszimmer mein Lager aufzuſchlagen. Kaum hatte ich mich aber auf meinem Feldbette zur Ruhe gelegt, ſo begann ſich das Rathszimmer mit den Honora-

*) Höhenrauch iſt um dieſe Zeit ſehr häufig und wird dadurch hervorgerufen, daſs Indianer wie Miſchlinge das Unkraut und Unterholz ihrer Felder vor deren Neubeſtellung zu verbrennen pflegen.

tioren zu füllen, welche nun nächtlicher Weile — es war etwa 9 Uhr — nicht etwa über der Stadt Wohl und Wehe zu berathen, ſondern — Karten zu ſpielen begannen. Die Rufe der Spielenden und das Klirren des Geldes lieſsen mich nicht zur Ruhe kommen; ſo packte ich denn mein Lager zuſammen und legte mich auſserhalb des Zimmers unter dem Vordache des Rathhauſes zur Ruhe, um vortrefflich bis zum frühen Morgen zu ſchlafen.

Am 24. März ſetzten wir unſere Reiſe fort, erſt ſteil abwärts bis zu einem oſtwärts flieſsenden Flüſschen (560 m), dann ſteil hinauf bis zum Dorfe Támbla (1140 m), dann abermals, aber mäſsig, abwärts zum Dörfchen Tomalá (1070 m), wo wir unſer frugales Mittagsmahl einnahmen. War bis hierher die Gegend verhältniſsmäſsig wohl bevölkert geweſen, ſo wurde nunmehr die Landſchaft immer menſchenleerer und einſamer. Dagegen war die dürre Vegetation San Salvadors, wenigſtens auf den Höhen, allmählich immer ſchöneren Kieferwäldern gewichen und mit Vergnügen ruhte nun mein Auge auf dem dunklen Grün der freundlichen Coniferen aus. Freilich, wenn man von den Bergen wieder ins Thal hinabſteigt, ſo muſs man auch die faſt an die Heimath gemahnenden Nadelbäume wieder hinter ſich laſſen, und ſieht ſich wieder in baumarme, an Strauch- und Grasſteppen erinnernde Gelände verſetzt, ſo wenn man vom Paſſe von Tomalá (1280 m) nach dem Weiler S. Lorenzo (790 m) hinunterſteigt. Aber ſofort führt unſer Pfad ja wieder bergan, dem lieben Kiefernwalde zu, und wenn man ſich der Paſshöhe (2040 m) nähert, ſo miſchen ſich auch prächtige Eichen und ſchlanke Liquidambarbäume ein nebſt kleineren Laubbäumen und üppigem Unterholz — ein Labſal fürs Auge nach dem langen Aufenthalte im trockenen, heiſsen Salvador! Wenn nur der Weg auch etwas gangbarer wäre! Wahrlich, ich habe noch ſelten eine ſo gebirgige Gegend geſehen, wie es das ſüdweſtliche Honduras iſt. Nicht als ob die Bergkämme von bedeutender Höhe wären; vielmehr ſind es hauptſächlich die in dem herrſchenden Eruptivgeſteine ſchroff und tief eingeſchnittenen Thäler, welche die Wege zwingen, immer wieder ſteil hinabzuſteigen und die einmal gewonnene Höhe wieder aufzugeben.

Mit Einbruch der Nacht kamen wir in dem Dörfchen Colofuca (1610 m) an, wo meine Indianer glücklicher Weiſe ihre ſehr

zuſammengeſchmolzenen Vorräthe ergänzen konnten. Während wir ſo ganz gemüthlich vor dem Rathhauſe am Feuer ſaſsen und unſere Mahlzeit einnahmen, kam in der finſteren Nacht noch ein hondureñiſcher Officier angeritten und erzählte uns in ziemlicher Aufregung, daſs er auf demſelben Wege, welchen wir eben gekommen waren, im Dämmerlichte von einem Puma*) angefallen wurde, und denſelben nur mit Mühe durch Revolverſchüſſe verſcheuchen konnte. In der That ſollen in dieſen einſamen Gegenden Pumas und Jaguare ziemlich viel vorkommen und die Leute vermeiden es daher wo möglich, allein auf den ſelten begangenen Wegen zu wandern. Was nun die Wege ſelbſt betrifft, ſo ſind dieſelben natürlich in einem ſo gebirgigen und ſchwach bevölkerten Lande nicht beſonders gut, aber immerhin noch bedeutend beſſer, als z. B. im mexikaniſchen Staate Chiapas, und beſonders anerkennenswerth iſt es, daſs die Regierung in wenig bevölkerten Gegenden Unterkunftshütten (Ranchos nacionales) in beſtimmten Zwiſchenräumen errichten und unterhalten läſst (ähnlich, wie es die Regierung von Guatemala im Peten oder den Altos Cuchumatanes thut).

Von Coloſuca ſteigt man ſteil hinab zum Rio Mocal (1100 m), deſſen Waſſer nach dem Stillen Ocean zuſtrömen; dann geht es über das zur Zeit halb entvölkerte Dorf Coloëte (1520 m) hinauf zur Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Weltmeeren (1830 m) und hinunter auf ein Hochland, in welchem Grasfluren und lichte, des Unterholzes faſt völlig entbehrende Kiefernwälder vorherrſchen. Es muſs ein geſundes und im groſsen Ganzen ſehr angenehmes Klima hier oben herrſchen und dies mögen auch die Gründe geweſen ſein, weshalb die Spanier hier ſchon in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Stadt Gracias á Dios gründeten. Die Landſchaft hat aber — wohl wegen ihrer von den Hauptverkehrswegen abgelegenen Lage — keinen rechten Aufſchwung genommen und ſcheint zur Zeit nur wegen ihrer Viehzucht einige Bedeutung zu haben. Gerade als wir in jene Gegend kamen, herrſchte groſse Maisnoth und ſo muſsten ſich denn meine Indianer ebenſo gut wie ich in Gracias mit Reis und ſchwarzen Bohnen verproviantiren, da in der ganzen Stadt keine Tortillas (Maiskuchen)

*) Kuguar oder Silberlöwe (Felis concolor).

zu kaufen waren. Der Handel ſcheint überhaupt in der Stadt ſehr wenig entwickelt zu ſein, ſonſt wäre es nicht möglich, daſs man hier erſt in den Empfangsſalon kommt und zum Sitzen eingeladen wird, bevor man in dem dabei befindlichen Ladenzimmerchen einkauft (wie ich es bei der Suche nach Reis erlebt habe).

Noch vor Mittag verlieſsen wir am 27. März die Stadt Gracias (810 m), um unſere Reiſe nach Norden fortzuſetzen. Am Paſo de Guayavo (670 m) muſsten wir den anſehnlichen Fluſs durchwaten, da die vorhandene Hängebrücke vollſtändig unpaſſirbar war. Mit welchen Gefühlen mag ein Wanderer in der Regenzeit auf die zerbrochene Brücke blicken, wenn die angeſchwollenen Fluthen ein Durchwaten unmöglich machen, und unter Umſtänden zu tage-, ja wohl wochenlangem Warten verurtheilen! Gerade die zahlreichen Flüſſe machen das Reiſen in Honduras ſo ſchwierig und gefährlich, daſs man in Guatemala oder S. Salvador mit Entſetzen von den dortigen Wegeverhältniſſen zu ſprechen pflegt.

Vom Paſo de Guayavo aus ſtieg unſer Weg, wie ich es in Honduras ja nicht anders gewohnt war, wieder ſteil hinan und in der Nähe der Paſshöhe (1410 m) hatte ich das Vergnügen, zu ſehen, wie ſich die Waldvegetation in Folge der vermehrten Niederſchläge und Luftfeuchtigkeit zu kräftiger Ueppigkeit aufſchwang: epiphytiſche Orchideen blühten auf den mächtigen Kiefern und groſse Eichen, Liquidambar- und andere Laubbäume miſchen ſich in ſo groſser Zahl unter die Coniferen, daſs ſie ſtreckenweiſe herrſchend werden. Hat man den Gebirgskamm überſchritten, ſo ſieht man weithin das Land zu ſeinen Füſsen ausgebreitet und mit groſser Freude bemerkte ich, daſs die Bergzüge im Norden allmählich niedriger und flacher wurden und daſs ſich da und dort ſogar Streifen ziemlich flachen Landes dazwiſchen ſchoben.

Als ich aber in der Nähe des Städtchens Santa Bárbara (300 m) wirklich das Tiefland erreicht hatte, da war es mit meiner Freude vorbei; denn wenn nun auch meine Straſse ziemlich flach. zuweilen ſogar eben wurde, ſo herrſchte andererſeits hinwiederum eine faſt unerträgliche Hitze (ich maſs im Schatten bis + 38° C.). die Vegetation wurde dürftig und dürr, ſteppenartig, die Lebensmittelnoth in den ſpärlichen Dörfern und Weilern immer gröſser,

ſo daſs wir Alle uns nach den kühlen, wenn auch ſteilen Gebirgen des ſüdlichen Honduras zurückſehnten.

Am 3. April erreichten wir den Südfuſs der Sierra del Espiritu Santo und begannen, froh, den heifsen Steppengebieten entronnen zu ſein, wohlgemuth (in etwa 370 m Meereshöhe) unſeren Anſtieg in prächtigen Kiefernwäldern. Aber unſer Pfad wurde immer kleiner, oft faſt unkenntlich und führte auf einem ſcharfen Gebirgsgrat aufwärts, wo nirgends Waſſer zu erwarten war; unſere Stimmung wurde immer trübſeliger, denn Durſt thut weh, und ein Bivouak ohne Waſſer gehört zu den unangenehmen Vorkommniſſen. Erſt als ſich Palmen, Farn- und Laubbäume in den Kiefernwald einmiſchten, belebte ſich unſere Hoffnung wieder; allein es wurde Nacht, bis wir den Saum des geſchloſſenen, regenfeuchten Laubwaldes erreichten, und auch hier keine Spur einer Quelle! Wir muſsten uns nun eben durſtend zur Ruhe legen, und da unſere Lebensmittel (Reis und Bohnen) ohne Waſſer nicht zubereitet werden konnten, ſtillten wir unſeren Hunger mit den Herztrieben einer hier häufigen Palmenart (Halauté).

In der Nacht begann es zu regnen, und wir fingen nun in unſeren Kochkeſſelchen das von meinem Zelte niedertraufende Waſſer auf, um am kommenden Morgen unſeren Durſt mit einer Taſſe warmen Thees ſtillen zu können. Leider hörte der feine Regen aber auch am Morgen noch nicht auf und ſo ſtreiften wir, in dem Urwalde auf unſerem ſchmalen Wege aufwärts ſteigend, ununterbrochen mit unſeren Kleidern die Regentropfen von Blättern und Zweigen ab und kamen ſo, ganz durchnäſst, eine kurze Strecke nach der Paſshöhe (1360 m) bei einem kleinen Waſſertümpel an, wo wir uns inmitten der nebeldurchtränkten Luft ans warme qualmende Feuer ſetzten und mit Hochgenuſs unſer einfaches Mittagsmahl zu uns nahmen. Jetzt erſt fand ich eigentlich Zeit und Muſse, den wundervollen Urwald mit ſeinen zahlloſen Palmen, mit den prächtigen Farnbäumen und kleineren Farnkräutern, mit ſeinen ſeltſamen Baum- und Blattformen, ſeinen Epiphyten und Lianen, zu bewundern und ich bedauerte es hier, wie ſchon ſo manches Mal, daſs ich keinen photographiſchen Apparat mit mir führte, um wenigſtens einen Theil des zauberhaften Vegetationsbildes feſtzuhalten.

Steil führte nun unſer Pfad, ſtets dem Grate folgend, abwärts, und als die Nacht mit ihren Schwingen das Erdreich deckte, hatten wir noch immer nicht das Thal erreicht und muſten, wie in der Nacht zuvor, ohne Waſſer campiren. Am 5. April aber kamen wir in früher Vormittagsſtunde nach dem Dörfchen Las Quebradas, wo ich, wie einige Jahre früher, im Hauſe von Mr. Knight die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft fand und meine Zeit mit dem Beſuche der dortigen Goldwäſchereien und der altindianiſchen Ruinen angenehm ausfüllte.

Dann aber ging es mit beſchleunigten Schritten durchs Motaguathal und über die Sierra del Mico nach Yzabal, galt es doch, meinen Bruder und Familie hier zu erwarten. Als wir aber am 8. April Abends in dem freundlichen ſtillen Dorfe angekommen waren, erfuhr ich, daſs mein Bruder erſt vierzehn Tage ſpäter kommen würde. Was thun? Um meine Zeit nutzbringend auszufüllen, beſchloſs ich, nun noch einen kleinen Ausflug nach der Sierra del Espiritu Santo zu machen. Aber es koſtete mich groſse Mühe, meine Indianer, welche ſich ſchon nach Hauſe zu kommen freuten, nochmals zum Mitgehen zu bewegen.

Nach langen Ueberredungsverſuchen gelang es mir, ſie trotz der Charwoche mir gefügig zu machen, und am 10. April verliefsen wir abermals Yzabal (10 m), um über die Sierra del Mico (Paſshöhe 460 m) nach Los Amates am Motagua zu gehen und in der Nacht vom 10. auf den 11. April auf der neuerbauten Eiſenbahn nach Tenedores zu fahren. Wir ſetzten dort im Boote über den Motaguaflufs und befanden uns bald wieder im dichteſten Urwalde, in welchem wir in der Nähe einer hübſchen Quelle unſer Bivouak auffchlugen und in gemüthlichem Geplauder die erſten Stunden der Nacht zubrachten. Da erfuhr ich nun ein Näheres darüber, weshalb die Indianer in der Charwoche nicht reiſen wollen.

Vor langen Jahren wurde nämlich in der Heimath meiner Begleiter, in S. Pedro Carchá, Jeſus Chriſtus geboren. Als derſelbe erwachſen war, verfolgten ihn ſeine Feinde, die Jodidos*), die Juden, und trachteten ihm nach dem Leben. Chriſtus wuſste

*) Spaniſche Wörter werden im Indianiſchen oft in der komiſchſten Weiſe verſtümmelt.

davon und als er unterwegs an einer Indianerhütte vorbeikam, wo ein zur Maisſaat vorbereitetes Stückchen Land war, trug er dem Beſitzer auf, jetzt gleich ſeinen Mais auszuſäen. Wenige Stunden danach war der Mais ſchon mannshoch emporgewachſen und als die Juden des Weges kamen und nach Chriſtus fragten, ſagte der Indianer: »Dieſer Mann kam hier vorbei, bevor ich noch den Mais ſäete.« Die Juden kehrten nun um und glaubten, auf dem falſchen Wege zu ſein. Aber ein gewiſſer Judas theilte ihnen mit, daſs Chriſtus nur durch Zauberei den Mais ſo raſch habe wachſen laſſen; ſie nahmen ihn nun gefangen und ſchlugen ihn ans Kreuz. Als ſie ihm am Charfreitage, Mittags 12 Uhr, einen Nagel durch den Kopf ſchlugen, ſtarb er und erwachte erſt am Oſterſonntage wieder vom Tode. So haben denn die Indianer während dieſer Tage der Gefangenſchaft und des Todes keinen Gott, der ſie vor Schlangen, Jaguaren etc. ſchützen würde, und deshalb trugen meine Begleiter nunmehr ihr Buſchmeſſer immer ſchlagfertig umgeſchnallt, um ſich eventuell gegen wilde Thiere zu vertheidigen. Ich tröſtete ſie jedoch, indem ich ihnen ſagte, daſs mein Gott auch in jenen Tagen lebendig ſei und daſs ſie ſich nur in meiner Nähe halten ſollten, um keine Gefahr zu laufen.

Am 12. April überſchritten wir in 1030 m Höhe die Paſshöhe des Gebirges und ſtiegen, bald den Urwald hinter uns laſſend, in ſchönem Kiefernwalde abwärts ins Chameleconthal hinab, welchem wir weſtwärts bis La Florida folgten. Da die meiſten der hier in Betrieb genommenen Goldbergwerke wieder aufgelaſſen worden ſind, ſo wüſste ich aus dieſer Gegend, auſser einigen unbedeutenden altindianiſchen Ruinen, nichts Bemerkenswerthes zu erwähnen. Nachdem wir jenſeits La Florida (510 m) abermals die Paſshöhe (1060 m) des Gebirgszuges überſchritten hatten, kamen wir nach dem Dorfe El Paraiso (230 m), das vor nicht zu langer Zeit von einer religiöſen Secte gegründet worden war; Ausſchreitungen und Uebelthaten der fanatiſirten Bewohner hatten das Einſchreiten hondureñiſcher Truppen zur Folge, die Sectirer zerſtreuten ſich nach dem Tode ihres »Heiligen« (Anführers) und jetzt iſt das Dorf durch neue Coloniſten wieder bevölkert worden. Hier befinden ſich anſehnliche altindianiſche Ruinen mit groſsen Tumulis und umwallten Hofräumen

auch Sculpturen ſind hier mehrfach gefunden worden. Der gröſste Tumulus iſt nordſüdlich gerichtet und unter ihm entſpringt in ſeiner Medianlinie auf der Weſtſeite eine Quelle, welche allerdings zur Zeit meines Beſuches — in der Trockenzeit — kein Waſſer hatte.

Die Urwälder, welche man nördlich von El Paraiso durchwandert, gehören zu den ſchönſten, welche ich in Mittelamerika geſehen habe, vermöge der vielfach wechſelnden Vegetationsbilder und der zahlloſen kleinen Palmenformen, welche allenthalben ihre freundlichen Wedel ausbreiten. Und das Bivouak, welches ich an den Ufern des Rio Molcá bezog, bot geradezu wundervolle Vegetationsbilder an den Rändern des prächtigen, eilenden Fluſſes: rieſige Laubbäume, an denen gewaltige Lianen hinaufſtreben, während von Aſt und Zweigen langblätterige Farne und die blattreichen Endzweige krautiger Schlinggewächſe herunterhängen und gleichſam mit einem grünen Schleier das Dunkel des Waldes abſchlieſsen, und unter all dieſer lebensvollen vegetabiliſchen Welt breiten zahlreiche kleine Palmen ſchweigend ihre ſchönen fieder- und fächerförmigen Blätter aus, unmittelbar über den rieſigen Felsblöcken, zwiſchen denen der Fluſs ſchäumend und brauſend ſeine Gewäſſer hindurchzwängt.

Am 19. April gegen Abend erreichten wir wieder Los Amates und ich beſchloſs, den Ruinen von Quiriguá, welche ich im Jahre 1890 zuerſt kennen gelernt hatte, nochmals einen Beſuch abzuſtatten. Von allen bedeutenderen mittelamerikaniſchen Ruinen ſind ſeit Erbauung der Terrocarril al Norte dieſe wohl am leichteſten zu erreichen: vom Eiſenbahndamme aus führt ein Reitweg bis zum Ruinenplatze hin, und da man im Frühjahre 1895 den Beſuch des Präſidenten Reina Barrios erwartete, ſo waren die Wege und der Ruinenplatz ſelbſt vortrefflich gereinigt, ſo daſs man die ſchönen Monolithen und Stufenpyramiden aufs Bequemſte bewundern konnte, um ſo mehr, als erſtere erſt kürzlich von A. Maudslay und ſpäter von Mr. Price gereinigt worden waren. Der Erhaltungszuſtand der Sculpturen iſt ein vortrefflicher; nur wenige Theilſtücke ſind ganz zerſtört oder undeutlich, andere durch die lagenweiſe häufig auftretenden gröberen Kieſelſteinchen beeinträchtigt.

Am 21. April erreichten wir bei prächtigem Wetter und herrlicher Ausſicht auf den ſchönen See wieder das Dörfchen Yzabal und am nächſten Tage trennten ſich mit herzlichem Abſchiede meine treuen indianiſchen Träger von mir, um nach ihrer Heimath zu wandern, während ich in Yzabal verblieb, um meinen Bruder zu erwarten und mit ihm gleichfalls nach meiner Heimath, der langentbehrten, zu reiſen, — nach Deutſchland.

Heimkehr in die alte Welt.

Wie ich ſo in Yzabal weilte und an den einſamen Ufern des ſchönen Sees meine Spaziergänge machte, erinnerte ich mich der Zeit meiner Ankunft im Jahre 1888 und wenn ich mir überlegte, wie jugendlich und leicht erregbar damals noch mein Empfinden war, und wie kühl und vernünftig meine Seele während meines amerikaniſchen Aufenthaltes geworden war, da kam ich mir wahrlich ſehr gealtert vor und ich ſuchte und forſchte nach, inwieweit ich mich denn eigentlich geändert hätte. War ich denn unempfänglich gegen die Schönheit der umgebenden Natur geworden? Gewiſs nicht, denn immer und immer wieder genoſs ich ja mit Wonne die herrliche Ausſicht, die wunderbare Pracht der Vegetation, welche ich auf meinen Reiſen ſah — vielleicht mit weniger Staunen, aber gewiſs mit mehr Verſtändniſs als vor Jahren. Oder war ich etwa allzu ſehr amerikaniſirt, der Jagd nach dem Dollar ergeben? Auch das nicht, denn ſonſt hätte ich mich ſicherlich nicht all die Jahre her einem eleganten Sport, nämlich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, gewidmet, über welche man im ſpaniſchen Amerika mit mitleidigem Achſelzucken zur Tagesordnung übergeht und wofür einen keine Anerkennung, kein Lohn erwartet, als etwa die eigene Befriedigung über die vollbrachte Arbeit. Kurz, ich kam ſchlieſslich zu dem Reſultate, daſs die Aenderung eine mehr äuſserliche geweſen ſei, hervorgebracht durch die gröſsere Erfahrung und durch die Anpaſſung an die Lebensgewohnheiten meiner Adoptivheimath und tröſtete mich dahin, daſs doch der alte Kern geblieben ſei.

Einmal zur Selbſtbeobachtung angeregt, fiel es mir auf, wie ungeduldig und erwartungsvoll mein Herz ſchlug, als ich an Bord

eines kleinen Dampfers an der Mündung des Polochicfluſſes auf meinen Bruder und ſeine Familie wartete, während ich in meinem äuſseren Gebahren die gröſste Ruhe zur Schau trug; da erkannte ich deutlich, daſs ich eben die ſpaniſche Sitte angenommen hatte, und die innere Erregung unter äuſserer Ruhe verdeckte, und als ich ſpäter an Bord deſſelben Dampferchens den herrlichen Rio dulce hinabfuhr und mit gröſster Freude die prachtvolle Scenerie bewunderte, die ſteilen Ufergehänge, an denen die ſchönſten tropiſchen Laubwälder mit all ihren Palmen und ſchlingendem Rankenwerk kühn emporkletterten, und das tiefgrüne Waſſer des Fluſſes, in welchem ſich dieſe groſsartigen Bilder ſchmeichelnd wiederſpiegelten — da wuſste ich, daſs ich noch immer mit gleicher Empfänglichkeit die landſchaftliche Schönheit zu genieſsen vermochte, wie vor langen Jahren.

Noch ein Tag Aufenthalt im heiſsen Livingſton (28. April), dann ſchifften wir uns ein an Bord der »Portia«, eines ſchönen, ſauberen Dampfers, und fort ging es, zunächſt nach Puerto Barrios, der Endſtation der im Bau begriffenen interoceaniſchen Eiſenbahn von Guatemala, dann nach Belize und vorbei an der Inſel Turneffe und etlichen reizenden kleinen Koralleninſelchen nach Jamaica, dem prachtvollen Eiland. Da das Schiff hier einen längeren Aufenthalt nahm, gingen wir an Land (3. Mai), beſichtigten zunächſt die Stadt Kingſton und ihr kleines Provinzialmuſeum mit hübſchen Sammlungen, einer Bibliothek und einem inſtructiven, leider allzu ſtark überhöhten Relief der Inſel. Dann unternahmen wir — ſchon in der Abſicht, der Langeweile eines engliſchen Sonntags zu entgehen — einen Ausflug ins Innere der Inſel: wir verlieſsen Kingſton am 4. Mai mit der Eiſenbahn, nahmen einen kürzeren Aufenthalt in dem freundlichen Städtchen Spanish Town, fuhren gegen Abend auf prächtiger, landſchaftlich hochintereſſanter Strecke bis Ewarton weiter und benutzten dann Zweiſpänner, um am ſelben Tage noch das ſchön gelegene, trefflich eingerichtete Hôtel Moneague zu erreichen. Am folgenden Morgen fuhren wir weiter nordwärts auf vortrefflich gehaltenen Straſsen durch grüne, bergige Landſchaft, welche hauptſächlich der Viehzucht, in viel geringerem Maſse der Mais- oder Kaffeecultur gewidmet iſt. Die Vegetation iſt allenthalben friſch und grünend, die zahlreichen graziöſen Cocospalmen, die häufigen

krautartigen Farne, da und dort, wo menſchliche Cultur noch nicht eingegriffen hat, auch Epiphyten und Lianen, geben dem Vegetationsbilde vielen Reiz. Freilich ſind die indianiſchen Ranchos Mittelamerikas mit ihren Bananengruppen maleriſcher, als die mit Holzſchindeln gedeckten, häufig halb verfallenen Häuschen der Jamaica-Neger, auch iſt die indianiſche Bevölkerung ſympathiſcher in Ausſehen, Kleidung und Benehmen, als die hier ſtark vorherrſchende Neger- und Mulattenbevölkerung, die übrigens recht gefällig und höflich war, ohne aufdringlich zu werden. Bedenkt man zu alledem die peinliche Ordnung in Städten und Dörfern, den ganz ausgezeichneten Zuſtand der Verkehrswege, die ausgiebige Ausnutzung des nicht allzu fruchtbaren Bodens, ſo muſs man der engliſchen Colonialregierung die gerechteſte Bewunderung zollen, daſs ſie trotz des ziemlich ſpröden Bevölkerungselementes eine ſo hoch entwickelte Ordnung und ſo fortſchrittgemäſse Zuſtände auf der tropiſchen Inſel zu Stande gebracht hat.

Durch eine herrliche, feuchte Schlucht führte unſer Weg nach dem Hafenplatze Ocho Rios und folgte nun auf prachtvoller Straſse dem Meeresufer entlang vorbei an ſchönen Felspartien und wundervollen Palmengruppen nach dem Roaring River, der in prächtigen Waſſerfällen dem Meere zueilt. Höher oben bildet der Fluſs ſchöne tiefe Waſſertümpel, in welchen das klare grüne Waſſer bei der wechſelnden Tiefe und den verſchiedenen Beleuchtungseinflüſſen eine ungemein reizvolle Mannigfaltigkeit von Farbennüancen zeigt. Ein Bad, das mein Bruder und ich in einem ſolchen Waſſertümpel nahmen, war herrlich und erfriſchend. Das Waſſer des Roaring River iſt ſo kalkhaltig, daſs es alle in ſeinem Bereiche befindlichen Gegenſtände in kurzer Zeit mit einer Kalktuffkruſte überzieht, ſo daſs die im Fluſſe ſtehenden Bäume wie in einer Kalktuffhülle aufgewachſen erſcheinen.

Vom Roaring River fuhren wir nach S. Anns Port, um dann nach Moneague und am folgenden Tage nach Kingston zurückzukehren. Wir hatten nun noch einen vollen Tag Aufenthalt daſelbſt; aber ſo ſchön uns Stadt und Inſel auch erſchien, ſo ſehnten wir uns doch danach, unſere Reiſe fortſetzen zu können, und begrüſsten es mit Freuden, als am 7. Mai die »Portia« wieder

in den Hafen einlief und gegen Abend die Anker lichtete, um durch die ſchöne Bai von Kingston an Port Royal vorbei ins offene Meer hinauszufahren. Es war eine prächtige Fahrt, erſt der Landzunge von Port Royal entlang, dann nahe der Südoſtküſte der Inſel, ſo daſs man ununterbrochen inſtructive Blicke auf das gröſste Gebirge der Inſel, die Blue Mountains, bekam. Die Hänge der Berge ſind auf dieſer Seite ſehr ſteil und ſteinig, und da ſie zudem verhältniſsmäſsig trocken und ſtellenweiſe baumarm ſind, ſo erkennt man leicht, daſs die wirthſchaftliche Bedeutung dieſer Gegend eine geringe iſt.

Wie ſo anders zeigten ſich am nächſten Morgen die Geſtade der Inſel Haiti, an denen wir mehrere Stunden lang in groſser Nähe dahinfuhren. Die weit üppigere Vegetation, die ſanfteren Hänge der nahe liegenden Berge, die flachen Thaleinſchnitte, die wir dabei zu Geſicht bekamen, erweckten unwillkürlich die Vorſtellung, daſs das Land viel reicher an natürlichen Hülfsquellen ſein und weit vortheilhaftere Productionsbedingungen bieten müſste, als Jamaica. Mit Spannung erwartete ich daher den Augenblick, wo ich an Land gehen konnte, und der reizende Blick auf das Städtchen Jéremic, das mit ſeinen weiſs angeſtrichenen, häufig zweiſtöckigen Häuſern ſehr freundlich ausſah, ſteigerte noch meine Erwartungen. Wie ſehr ſollte ich mich aber darin getäuſcht haben! Denn als ich mit einigen anderen Herren nach langen Verhandlungen mit den Bootsleuten endlich an Land gefahren war, ſahen wir mit Entſetzen den faſt unbeſchreiblichen Zuſtand der Straſsen in dem commerciell nicht unbedeutenden Städtchen. Schmutz überall, wo das Auge hinblickte; Koth und kleine Waſſeranſammlungen mit grünem verfilzten Algenüberzuge, zerbrochene Stühle und andere Haushaltungsgegenſtände, faulende Früchte oder Schalen von Cocosnüſſen neben allerlei anderen Dingen lagen im wüſten Durcheinander da und dort auf den Straſsen umher, ohne daſs man daran zu denken ſcheint, dieſelben jemals zu entfernen. Auf dem Marktplatze daſſelbe Bild und dazu ſchmutzige Marktweiber, die in ſchmutzigen Körben und Gefäſsen ihre Waaren feilbieten und mit lautem Geſchrei ihrer Verwunderung und Miſsbilligung über unſere Ankunft Ausdruck gaben. Auf den Straſsen herrſchte ziemlich reges Leben und inmitten der hin- und hergehenden

Neger ſahen wir einen haitiſchen General hoch zu Roſs mit langem Barte und vergoldeten Epauletten, in einem arg verſchoſſenen (grün oder blau geweſenen?) Uniformrock und leider allzu kurzen Beinkleidern würdig und langſam einherreiten: ein Bild von äuſserſt komiſcher Wirkung, doch hüteten wir uns natürlich, unſerer Heiterkeit irgend welchen äuſserlich bemerkbaren Ausdruck zu geben, ſonſt hätten wir inmitten der fremdenhaſſenden Bevölkerung vielleicht noch unangenehme Erfahrungen machen können. Die geſammte Bevölkerung der Stadt iſt farbig, freilich in den mannigfachſten Schattirungen von lichten Farben bis Schwarz, und ſpricht ein für den Fremden ganz unverſtändliches Patois; die gebildeten Elemente, unter welchen man ſehr gefällige Leute trifft, ſprechen franzöſiſch, manche auch engliſch, und durch Vermittelung etlicher freundlicher Herren gelang es uns ſchlieſslich, das Poſtamt auszukundſchaften, nachdem uns ein ziemlich zudringlicher Führer wohl eine Viertelſtunde lang kreuz und quer durch die Straſsen der Stadt geführt hatte, ohne das Poſtamt finden zu können.

Nicht ungern verlieſsen wir nach etwa zweiſtündigem Aufenthalte die Inſel wieder, und als wir mit dem Dampfer uns immer weiter von ihren Geſtaden entfernten, muſste ich, wenn ich ihre Berge vor mir auftauchen ſah, mir unwillkürlich Gedanken darüber machen, welch ein Bild von Blüthe, Reichthum und Ordnung dieſe von der Natur ſo begünſtigte Inſel wohl bieten würde, wenn ſie unter engliſcher Herrſchaft ſtände, anſtatt ſich ſelbſt durch ihre ſchwarzen Präſidenten zu regieren. So ſchöne und wünſchenswerthe Güter auch Freiheit und Unabhängigkeit für den Menſchen ſein mögen, ſo kann man ſich doch oft nicht dem Gedanken verſchlieſsen, daſs viele Völker ſich beſſer ſtänden unter der zielbewuſsten Leitung einer feſten fremden Hand, als unter dem unſicheren Zügel der eigenen Herrſchaft.

Raſch ging nun unſere Fahrt nordwärts, vorbei an Cubas Oſtſpitze, dann an den flachen Bahama-Inſeln, und als wir uns New-York näherten, trat mit einem Schlage kaltes unfreundliches Wetter ein und dieſer Witterungsumſchlag war für meinen an die Tropen gewöhnten Organismus ſo ungünſtig, daſs ich gleich nach der Ankunft in New-York (14. Mai) mich in Folge eines Fieberanfalles zu Bett legen muſste, und mich erſt am

Tage der Abreiſe wieder einigermaſsen wohl fühlte. Von New-York habe ich daher diesmal faſt nichts geſehen, immerhin aber hatte ich Gelegenheit, auch jetzt wieder die groſsartige Entwickelung der Technik, insbeſondere aber die ſtaunenswerthe und doch mit ſo einfachen Mitteln arbeitende Organiſation der Verkehrsmittel zu bewundern, welche einen Stolz und Ruhm der Vereinigten Staaten bedeuten.

Am 16. Mai fuhren wir nach Hoboken, um uns an Bord der »Auguſta Victoria« zu begeben, und mit freudigem Erſtaunen ſah ich das herrliche rieſenhafte Schiff, das uns nach der Heimath bringen ſollte. Wenn man ſich lange Jahre in primitiven Verhältniſſen bewegt hat und nun zu einem Culturcentrum zurückkehrt, ſo regt ſich beim Anblicke eines ſolch ſtaunenswerthen Verkehrsmittels im Herzen etwas von der naiven Freude eines Kindes, das zum erſten Mal in ſeinem Leben die Eiſenbahn oder ein Dampfſchiff ſieht und zum erſten Mal damit fahren darf. Ich fühlte nun deutlich, daſs mein Herz nicht nur nicht alt geworden war, ſondern daſs der intime Verkehr mit Naturvölkern im Gegentheil wie ein Jungbrunnen auf das Gefühlsleben des Culturmenſchen wirkt, während ich andererſeits angeſichts des blühenden Ausſehens der jungen Leute des gemäſsigten Klimas allerdings nicht beſtreiten kann, daſs das anſtrengende und entbehrungsreiche Wanderleben in wenig entwickelten tropiſchen Ländern den Körper raſcher altern läſst als im bequemen Leben der Culturländer.

Einmal an Bord der »Auguſta Victoria«, hatte ich Muſse, die verſchiedenen Abſchiedsſcenen zu betrachten, von denen einige in ihrem aufdringlichen Pathos einfach komiſch wirkten. Als aber der Dampfer abfuhr, ſah ich ein Schauſpiel von hervorragender Schönheit: Auf dem Vorplatze des Landungsgebäudes ſtand dichtgedrängt die Menſchenmenge und aus den Luken des Hauſes ſelbſt ſchauten noch Menſchen, Kopf an Kopf, heraus; ſie alle riefen ihren Angehörigen ein letztes Lebewohl zu, hielten Blumenſträuſse in den Händen, oder am Schirm angebunden, in die Höhe und winkten mit Taſchentüchern und Hüten und Blumen und Stöcken, indeſs die Schiffscapelle während der langſamen Abfahrt unſer liebes altes ſchwäbiſches Volkslied ſpielte: »Muſs i denn, muſs i denn zum Städtele naus?« Es war eine Scene von

wirklich dramatiſchem Leben, ein Wogen und Treiben in dieſer bunt zuſammengewürfelten Menſchenmenge, wie ich es noch ſelten geſehen hatte und dabei brachte die Mannigfaltigkeit der Kleidung, die Menge der Blätter und Blumen, die Verſchiedenartigkeit der Kopfbedeckung eine Abwechſelung der Farben hervor, welche von ſtarker maleriſcher Wirkung war. Lange noch ſahen wir die wehenden Tücher und grüſsenden Hände dem Schiffe nachwinken, bis das Schiff ſich drehte und raſch dem Ausgange des Hafens zuſteuerte.

Nun begann ich mir das Schiff und ſeine Inwohner näher zu betrachten. Die »Auguſta Victoria« iſt das ſchönſte Schiff, das ich jemals geſehen habe, die Cabinen ausgezeichnet, Eſſen, Getränke und Bedienung vortrefflich. Freilich erſchienen mir die Salons der erſten Cajüte allzu fürſtlich ausgeſchmückt zu ſein: die ſchweren vergoldeten Verzierungen wirken etwas plump und aufdringlich und der Muſikſalon machte, ſo lange noch darin die Blumenſpenden aufgeſtellt waren, den beängſtigenden Eindruck einer Todtenkammer; allein, wenn ich um mich blickte und ſo manchen meiner Mitpaſſagiere ſtorchähnlich daherſtelzen ſah, als ob ihm die ganze Welt gehörte, als ich ſah, daſs ſelbſt halbwüchſige Mädchen einen Alles verachtenden Stolz in den Mienen zur Schau trugen, da begriff ich wohl, daſs einer ſolchen Geſellſchaft nur ein ſtark ins Auge fallender Prunk gefallen mochte. Es waren theils Geſchäftsmienen, theils ſchablonenhafte Alltagsgeſichter und nur wenige ſympathiſche Erſcheinungen tauchten unter der Menge auf. Unwillkürlich muſste ich Vergleiche mit unſeren Indianern der Alta Verapaz anſtellen und ich glaube, daſs unter einer gleich groſsen Zahl von Kekchi-Indianern gewiſs eine viel gröſsere Anzahl intereſſanter, menſchlich angenehmer Geſichter zu finden wären, als hier. Man wird mir vielleicht übel nehmen, daſs ich Indianer zum Vergleiche mit Europäern und Nordamerikanern heranziehe, aber es geſchah ja nicht in Bezug auf Verſtandesbildung, ſondern nur in Bezug auf das äuſsere Ausſehen; auch die Kleidung der Indianer und Indianerinnen iſt trotz ihrer Einfachheit unbedingt geſchmackvoller, als diejenige von vielen ihrer bevorzugten Mitmenſchen, und was das Benehmen betrifft, ſo möchte ich nicht verſäumen, hervorzuheben, daſs Mutter Natur vielfach den mittelamerikaniſchen Indianern ſeinen natürlichen

Tact in die Seele gepflanzt hat, was ſie vielen unſerer ſemitiſchen Schiffspaſſagiere vollſtändig verſagt zu haben ſcheint.

Durchſchnittlich beſcheidener und ſympathiſcher war das Benehmen und die Erſcheinung der Paſſagiere zweiter Cajüte, welche auch ausſchlieſslich deutſch zu ſprechen pflegten, und ich bin an manchem Abend nach der zweiten Cajüte geflüchtet, um bei luſtiger Muſik gemüthlich ein Glas Bier zu trinken, ohne mich über hochnaſige Protzengeſichter ärgern zu müſſen. Auch im Zwiſchendeck ſah ich manches gefällige und ſympathiſche Geſicht; was mir aber beſonders auffiel, war das abgehärmte und kränkliche Ausſehen ſo vieler Zwiſchendeckspaſſagiere, und wieder muſste ich meine Vergleiche ziehen mit unſeren Indianern, welche keine Armuth und Noth in europäiſchem Sinne kennen, und kaum jemals langdauernden Sorgen und Entbehrungen ausgeſetzt ſind.

Glücklicher Weiſe befanden ſich auf dem groſsen Schiffe noch eine Anzahl lieber Freunde aus Coban und Guatemala und mit dieſen ſchloſſen wir nun einen engen, fidelen Ring, welcher den feſteſten Kern von Stammgäſten im Rauchzimmer bildete. So verging uns die raſche, von ſchönem Wetter begünſtigte Fahrt auf die angenehmſte Weiſe; in Southampton verlieſs uns ein groſser Theil der Mitpaſſagiere und am nächſten Morgen lagen wir bereits in Cuxhaven vor Anker.

Noch ehe wir das Schiff verlieſsen, lernten wir in nicht gerade angenehmer Weiſe eine in Guatemala unbekannte, europäiſche Unſitte wieder kennen, das Trinkgeld, und als wir in Cuxhaven gelandet hatten, fiel uns die übermäſsige Bevormundung des reiſenden Publicums durch Polizeimannſchaft und Bahnbeamte auf. Aber andererſeits, wie angenehm war es nun, allenthalben und überall die deutſche Sprache zu hören, und als wir mit der Bahn nach Hamburg fuhren, waren wir Alle entzückt von dem ſchönen hellen Grün der Felder, dem Gelb der blühenden Rapspflanzungen, von der Ordnung und Eintheilung, der gründlichen Ausnutzung von Grund und Boden; das Alles erſchien uns nun wie ein groſser, ſorgſam gepflegter Garten, und die Häuſer mit ihren altväteriſchen Dächern wie Zierſtücke; und vollends in Hamburg, wie ſchön waren nicht die Ufer der Alſter mit ihren wohlgepflegten Raſenflächen und dem hellen Grün der

frifch treibenden Bäume! Gerade diefes lichte Grün der jungen Blätter forderte unfer Entzücken am meiften heraus, denn diefes findet man in den vollfaftigen, dunkelgrünen Urwaldgewächfen der Tropen nirgends.

Als wir in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai nach Süden fuhren und im bequemen Schlafwagen die Zeit verträumten, da ftellte ich mit Vergnügen feft, dafs in den letzten Jahren in Bezug auf das Verkehrswefen in Deutfchland bedeutende Fortfchritte gemacht worden find, und als ich dann in der lieben fchwäbifchen Heimath weilte, fpäter aber nach alter Weife an der Univerfität München ftudirte, da fühlte ich mich alsbald wieder fo heimifch, als ob ich nur wenige Monate abwefend gewefen wäre. Nichts von der Entfremdung, welche fo manchen Deutfch-Amerikaner bei der Heimkehr in die alte Heimath anwandelt; kein Gedanke daran, dafs ich die deutfchen Verhältniffe zu kleinlich oder befchränkt gefunden hätte. Es ift ja Vieles anders als in Mittelamerika, Vieles engherziger und unfreier, aber das Meifte ift fchöner und beffer — wenigftens fo lange man fich nicht in den hier fo fchwierigen Kampf ums Dafein zu ftürzen hat — und fo fühlte ich mich bald fo behaglich und angenehm, dafs mir der Gedanke ans Scheiden keineswegs fympathifch war. Es ift ja überhaupt eine Thatfache, dafs der Deutfche im fpanifchen Amerika im Allgemeinen mit grofser Zähigkeit an deutfcher Art und Sitte klebt, und keineswegs im Volke feiner Adoptivheimath aufgeht, wie es in den Vereinigten Staaten fo häufig der Fall ift.

Mit Wonne genofs ich nun Theater und Oper, und wenn auch der gefunde naive Sinn, welchen ich mir durch den langen Umgang mit Naturvölkern erworben habe, mir das Unwahre der fchablonenhaften Theatergeften der meiften Schaufpieler fehr eindringlich vor Augen führte, fo war doch der Gefammteindruck zumeift ein fehr günftiger und angenehmer, und mit befonderem Vergnügen erfüllte es mich, endlich wieder einmal vollendet fchönen Coloraturgefang hören zu können, welcher, an der rechten Stelle, leicht und graziös gefungen, auf mich einen viel freundlicheren und natürlicheren Eindruck machte, als der gefpreizte Cothurnfchritt fo mancher »dramatifcher« Mufik. Der faft gänzliche Mangel an Kunftgenüffen ift eine der härteften

Entbehrungen, welcher man im fernen Lande ausgeſetzt iſt, und ſo that ich denn mein Möglichſtes, ein Capital an Erinnerungen für die kommenden Jahre exotiſchen Wanderlebens aufzuſpeichern und ſchon jetzt, wo ich noch inmitten all der Annehmlichkeiten europäiſchen Culturlebens und deutſcher Gemüthlichkeit weile, freue ich mich der Zeit, wo ich wieder einmal heimkehren darf nach der alten Heimath, um den Wanderſtab in die Ecke zu ſtellen und der Ruhe zu pflegen.

Allgemeines Naturgemälde des nördlichen Mittelamerika.

Wenn man den Begriff »Mittelamerika« lediglich in politiſchem Sinne auffaſſen wollte, ſo würde man dazu nur die fünf Republiken Guatemala, S. Salvador, Honduras, Nicaragua und Coſtarica rechnen. Sobald man aber für denſelben Namen eine geographiſche Abgrenzung ſucht, ſo muſs man Britiſch-Honduras und Gebietstheile von Mexiko und Columbien dazu rechnen und als nordweſtliche Grenze den Iſthmus von Tehuantepec, als ſüdöſtliche den Iſthmus von Panamá annehmen. Von dem ſo abgegrenzten Gebiete habe ich in den Jahren 1888 bis 1895 die nordweſtliche Hälfte, d. h. das Land zwiſchen der Landenge von Tehuantepec und der Einſchnürung des Continents zwiſchen Puerto Cortez und der Fonseca-Bay, zum Gegenſtande meiner Studien und Aufnahmen gemacht und es möge mir geſtattet ſein, im Folgenden in groſsen Zügen ein Bild der allgemeinen Naturverhältniſſe dieſes in einzelnen Theilen noch ſehr wenig bekannten Gebietes zu entwerfen. Ich ſchicke voraus, daſs die bisher vorhandenen Kartenwerke dieſes Ländergebietes in hohem Grade ungenau ſind, und in allen älteren Atlanten ſogar — abgeſehen von den Küſtenlinien — ein ziemlich unrichtiges Bild der oro- und hydrographiſchen Verhältniſſe geben; die klimatologiſchen Verhältniſſe ſind ſeit v. Frantzius nicht mehr in allgemeinerer Weiſe dargeſtellt worden, bis in jüngſter Zeit Mr. Mark Walrod Harrington in einer allerdings auf das politiſche Mittelamerika beſchränkten Abhandlung den Regenfall

zum Gegenſtande einer Specialſtudie machte*). Die botaniſche und zoologiſche Kenntniſs von Mittelamerika iſt in dem groſs angelegten Werke Biologia centroamericana regiſtrirt, allein das Werk iſt ſo koſtſpielig, daſs nur reiche Privatleute oder Bibliotheken es ſich anſchaffen können und ſo iſt es auch dem Schreiber dieſer Zeilen nur ſelten zugänglich geweſen, weshalb ich mich in meinen folgenden, auf die allgemeinſten Verhältniſſe gerichteten Darlegungen faſt ganz auf meine eigenen Beobachtungen beſchränken muſs.

1. Orographie.

Etwa die Hälfte des nördlichen Mittelamerika iſt Flachland, die andere (kleinere) Hälfte Gebirgsland. Die Flachlandgebiete ſind (abgeſehen von der vergleichsweiſe ſchmalen pacifiſchen Küſtenebene) ganz auf den Norden beſchränkt und umfaſſen die nördlichen Gebiete des Iſthmus von Tehuantepec, den mexicaniſchen Staat Tabasco, die Halbinſel Yucatan, das Petén und das nördliche Britiſch-Honduras. Von dieſen ausgedehnten Länderſtrecken ſind nur die pacifiſche Küſtenebene, ferner die Mündungsgebiete der Ströme Coatzocoalco, Grijalva, Uſumacinta und Candelaria und die Küſtengebiete von Britiſch-Honduras wirkliche, vorzugsweiſe von Fluſsabſätzen gebildete Ebenen; die Halbinſel Yucatan und das Petén ſind dagegen zwar auch flaches Land, aber von Höhenzügen, Höhenrücken und merkwürdigen Depreſſionen durchzogen, ſo daſs ſie ein ganz eigenartiges orographiſches Bild darbieten, das allerdings in ſeinen Einzelheiten viel zu wenig bekannt iſt, als daſs es ſich kartographiſch feſtlegen und im Einzelnen genetiſch erklären lieſse. Während die echten Ebenen Mittelamerikas ſich im Weſentlichen nicht von unſeren gewöhnlichen europäiſchen Tiefebenen unterſcheiden, iſt das Flachland von Yucatan und dem Petén von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit, daſs ich mit einigen Worten auf daſſelbe näher eingehen muſs. Das Petén ſcheint in ſeinen mittleren und nördlichen Gebieten aus einer Anzahl paralleler, gekrümmter Bodenwellen**) zu beſtehen, welche oberfläch-

*) Central American Rainfall, by Mark Walrod Harrington, read before the philosophical Society of Washington, March 1895.

**) Sapper, Phyſikaliſche Geographie von Guatemala (Gotha 1894), p. 39.

lich durch Eroſion und Einſturz von Hohlräumen wieder in eine Unzahl von Hügeln und Keſſelthälern aufgelöſt erſcheinen; dagegen dürfte die Halbinſel Yucatan ein von der Faltung unberührt gebliebenes Schollenland darſtellen, deſſen Schichten, für den Beobachter faſt horizontal erſcheinend, ein generelles, ſehr flaches nördliches Einfallen aufweiſen; auch hier haben Eroſion und locale Einbrüche die urſprünglich wohl ebene Oberfläche in Hügelzüge und Einſenkungen von mannigfacher Form aufgelöſt, ſo daſs für das Innere Yucatans die Bezeichnung einer »Ebene« ebenſo irrthümlich wäre, wie fürs Petén. Beide Gebiete ſind aber ſo flach, daſs ihre höchſten Erhebungen nur wenig über 300m abſoluter Höhe erreichen mögen; aufserdem beſtehen beide zum weitaus gröſsten Theile aus Kalken von ähnlichen Eigenſchaften (vorwiegend tertiären, in geringerer Ausdehnung cretaceiſchen Alters), weshalb auch, um das gleich vorwegzunehmen, die hydrographiſchen Verhältniſſe beider Gebiete ſehr ähnlich ſind. Während nämlich in der Trockenzeit weite Gebiete waſſerleer ſind und nur wenige, durch Thonabſätze undurchläſſig gewordene Mulden noch kleine Regenwaſſeranſammlungen (»Aguadas«) aufbewahren, füllen ſich in der Regenzeit, wo auch in ſchmalen Thalrinnen plötzlich Bäche und Flüſſe auftreten, die Niederungen mit oft recht ausgedehnten Seen von meiſt geringer Tiefe an (ak'alché in Maya, saab in Kekchi), welche erſt im Laufe der Trockenzeit allmählich wieder verſchwinden.

Das Gebirgsland des nördlichen Mittelamerika ſcheidet ſich in zwei ſchon landſchaftlich leicht zu unterſcheidende Abtheilungen: ein Kettengebirge in den nördlichen Theilen und ein Maſſengebirge in den ſüdlichen Theilen des Gebirgslandes. Das hauptſächlich aus meſozoiſchen und tertiären Ablagerungen beſtehende Kettengebirge des Staates Chiapas*) bildet aber keineswegs die unmittelbare Fortſetzung des Kettengebirges von Mittelguatemala, ſondern hängt nur in ſeiner Südoſtecke direct damit zuſammen, während ſeine nördlichſten Ketten ſich oſtwärts in die flachen Bodenwellen des Petén fortſetzen. Das Ketten-

*) Sapper, Informe sobre la geografia fisica y la geologia de los Estados de Chiapas y Tabasco, in Boletin de agricultura, mineria é industrias, publicado por la secretaria de fomento, colonizacion é industria de la República mexicana. Mexico 1894 (Año III Num: 9. März).

gebirge von Mittelguatemala*) beſteht nur in ſeinen nördlichſten Beſtandtheilen aus meſozoiſchen und tertiären Ablagerungen, während ſüdlich davon eine paläozoiſche und dann einige archäiſche Ketten folgen. Eine derſelben ſetzt ſich als Sierra del Espiritu santo nach Honduras hinein fort, während im Süden davon ſedimentäre Bergketten, noch unbeſtimmten Alters, jene Republik durchziehen. In Chiapas erreichen die Kettengebirge nicht viel mehr als 2200 m Höhe [die Culminationspunkte des nördlichen Chiapas ſind von jungeruptiven Ergüſſen gebildet: Hulitepec bei S. Cristobal Las Casas (2760 m), in Guatemala dagegen kommt ihnen (in den Altos Cuchumatanes) eine Höhe von etwa 3800 m zu]. In Britiſch-Honduras findet man die Scholle der Cockscomb Mountains, wohl eine Fortſetzung der paläozoiſchen Kette Guatemalas.

Das Maſſengebirge des Staates Chiapas entſpricht in keiner Weiſe den Maſſengebirgen von Guatemala und San Salvador: denn die Sierra Madre von Chiapas beſteht aus Graniten, welche die paläozoiſchen und archäiſchen Ketten Guatemalas überdeckt und von der Verbindung mit der archäiſchen Küſtencordillere von Mexico**) abgeſchnitten zu haben ſcheinen. Dagegen ſind die Maſſengebirge von Südguatemala, San Salvador und Süd-Honduras aus jungeruptiven Geſteinen (Andeſiten und Baſalten) gebildet und gehören daher einer ſehr viel jüngeren geologiſchen Entſtehungszeit an. Die granitiſchen Erhebungen von Chiapas erreichen eine Höhe von etwa 2800 m; die jungeruptive Küſtencordillere von Guatemala erreicht dagegen Höhen von mehr als 3600 m (Cotzic 3620 m), ſenkt ſich aber beträchtlich gegen Oſten und theilt ſich in der Gegend von Chimaltenango in zwei getrennte Züge, deren nördlicher durch das mittlere Südguatemala nach dem ſüdlichen Honduras hineinſtreicht, während der ſüdliche Zug, mehrfach von Fluſsthälern durchbrochen, im Allgemeinen der pacifiſchen Küſte folgt und die Republik San Salvador in ihrer ganzen Ausdehnung durchzieht.

Den Kettengebirgen des nördlichen Mittelamerika kommt,

*) Sapper, Das Kettengebirge von Mittelguatemala. Zeitſchrift des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins, Berlin 1892.

**) Felix und Lenk, Ueber die tektoniſchen Verhältniſſe der Republik Mexico. Zeitſchrift der Deutſchen geologiſchen Geſellſchaft 1892, S. 303 ff.

im Gegenſatz zu den europäiſchen, ein ganz eigenthümlicher landſchaftlicher Charakter zu, indem die einzelnen Ketten, ſoweit ſie nicht in gewaltigen Schluchten von Flüſſen und Strömen durchbrochen ſind, eine ungemein gleichförmige, nur ganz ſanft auf- und abſteigende Kammlinie aufweiſen, ſo daſs ſcharf individualiſirte Bergformen zu den Seltenheiten gehören oder auch von iſolirten jungeruptiven Ergüſſen (wie die kühnen Berge bei S. Bartolomé de los Llanos in Chiapas), nicht von ſedimentären Geſteinen gebildet werden. Die dichte Waldbedeckung, welche den Kettengebirgen gröſstentheils zukommt, iſt gewiſs die Haupturſache für den einförmigen Verlauf der Kammlinien, da ſie in erſter Linie die Wirkungen der Eroſion verhindert oder wenigſtens abgeſchwächt hat. Die archäiſchen Gebirgsketten von Guatemala zeigen dagegen bereits eine Anlehnung an unſere europäiſchen Gebirgsformen, da ſich hier namhafte Seitenkämme vom Hauptkamme abzugliedern pflegen und tiefe Thalgründe zwiſchen dieſen ſeitlichen Gebirgszweigen ſich gebildet haben; freilich ſind im Gebiete dieſer archäiſchen Ketten Guatemalas auch die Verhältniſſe des Klimas und der Pflanzendecke und damit auch die Eroſionserſcheinungen den europäiſchen ähnlicher, als an der feuchten Nordabdachung der Kettengebirge.

Wenn nach dem Geſagten die allzu groſse Regelmäſsigkeit im Verlaufe der Kammlinien die landſchaftliche Schönheit der Kettengebirge beeinträchtigt, ſo iſt andererſeits die allzu groſse Unregelmäſsigkeit im Verlaufe der Bach- und Flufsrinnen im Gebiete der Maſſengebirge der Entſtehung landſchaftlich bedeutſamer Anſichten hinderlich und bei der ziemlich einförmigen, kuppenartigen Ausbildung der Gipfel beſteht die hauptſächliche Schönheit der Maſſengebirge nicht in ihrer Gipfelregion, ſondern in dem grandioſen Steilabfall gegen die pacifiſche Küſtenebene hin.

Die landſchaftlich wirkſamſten orographiſchen Elemente Mittelamerikas aber ſind die Vulkane, deren oft wunderbar regelmäſsige kegelförmige Geſtalten in ihrer edlen Einfachheit und Gröſse die Bewunderung und Aufmerkſamkeit jedes Reiſenden auf ſich ziehen. Erſt kürzlich, als ich bei denkbar klarſtem Wetter auf einem Hochgipfel bei Zermatt ſtand und die wilden Felshörner um mich, die gewaltigen Eisſtröme zu meinen Füſsen

überblickte, mufste ich unwillkürlich an die ftolzen und doch fo einfachen Vulkangeftalten Mittelamerikas zurückdenken, und es fiel mir wieder ein Ausfpruch von Moritz Wagner ein, der es in Zweifel zog, ob nicht etwa die mittelamerikanifche Vulkanreihe an Schönheit die Alpen übertreffe. Es ift gewifs mifslich, eine Vulkanreihe mit einem Kettengebirge zu vergleichen, aber ich möchte jetzt, nachdem ich die Alpen wieder in verfchiedenen Gegenden befucht habe, doch nicht unterlaffen, darauf aufmerkfam zu machen, dafs allerdings den Tropengegenden, vermöge ihrer üppigen Vegetation, der Wechfel an mannigfachen Farben fehlt, welcher fo viel zur malerifchen Schönheit der Alpenlandfchaften beiträgt, dafs aber die grofsartigen Vulkangeftalten mit ihren einfachen fchön gefchwungenen Linien auf mich wenigftens einen äfthetifch befriedigenderen Eindruck machen, als die unruhigen Linienfolgen der alpinen Felsregionen und Gipfelformen.

2. Hydrographie.

Das nördliche Mittelamerika ift befpült vom Atlantifchen Ocean im Norden, vom Pacififchen im Süden. Diefen beiden Weltmeeren ftrömen denn auch alle Gewäffer zu (mit Ausnahme der wenigen abflufslofen Seengebiete). Die Waffcrfcheide zwifchen dem Atlantifchen und Stillen Ocean bilden die Maffengebirge von Chiapas, Südguatemala und Südhonduras. Da diefe Maffengebirge im Weften fehr nahe der pacififchen Küfte bleiben, fo haben dafelbft die Flüffe einen nur kurzen Lauf und find daher von geringer Bedeutung. Erft nachdem fich der Hauptzug des eruptiven Maffengebirges von Guatemala (von Chimaltenango ab) rein öftlich gewendet hat, entfernt fich die Waffcrfcheide etwas mehr von den Geftaden des Stillen Weltmeeres und damit erreichen auch die Flüffe eine immer gröfsere Bedeutung und längeren Lauf. Der wichtigfte Flufs des pacififchen Gebietes ift der anfehnliche, ftreckenweife fchiffbare Rio Lempa, die Hauptwafferader der Republik San Salvador.

Ungleich wichtiger und waffcrreicher find die Ströme des atlantifchen Gebietes: Coatzocoalcos, Grijalva, Ufumacinta (welcher fich durch die Quellftröme Lacantun, Chixoy und Rio de la Pasion bildet) und Candelaria fliefsen in den mexicanifchen Golf, Rio Hondo, Rio nuevo, Rio Viejo (Belize), Sibun, Sarftoon,

Polochic-Rio Dulce, Motagua, Chamelecon und Ulua in den caraibiſchen Meerbuſen; von all dieſen Strömen iſt nicht nur der Hauptarm, ſondern auch eine Reihe von Nebenflüſſen für kleine Fahrzeuge ſtreckenweiſe ſchiffbar.

Auſser etlichen Seen in Südguatemala (Atitlan, Ayarza) ſind der groſse Peténſee und der Bitterſalzſee Chichankanab nebſt vielen kleineren Seen von Yucatan abfluſslos. Yucatan bietet überhaupt höchſt eigenartige hydrographiſche Verhältniſſe dar, indem nur in ſeinem äuſserſten Süden wirkliche Flüſſe vorhanden ſind (z. B. Rio de Champoton), während in den nördlichen Gebieten die Waſſerläufe unterirdiſch ſind und nur in den ſchönen, nach abwärts gerichteten Höhlen, welche man daſelbſt Cenotes nennt, erreicht werden können.

3. Klima- und Vegetations-Zonen.

(Hierzu die Karten Nr. 2 und 3 und Beilage 1.)

Wenn man ſich die plaſtiſchen Verhältniſſe des nördlichen Mittelamerika vergegenwärtigt, ſo ſieht man, daſs einem flachen Vorlande im Norden ein Gebirgsland im Süden gegenüberſteht, deſſen nördliche Theile ein Kettengebirge, deſſen ſüdliche Theile ein Maſſengebirge darſtellen; zwiſchen beiden befindet ſich eine Depreſſion von wechſelnder Tiefe und Breite und am ſüdlichen Fuſse des Maſſengebirges eine ſchmale Küſtenebene. Bedenkt man nun, daſs die Paſſatwinde eine im Allgemeinen nordöſtliche Richtung haben, ſo begreift man leicht, daſs ſie an der nördlichen bezw. nordöſtlichen Abdachung der Kettengebirge ihre Feuchtigkeit entladen und als trockene Winde jenſeits des Hauptkammes ihren Lauf fortſetzen. So kommt es, daſs die ganze Nordhälfte des nördlichen Mittelamerika im Allgemeinen reiche Niederſchläge erhält (mit Ausnahme der Halbinſel Yucatan, welche zu flach iſt, um eine Condenſation der Waſſerdämpfe zu Stande zu bringen; erſt das niedrige Hochland im Süden, welches eine mittlere Höhe von etwa 250 m erreicht, bekommt reichliche Niederſchläge und iſt daher mit Urwald bedeckt). Die im Regenſchatten liegenden Gegenden ſüdlich vom Hauptkamme der Kettengebirge ſind dagegen verhältniſsmäſsig trocken und erſt am ſüdlichen Abfalle der Maſſengebirge treffen wir abermals auf einen feuchten Landſtrich, indem die groſse Landmaſſe einen

aufſteigenden weſtlichen Luftſtrom anlockt, der ſeine Feuchtigkeit auf jener Seite entladet; nur in der Gegend des Iſthmus von Tehuantepec iſt die Landmaſſe zu gering, um einen derartigen Einfluſs hervorzurufen, weshalb hier die Gegend auch zu den trockenen Gebieten gehört.

Leider iſt die Zahl der Regenmeſsſtationen im nördlichen Mittelamerika viel zu gering, als daſs ſich aus ihren Angaben allein ein Bild von der Vertheilung der klimatiſchen Zonen machen lieſse; ich habe daher dieſe Angaben mit meinen Beobachtungen über den Vegetationscharakter combinirt (Eingehenderes darüber in meiner phyſikaliſchen Geographie von Guatemala!) und bekam dabei ungefähr ein Bild, wie ich es in der beigegebenen Karte Nr. 2 wiedergegeben habe. Zum Verſtändniſs derſelben hebe ich hervor, daſs in allen Gegenden mit reichlichen Niederſchlägen ſich Urwälder bilden, welche in den wärmeren Regionen ausſchlieſslich aus Laubbäumen (mit eingemiſchten Palmen und Farnbäumen, mit viel Lianen und Epiphyten) beſtehen: »tropiſche und ſubtropiſche Regenwälder«, in kalten Gebieten aber ſich aus Kiefern, Eichen, Erlen und anderen Laubbäumen zuſammenſetzen: »feuchte Laub- und Nadelwälder des kalten Landes«. Wo ſich Kiefern, Liquidambar- oder Taxixcóbäume im Gebiete der tropiſchen Regenwälder finden, ſind die Niederſchläge ſchon etwas gemäſsigt, und wo Kiefern und Eichen für ſich allein in Gegenden von mäſsigen oder hohen Temperaturgraden waldbildend auftreten, kann man ſchon auf ein ziemlich trockenes Klima ſchlieſsen (trockene Eichen- und Kiefernwälder); wenn aber die Bäume regelmäſsigen Blattfall zeigen oder ganz zurücktreten und einer Formation kleinblätteriger Dornſträucher und ſteppenartiger Grasfluren Platz machen, ſo befindet man ſich in einer ſehr trockenen, durch eine ſtark ausgeſprochene Trockenzeit charakteriſirten Gegend (»Chaparales, Strauch- und Grasſteppen«). »Baumſabannen« dagegen ſind Gebiete von anſehnlichem Regenfalle, in welchen die regenfeuchten Tropenwälder ſtreifenweiſe mit Grasfluren abwechſeln (z. B. Südguatemala, Tabasco) oder krautige Schlingpflanzen Buſch und Baum der Tropenwälder überwuchern und theilweiſe zurückdrängen. Wenn auch im Einzelnen noch Vieles hervorzuheben wäre, daſs z. B. die aus hochwüchſigen,

grünem Grafe beftehenden Sabannen von Tabasco auf das Ueberfchwemmungsgebiet der grofsen Flüffe befchränkt find, dafs die lichten Kiefernwälder der Pine ridges in Britifch-Honduras in dem waffer durchläffigen Sandboden und dem tiefgehenden Grundwaffer ihre rein locale Entftehungsurfache haben u. f. w., fo kann man doch im Allgemeinen feftftellen, dafs mit Ausnahme des nördlichen Yucatan die ganze atlantifche Seite des nördlichen Mittelamerika ein niederfchlagreiches Gebiet darftellt, während ein zweiter Streifen feuchten Landes in Guatemala und Chiapas, rudimentär auch in S. Salvador, der pacififchen Küfte folgt. Die Depreffion zwifchen den Hauptkämmen der Kettengebirge und Maffengebirge dagegen bezeichnet ein Gebiet geringerer Feuchtigkeit bis grofser Trockenheit (wie in den Thalebenen von Salamá und dem Motagua, wo grofse Cereusformen der Landfchaft ein eigenartiges Gepräge verleihen). Die Urwaldgebiete find im Durchfchnitt ungemein fchwach bevölkert, die trockeneren und gefunderen Gegenden dagegen find verhältnifsmäfsig dicht bevölkert.

Während die Sommerregenzeit mit ihren häufigen elektrifchen Entladungen ganz Mittelamerika gemeinfam ift und von Mai (manchmal fchon April) bis September herrfcht, beginnt im October oder November in den Gegenden füdlich vom Hauptkamme des Kettengebirges und im nördlichen Yucatan die Trockenzeit, während an der Nordabdachung des Kettengebirges die Winterregenzeit mit oft mehrere Tage lang andauernden Landregen einfetzt und bis December oder Januar fortdauert, um dann einer durch fpärliche Regen unterbrochenen Trockenzeit (Januar bis April) Platz zu machen (vergl. Beilage 1).

Wie man aus der Tabelle leicht erfieht, tritt die Sommerregenzeit in den füdlichen Gebieten frühzeitiger ein als an der Nordabdachung des Kettengebirges, wo der Monat April übereinftimmend als der trockenfte erfcheint.

Aber nicht nur in Bezug auf die Niederfchlagsverhältniffe, auch in Bezug auf die Wärmebedingungen wirkt die plaftifche Geftaltung des Landes differenzirend ein. Da mit zunehmender Erhebung die Temperatur immer mehr abnimmt, fo haben wir in den Maffenerhebungen bei Huehuetenango, Quezaltenango oder S. Cristóbal Las Casas Gebiete verhältnifsmäfsig kalten Klimas,

welches den Anbau tropiſcher Früchte unmöglich macht, aber die Cultur der Cerealien unſerer gemäſsigten Zone begünſtigt. Bis 1800 m herunter pflegt alljährlich Reif aufzutreten und in den höchſten Regionen (oberhalb 3200 m) nähert ſich das Klima ſo ſehr unſerem europäiſchen, daſs ſogar dann und wann Schnee fällt. In den Flachlandgebieten dagegen herrſcht Jahr aus, Jahr ein eine hohe Temperatur, welche in den Monaten December und Januar am meiſten gemäſsigt erſcheint, in den Monaten April und Mai aber am höchſten iſt; in den Urwaldgebieten erreichen die Temperaturen übrigens niemals ſo hohe Grade wie in den trockenen Steppengebieten und doch empfindet der Wanderer hier die Hitze oft noch drückender (wegen der hohen Luftfeuchtigkeit) als dort. Zwiſchen den warmen und kalten Regionen breitet ſich ein Klimagürtel gemäſsigter Wärmeverhältniſſe aus, welcher, zwiſchen beiden Extremen die Mitte haltend, die angenehmſten Lebensbedingungen, namentlich für den Europäer, darbietet. Eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen den einzelnen Klimaſtufen giebt es nicht, doch glaube ich die einzelnen Stufen am beſten folgendermaſsen unterſcheiden zu können (vergl. Karte Nr. 3):

I. Tierra caliente (heiſses Land), 0 bis 600 m. Hauptzone des Cacaobaues, des Kautſchuk- und Mahagonibaumes, der Cocos- und Corozopalme. Kaffeebau beginnt. Mittlere Jahrestemperatur ca. 27 bis 23° C.

II. Tierra templada (gemäſsigtes Land), 600 bis 1800 m. Hauptzone des Kaffeebaues (in den höheren Lagen bereits mit Froſtgefahr verbunden). Mittlere Jahrestemperatur 23 bis 17° C.

III. Tierra fria (kaltes Land), oberhalb 1800 m. Alljährlich tritt Reif ein.

A. Untere Abtheilung von 1800 bis 3250 m. Anbau von Weizen (der in S. Salvador allerdings bis 1000 m herabſteigt), Kartoffeln und Aepfeln. Laubwälder. Mittlere Temperatur etwa 17 bis 10° C.

B. Obere Abtheilung, oberhalb 3250 m. Hochgebirgsregion, ohne Agricultur, mit alpinen Kiefernwäldern und Bergwieſen, Region möglichen Schneefalles. Mittlere Jahrestemperatur unter 10°.

Production.

(Hierzu Karte Nr. 4, s. S. 212, und Beilage 2.)

1. Nutzbare Mineralien.

Als die Spanier vor Jahrhunderten die Länder des nördlichen Mittelamerika betraten und unterwarfen, da war ihr Dichten und Trachten zunächſt auf die Erlangung edler Metalle und Steine gerichtet, und nur langſam überzeugten ſie ſich davon, daſs die Mineralreichthümer hier nicht in groſser Menge vorhanden waren. Die Sucht, durch Bergwerksunternehmen raſch reich zu werden, hat ſich aber in ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag erhalten und mancher Unglückliche hat ſich durch den Fund einer hübſchen Erzſtufe dazu verleiten laſſen, ſein ganzes Beſitzthum zur Aufſuchung der Reichthum verheiſsenden Mine zu opfern, die er natürlich niemals fand. Schon Carl v. Scherzer hob vor mehr als 40 Jahren mit vielem Recht hervor, daſs die Republik Honduras reicher wäre ohne ihre Mineralreichthümer als mit denſelben, und wenn in den Nachbarrepubliken San Salvador und Guatemala ſich auch ſchon vor Jahrzehnten die Ueberzeugung geltend machte, daſs die Agricultur den Reichthum des Landes bedinge, ſo ſpukt doch auch hier die Phraſe von den Mineralreichthümern unheildrohend in vielen Köpfen. Es iſt recht bezeichnend, daſs das Bureau of the American republics im Bulletin 58 (Washington 1892) hervorhebt, daſs es 180 Minen in San Salvador gebe, dabei aber vergiſst, zu bemerken, daſs dieſelben faſt ſämmtlich aufgegeben ſind. Als ich im Jahre 1895 San Salvador bereiſte und einige Minen kennen lernen wollte, erfuhr ich, daſs nur noch eine einzige mit wenigen Arbeitern bearbeitet werde.

Ich will damit natürlich nicht behaupten, dafs nutzbare Mineralien im nördlichen Mittelamerika fehlten, fondern nur, dafs viel Geld und Mühe an ganz ausfichtslofe Bergwerksunternehmen verfchwendet werden und dafs man die Bedeutung der Mineralvorkommen faft allgemein weit überfchätzt.

Am reichften an Mineralfchätzen ift zweifellos die Republik Honduras, wo zur Zeit auch eine Reihe gut rentirender Minen ausgebeutet werden; im weftlichen Honduras jedoch hat die Mineninduftrie keine grofsen Erfolge aufzuweifen gehabt: aufser den Opalfunden bei Erandique und einer, wie ich höre, mit Eifer abgebauten Silbermine bei El Labor, find wohl nur die Goldbergwerke der Sierra del Espiritu Santo zu nennen, welche aber wegen mangelnder Rentabilität faft fämmtlich wieder aufgelaffen worden find. In S. Salvador ift meinen Erkundigungen zufolge nur noch eine einzige Silbermine im Betriebe; die Kohlenflötze, auf deren Abbau man in S. Salvador grofse Hoffnungen fetzte, befchränken fich, foweit ich fie perfönlich kennen lernte, auf etliche fchwache Braunkohlenbänke, deren Abbau fich ficherlich nicht lohnen würde (ähnliche Braunkohlenbänkchen find mir auch aus Guatemala und Chiapas bekannt). In Guatemala find aufser einer Bleiglanzgrube bei Chiantla nur noch einige Goldwäfchereien im Motaguathal im Betriebe; die einft abgebauten Silberbergwerke von Alotepeque und die fchöne Silbermine von San Rafael bei Mataquescuintla haben vor wenigen Jahren den Betrieb eingeftellt. In Chiapas wird nur eine einzige, aber vorzügliche Mine (von Santa Fé bei Zacualpa) abgebaut, in Tabasco aber ift die verfuchte Ausbeutung der Petroleumquellen von Macuspana wieder aufgegeben worden. In Yucatan bildete fich vor Kurzem eine Gefellfchaft zur Ausbeutung einer Kupfermine, welche fich in der Nähe von Champoton befindet; aber bald zeigte fich die Unrentabilität des Unternehmens und die Gefellfchaft löfte fich wieder auf. In den Cockscomb Mountains in Britifch-Honduras ift vor Kurzem fchöne Steinkohle gefunden worden; eine fachmännifche Unterfuchung der (noch geheim gehaltenen) Localität fcheint aber noch nicht ftattgefunden zu haben, fo dafs man über die Bedeutung des Fundes kein Urtheil ausfprechen kann.

Von ganz vereinzelten Fällen abgefehen, ift die Production

edler Metalle oder Steine im nördlichen Mittelamerika eine abſolut unbedeutende, und wenn auch die Möglichkeit beſteht, daſs ſeiner Zeit gut rentirende Bergwerksunternehmen ins Leben gerufen werden, ſo ſei doch der bisherige faſt allgemeine Miſserfolg als Warnung an alle minenſüchtigen Capitaliſten hervorgehoben.

Wenn aber auch die Edelmetalle in vergleichsweiſe ſpärlicher Menge vorkommen und ſonſtige exportfähige Mineralſtoffe zur Zeit nirgends in abbauwürdigen Lagerſtätten bekannt ſind, ſo iſt doch das nördliche Mittelamerika keineswegs arm an nutzbaren Mineralien, welche von hervorragender volkswirthſchaftlicher Bedeutung für die einheimiſche Bevölkerung ſind oder waren. Ich meine hier vor allem das Salz, welches vielfach durch Evaporation des Meerwaſſers (ſo in S. Salvador, in Südguatemala — beſonders bei Chiquimulilla — und in Yucatan), aber auch da und dort im Inlande aus Salzquellen gewonnen wird, ſo bei S. Maddalena und der Salina de los Nueve Cerros in Guatemala durch Eindampfen der Soole in eiſernen Pfannen, im Valle de Cuxtepeque in Chiapas durch Eindunſten derſelben in flachen Teichen, in Iztapa (Chiapas) und Sacapulas (Guatemala), wo noch jetzt Indianer nach offenbar alter Methode ihr Salz bereiten, durch Eindampfen in thönernen Gefäſsen. Trotzdem wird noch viel fremdes Salz in Mittelamerika eingeführt. — Die Maismahlſteine, welche einen unentbehrlichen Haushaltungsgegenſtand in jedem mittelamerikaniſchen Hauſe darſtellen, werden von den Indianern von Chiapas, Guatemala und San Salvador aus jungen Eruptivgeſteinen (Andeſiten) angefertigt, in Yucatan aber aus Feuerſtein. (Früher wurden Maismahlſteine auch aus Glimmerſchiefer, hartem Phyllit und anderen Materialien hergeſtellt.) Feuerſtein war im Petén und Yucatan in der Zeit vor Ankunft der Spanier ein äuſserſt wichtiges Material, da die Indianer daraus ihre Waffen zu verfertigen pflegten, wie heute noch die Lacandonen ihre Pfeilſpitzen aus Feuerſtein bilden; die Indianer von Guatemala, Chiapas und San Salvador dagegen pflegten ihre Waffen und Meſſer aus Obſidian herzuſtellen, welchen ſie in ungeheurer Menge am »Obſidianberge« Iztepeque (in Südoſtguatemala) finden konnten.

2. Waldbenutzung.

Aehnlich wie jeder Mittelamerikaner gerne die »Mineralreichthümer« ſeines Landes im Munde führt, ſo betont auch der Guatemalteke gar zu gern die nationalen Schätze, welche in den werthvollen Holzarten der gewaltigen Urwälder des Petén der Hebung harren, und je weniger der Mann von dieſen Urwäldern weiſs, deſto fabelhafter erſcheint ihm der Werth der edlen Hölzer. Es iſt das eine der vielen Legendenbildungen, welche zwar ein Körnchen Wahrheit in ſich ſchlieſsen, aber in ihrer übertriebenen Vergröſserung der Thatſachen ſchädlich wirken.

Es iſt in der That nicht zu leugnen, daſs die Urwälder des Petén und des öſtlichen Chiapas eine groſse Menge werthvoller Hölzer in ſich bergen, von welchen theils der Stamm (wie Mahagoni), theils der Farbſtoff (wie Blau- und Gelbholz), theils der Milchſaft (Kautſchuk, Kaugummi) Verwendung finden; auch Medicinalpflanzen (z. B. Saſſaparilla, Perubalſambäume) finden ſich in anſehnlicher Menge und bei genauerer Unterſuchung würden noch viele nutzbare Hölzer und Stoffe gefunden werden können, aber die Verkehrsverhältniſſe ſind leider derart, daſs eine gründliche Ausbeutung vorläufig ganz ausgeſchloſſen iſt. Die einzigen brauchbaren Verkehrswege des Petén und öſtlichen Chiapas ſind nämlich die Flüſſe, und die allermeiſten derſelben ſind Tributäre des gewaltigen Uſumacinta, der kurz vor dem Eintritt ins Tiefland von Tabasco eine Reihe von Stromſchnellen und Waſſerfällen bildet, welche ein unüberwindliches Hinderniſs für die Schifffahrt darſtellen. In Folge deſſen können hier nur diejenigen Hölzer exportirt werden, welche wegen ihrer Leichtigkeit auf dem Waſſer ſchwimmen, nämlich Mahagoni, und auch von dieſen Stämmen iſt unterwegs ein nicht unbeträchtlicher Verluſt zu erwarten; zudem haben eine Anzahl ſchiffbarer Nebenflüſſe ſtreckenweiſe einen unterirdiſchen Lauf (z. B. die Quellflüſſe des Rio Cendales), wodurch natürlich mit einem Schlage wieder ausgedehnte Waldſtrecken ſich jeder Ausnutzung entziehen. Dann aber iſt zu beachten, daſs die Mahagonibäume ziemlich zerſtreut im Urwalde vorkommen und daſs die in groſser Nähe der Waſſerſtraſsen befindlichen Stämme in den meiſten,

leichter zu erreichenden Gegenden bereits gefällt ſind, ſo daſs die Holzfäller häufig Straſsen von 20 Kilometer Länge durch den Urwald bahnen müſſen, um die bearbeiteten Stämme mit Ochſengeſpannen nach der Waſſerſtraſse zu ſchleppen; wenn einmal die Zeit kommt, wo man noch längere Zufuhrwege bauen muſs, oder wo man in gebirgigen Gegenden ſchwierige Terrainverhältniſſe antrifft, ſo wird der Mahagoniexport aufhören ein rentables Geſchäft zu ſein; iſt es ja doch ſchon jetzt für manchen Neuling, der noch nicht die genügende Erfahrung betreffs der Arbeiterverhältniſſe oder der Waſſerſtraſsen beſaſs, verhängniſsvoll geworden.

Die Verſchiffungshäfen für Mahagoniholz ſind im nördlichen Mittelamerika beſonders Minatitlan, Laguna de Términos und Belize, an welch letzteren Platz auch die im Indianergebiete des ſüdlichen Yucatan geſchlagenen Stämme, in Flöſse zuſammengebunden, von Schleppdampfern gebracht werden. Im Innern Yucatans giebt es viel Mahagoniholz, das aber wegen mangelnder Verkehrsmittel wohl niemals wird verwerthet werden können; in den Wäldern beim unteren Motaguathale und Livingſton giebt es gleichfalls noch ziemlich viel Mahagoni, doch iſt es fraglich, ob es ſich mit hinreichendem Nutzen wird verwerthen laſſen, da die leicht erreichbaren Stämme längſt gefällt ſind.

Die Kautſchukbäume finden ſich in den regenfeuchten Tropenwäldern und werden daſelbſt von den Kautſchukſammlern ausgebeutet, aber meiſt ſo ſtark angezapft, daſs die Bäume zu Grunde gehen, ſo daſs in manchen Gegenden (z. B. in Soconusco) die wildwachſenden Kautſchukbäume bereits faſt vollſtändig ausgerottet ſind.

Die Chicohapotebäume, von deren Milchſaft durch Kochen der in den Vereinigten Staaten beliebte Kaugummi (chicle) gewonnen wird, kommen nicht nur in den regenfeuchten Wäldern vor, ſondern auch vielfach in den trockenen Wäldern des mittleren Yucatan, welche eine Uebergangsform zwiſchen den feuchten Urwäldern und den trockenen Chaparrales darſtellen.

Blauholz kommt vorzugsweiſe in den trockenen Wäldern von Yucatan in groſser Menge vor, oder (im Gebiete der tropiſchen Regenwälder) in Lagen, welche periodiſchen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind (Tabasco, Südyucatan, Peten, Britiſch-Honduras). Bei der groſsen ſpecifiſchen Schwere des

Blauholzes kommen nur diejenigen Gebiete für die Ausbeutung in Betracht, welche ſich in der Nähe ſchiffbarer Flüſſe befinden oder von Fahrſtraſsen durchzogen ſind. Im Staate Campeche wird Blauholz auf Entfernungen bis etwa 80 km mit Ochſenkarren zum Haſenplatze geſchafft und bei Champoton hat man eine Pferdebahn ins Innere gebaut, welche mit fortſchreitender Ausbeutung des Waldes allmählich weiter verlängert wird.

Blauholz wird hauptſächlich aus den Staaten Tabasco und Campeche, ſowie aus Britiſch-Honduras exportirt; das viele Blauholz des Petén entzieht ſich der Ausfuhr, ſoweit es nicht in der Nähe des Rio S. Pedro vorkommt.

Gelbholz wird in viel geringerer Menge geſchlagen als Blauholz; man exportirt es aus Tabasco, ſowie aus dem ſüdöſtlichen San Salvador.

Da die Urwaldgebiete vorzugsweiſe Regierungsland geblieben ſind, ſo beziehen die Regierungen eine kleine Abgabe für die Ausnutzung dieſer Wälder; dieſe Einnahme ſteht aber in keinerlei Verhältniſs zu dem Schaden, welchen das Raubſyſtem der Ausbeuter den Wäldern zufügt, indem die nutzbaren Pflanzen vielfach ganz ausgerottet werden (Saſſaparilla, Kautſchukbäume), ohne daſs an ein Nachpflanzen gedacht würde, oder wenigſtens die werthvollen Hölzer in den leicht erreichbaren Gegenden gefällt werden (Mahagoni, Farbhölzer), wodurch dieſe Waldgebiete für eine lange Reihe von Jahren faſt werthlos werden. Man hat zwar da und dort Saſſaparilla (Guatemala) und Kautſchukbäume (Guatemala, Soconusco, Tabasco) unter Cultur genommen, aber die Pflanzungen ſind zu unbedeutend, um einen ergiebigen Erſatz für den einſtigen natürlichen Reichthum der Wälder zu gewähren.

Bietet demnach die Forſtbenutzung der Urwälder im Allgemeinen kein erfreuliches Bild, ſo iſt es mit den lichteren Kiefern- und Eichenwäldern der trockeneren Gebiete nicht beſſer: ſchonungslos wurden dieſelben allenthalben niedergeſchlagen, wo Indianer oder Miſchlinge Maisculturen oder andere Anpflanzungen zu machen wünſchten, und beim Niederbrennen der jungen Lichtungen wird faſt nirgends das Feuer bewacht, ſo daſs oft groſse Waldſtrecken ganz unnöthiger Weiſe mit verbrennen. In der Nähe der gröſseren Anſiedelungen iſt der Wald meiſt ſchon ſo weithin

zerſtört (ſelbſt in Gegenden, welche früher Urwald getragen hatten, wie die Alta Verapaz), dafs ſich allenthalben empfindlicher Mangel an Brenn- und Nutzholz geltend macht und dafs die Aufforſtung kleinerer Areale in der Nähe der Städte als eine ſichere Speculation bezeichnet werden mufs. Bauholz und die in meiſt primitiven Sägewerken geſchnittenen Bretter werden oft viele Kilometer weit mit Ochſenkarren, Maulthieren oder Indianern nach den Bauſtätten unter grofsen Koſten gebracht. An Export von Bauholz und Brettern kann in Anbetracht der Verkehrsverhältniſſe nicht gedacht werden; es werden im Gegentheil nach den Hafenplätzen und günſtigen Punkten im Innern nicht wenige nordamerikaniſche Holzhäuſer eingeführt.

Iſt aber nach dem Geſagten der Wald trotz ſeiner gewaltigen Ausdehnung (einſchliefslich der Trocken- und Geſtrüppwälder ſchätzungsweiſe auf vier Fünftel der Bodenfläche zu veranſchlagen) von verhältnifsmäfsig geringer Bedeutung für den Export, ſo iſt er doch von der gröfsten Bedeutung für den Haushalt der Indianer: die kleineren Bäume bilden das Baumaterial ſeiner Hütten, die Palmblätter dienen hauptſächlich zum Dachdecken, die Lianen zum Feſtbinden der einzelnen Conſtructionstheile, ſowie zum Bau der Hängebrücken; die Herztriebe oder Früchte vieler Palmen werden gegeſſen, die Früchte der wildwachſenden Cacaobäume werden zu Chocolade verwendet, zahlreiche andere Früchte dienen als Erfriſchungs- und Nahrungsmittel; die grofsen Blätter der Corozopalme oder einer gewiſſen Fächerpalme werden zum Bau von Wetterſchirmen verwendet, welche auf den Reiſen in wenigen Minuten errichtet ſind; die Fiedern der Corozoblätter benutzt man zur Verfertigung der ſchönen indianiſchen Regenſchirme (Suyacales); die Früchte der in Trocken- und Geſtrüppwäldern vorkommenden Crescentia-Arten geben Trinkgefäſse ab (Jícaras und Guacales); die flachen Wurzelausläufer gewiſſer Waldbäume geben das Rohmaterial für grofse Holzteller; das Harz der Copalbäume dient dem Indianer nach altem Brauche als religiöſes Räuchermittel u. ſ. w. Kurzum, es iſt faſt nicht möglich, all den vielfachen Nutzen aufzuzählen, welchen der Indianer aus dem Walde zieht, und ſo iſt derſelbe denn doch für die einheimiſche Bevölkerung von ganz aufserordentlicher Bedeutung.

3. Nutzthiere.

Von noch geringerer Bedeutung als die einheimiſche Pflanzenwelt iſt die einheimiſche Thierwelt für den Export: nur Rehfelle und Alligatorhäute (letztere hauptſächlich aus Tabasco) haben einige Wichtigkeit für die Ausfuhr. Sonſt aber iſt die volkswirthſchaftliche Bedeutung der einheimiſchen Thiere ſehr gering, wenn auch deren Jagd in den Urwaldgebieten unter Umſtänden wichtig iſt und dem Volke der Lacandonen z. B. in erſter Linie den Lebensunterhalt ermöglicht. Die Lacandonen halten ſich auch kleine gezähmte Säugethiere und Vögel (z. B. Hoccohühner), doch iſt mir nicht bekannt, ob ſich dieſelben in der Gefangenſchaft fortpflanzen; ich glaube es nicht. Dagegen haben die Indianer, und ihnen nach da und dort auch die Miſchlinge, die einheimiſchen Bienenarten (deren Honig auch im Walde ausgenommen zu werden pflegt) ans Haus gewöhnt, ohne daſs der erzeugte Honig irgendwie für Ausfuhr in Frage käme, da er alsbald an Ort und Stelle conſumirt zu werden pflegt, oder auch (bei den Lacandonen) zu einem berauſchenden Getränke vergohren wird (»Balché«).

Von der gröſsten volkswirthſchaftlichen Bedeutung ſind dagegen die ſeiner Zeit von den Spaniern eingeführten Hausthiere: Schweine und Hühner werden in allen Gebieten des nördlichen Mittelamerika (neben den einheimiſchen Truthühnern) gezüchtet; Ziegen werden nicht in groſser Zahl gehalten, dagegen iſt die Schafzucht in den trockeneren Gebirgsgegenden ſehr bedeutend, namentlich in den Altos von Guatemala und im Hochlande von Chiapas; die hier erzeugte Wolle wird an Ort und Stelle von Indianern und Miſchlingen verarbeitet und verſorgt die meiſten Gegenden des nördlichen Mittelamerika mit wollenen Reiſedecken, während in den Hochländern ſelbſt ein Theil der indianiſchen Kleidung aus Wollſtoffen hergeſtellt wird.

Für die Vieh- und Pferdezucht eignen ſich in erſter Linie die natürlichen Grasfluren und die unterholzarmen Kiefern- und Eichenwälder der trockenen Landſtriche, während in den Urwaldgebieten nur mit Mühe und Koſten künſtliche Weideplätze hergeſtellt werden können. Aus dieſem Grunde concentrirt ſich die

Vieh- und Pferdezucht hauptſächlich auf diejenigen Länder, in welchen die trockenen Gebiete beſonders ausgedehnt ſind, alſo namentlich Chiapas und Honduras, von woher denn auch eine ziemlich ſtarke Einfuhr von Vieh, Pferden und Maulthieren nach Guatemala ſtattfindet; die mexikaniſchen Pferde und Maulthiere ſind im Durchſchnitte kräftiger und leiſtungsfähiger als die honduraniſchen. Vor wenigen Jahren beſtand auch eine lebhafte Ausfuhr von Vieh aus den Iſthmusgegenden und Tabasco nach dem nördlichen Yucatan; neuerdings hat dieſelbe aber faſt ganz aufgehört, da ſich die einheimiſche Viehzucht in den genannten Gebieten inzwiſchen gehoben zu haben ſcheint.

Es ſei hier übrigens beiläufig bemerkt, daſs beim Ankaufe von fremdem Vieh oder Pferden ſtreng darauf geachtet werden muſs, daſs dieſelben wo möglich aus Gegenden kommen, wo ein ähnliches Klima herrſcht, wie an ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Nehmen wir z. B. an, daſs aus den trocken-heiſsen Niederungen des Motaguathales Vieh nach der friſchen, grünen Alta Verapaz verkauft werde, ſo darf man mit Beſtimmtheit erwarten, daſs binnen kurzer Zeit ein ſtarker Procentſatz des Viehes geſtorben ſein wird, da es ſich an die veränderte Nahrung und die verſchiedenen klimatiſchen Bedingungen nur ſchwer gewöhnt.

Ehedem war auch die Züchtung der Cochenille-Laus von groſser Bedeutung, und es gab eine Zeit, in welcher Guatemala an der Spitze der Cochenille-Production ſtand; die erſtaunliche Entwickelung der Anilinfarben-Induſtrie hat aber dieſem Erwerbszweige den Todesſtoſs gegeben. Die Cochenille-Production war auf ziemlich trockene Gebiete beſchränkt geweſen und hatte in der Gegend von Amatitlan ihr Hauptcentrum.

4. Agricultur.

Die Bedeutung Mittelamerikas im Welthandel beruht einzig und allein in ſeiner Agricultur, und ſo mag es denn am Platze ſein, über dieſen Gegenſtand ein wenig eingehender zu berichten. Die auſserordentlich mannigfaltige klimatiſche Gliederung des nördlichen Mittelamerika geſtattet einen ungemein reichgegliederten Ackerbau, und es giebt kaum eine Pflanze der Tropen oder der gemäſsigten Zone, welche nicht mit Ausſicht auf Erfolg angebaut

werden könnte. Freilich ſind mit vielen derſelben niemals ernſtliche Verſuche gemacht worden, mit manchen anderen hat man zwar erfolgreiche Verſuche gemacht, die inzwiſchen veränderte Handelslage aber hat es dann nicht zu gröſseren Anpflanzungen kommen laſſen.

Die wichtigſte Culturpflanze von Yucatan iſt der einheimiſche Henequen (Siſalhanf), eine Agavenart, deren Faſern ſehr geſchätzt ſind und im Staate Yucatan in groſsen Pflanzungen erzeugt werden. Das ganze nördliche Yucatan hat ſich in ſo ausgedehntem Maſse der Henequen-Cultur ergeben, daſs es faſt alle verfügbaren Arbeitskräfte darauf verwendet und daher nicht mehr genügend viel Mais für den Unterhalt der Bevölkerung erzeugt. Mais und Bohnen werden daher in namhafter Menge von den Vereinigten Staaten her eingeführt. Die Faſern des Henequen werden jetzt meiſt mit maſchinellen Vorrichtungen gewonnen, weshalb die Cultur dieſer werthvollen Faſerpflanze einen groſsen Aufſchwung nehmen konnte; der Henequen hat Yucatan zu einem reichen Lande gemacht; ſollte aber einmal dieſe Faſer eine Entwerthung erfahren, ſo wäre die Blüthe Yucatans geknickt. (Im öſtlichen S. Salvador wird Henequen gleichfalls, aber in kleinem Maſsſtabe angebaut.)

An den feuchten Abdachungen des Gebirgslandes im nördlichen Mittelamerika ſpielt der Kaffeebau eine ähnliche Rolle, wie der Henequenbau in Yucatan: die pacifiſche Gebirgsabdachung, welche ſich in beſonderem Maſse wegen der ungemein fruchtbaren, leichten vulkaniſchen Erde für Kaffeebau eignet, erzeugt allein mehr als eine Million Centner Kaffee jährlich. Erſt etwas ſpäter und in kleinerem Maſsſtabe hat ſich die Kaffeecultur an der feuchteren atlantiſchen Gebirgsabdachung eingebürgert, wo das Klima vielleicht noch günſtiger, der Boden aber nicht ganz ſo geeignet für Kaffee iſt, wie an der pacifiſchen Seite. Die Alta Verapaz, der älteſte Kaffeediſtrikt auf der atlantiſchen Seite, erzeugt jährlich zwiſchen 50 000 und 60 000 Ctr. Kaffee; in jüngſter Zeit ſind aber viele Neuanpflanzungen ſowohl hier als im nördlichen Chiapas gemacht worden, ſo daſs in Kurzem die Production des atlantiſchen Kaffeediſtrikts erheblich geſteigert werden wird; auf der atlantiſchen Abdachung der Altos Cuchumatanes wird wegen zu groſser Entfernung vom Hafenplatze und wegen

grofser Transportfchwierigkeiten kein Kaffee gebaut, obgleich fich die Speculation zum Theil fchon der dortigen Ländereien bemächtigt hat. Aufser den genannten hauptfächlichen Kaffeedifiricten auf der pacififchen und atlantifchen Gebirgsabdachung giebt es noch eine Reihe anderer Kaffeebezirke, welche aber eine geringere Bedeutung beanfpruchen können, z. B. die Tiefebene von Tabasco, die Berge von Capucal und Olopa (Südoftguatemala), die Ebene von S. Gerónimo (Mittelguatemala), das Chameleonthal (nordweftliches Honduras) u. f. w.

Wenn man die Verbreitung des Kaffeebaues im nördlichen Mittelamerika verfolgt, fo erkennt man leicht, dafs Kaffee unter den verfchiedenften Klima- und Bodenverhältniffen gedeiht. Wenn man aber glauben würde, dafs der Kaffeebaum überall in derfelben Weife behandelt werden dürfe, fo wäre man in einem ftarken Irrthum befangen; denn unter verfchiedenen klimatifchen Bedingungen mufs auch die Pflege des Kaffeebaumes, die Behandlung der Ernte eine jeweils verfchiedene fein, und der aufmerkfame Beobachter ftaunt oft darüber, welch grofse Unterfchiede gerade in diefer Hinficht in den verfchiedenen Gegenden herrfchen. Während z. B. in den Kaffeepflanzungen am Vulkan von Santa Ana (S. Salvador) die Gefammtblüthe mit einem Schlage erfolgt und hernach auch die gefammte Ernte auf einmal gepflückt werden kann, vertheilt fich die Kaffeeblüthe in der feuchten Alta Verapaz auf mehrere Monate, in Folge deffen reifen die Beeren auch zu ungleicher Zeit und die Ernte zieht fich deshalb wohl ein halbes Jahr hin etc. In trockenen Gebieten oder im heifsen Lande erfordert der Kaffeebaum ftarke Befchattung zu feinem Gedeihen; in bedeutender Höhenlage darf man ihm dagegen das Sonnenlicht nicht vorenthalten, da er unter ftarkem Schatten nicht diejenige Wärmemenge erhalten würde, welche zur Erzeugung und Ausreifung einer ergiebigen Ernte nothwendig ift. Es würde mich aber zu weit führen, wenn ich auf alle Einzelheiten an diefer Stelle eingehen wollte, und ich bemerke daher nur noch kurz, dafs Kaffeebau bei den gegenwärtigen hohen Kaffeepreifen ein gut rentirendes Gefchäft ift, vorausgefetzt natürlich, dafs die Bewirthfchaftung der Pflanzung eine energifche und fparfame fei, und dafs das Anlagecapital nicht allzu hoch fei. Sollten aber einmal die Kaffeepreife einen erheblichen Rückgang

erfahren, ſo wäre dies ein ſchwerer Schlag für die Republiken Guatemala und S. Salvador, deren Hauptreichthum eben auf dem Kaffeebau beruht.

Währenddem die Kaffeecultur im heiſsen und gemäſsigten Klimagürtel von faſt Meereshöhe bis 1500, in Ausnahmefällen ſogar 1800 m Höhe, möglich iſt, iſt der Cacaobau ganz aufs heiſse Land beſchränkt; ſelten trifft man wohlentwickelte Cacaobäume in höheren Lagen (bis über 900 m). Das wichtigſte Cacaoproductionsgebiet iſt das nordweſtliche Chiapas (Departamento Pichucalco), von wo anſehnliche Mengen Cacao ausgeführt werden. Nächſtdem folgt die pacifiſche Küſtenebene von Guatemala, wo ziemlich viel Cacao gebaut, aber im Lande ſelbſt verbraucht wird. In Soconusco, S. Salvador, Verapaz iſt die Cacaocultur zu Gunſten des Kaffeebaues ſtark zurückgegangen.

Gleich dem Cacao iſt auch der Indigo ein Product des heiſsen Landes; während aber die Cacaobäume ein feuchtwarmes Klima und ſtarke Beſchattung lieben, verlangt der Indigoſtrauch (Jiquilite) ein trocken-heiſses Klima und ſtarken Sonnenſchein. Indigo wird nur noch im mittleren Chiapas (Departamentos Tuxtla und Chiapa) und im nördlichen und öſtlichen S. Salvador in nennenswerther Menge producirt; in Guatemala hat der Anbau von Indigo ſeit langen Jahren aufgehört. Die primitive Gewinnung des Farbſtoffes iſt für die betreffenden Arbeiter ein anſtrengendes und ziemlich ungeſundes Geſchäft.

Bananen werden nur in den atlantiſchen Küſtengegenden von Honduras, Guatemala und Britiſch-Honduras für den Export cultivirt. Sonſt ſind ſie über das ganze übrige Mittelamerika zerſtreut, ſoweit die klimatiſchen Verhältniſſe es geſtatten (ſie ſind nämlich auf das heiſse und das gemäſsigte Land beſchränkt), aber der Anbau geſchieht in kleinem Maſsſtabe und iſt nur für den Conſum der betreffenden Gegend berechnet. Eine Bedeutung als Volksnahrungsmittel hat die Banane nur unter der Negerbevölkerung von Britiſch-Honduras.

Aehnlich, wie die Bananen, iſt auch das Zuckerrohr in ſeinem Anbau auf das heiſse und gemäſsigte Klima beſchränkt, vertheilt ſich aber (innerhalb dieſer klimatiſchen Grenzen) über das ganze nördliche Mittelamerika. Der Zuckerexport iſt übrigens in Folge der ungünſtigen Preiſe auf dem Weltmarkte ziem-

lich gering, der weitaus überwiegende Theil der Zuckerproduction ift für den einheimifchen Confum berechnet, und zwar entweder als Rohzucker oder (deftillirt) als Schnaps; raffinirter weifser Zucker wird nur in geringer Menge im Inlande erzeugt und verbraucht.

Tabak wird überall im warmen und gemäfsigten Lande in kleiner Menge gebaut; in grofsem Mafsftabe für den Export wird Tabak aber nur in Tabasco cultivirt (und hauptfächlich nach Cuba ausgeführt). Aufserdem wird der Tabakbau in etwas concentrirterer Weife gepflegt im Departamento Copan (Honduras) und im Departamento Zacapa (Guatemala), auch in einzelnen Theilen von S. Salvador.

Reis wird da und dort in den mäfsig warmen Gebieten Mittelamerikas angebaut, vorzugsweife aber in trockeneren Landftrichen (mittleres Chiapas, Südoftguatemala, Cobulco, S. Salvador etc.); die Production ift aber fo gering, dafs fie nicht für den einheimifchen Confum ausreicht, weshalb noch Reis eingeführt werden mufs.

Cocospalmen wachfen allenthalben in den Küftengebieten, find auch da und dort im Inlande im heifsen Lande angepflanzt; gröfsere Pflanzungen, deren Früchte exportirt werden, giebt es aber meines Wiffens nur in Britifch-Honduras.

Baumwolle wird vorzugsweife in trockenen heifsen Gebieten (z. B. nördliches Yucatan, mittleres Chiapas, Depreffion von Cajabon) noch in befcheidenem Mafsftabe angebaut und von den dortigen Indianern gefponnen und gewoben; auch kleinere Spinnereien (fo eine im Departamento Chiapa) find in neuerer Zeit erbaut worden und erzeugen die üblichen Baumwollftoffe (manta) an Ort und Stelle; der weitaus gröfsere Theil der Baumwollftoffe wird aber aus Europa eingeführt und drängt die einheimifche Baumwollkultur in immer befcheidenere Grenzen zurück.

Orangenbäume werden faft allenthalben im warmen und gemäfsigten Lande angebaut; eine gröfsere wirthfchaftliche Bedeutung kommt ihnen aber ebenfo wenig zu, wie den zahlreichen einheimifchen Fruchtbäumen.

Die Grundlage der gefammten Volksernährung bildet in ganz Mittelamerika der Mais, und überall trifft man daher auch Maispflanzungen an, wo irgend das Land bevölkert ift. Vom

Meeresboden an ſteigt die Cultur des Maiſes bis 3100 m an, ſo daſs nur wenige Theile des bewohnten Landes oberhalb der Culturgrenze dieſer wichtigen Pflanze liegen. Trotzdem der Mais in enormer Menge erzeugt wird, ſo muſs doch alljährlich in den Gegenden, welche ſich intenſiver Henequen- oder Kaffeecultur gewidmet haben (nördliches Yucatan, Südguatemala, S. Salvador), noch Mais aus den Vereinigten Staaten eingeführt werden.

Nächſt dem Mais ſind ſchwarze Bohnen das wichtigſte Volksnahrungsmittel, und auch ihre Cultur erſtreckt ſich vom Meeresboden an bis etwa 3000 m Höhe.

Von geringerer Bedeutung ſind die einheimiſchen Knollenfrüchte (Camote, Quequexque, Yuca), nur bei der Caraibenbevölkerung der atlantiſchen Küſte iſt Yuca- oder Kaſſavenmehl an Stelle des Maiſes als Hauptnahrungsmittel gebräuchlich.

Da der Mais im Hochlande nicht ſo ergiebig iſt wie in tieferen Lagen, und da auſserdem Weizen allenthalben geſucht und gut bezahlt wird, ſo haben ſich die Indianer des Hochlandes von Guatemala in ziemlich groſsem Maſsſtabe der Weizencultur gewidmet; doch iſt die Production lange nicht hinreichend für den einheimiſchen Conſum, ſo daſs noch viel amerikaniſches Mehl eingeführt werden muſs. In Guatemala und Chiapas geht der Weizenbau nicht unter 1800 m herab, in Oaxaca bis 1500 m, in der Republik S. Salvador (am Vulkan gleichen Namens) aber bis etwa 1000 m. Gerſte wird nur in kleinem Maſsſtabe angebaut (z. B. bei Guatemala 1480 m); noch weniger Haſer (bei S. Criſtobal, wo man ihn aber nicht ausreifen läſst, ſondern grün verfüttert). In groſser Ausdehnung wird in den Hochländern von Guatemala und Chiapas auch Kartoffelbau getrieben und von hier aus ein Hauſirhandel mit Kartoffeln nach den benachbarten tiefer liegenden Gebieten betrieben, ebenſo mit Aepfeln. Beide Producte genügen aber der Menge nach lange nicht dem Bedarf, weshalb ſie auch von den Vereinigten Staaten her eingeführt werden.

Von einiger Bedeutung für den Localbedarf, ſowie für die einheimiſche indianiſche Induſtrie iſt auſserdem die Cultur der Agaven, welche beſonders in den Altos Cuchumatanes, in der Alta Verapaz und Südoſtguatemala in etwas gröſserem Maſse angebaut werden; die Faſern werden dann von den dortigen

Ixil-, Pokonchi-, Kekchi- und Pipil-Indianern zu Stricken, Hängematten, Tragnetzen verarbeitet und weithin verhandelt. In Yucatan und Oſtsalvador werden dieſe Dinge aus Henequen-Faſern verfertigt. In Comitan (Chiapas) wird der Saft der dortigen Agaven zuſammen mit dem des Zuckerrohres deſtillirt, wodurch der treffliche »Comiteco«, ein weithin berühmter Schnaps, entſteht, der das Hauptproduct von Comitan und Umgebung darſtellt.

Von nicht geringer localer Bedeutung iſt auch der Bau des ſpaniſchen Pfeffers (Chile), welcher aufs heiſse und gemäſsigte Land beſchränkt iſt, und von dort in groſsen Mengen nach dem kalten Lande verhandelt wird, denn Chile wird von Indianern und Miſchlingen in unglaublichen Quantitäten vertilgt. Er ſcheint übrigens zur Verdauung der Maiskuchen (Tortillas) förderlich zu wirken, wenigſtens pflegten meine Träger auf allen Reiſen Chile maſſenhaft zu eſſen, ſo lange ſie die gewohnte Maisnahrung hatten; ſobald ſie aber genöthigt waren, zu der leicht verdaulichen Reisnahrung überzugehen, pflegte ihnen der Chile verleidet zu werden, und nach wenigen Tagen veränderter Nahrung lieſsen ſie dann das ſonſt ſo beliebte Gewürz unberührt.

[Obgleich ich in dieſer Productionsüberſicht eigentlich nicht auf die Productionsweiſe zu ſprechen kommen ſollte, ſo möchte ich einige beiläufige Bemerkungen doch nicht unterdrücken. Nur auf wenigen Kaffeepflanzungen und in wenigen anderen Gebieten findet eine regelmäſsige Düngung ſtatt; meiſtens wird Raubbau getrieben, und die Indianer laſſen, wenn ſie genug Land zur Verfügung haben, ein Feld gewöhnlich vier bis fünf Jahre brach liegen. Nur in dicht bevölkerten Gebieten, auf ſehr fruchtbarem Boden, wird dauernd ein und daſſelbe Feld in Benutzung genommen und in Ausnahmefällen trägt es auch wohl zwei Maisernten in einem Jahre; daſs aber irgendwo in Mittelamerika der Boden in einem Jahre drei oder vier Ernten gebe, wie manche Nachſchlagebücher behaupten, iſt Legende. In manchen Gebirgsgegenden ſind die Indianer Agricultur-Nomaden, d. h. ſie bauen während der Sommerzeit ihr Maisfeld in wärmeren Gegenden und ſäen bei Beginn der Regenzeit ein zweites Maisfeld im gemäſsigten oder kalten Lande; letzteres iſt meiſtens das gröſsere, dort iſt alſo auch ihr Hauptwohnſitz; wenn es aber die Pflege des anderen Maisfeldes erfordert, ſo zieht der Indianer

mit Frau und Kindern auch dorthin, ſo daſs er alſo an zwei Orten gleichzeitig zu Hauſe iſt.]

Europäiſche Gartengemüſe wachſen bei zweckentſprechender Pflege faſt überall. Zwiebel und Knoblauch werden in den Altos in etwas gröſserem Maſsſtabe von Indianern cultivirt und nach wärmeren Gegenden hin haufirt. Trotzdem werden aber viele Gartenfrüchte noch von den Vereinigten Staaten eingeführt.

Weintrauben werden nur in ganz kleinem Maſsſtabe bei Huehuetenango und Salamá und wenigen anderen Plätzen gebaut; Wein wird nicht bereitet. Bier wird aus einheimiſcher Gerſte, aber eingeführtem Hopfen in Guatemala, Quezaltenango und S. Cristobal Las Casas gebraut.

Verkehrswesen und Reiseleben.

Da sämmtliche Länder des nördlichen Mittelamerika dem Weltpostverein angehören, so sind die postalischen Beziehungen zum Auslande in einfacher und günstiger Weise geregelt. Auch im Inlande sind die Postverbindungen allenthalben recht befriedigende, und wenn man sieht, dass z. B. Guatemala selbst mit dem weltvergessenen Petén zweimal wöchentlich Briefpostverkehr hat, so muss man gestehen, dass die Regierungen in wirklich ausgiebiger Weise für die Möglichkeit rascher Correspondenz sorgen. Die Correspondenz ist auch im Allgemeinen sehr sicher; wenn auch dann und wann einzelne Briefe, selbst eingeschriebene, spurlos verschwinden, oder wenn auch in unruhigen Zeiten (Krieg, Revolution etc.) die Briefe vielfach von Amtswegen geöffnet und auf ihren Inhalt geprüft werden, so sind das doch Ausnahmefälle und es ist daher kein zu grosses Gewicht darauf zu legen.

Auch die Telegraphenverbindungen, mit welchen seit neuerer Zeit gute Fernsprecheinrichtungen verbunden sind, sind gut. Britisch-Honduras besitzt keine Telegraphenlinien. Mit dem Auslande sind Guatemala (in S. José) und S. Salvador (in La Libertad) durch submarine Kabel verbunden.

Ebenso sind die Dampferverbindungen mit den Vereinigten Staaten, sowohl auf der atlantischen, wie auf der pacifischen Seite im Allgemeinen gut, obgleich sich im Einzelnen manches Tadelnswerthe hervorheben liesse. Schmutzig sind dagegen zum grossen Theile die mexikanischen Dampfer, welche die Verbindung zwischen den Hafenplätzen des Golfes von Mexiko unterhalten, und auch das Postdampferchen, welches den Dienst längs der Küste

von Britiſch-Honduras beſorgt, iſt nicht rühmenswerth. Auch die Fluſsdampfſchifffahrt auf dem Rio Grijalva, dem Uſumacinta, dem Rio Dulce und Polochic, iſt natürlich nicht mit europäiſchem Maſsſtabe zu meſſen; aber ſie ermöglicht doch eine raſche Beförderung der Perſonen und Waaren, und iſt in jeder Hinſicht weit der Fahrt mit Ruderbooten vorzuziehen, namentlich in Flüſſen, wo man — wie auf dem Rio viejo (Belize-Fluſs) — Stromſchnellen zu paſſiren hat. Im groſsen Ganzen genommen aber iſt das Reiſen zu Waſſer raſch und verhältniſsmäſsig angenehm.

Die Schwierigkeit des Reiſens und des Waarentransportes beginnt erſt auf dem Lande, denn die Zahl der im Betriebe befindlichen Eiſenbahnen iſt noch zu gering, um einen allzu groſsen Einfluſs zu haben. Am höchſten entwickelt iſt das Eiſenbahn- und Straſsennetz in dem hochciviliſirten nördlichen Yucatan, wo nicht nur eine ganze Anzahl tüchtig gebauter Bahnlinien beſtehen, ſondern auch Fahrwege bis zu den entlegenſten Dörfern des unter mexikaniſcher Verwaltung ſtehenden Theiles der Halbinſel führen. Indem ich dieſes hervorhebe, iſt es aber doch gerecht, zu bedenken, daſs hier das flache Gelände und das trockene Klima die Anlage eines ſo ausgedehnten Straſsennetzes ſehr begünſtigt, während die Gebirgsländer von Mittelamerika mit den gröſsten Sehwierigkeiten zu kämpfen haben. In Tabasco iſt das Gelände zwar auch flach, aber die groſsen Flüſſe überſchwemmen in der Regenzeit weite Strecken, ſo daſs die Straſsen alle künſtlich erhöht ſein müſsten, um das ganze Jahr über brauchbar zu ſein. Die Ueberſchwemmungen ſchaffen aber während dieſer Zeit bequeme Waſſerwege für Ruderboote und in der Trockenzeit bewegt ſich gleichfalls der hauptſächliche Perſonen- und Frachtenverkehr auf den natürlichen Waſſerſtraſsen der zahlreichen Flüſſe, ſo daſs das Fehlen guter Landſtraſsen weniger in Betracht kommt. Die Eiſenbahn über den Iſthmus von Tehuantepec iſt ſeit 1894 in Betrieb; dagegen iſt in Chiapas die kurze Bahnſtrecke, welche vom Haſen Tonalá nach der Stadt gleichen Namens und weiter ins Innere führte, wieder verlaſſen worden; auch Fahrſtraſsen fehlen in Chiapas — ausgenommen einige kurze Strecken — noch vollſtändig. In Guatemala ſind auf der Südſeite eine Anzahl kürzerer Bahnſtrecken im Betriebe (Champerico-S. Felippe, S. Joſé-Guatemala,

Escuintla-S. Lucia), ebenſo in San Salvador (Acajutla-Ceiba-Chilamatal und S. Tecla-S. Salvador), andere ſind im Bau begriffen (von Ocós ins Innere, und von Chilamatal nach S. Ana). Auſserdem giebt es im ſüdlichen Guatemala und in San Salvador eine groſse Zahl von Fahrſtraſsen und auf einigen derſelben (S. Felipe-Quezaltenango-Antigua-Guatemala und La Libertad-S. Salvador) verkehren ſogar Diligencen. Im mittleren Guatemala war im April 1895 die Eiſenbahnſtrecke Los Amates-Puerto Barrios eröffnet, doch ſollte noch vor Ablauf deſſelben Jahres die Bahn bis Gualan fertig geſtellt ſein. In der Alta Verapaz ſoll Ende 1895 die Bahnſtrecke Panzós-Tucurú in Bau genommen werden; vorläufig verbindet aber nur eine Karrenſtraſse die Metropole der Landſchaft, Coban, mit dem Fluſshafen Panzós. In Honduras iſt nur die in elendem Zuſtand befindliche Bahnſtrecke Puerto Cortez-S. Pedro Sula in Betrieb, welche in Bälde nach S. Bárbara fortgeführt werden ſoll. Von S. Bárbara geht eine Fahrſtraſse nach Comayagua und Tegucigalpa.

Ich habe die vorhandenen Eiſenbahnen und Fahrſtraſsen möglichſt ausführlich beſprochen, da dieſelben auf den beſtehenden Karten oft nicht richtig angegeben ſind, und da deren Kenntniſs von groſser praktiſcher Bedeutung für den Reiſenden iſt. Ueberall, wo Eiſenbahnen und gute Fahrſtraſsen ſich befinden, iſt das Reiſen leicht, auch findet man dann in allen gröſseren Ortſchaften Hotels, ſeien dieſe auch oft recht primitiver Natur, und braucht alſo in keiner Weiſe ums Weiterkommen oder um Unterkunft beſorgt zu ſein. Auch der Frachtverkehr iſt auf all dieſen Strecken verhältniſsmäſsig leicht.

Ganz anders aber geſtalten ſich die Verhältniſſe, ſobald man tiefer ins Innere des Landes eindringt und in weniger ſtark beſuchte Gegenden kommt. Dann giebt es eben nur noch Reitwege; Jedermann muſs nun zu Pferde oder Maulthier oder zu Fuſs reiſen, alle Art von Fracht wird nun mit Laſtmaulthieren oder indianiſchen Laſtträgern befördert, und damit ergiebt ſich das unumgängliche Gebot, das Gepäck, bezw. die betreffenden Waaren, in Kiſten oder Colli von mäſsigem Gewichte, am beſten je nicht über einen Centner, zu vertheilen, da im anderen Falle eine Beförderung ſehr ſchwierig wäre. Auch für diejenigen Hafenplätze des pacifiſchen Oceans, an welchen es keine Lan-

dungsſtege giebt (z. B. S. Benito, Tonalá, Salina Cruz), ſollten alle Waaren in kleine Kiſten oder Ballen verpackt ſein, wie ſie ein einzelner Mann zu tragen vermag; denn an ſolchen Hafenplätzen können groſse Kiſten nur auf Tragbahren von einer groſsen Zahl von Menſchen ans Land geſchafft werden, und da dieſe natürlich ziemlich lange zum Transport gebrauchen und ſammt ihrer Laſt von den Brandungswellen durchnäſst werden, ſo laufen die Waaren Gefahr, zu verderben oder Schaden zu leiden.

An den viel bereiſten Reitwegen findet man noch oft ſogenannte Hôtels, welche aber mit dem europäiſchen Inſtitute dieſes Namens höchſtens die Preiſe gemeinſam haben, in Bezug auf Eſſen und Comfort aber ſehr ländlich zu ſein pflegen. Auf weniger häufig bereiſten Routen ſind Hôtels ſchon ſehr ſelten und einfach (meiſt aber auch ſehr billig), und man kommt nun ſchon häufig in die Lage, irgendwo in einer Hacienda oder auch in der armſeligen Hütte eines Indianers oder Miſchlings Unterkunft ſuchen zu müſſen. Ich geſtehe, daſs Gaſtfreundſchaft gewöhnlich gern oder wenigſtens ohne Widerrede gewährt zu werden pflegt, aber in gewiſſem Grade peinlich iſt es doch immer, des Abends oder oft ſchon bei vorgerückter Stunde der Nacht, bei wildfremden Menſchen anklopfen zu müſſen und ſie um Unterkunft und Unterhalt für Menſch und Thiere zu erſuchen. Gar manches Mal ſchläft man dann auf dem bloſsen Erdboden, nimmt ſeinen Sattel als Kopfkiſſen, den Regenmantel als Decke und läſst ſein Pferd im Freien, angebunden oder mit zuſammengekoppelten Vorderfüſsen, weiden. So primitiv auch derartige Unterkunftsverhältniſſe ſein mögen, ſo anſtrengend und entbehrungsreich das Reiſen in wenig beſuchten und ſchwach bevölkerten Gegenden auch iſt, ſo iſt doch das eine Gute im nördlichen Mittelamerika — die mexikaniſchen Staaten mit eingeſchloſſen —, daſs die öffentliche Sicherheit eine ausgezeichnete iſt, und daſs man eigentlich überall ſein Haupt mit Ruhe niederlegen kann. Selbſt Geldtransporte pflegt man in S. Salvador und Guatemala (aber allerdings nicht in den mexikaniſchen Staaten) ohne irgend welche militäriſche Bedeckung reiſen zu laſſen, ja, man darf ruhig ſagen, daſs die perſönliche Sicherheit des Reiſenden in den genannten Ländern gröſser iſt als in

Deutſchland. Minder ſicher ſind vielleicht ſein Gepäck oder ſeine Reit- und Laſtthiere während der Nacht, und es ſoll, namentlich in den Grenzdiſtricten, manchmal vorkommen, daſs der Reiſende beim Erwachen ſich ohne Reitpferd findet; mir ſelbſt iſt aber während meiner zahlreichen Reiſen niemals etwas entwendet worden.

Je ſchwächer bevölkert, je gebirgiger ein Land iſt, je weiter die Regenzeit vorgeſchritten iſt, deſto ſchlechter pflegen die Wege zu ſein, und man muſs oft mehr oder minder lange Strecken zu Fuſs gehen und ſein Pferd am Stricke nachziehen, wenn die Wege allzu ſchlecht oder zu gefährlich ſind; manchmal kann man ſich an dergleichen Steigen (z. B. am Wege von Tacotalpa ins Hochland von Chiapas) von einem Indianer im Tragſeſſel tragen laſſen, doch wird nicht leicht ein Europäer ſich dazu verſtehen, ein ſolches Beförderungsmittel in Anſpruch zu nehmen. Durchſchnittlich am mühſeligſten iſt das Reiſen in den ungemein dünnbevölkerten Urwaldgebieten von Yucatan oder vom Petén, wo man ſich oft für längere Zeit verproviantiren muſs, wo die Pferde manchmal nur noch Blätter ſtatt Gras zu freſſen bekommen, und wo in der Trockenzeit oft weithin Waſſermangel, in der Regenzeit aber ausgedehnte Ueberſchwemmungen drohen.

Das Reiſen zu Fuſs iſt im nördlichen Mittelamerika ganz ungewöhnlich und wird nur in ſehr entlegenen Gebieten zur Nothwendigkeit. Ich ſelbſt aber habe, zum Zweck meiner wiſſenſchaftlichen Aufnahmen, faſt alle meine Reiſen zu Fuſs gemacht und finde, daſs das Fuſsreiſen viel angenehmer und minder anſtrengend iſt als das Reiſen zu Pferde, ſofern man nämlich das Glück hat, etliche zuverläſſige intelligente indianiſche Träger zu Begleitern zu haben. Man kommt ſo zwar ziemlich langſam voran, iſt aber, ſofern man Proviant und ein Zelt mit ſich nimmt, faſt unabhängig von der Gaſtfreundſchaft und wahrt ſich ſeine volle Bewegungsfreiheit; man iſt dann auch nicht von der landesüblichen Koſt abhängig, ſondern kann ſich ſeine Mahlzeiten ganz nach Belieben von ſeinen Indianern zubereiten laſſen, ſo daſs man beſſer iſst und behaglicher oder wenigſtens ungenirter wohnt, als wenn man von Gaſtfreundſchaft Gebrauch machen müſste. So hat denn auch dieſes ungebundene Wander-

leben für mich einen ganz besonderen Reiz gewonnen; doch möchte ich nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, dafs ich mir dieses Reiseleben sehr bequem einrichtete und dafs ich im Vergleich mit anderen Forschungsreisenden, wie z. B. den Mitgliedern der Xingu-Expedition, ein wahrer Schlemmer bin, wobei ich aber bitte, auch meine Lebensart noch keineswegs als eine luculliſche ansehen zu wollen.

Besonders schön und reizvoll ist das Wandern in den dünnbevölkerten Urwaldgebieten, wenigstens während der Trockenzeit, einmal deshalb, weil hier niemals so hohe Temperaturen vorkommen, wie in den Sabannen-Gegenden, und dann aber auch, weil hier die Vegetation von einer Ueppigkeit und Schönheit ist, die in den trockenen Gebieten des nördlichen Mittelamerika nirgends zu beobachten ist. Wer einmal den Zauber des Urwaldes längere Zeit und unmittelbar auf sein Gemüth hat einwirken lassen, der vergifst ihn sein Leben lang nicht wieder und auf allen meinen Wanderungen, die ich in Mittelamerika nach trockeneren Gegenden unternommen habe, hat nicht nur mich, sondern auch jedesmal meine indianischen Träger ein wahres Heimweh danach ergriffen, und mit Jubel und wahrer Herzensfreude begrüfsten wir immer von Neuem den stillen laufschigen Schatten des gewaltigen Blätterdomes, wenn wir nach langer Wanderung in Steppengegenden oder Kiefernwaldungen wieder einen Urwald mit all seiner Ueppigkeit und Pracht erreichten. Die aufserordentliche Mannigfaltigkeit der Laubbäume und des wechselvollen Unterholzes, welche für einen Urwald charakteristisch sind, mag derselbe auch im kalten Lande in ganz anderer Entwickelung sich zeigen als im gemäfsigten oder heifsen Klimagürtel, wirkt ungemein belebend und erfrischend auf das Gemüthsleben des Wanderers nach der Einförmigkeit eines Kiefernwaldes oder eines Steppengebietes, und mit Wonne begrüfst man die herrliche Formenschönheit der Palmen und Farnbäume, der Lianen und Epiphyten, der kriechenden und schlingenden Kräuter, auf welche hier in stetigem Wechsel der Gruppirung das Auge des Reisenden stöfst. Der oft geradezu herrliche Schwung der Linien, welchen hier Blatt und Zweig, Lianen und Kräuter zeigen, die zauberhafte, halb schleierhafte Umhüllung, in welche blattreiche, abwärts hängende Ranken die nächsten Pflanzengruppen ein-

kleiden, der Gegenſatz mächtiger, kraftvoller Stämme der Laubbäume mit den oft fadendünnen Luftwurzeln mancher Gewächſe und den ſchlanken Stielen der kleinen Palmenarten, wirken ungemein anregend auf Herz und Sinne, die Stille und Ruhe des Waldes aber mildert den Nervenreiz zu einer ruhigen, bald erheiternd, bald melancholiſch wirkenden Stimmung. Obwohl die Beleuchtung mit ihren oft eigenartigen, durch die ſpiegelnden Blätter bewirkten Schattirungen nicht ſelten eine eigenthümliche, träumeriſche Wirkung erzielt, ſo beruht doch die Schönheit des Urwaldes der Hauptſache nach auf der Pracht und Mannigfaltigkeit der Formen; Blumen ſind, insbeſondere in der Trockenzeit. ziemlich ſelten, und kommen meiſt nicht ſo recht zur Geltung, weil ſie gewöhnlich hoch über der Erdoberfläche zur Blüthe gelangen; ſo ſchaut denn das Auge faſt nur die dunklen Stämme und die gleichfalls faſt immer dunklen Nuancen der grünen Blätter, ſo dafs man bald gewahr wird, die Schönheit ſolcher Urwälder ſei eine zeichneriſche, keine maleriſche. Eine ſolche wird ſie eigentlich erſt in Verbindung mit Fels und ſchäumenden Gebirgsbächen oder ſtillen, träumeriſchen Seen, wie es der Reiſende in Mittelamerika ja oft genug beobachten und bewundern kann.

Einen beſonderen Reiz für den Urwaldwanderer bietet auch das hier ſtärker entwickelte Thierleben; Wildſchweine, Jaguare und anderes groſses Wild ſieht man freilich ſehr ſelten, man bedauert das in Anbetracht der Gefährlichkeit dieſer Thiere auch nicht; dagegen ſieht jeder gern das graciöſe Reh durch die Bäume und Büſche ſchreiten, oder verfolgt mit den Augen das hurtig huſchende Wiefel oder Eichhörnchen, den Flug ſchöner Käfer und Vögel und von einer oft unwiderſtehlichen Komik iſt mancher unerwartete Einblick in das Familienleben der Affen, welche mit unglaublicher Geſchicklichkeit von ihren vier Armen und ihrem Greiffchwanze Gebrauch machen, bald hinauf-, bald herabklettern, oder im nie fehlenden Sprunge bei munterem Spiele von Baum zu Baum, von Aſt zu Aſt hüpfen. Die komiſche Wirkung dieſer niedlichen Affenbewegungen beruht in erſter Linie auf der Menſchenähnlichkeit dieſer Quadrumanen und andererſeits iſt es auch vorzugsweiſe wieder ihre Menſchenähnlichkeit, welche unſer Mitleid hervorruft, wenn ein Affe ange-

ſchoſſen zur Erde fällt, und unter angſtvollem Rufen, Verzweiflung in den Augen, auf nur zwei Beinen durch die Wälder eilt, um die Flucht zu ergreifen. Ja, wenn ich ſah, wie meine Indianer ſolchen Affen nach der Erlegung das Haar abſengten, das Thier zerlegten und den, einem Kindskopfe zum Verwechſeln ähnlichen, gedörrten Affenkopf mit den kindähnlichen Armen in ihr Gepäck ſchoben und ſpäter im Kochkeſſel kochten, ſo konnte ich mich eines gelinden Grauſens manchmal nicht enthalten und es widerſtand mir, Affenfleiſch zu eſſen, wenn ich auch ſonſt mich mit allen möglichen Wildpretarten (Gürtelthieren, Tepescuintlas, Wildſchweinen, allerlei Vögeln u. ſ. w.) ſofort befreundete.

So poſſirliche Geſellen auch die mittelamerikaniſchen Affen ſind, eine ſo fürchterliche Stimme beſitzt eine Art derſelben und dem Neuling pflegt das Geſchrei der Brüllaffen einen viel gröſseren Eindruck zu machen, als der ſcharfe Ruf des Jaguars. Abgeſehen davon aber iſt es meiſt ſehr ſtill im Urwalde und nur ſelten unterbricht ein Ruf die allgemeine Ruhe; erſt gegen Abend pflegt es etwas lauter zu werden, namentlich ſind es gewiſſe Cicaden, welche mit uhrartiger Regelmäſsigkeit kurz vor Sonnenuntergang ihr Lied beginnen und die uns daher bei Urwaldwanderungen immer zum Aufſuchen eines Lagerplatzes mahnten. Gegen Abend wird auch der (beſonders um die Wende der Trocken- und Regenzeit zu beobachtende) ſüſse Geſang der Singvögel lauter und häufiger, und auf mich hat der Wohlklang der Stimmen und die Mannigfaltigkeit der Vogelrufe einen ſo nachhaltigen Eindruck gemacht, daſs ich nicht mit wenigen Worten darüber hinweggehen möchte, ſondern ſpäter etwas eingehender darauf zurückkommen werde. Die Nacht iſt wieder gewöhnlich ſehr ſtill und ruhig und meiſtens iſt das Rauſchen eines nahen Baches, das Säuſeln des Windes oder auch das Kniſtern des Feuers das einzige Geräuſch, welches der bivouakirende Reiſende vernimmt.

Gerade dieſe Stille und allgemeine Ruhe wirkt auf den Neuling oft unheimlich und man denkt ſich dann wohl beim leiſeſten Geräuſch, beim Brechen eines Zweiges, beim Fallen dürren Laubes, es könnte ſich ein wildes Thier oder eine Schlange zum Ueberfalle nahen; aber wenn man viele Bivouacs mitgemacht und nichts Abenteuerliches dabei erlebt hat, ſo wird man zuletzt ganz ruhig, und ſchläft im dichteſten Walde in ſeiner Hänge-

matte oder auf dem Feldbette — nöthigenfalls im Schutze des Mosquitonetzes — fo gut, wie irgendwo im ficheren Haufe. Die Gefahr einer Urwaldwanderung ift ja gering, und die eines nächtlichen Ueberfalles durch wilde Thiere noch geringer. Denn wenn man die »wilde« Thierwelt in der Natur beobachtet, findet man, dafs alle gröfseren Thiere dem Menfchen gegenüber durchaus friedfertig find und gewöhnlich die Flucht ergreifen, wenn fie ihn nur nahen fehen. So hat unfere kleine Karawane zweimal im Urwalde Jaguare überrafcht, aber jedesmal bekam nur der vorausgehende Indianer das Thier zu Geficht, das fich fo fchnell aus dem Staube machte, dafs die nachfolgenden Leute abfolut nichts mehr fehen konnten. Schlangen allerdings find minder fcheu und furchtfam, daher auch weit gefährlicher, denn fie laffen den Menfchen in die nächfte Nähe herankommen, ohne fich zu rühren und werden daher leicht überfehen; ich bin in der erften Zeit mehrmals darüber hinweg gefchritten, einmal fogar auf ein folches Thier daraufgetreten, ohne es in meiner Kurzfichtigkeit zu bemerken, und ich habe deshalb fpäter die Gewohnheit angenommen, ftets einen Indianer voraus gehen zu laffen, da deffen fcharfen, geübten Augen nicht leicht etwas Verdächtiges entgeht.

Wenn man aber auch in nächfter Nähe, felbft auf Entfernung von kaum einem Zoll, an einer Schlange vorbeigeht oder darüber hinweg fchreitet, fo greift fie darum doch den Menfchen noch nicht an, verfolgt ihn aber fcharf mit ihren Augen. Wer aber unglücklicher Weife direct (mit Fufs oder Hand) oder indirect (z. B. durch einen Zweig oder Aft) die Schlange berührt, den greift fie alsbald mit grofser Energie und heftigem Zorn an (der Zorn ift im Falle einer Verwundung fogar fo grofs, dafs die Schlange blindlings um fich beifst und möglicher Weife fich felbft verletzt, wie ich einmal an einer Raxgaj Icvolai bemerkte, als ich fie mit einem Stocke fchwer verwundete). Aber nur, wenn die Schlange fich angegriffen glaubt, wird fie bösartig; wenn fie dagegen z. B. an einer engen Stelle den Weg verfperrt und es gelingt, fie durch ein fanftes Rafcheln zum Fortgehen zu bewegen, fo kann man ungehindert feinen Weg verfolgen: fo trafen wir auf einem fchmalen Bergpfade einmal eine etwa 3 m lange Schlange quer über den Weg liegend, und da die Indianer fich fürchteten, das Thier todtzufchlagen, fo rafchelten fie ganz

leiſe mit ihren Stöcken im Unterholze, und langſam begann die groſse grüne Schlange in wunderſchönen graciöſen Windungen ſich am nächſten Baume emporzuwinden; als ſie ihren Kopf etwa einen Meter oberhalb unſerer Häupter hatte, blieb ſie ruhig ſtehen, und mit angehaltenem Athem und eingezogenen Schultern ſchlichen wir möglichſt geräuſchlos unter ihr hinweg, wobei wir unwillkürlich nach ihr empor blickten und ſie fixirten: ſie rührte ſich nicht und mit erleichtertem Herzen ſetzten wir unſere Reiſe fort.

Ich habe etwas ausführlicher von den Schlangen geſprochen, weil dieſelben wegen ihrer Häufigkeit und Giftigkeit oder Kraft faſt die einzige wirkliche Gefahr für den Urwaldwanderer darſtellen; ich bitte aber, daſs man nicht etwa glauben möge, daſs der Reiſende auf Schritt und Tritt auf ſolches Gewürm ſtoſse; vielmehr kann man Tage lang im Walde gehen, ohne eine Schlange zu ſehen, und erſt wenn man es unternimmt, Urwaldgebiete oder alte Lichtungen zu roden, erkennt man, wie viele dieſer Thiere in Buſch und Höhlen verborgen ſind, und gerade bei der Arbeit des Rodens ſind mehrere, mir bekannt geweſene Indianer in den letzten Jahren am Biſſe der dortigen Klapperſchlange (Crotalus horridus, in Kekchi Icvolai, d. i.: »die Schlange des ſpaniſchen Pfeffers«) geſtorben.

Während die gröſseren Säugethiere und Amphibien durchwegs ſcheu ſind, die Reptilien, ſowie auch Skolopender, Skorpione u. dergl. wenigſtens den Menſchen nie angreifen, iſt die Legion der Mosquitos, Hohenes, Chaquiſtes, Arradores, Garrapates (Zecken), Canoyotes (Oestriden), Niguas (Sandflöhe), und wie die Plagegeiſter alle heiſsen mögen, von einer unheimlichen Blutgier, und vergällen dem Wanderer allenthalben im heiſsen Lande, im Urwalde ſowohl wie im Steppengebiete, den ſchönſten Naturgenuſs; da heiſst es eben ſich mit Geduld wappnen und mit Ergebenheit tragen, was nun einmal nicht zu ändern iſt; möglichſt häufig baden (aber nur in klarem, flieſsendem Waſſer oder gröſserem Seebecken, ja nicht in ſtagnirenden Tümpeln!) und für die Nacht ein Mosquitonetz bereit halten, das in den meiſten dieſer Gegenden viel wichtiger iſt als eine wollene Decke. Ein Mosquitonetz (mit Aermeln, durch welche die Stricke der Hängematte durchgeſteckt werden) iſt in der That eine herrliche Ein-

richtung und ſichert dem Reiſenden lange Stunden erquickenden Schlafes, wo er ohne daſſelbe die Nacht über mit den kleinen geflügelten Gegnern kämpfen müſste, ohne Schlaf und Ruhe zu finden. So werden auch die Reiſen durch die ſchlimmſten Mosquitogegenden einigermaſsen erträglich, und wenn man die Bilanz zwiſchen Vergnügen und Unluſt einer Urwaldreiſe zieht, ſo fällt dieſelbe doch zumeiſt günſtig aus vermöge der unverwüſtlichen Schönheit der Pflanzenwelt, welche den empfänglichen Wanderer alle Plage und Mühſal immer wieder vergeſſen läſst.

Die Obrigkeit.

Die mittelamerikaniſchen Staaten ſind ebenſo wie der mexikaniſche Staatenbund Republiken auf demokratiſcher Grundlage mit einer vom Volke gewählten legislativen Deputirtenverſammlung u. ſ. w.; man kann das ja ſehr ausführlich in gröſseren Nachſchlagebüchern leſen; in Wirklichkeit iſt das aber alles mehr oder weniger Schein, denn die wirkliche Staatsform iſt eine Art unbeſchränkten Abſolutismus, gemildert durch die geſetzlich beſchränkte (aber freilich auch oft illuſoriſch gemachte) Amtsdauer des Gewalthabers und durch die Furcht vor Revolutionen; denn thatſächlich vereinigt der Präſident faſt alle Gewalt in ſeiner Hand, weshalb man das Wort »Republik« ja nicht mit dem deutſchen Worte »Freiſtaat« überſetzen darf, ſondern immer das romaniſche Fremdwort anwenden ſollte, denn im Spaniſchen giebt es in den täglichen Umgangsformeln genug ſolche, welche ſchön klingen, aber in der Wirklichkeit durchaus das nicht meinen, was ſie beſagen; alſo ſtört auch im Spaniſchen die ſchiefe Bedeutung des Wortes Republik Niemanden im Geringſten, während das deutſche »Freiſtaat« Illuſionen erwecken würde, welche ſich in Mexiko oder Mittelamerika gewiſs nie erfüllen dürften. Im Grunde genommen iſt es aber (in Anbetracht der politiſchen Unmündigkeit dieſer zum groſsen Theile noch aus politiſch ganz indifferenten Indianern beſtehenden Völker) ein Glück, daſs die republikaniſche Staatsform nur ein Deckmantel für die abſolutiſtiſche Regierung iſt, und das Land darf ſich glücklich preiſen, deſſen Präſident ein einſichtsvoller, energiſcher Mann iſt, der es verſteht, mit eiſerner Hand Ordnung und Ruhe zu ſchaffen und

zu erhalten, die Verkehrswege zu verbeſſern, den Handel zu heben und die Staatsfinanzen auf einen günſtigen Stand zu bringen. Wenn es dabei zuweilen ohne Härte und Strenge nicht abgeht, wenn auch, wie in Mexiko, die Preſsfreiheit thatſächlich halb unterdrückt iſt, wenn auch die perſönliche Freiheit des Staatsbürgers dann und wann beeinträchtigt wird, ſo iſt das in Anbetracht der groſsen Schwierigkeiten nicht zu verwundern und man darf deshalb mit den Regierenden nicht zu ſtrenge ins Gericht gehen; es fehlt eben überall an einem zuverläſſigen, ehrlichen Beamtenſtand und mancher gut gemeinte Befehl, manches wohlthätige Geſetz wird in der Ausübungsweiſe mehr oder minder verdreht und umgedeutet. Auch wenn der Präſident ſich von ſeinem ſchmalen Jahresgehalte in kurzer Zeit Millionen erſpart, nimmt man ihm das nicht beſonders übel, wenn er nur verſteht, während ſeiner Regierung die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten und Handel und Landwirthſchaft zu ſchützen. Alle wichtigeren Geſchäfte laufen durch die Hand des Präſidenten, und wenn es ſich um eine wichtige aufsergewöhnliche Angelegenheit handelt, ſo thut man immer am beſten, ſich direct an den Präſidenten zu wenden, da man dann eine raſche und definitive Entſcheidung erhält, während auf dem Umwege durch ſubalterne Behörden bei dem langſamen Geſchäftsgange jedenfalls viel Zeit verloren geht, wenn nicht die entſprechenden Schriftſtücke gar einmal »unauffindbar« werden. Eine wirklich ſchöne demokratiſche Einrichtung iſt die Leichtigkeit, mit welcher Jedermann, ohne Rückſicht auf Rang, Stellung oder Kleidung, zum Präſidenten gelangen kann, um ihm perſönlich ſein Anliegen vorzutragen.

In Mexiko iſt ſeit langen Jahren, beſonders unter der Regierung des jetzt noch im Amte befindlichen Präſidenten D. Porfirio Diaz, eines ausgezeichneten Feldherrn und Diplomaten, Ruhe und Ordnung im Lande gewahrt geblieben, und auch Guatemala hat ſeit langer Zeit keine gewaltſamen Aenderungen mehr erfahren müſſen; den Krieg gegen S. Salvador im Jahre 1890 hat man mehr in finanzieller Hinſicht als durch directe kriegeriſche Beläſtigung unangenehm empfunden, und obgleich S. Salvador im Jahre 1894 eine blutige Revolution hatte, ſo herrſchen daſelbſt doch im Allgemeinen, und ſo auch jetzt wieder, durchaus geord-

nete, ruhige Verhältniſſe. Nur in der Republik Honduras wollen die politiſchen Umwälzungen nicht recht zur Ruhe kommen und darum iſt dies arme Land auch ſo ſehr entvölkert, darum ſind die Arbeiterverhältniſſe ſo ungünſtig, das Verkehrsweſen ſo vernachläſſigt, das allgemeine Vertrauen ſo gering. Gar manchmal iſt nur die unberechtigte Verallgemeinerung hondureniſcher Unruhen daran Schuld, wenn man in Europa glaubt, daſs es in Mittelamerika überhaupt immer gähre, oft aber ſind auch die Zeitungsnachrichten direct falſch oder maſsloſe Uebertreibungen: ſo erinnere ich mich, daſs im December 1892 in Guatemala eine Reiberei zwiſchen Militär und Publicum vorkam, wobei es einige Beulen und Hautſchürfungen abſetzte, und bald darauf las ich in amerikaniſchen und engliſchen Zeitungen lange Berichte, wonach in Guatemala heftige Straſsenkämpfe ſtattgefunden haben ſollten, wobei Hunderte von Todten und Verwundeten gezählt worden wären.

Wie die Präſidenten der Republiken, ſo ſind auch die Gobernadores der mexikaniſchen »ſouveränen« Staaten, ſowie auch die Jeſes politicos der einzelnen Departamentos in gewiſſem Sinne Autokraten, freilich in beſcheideneren Grenzen, und wie die allgemeinen Verhältniſſe der Republik durch die Perſönlichkeit des Präſidenten und ſeine Ziele und Pläne ihr Gepräge erhalten, ſo auch die der kleineren Gebietstheile durch das ihrer Gouverneure und Diſtrictschefs. Bei dieſem Vorherrſchen des perſönlichen Elementes iſt es ganz natürlich, daſs jeder Pflanzer, jeder Kaufmann danach trachtet oder trachten muſs, mit den regierenden Perſönlichkeiten auf gutem Fuſs zu ſtehen, und da hier mit dem Wechſel des Diſtrictschefs oder Gouverneurs auch häufig ein ganz radicaler Wechſel des Syſtems eintritt, ſo erfordert es namentlich für den Pflanzer, der mit einer gröſseren Zahl von Arbeitern zu rechnen hat, eine ziemlich groſse Anpaſſungsfähigkeit, um nicht zu ſagen, eine diplomatiſche Gabe, um unter veränderten Verhältniſſen, die ihn vielleicht zum Gegner des Jefe politico gemacht haben, und die ſeine Stellung den Arbeitern gegenüber mit einem Schlage ändern, ſeine Geſchäfte dennoch vortheilhaft weiter zu führen. Um das an Beiſpielen zu erläutern, müſste ich wohl etwas weit ausgreifen; doch möchte ich eines, das ich ſelbſt mit erlebt, nicht übergehen: Ein ſubalterner Regie-

rungsbeamter war im Streite mit dem Verwalter einer Kaffeepflanzung; als er nun Befehl erhielt, eine Anzahl Indianer für die Regierung zum Laſttragen aus Indianerländern zu beſchaffen, ging er in directem Gegenſatz zum Wortlaute ſeiner Ordre mit ſeinen Soldaten direct auf jene Kaffeepflanzung und nahm alle bei der Arbeit befindlichen Indianer gefangen; da ein ſolches Vorgehen eine Plantage aufs Empfindlichſte ſchädigen muſs, ſo wurde der Beſitzer der Plantage durch einen nächtlichen Boten vom Vorgefallenen benachrichtigt; er ging in aller Morgenfrühe zum Diſtrictschef, welcher ſich über die directe Inſubordination ärgerte und deshalb alsbald jenem Subalternbeamten ſeine Beute wieder abjagte und ihn bald darauf abſetzte. Es iſt ſonſt — übrigens ebenfalls ganz ungeſetzlich — bei den einzelnen Ortsbehörden Gebrauch, zufällig des Weges kommende Indianer gefangen zu nehmen, wenn man irgend welcher Arbeiter oder Laſtträger für Regierungs- oder Gemeindezwecke bedarf.

Man ſieht, daſs die Behörden nicht immer genau nach dem Wortlaute der Geſetzesvorſchriften handeln, ſondern ſich oft ganz nach Belieben ihren eigenen Codex zurechtlegen. Trotzdem iſt die Verwaltung der mexikaniſchen und mittelamerikaniſchen Staaten eine recht gute, im Verhältniſſe zu ihrem Juſtizweſen, welche in all dieſen Ländern, ganz unabhängig von der Executive, beſteht. Ueberall iſt der Rechtsweg ein ſchneckenhaft langſamer und oft ſehr gewundener. Eine Specialität der Rechtſprechung iſt das Herausgreifen und Aufbauſchen von Bagatellklagen; man ſieht, daſs alſo auch hier das perſönliche Element von grofser Bedeutung iſt, da der Richter durch Aufbauſchen gewiſſer Klagen oder Unterdrückung anderer einen wichtigen Einfluſs auf das Privat- und ſogar Geſchäftsleben ausüben kann. Ich könnte hier viele Fälle anführen, doch hat es keinen Zweck, ſich allzu eingehend damit zu befaſſen. — Man begreift, daſs in ſolchen Ländern das Proceſsführen, wenn irgend angänglich, unterlaſſen oder wenigſtens aufs Aeufserſte eingeſchränkt werden ſollte, da es langwierig und unſicher, mit viel Koſten und Aerger verbunden zu ſein pflegt*). Meineid wird, wenn im eigenen Intereſſe geleiſtet,

*) Als ich im Jahre 1893 von Comitan nach Coban reiſen wollte, übergab mir die Obrigkeit zwei einheimiſche Träger; in der Nähe der Grenze holte mich ein Mexikaner ein und behauptete, die Leute ſchuldeten ihm Geld, ich ſolle ſie

in Guatemala nicht beſtraft, und ſo kann natürlich die Gegenpartei leicht falſche Zeugen aufbringen und den Erfolg der Klage verhindern. Aufserdem herrſcht in den Gerichten oft eine ganz unverzeihliche Nachläſſigkeit: ich weifs von einem San Pedraner Indianer, Namens Butz, der wegen Anbau von Tabak — Tabakbau iſt Regierungsmonopol — einige Monat Gefängnifs bekam, die er aber ſchon in der Unterſuchungshaft abgeſeſſen hatte; das Urtheil war gefällt, doch fehlte noch die Unterſchrift des Richters und lange Monate blieb der vergeſſene Mann im Gefängnifs, bis er endlich die Flucht ergriff, nach Hauſe lief und ſich aus Verzweiflung erhängte! — Manchmal iſt die Nachläſſigkeit der Richter auch ſo grofs, dafs das Volk durch Lynchjuſtiz eingreift, wie kürzlich bei einem Falle in S. Ana (San Salvador), oder dafs die Verwaltungsbehörden indirect einſchreiten: ich weifs einen Grenzort in Mexiko, wo zu einer beſtimmten Zeit ſich Pferdediebſtähle und Raubanfälle in erſchreckender Weiſe häuften; da griff ein energiſcher Jefe politico ein; wenn wieder ein Dieb eingebracht wurde, ſo ſchrieb man in die Acten: »Da zur Zeit kein Richter erſter Inſtanz im Orte iſt, wird der Angeklagte nach der nächſten Diſtrictshauptſtadt zur Aburtheilung geſchickt«; der Angeklagte wurde von einer Patrouille Soldaten abgeführt und nach kurzer Zeit kam der Unteroffizier der Patrouille mit der Meldung zurück, der Gefangene habe einen Fluchtverſuch gemacht und ſei dabei erſchoſſen worden; eine kurze Bemerkung in die Acten und der Fall war erledigt. Als die nächſtfolgenden Fälle ſämmtlich denſelben Ausgang nahmen, da ſtellte ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit die gröfstmögliche Sicherheit und Ordnung in der Grenzſtadt her. Sapienti sat.

Zieht man das Facit aus dieſen Bemerkungen, ſo könnte

---

ihm herausgeben. Ich wollte das aber natürlich nicht thun, worauf der Mann wuthſchnaubend ſeinen Revolver zog und in kaum 1 m Entfernung auf mich zielte. Da es unter ſolchen Umſtänden unklug und höchſt gefährlich geweſen wäre, weiter zu ſtreiten und nach meinem Revolver zu greifen, ſo ſteckte ich die Hände in die Taſche und ſagte dem Manne, er ſolle nur ſeine Leute nehmen und mich in Ruhe laſſen. Mein Gepäck blieb zunächſt auf freiem Felde, dann Monate lang in einer Indianerhütte liegen, bis ich es wieder bekam. Ich theilte es der Obrigkeit mit, ohne dafs dieſelbe für gut fand, einzuſchreiten, und den Gerichtsweg beſchritt ich nicht, weil ich wufste, dafs mich das viel Zeit, Schreiberei und Aerger gekoſtet hätte und doch wohl fruchtlos geweſen wäre.

man glauben, dafs ein Aufenthalt in Mittelamerika ftetige Plackereien oder felbft Gefahren für den Europäer biete; glücklicher Weife ift aber die Gemüthsart des Mittelamerikaners keine fchroffe, fo dafs trotz des allenthalben zu beobachtenden Fremdenhaffes fich verhältnifsmäfsig ganz gut leben und mit der Obrigkeit auskommen läfst. Freilich darf fich Jeder, welcher nach jenen Ländern zieht, darauf gefafst machen, gar manchen Aerger fchlucken und manches Unrecht leiden zu müffen. Bei dem ftarken Hervortreten des perfönlichen Elementes bei allen obrigkeitlichen Perfonen verfteht es fich, dafs man fich im Verkehr mit ihnen, wie überhaupt mit Jedermann, grofser Höflichkeit befleifsigen mufs, die ja fo wie fo im fpanifchen Amerika wie eine Hülle die geheimen Gedanken zu überdecken pflegt. »Höflich währt am längften«, müfste man unfer deutfches Sprichwort dort umtaufen.

Da mancher Richter in neueffer Zeit in Guatemala es zu feiner Specialität gemacht hat, Ausländer unter irgend welcher Anklage gefangen fetzen zu laffen, fo mufs man fich dadurch nicht allzu fehr aufregen laffen, fondern durch eigene diplomatifche Gefchicklichkeit möglichft bald wieder frei zu kommen fuchen, denn nur wenn der Betreffende ein Engländer oder Amerikaner ift, hat er Ausficht auf fofortige und energifche Unterftützung des betreffenden Gefandten. Dagegen hat man in den letzten Jahren nie gehört, dafs der deutfche Vertreter bei der Regierung irgendwie energifch vorftellig geworden wäre, wozu doch oft genug fich ein Anlafs geboten hätte.

Arbeiterverhältniſſe.

Wie in den meiſten tropiſchen Ländern, ſo iſt auch im nördlichen Mittelamerika ein Haupthinderniſs für die weitere Ausbreitung der Agricultur der Mangel an Arbeitskräften, und es dürfte daher wohl am Platze ſein, mit einigen Worten darauf zu ſprechen zu kommen. Das Natürlichſte und Beſte iſt, die Eingeborenen (Indianer oder Miſchlinge) zur Arbeit heranzuziehen, und man beginnt in den meiſten Gegenden bereits einzuſehen, daſs man nur mit den einheimiſchen Arbeitskräften wird rechnen können, denn die Verſuche mit der Einführung fremder Arbeiter (Chineſen in Yucatan, Japaner und Gilbert-Inſulaner in Südguatemala, indiſche Kulis in der Alta Verapaz) haben nur zum Theil gute Reſultate gegeben, und diejenigen auswärtigen Arbeiter, welche ſich noch am beſten bewährten (indiſche Kulis aus Jamaica), kann man jetzt nicht mehr bekommen, da die Colonialregierung von Jamaica eine Ausfuhr derſelben nicht mehr geſtattet; auch Gilbert-Inſulaner ſind nicht mehr zu bekommen, ſeit die engliſche Flagge vor wenigen Jahren auf jenen Eilanden gehiſst worden iſt. Negerſclaven ſind in Mittelamerika nur in ſehr wenigen Gegenden (meiſt zur Bearbeitung von Kloſtergütern) eingeführt worden, alſo giebt es Neger, Mulatten und Zambos, welche ſich wegen ihrer Kraft und ihrer vergleichsweiſe hohen Immunität gegen tropiſche Krankheiten vortrefflich zu Plantagenarbeiten eignen würden, nur in geringer Menge; nur in Britiſch-Honduras ſind ſolche Farbige in groſser Menge vorhanden und werden auch vorzugsweiſe als Landarbeiter und Schiffsleute ververwendet, ſind aber ein oft ſchwierig zu behandelndes Menſchen-

material, dabei auch ziemlich theuer (meiſt 50 Cents Gold pro Tag). Europäiſche Feldarbeiter ſind mit ganz vereinzelten Ausnahmen nirgends verwendet, doch würde ihrer Verwendung in hochgelegenen Kaffeeplantagen vom geſundheitlichen Standpunkte aus nichts im Wege ſtehen; dagegen würde ich es für eine Vermeſſenheit halten, europäiſche Arbeiter irgendwo im heiſsen Lande zu verwenden, und ich würde einem jeden derartigen Unternehmen von vornherein eine ungünſtige Prognoſe ſtellen, ſo z. B. dem Projecte, am unteren Chamelecon, kaum einige Hundert Fuſs über dem Meere, in noch ungerodetem Urwaldlande, eine Colonie von 1000 europäiſchen Familien anzulegen und die Männer in einer Kaffeeplantage zu beſchäftigen: abgeſehen von den in groſser Ausdehnung zu erwartenden Fiebern würde es dort, wie überall in Honduras, bald Schwierigkeiten geben, eine ſo groſse Menſchenmenge mit Lebensmitteln zu verſehen, und dann würde die Auflöſung der Colonie nicht mehr lange auf ſich warten laſſen; wer der Gründer und Leiter dieſer Colonie iſt, weiſs ich nicht, doch erzählten mir die Eingeborenen, als ich im April 1895 in jene Gegend kam, daſs die Landparcellen für die einzelnen Familien bereits vermeſſen wären. So wird man denn wohl in Bälde etwas von dem groſs angelegten Projecte hören; ſollte in Folge beſonders günſtiger localer Geſundheitsverhältniſſe die Anſiedelung gelingen und gedeihen, was ich für äuſserſt unwahrſcheinlich halte, ſo muſs doch ein derartiges Unternehmen ſtets als ein höchſt gewagtes bezeichnet werden, denn die Ländereien des heiſsen Landes ſind wohl für ſchwarze, höchſtens indianiſche Arbeiter, nicht aber für europäiſche geeignet.

Wenn man alle dieſe Verhältniſſe bedenkt, ſo iſt leicht einzuſehen, daſs faſt überall nur Indianer oder Ladinos (Miſchlinge) als Feldarbeiter und Holzfäller in Frage kommen und die Art der Arbeitergewinnung iſt in den verſchiedenen Landſchaften je nach ihrer hiſtoriſchen Entwickelung verſchieden. In der Alta Verapaz pflegt man bei Anlage einer Plantage ziemlich ausgedehnten Grundbeſitz zu erwerben; man erlaubt dann den daſelbſt wohnenden Indianern innerhalb dieſes Gebietes ihre Maisfelder u. ſ. w. zu bearbeiten, verpflichtet ſie aber dafür (gewiſſermaſsen als Pachtentſchädigung), im Monat eine oder zwei Wochen zu arbeiten (gegen Bezahlung von zwei bis drei Reales Silber täglich = 50 bis

75 Pfg.). Aufserdem beſtand in Guatemala bis zum Jahre 1894 die Einrichtung, daſs die Regierung auf Verlangen der Pflanzer Indianer zur Arbeit verpflichtete: der Obrigkeit wurde der Arbeitslohn für eine beſtimmte Zeit und eine beſtimmte Zahl Indianer übergeben und dieſe hatte nun zum feſtgeſetzten Termine die betreffenden Arbeitskräfte einzuliefern, was freilich oft nachläſſig genug betrieben wurde. Seit dem 1. März 1894 iſt aber dieſe Einrichtung der ſogenannten Madamientos*) aufgehoben und die Pflanzer an der Südſeeküſte haben nun durch Gewährung von Vorſchüſſen freiwillige Arbeiter zu ſuchen, wozu ſie ihre Agenten weit ins Innere des Landes hineinſenden. Die Arbeitslöhne betragen etwa drei Reales täglich pro Arbeiter (75 Pfg.), aber durch die Gehälter für die Agenten (habilitadores) und durch gelegentliche Verluſte (Tod oder Durchgehen eines Arbeiters) erhöhen ſich die Koſten beträchtlich. Neben dieſen für kürzere Zeit engagirten Feldarbeitern hat aber jede Plantage noch eine Anzahl Tagelöhner, welche jahraus jahrein, bei der Kaffeeernte auch mit Frau und Kindern, arbeiten müſſen und durch hohe erhaltene Vorſchüſſe an die Plantage gebunden ſind; ſie können den Ort nur wechſeln, wenn ſie zuvor ihre Schuld zurückbezahlt haben, d. h., wenn ein anderer Herr für ſie ihre Schulden zurückbezahlt, wodurch ſie ſich verbindlich machen, für jenen anderen Herrn zu arbeiten. Nun bedarf der freie Indianer eigentlich kaum des Geldes, wenn er nach Art ſeiner Väter wirthſchaftet und beſcheiden und nüchtern lebt; aber es giebt eine ſehr groſse Zahl von Indianern, welche ſich alle möglichen Bedürfniſſe angewöhnt haben und zu deren Befriedigung Vorſchüſſe aufnehmen, welche ſie mit ihrer Arbeit zurückbezahlen müſſen; da ſie aber fortfahren, dieſelben Bedürfniſſe zu haben und immer neue Anlehen aufzunehmen, ſo werden ſie ihr Leben lang ihre Verbindlichkeiten nicht mehr los und ſind zu dauernder Arbeit verbunden, wobei ſie höchſtens ihren Herrn nach eigenem Belieben wechſeln können. Die Behandlung der indianiſchen Feldarbeiter iſt aber durchſchnittlich eine ſehr gute, und Mangel oder wirkliche Armuth iſt ihm eigentlich fremd.

---

*) Sapper, Die ſociale Stellung der Indianer in der Alta Verapaz, Guatemala. Petermanns Mittheilungen 1891, S. 44 ff.

Im Gegenſatze hierzu erfahren die Indianer oder Ladinos, welche in Yucatan, Tabasco, theilweiſe auch in Chiapas, als Feldarbeiter oder Holzfäller arbeiten und zuvor oft hohe Vorſchüſſe erhalten haben, zuweilen eine ſehr harte Behandlung, namentlich in entlegenen Plantagen oder Holzfällereien, wo allerdings die Aufrechterhaltung einer ſtrengen Disciplin zur dringenden Nothwendigkeit werden kann. Der Tagelohn beträgt in Tabasco durchſchnittlich etwa ſechs Reales Silber täglich (1 Mk. 50 Pfg.), z. B. in Tenoſique; dagegen iſt in manchen Gegenden von Chiapas der Tagelohn noch ſehr niedrig [in Tumbalá z. B. einen Real (25 Pfg.) pro Tag] und es haben ſich in jenen bis vor Kurzem ganz vernachläſſigten Gegenden, welche ihrer klimatiſchen Verhältniſſe wegen ſehr wohl für Kaffeebau ſich eignen, nunmehr eine Reihe von Plantagen gebildet, welche zum nicht geringen Theile in deutſchen Händen ſind; da die dort wohnenden Chol-Indianer vielfach zu ſtolz und unabhängigkeitsliebend ſind, um Arbeit auf den Kaffeepflanzungen zu thun, zieht man die armen Tzental-Indianer von Yahalon etc. zur Bearbeitung der Plantagen heran.

In S. Salvador, wo die Indianerbevölkerung ſtark zurücktritt und die Ladinobevölkerung ſehr thätig iſt, werden die Plantagen mit freien Arbeitern (Ladinos) bewirthſchaftet und denſelben ein Tagelohn von vier Reales (1 Mk.) bezahlt.

In den meiſten Gegenden erhält der Feldarbeiter neben ſeinem Tagelohn noch freie Beköſtigung, in anderen Gebieten (z. B. in der Alta Verapaz) muſs ſich aber der Indianer ſelbſt beköſtigen.

Von der gröſsten Wichtigkeit für den Leiter einer Plantage iſt es, den richtigen Ton im Verkehre mit ſeinen Angeſtellten und Arbeitern zu finden; es richtet ſich das natürlich in erſter Linie nach dem Charakter der Leute, dann aber auch nach den in der Gegend herrſchenden Gebräuchen; eine allgemeine Norm läſst ſich daher nicht geben, und man muſs es mehr oder weniger dem Tacte des Einzelnen überlaſſen, ſich ſelbſt in die Verhältniſſe hineinzufinden oder ſich von zuverläſſigen, orts- und ſittekundigen Bekannten anleiten zu laſſen. Während man z. B. in Südguatemala faſt allenthalben ein ziemlich ſtraffes Regiment führen kann, muſs ſich der Pflanzer in der Alta Verapaz mög-

lichſt genau dem Temperament und der Anſchauungsweiſe der dortigen Indianer anpaſſen und eine mehr oder weniger patriarchaliſche Behandlung einführen; ſagen doch die dortigen Indianer nicht ſelten von ihrem Herrn, daſs er »wie ein Vater unter ihnen lebe«, und erwarten daher auch von ihm ein entſprechendes Benehmen; namentlich iſt es hier wichtig, die einheimiſche Sprache der Indianer zu lernen, da durch die Ueberſetzung der Dolmetſcher viele Miſsverſtändniſſe entſtehen, welche böſes Blut erzeugen können.

Die Indianer ſtehen zwar an Kraft den Negern weit nach, ſind aber durchſchnittlich geſchickte und gutwillige Arbeiter. Freilich lieben ſie die Feldarbeit nicht, und der Freiheitsdrang treibt manchen trefflichen Mann mit Weib und Kindern in unwegſame Wälder oder über die Grenze nach Nachbarländern hin; die Zahl der Indianer, welche nicht zur Feldarbeit auf Plantagen ſich herbeilaſſen will oder nur für kurze Zeit ſich verpflichtet, iſt groſs und daher beſteht die Hoffnung, daſs die Agricultur (auch ohne Einführung auswärtiger Arbeitskräfte) noch eine anſehnliche Weiterausbreitung im nördlichen Mittelamerika erfahren werde; immerhin iſt aber das noch unangetaſtete Capital von Arbeitskräften ein verhältniſsmäſsig beſchränktes und damit iſt auch die Steigerung der landwirthſchaftlichen Production vorläufig nur in beſtimmten Grenzen möglich und würde vielleicht leichter durch rationelleren Betrieb als durch Heranziehung neuer Arbeitskräfte raſch zu heben ſein.

Die wichtigſten landwirthſchaftlichen Anlagen ſind aufs heiſse und gemäſsigte Land beſchränkt. Die Getreideproduction der Hochländer wird faſt durchweg von Kleinbauern, meiſt rein indianiſchen Blutes, erzeugt und dieſelben Indianer arbeiten oft während der Kaffeeernte auch in benachbarten Kaffeepflanzungen. Groſse Getreidepflanzungen giebt es nur wenige (z. B. bei Chimaltenango in Guatemala) und daher iſt auch die Arbeiterfrage im kalten Lande keine brennende. Im kalten Lande könnten europäiſche Arbeiter oder Einwanderer ohne irgend welchen Schaden für ihre Geſundheit ſtrenge Feldarbeit verrichten; aber die beſten, für Getreide- und Kartoffelbau geeigneten Ländereien ſind im Privatbeſitze von Indianern oder Ladinos, könnten alſo nicht billig erworben werden; auſserdem kann der

theure europäiſche Arbeiter gerade im kalten Lande nicht mit dem mäſsigen Indianer concurriren. — Nun giebt es allerdings noch ſehr ausgedehnte culturloſe Gebiete im kalten Lande, aber in dieſen iſt eben entweder die ſteinige Beſchaffenheit des Erdreiches oder die ſteile Böſchung, welche das Arbeiten mit dem Pfluge unmöglich macht, ungünſtig für irgend welche Ackerbauthätigkeit, ſo daſs alſo hier kaum ein Feld für Einwanderung oder Verwendung europäiſcher Arbeiter iſt.

Muſikleben in Mexiko und im nördlichen Mittelamerika*).

Der Muſikfreund, welchen ſein Lebensweg nach den ſpaniſch-amerikaniſchen Ländern in irgend ein entlegenes Städtchen führt, muſs gewöhnlich auf die muſikaliſchen Genüſſe verzichten, die ihm in früheren Zeiten zugänglich geweſen waren. Da ſehnt er ſich denn je länger, je mehr nach gröſseren muſikaliſchen Aufführungen, nach der Klangwirkung eines wohlgeſchulten Orcheſters, nach Theater, Oper und Concerten, und wenn er bei Gelegenheit in eine gröſsere Stadt kommt, wo ein Hauch europäiſchen Kunſtlebens herrſcht, ſo iſt es ſein ernſtes Streben, ſo viel als möglich von ſolchen ungewöhnten Genüſſen zu erhaſchen.

Virtuoſenconcerte bekommt man nur ſelten zu hören, man ſucht ſie auch wohl kaum auf, denn bei dem Herauskehren techniſcher Kunſtfertigkeit und dem Mangel an reichhaltigem, gutem Programm vermögen ſie das Sehnen des Muſikdurſtenden gewöhnlich nicht zu ſtillen. Es klingt paradox und iſt doch wahr, daſs man eher noch die häufigen öffentlichen Abendconcerte der Militärcapellen aufſucht, um endlich wieder einmal den Zuſammenklang verſchiedener Inſtrumente zu hören, und wenn einem der Zufall wohl will, ſo hört man neben unbedeutenden und werthloſen Stücken auch ein oder das andere Mal eine ſchöne Ouvertüre oder hübſche Ausſchnitte aus Opern, Operetten oder auch Symphonien.

Die Militärcapellen der gröſseren Städte ſind in Mexiko, Guatemala und S. Salvador im Allgemeinen recht tüchtig geſchult und werden, wie in Italien, dazu angehalten, häufig Abends oder

*) Vergl. Neue Muſik-Zeitung. Stuttgart-Leipzig. XVI. Jahrg., 1895, Nr. 1, S. 6 und Nr. 2, S. 20 und 21.

Nachmittags an öffentlichen Plätzen unentgeltlich zu ſpielen. Je nach dem Geſchmacke des Capellmeiſters, zum Theil auch wohl des Publicums, iſt die Wahl der Stücke an verſchiedenen Plätzen ſehr verſchieden: während ich in der Hauptſtadt Mexikos bei den öffentlichen Militärconcerten niemals etwas zu hören bekam, was mein Intereſſe hätte erregen können, hörte ich in Oaxaca, Veracruz und Guatemala manche erfreuliche Vorträge, unter denen von unſeren deutſchen Claſſikern höchſtens einmal vereinzelt Haydn vorkommt, während italieniſche Operncomponiſten (namentlich Roſſini und Verdi) häufig, in Guatemala ſogar R. Wagner manchmal zu Wort kommen.

Ich werde mich ſtets mit Vergnügen an einen ſchönen Abend in Veracruz erinnern, an dem ich auf dem Balcon des Hotels ſaſs und dem bunten Treiben auf dem Hauptplatze mit ſeinen hell erleuchteten Anlagen, den blühenden Bäumen und ſchönen Cocospalmen zuſah: eine fröhliche Menſchenmenge, elegant gekleidete junge Damen und Herren neben armen Leuten in zerlumptem Anzuge gingen in munterem Gewimmel ſpazieren und lauſchten den Klängen der Capelle, welche die reizende Ouvertüre zur »Semiramis« von Roſſini ſpielte; ſtill und regungslos aber lag das nahe Meer zu meinen Füſsen, im Mondſchein glänzend; für mich ein prächtiges Gemälde und ein wahrer Genuſs*).

Weniger erfreuliche Erinnerungen erweckt die Kirchenmuſik jener Städte. Während in deutſchen Städten der Muſikfreund mit beſonderer Liebe die kirchlichen Aufführungen zu beſuchen pflegt, da ſie (wie etwa die Aufführungen in der Allerheiligen-Hofkirche in München) manchmal die einzige Gelegenheit bieten, gute, ernſte, ältere Muſik zu hören, kann aus den ſpaniſch-amerikaniſchen Ländern nichts Aehnliches berichtet werden; hier werden vielmehr zur Meſſe gewöhnlich operettenhafte, bewegte Rhythmen aufweiſende Stücke ohne jeglichen tieferen Gehalt geſpielt, und je frömmer die Bevölkerung, deſto unheiliger ſcheint

*) Die trefflichſten Aufführungen hörte ich aber von einer Militärcapelle von S. Salvador, welche unter der ausgezeichneten Leitung eines deutſchen Capellmeiſters (Herrn Drews) ſteht, Aufführungen, welche kaum von den beſten öſterreichiſchen Militärcapellen an Weichheit und Exactheit des Vortrages erreicht werden dürften.

die Kirchenmuſik zu ſein. Als ich am Charfreitag des Jahres 1894 mich in Mérida, der Hauptſtadt von Yucatan, befand, waren daſelbſt nicht nur alle Geſchäfte geſchloſſen, ſondern es hatte auch aller Pferdebahn-, Droſchken- und Eiſenbahnverkehr aufgehört, da alle Welt von Kirche zu Kirche ging, um zu beten, und dabei wurden in dieſer frommen Stadt in der Kathedrale von Orgel und Orcheſter Weiſen geſpielt, welche in ihrem Charakter den Mittelweg zwiſchen Tanz- und Marſchmuſik einhielten; ſie waren eher geeignet, die Andacht eines ernſten Menſchen zu vernichten, als ſie zu heben. Und wenn man auch in der Stadt Guatemala in manchen Kirchen ernſtere Muſik zu hören bekommt, ſo läuft doch auch hier gewöhnlich ein opernhafter, weiheloſer Zug mit unter, ſo daſs man, in ſeinem muſikaliſchen Gefühl geärgert, die Kirche wieder verläſst. Am eheſten befriedigte mich noch die einfache, nur von einem Streichquartett geſpielte Kirchenmuſik in manchen kleinen Plätzen, denn obgleich auch hier gewöhnlich etwas Tanzmäſsiges, Menuettartiges in den Rhythmen liegt und alſo die richtige Weihe fehlt, ſo macht doch dieſe Muſik in ihrer Anſpruchsloſigkeit und naiven Einfachheit, mit ihren freundlichen, beſcheidenen Klangreizen einen angenehmen Eindruck. Im Groſsen und Ganzen aber ſieht man, daſs die Kirchenmuſik im Allgemeinen keine Quelle der Erbauung für den Freund der Tonkunſt in dieſen Ländern bildet, und ſo ſind denn hauptſächlich Theater und Oper das Ziel ſeiner Wünſche.

In den Städten Guatemala und San Salvador ſpielt alljährlich eine italieniſche oder franzöſiſche, zuweilen auch eine ſpaniſche Operngeſellſchaft, angelockt durch die nicht unbedeutende Regierungsſubvention; zuweilen tritt auch wohl eine ſpaniſche Schauſpielertruppe auf eigene Rechnung für einige Zeit auf. Da das geſammte Perſonal aus Europa gekommen, ſo bietet deren Spiel oder Geſang nichts Eigenartiges, die Aufführungen ſind ungefähr ſo, wie in einem mittleren deutſchen Theater. Auch das Publicum unterſcheidet ſich in Kleidung oder Benehmen nicht weſentlich von einem europäiſchen Theaterpublicum und iſt in ſeinen Beifalls- und Miſsfallsbezeugungen gemäſsigter, ruhiger, als z. B. italieniſche Theaterbeſucher zu ſein pflegen.

Im Teatro Colon in Guatemala iſt das Orcheſter, welches vom Conſervatorium von Guatemala geſtellt wird, wirklich gut,

namentlich die Saiteninſtrumente ſind ſehr tüchtig vertreten. Ueber die Operngeſellſchaft aber kann man kein allgemeines Urtheil abgeben, da faſt alljährlich eine andere Truppe auftritt; die Kräfte ſind gewöhnlich mittelmäſsig, abgeſehen von einigen beſſeren Soliſten. Der Chor iſt gewöhnlich geradezu ſchlecht. Demjenigen, der Jahre lang kein Theater mehr geſehen hat, fällt beſonders die Manierirtheit der bei europäiſchen Spielern gebräuchlichen Theatergeſten auf, und dieſelbe Beobachtung machte ich nicht nur in Guatemala, ſondern auch in einigen mittleren Städten von Mexiko (S. Juan Bautiſta und S. Cristobal Las Caſas), wo kleine Operettentruppen mit einem aus Clavier und etlichen Streich- und Blasinſtrumenten gebildeten Orcheſter geringwerthige muſikaliſche Schwänke aufführten.

In der Stadt Mexiko war leider während meines einmonatlichen Aufenthaltes das groſse »Nationaltheater« geſchloſſen, ſo daſs ich über deſſen Leiſtungen Nichts zu berichten weiſs. Doch möchte ich bemerken, daſs der Name »Nationaltheater« ganz und gar nicht am Platze iſt, denn es ſpielen hier niemals einheimiſche, ſondern ausſchlieſslich ausländiſche (meiſt ſpaniſche) Geſellſchaften, manchmal mit groſsen »Sternen« in ihrer Mitte, und das Theaterpublicum iſt, wenn ich recht berichtet bin, nach europäiſcher Mode gekleidet, die mexikaniſche Nationaltracht faſt verpönt. Einen ſpecifiſch mexikaniſchen Charakter zeigt nur das aus niedrigeren Geſellſchaftsſchichten ſtammende Publicum der kleineren Theater, von welchen ich das »Teatro Principal« mehrmals beſucht hatte. Da erſcheinen, auch im Parquet, die meiſten Herren mit dem groſsen mexikaniſchen Hute, mit der kurzen Jacke, den engen, zu den Seiten der Nähte mit ſilbernen Knöpfen verzierten Beinkleidern und — zur Vervollſtändigung der Nationaltracht, auch mit dem blank geputzten, langläufigen, ganz offen getragenen Revolver. Erſt wenn der Vorhang aufgeht, muſs der Hut abgenommen werden, und wer es etwa verſäumt, den erinnert ein Schutzmann daran; den Revolver braucht man aber nicht abzuſchnallen. Das Publicum beträgt ſich übrigens ganz anſtändig, und wird auch bei den oft vortrefflichen, aber derben Localcouplets niemals allzu unruhig. Da in dieſen Theatern die Sitte herrſcht, daſs man nicht ein Billet für den ganzen Abend zu nehmen braucht, ſondern auch Einlaſs-

karten für jeden einzelnen Act (»Tandas«) kaufen kann, ſo erneuert ſich ein Theil des Publicums nach jedem Acte. Dieſe Theater ſind Privatunternehmen und haben ihre ſtändige Operngeſellſchaft, ihr ſtändiges Orcheſter; Chor und Soliſten ſind mittelmäſsig, und ich würde ihrer nicht erwähnen, wenn nicht das Spiel manchmal von einem gewiſſen Intereſſe wäre. So hörte ich im »Teatro principal« einmal eine »Carmen«-Aufführung, welche mir in dieſer Hinſicht bemerkenswerth erſchien. Das Orcheſter war ſeiner Aufgabe keineswegs gewachſen und brachte die feine prickelnde Muſik Bizet's nur verſchwommen zum Ausdrucke; die Sänger und Sängerinnen ſtanden in ihrem Können nicht höher, als die Orcheſtermitglieder. Auch die »Carmen«, ein hübſches kleines Perſönchen mit einer dünnen Stimme, ſang recht mittelmäſsig, was mir beſonders auffiel, da ich in dieſer Rolle bisher nur vortreffliche Sängerinnen (Frau Lucca und Frau Baſta) gehört hatte; auch ihr Spiel wollte mir anfangs nicht gefallen, obwohl ihr natürlich kokettes Weſen recht gut mit ihrer Rolle zuſammenſtimmte. Eines aber behagte mir an ihrem und aller Anderen Spiel: die Natürlichkeit und Wahrheit der Bewegungen, das gänzliche Fehlen der gekünſtelten, ſchablonenhaften Theatergeſten europäiſcher Darſteller, und in manchen Scenen erhob ſich das Geſammtſpiel zu wirklich dramatiſcher Wirkung, ſo namentlich in der Schlufsſcene des letzten Actes, wo die »Carmen« mit bewunderungswürdiger Lebenswahrheit und feiner Charakteriſtik ihre Rolle zur Durchführung brachte. In wohlthuendem Gegenſatze zu den conventionellen Bewegungen europäiſcher Darſtellungen drückte ihr Geſicht im Beginne der Schlufsſcene äufserlich völlige Ruhe aus, wie denn überhaupt in ſpaniſchen Ländern der Affect möglichſt verborgen gehalten zu werden pflegt; dagegen verrieth das nervöſe Spiel mit dem Fächer, das Zupfen der Hände an den Spitzen des Kleides, das leiſe Stampfen der Füſse die immer wachſende Aufregung und den dabei ſich immer trotziger regenden Eigenſinn in wahrhaft künſtleriſcher und allgemein verſtändlicher Weiſe und riſs den Zuſchauer zu immer gröſserer Spannung und Theilnahme bis zur Schlufskataſtrophe hin, die hier, im Lande der Stiergefechte, auch lebendiger und wahrer geſpielt wurde, als ich es bisher in Deutſchland geſehen hatte.

In allgemein kunſtleriſcher Hinſicht ſtehen die Aufführungen auf einer recht niedrigen Stufe, wie denn überhaupt das Muſikleben in Mexiko und im nördlichen Mittelamerika im Allgemeinen recht dürftig und ſeicht iſt. Es iſt hier allerdings nicht zu überſehen, daſs Mexikaner und Mittelamerikaner häufig recht muſikaliſch ſind, daſs man in Privatkreiſen oft wohlgeſchulte Dilettanten findet, und daſs manche kleinere Compoſitionen einheimiſcher Muſiker wirklich von Talent und Geſchmack zeugen; aber nichtsdeſtoweniger bietet das öffentliche Muſikleben dem Beobachter nur wenig Erfreuliches.

So bleibt denn dem Muſikfreunde nichts übrig, als dem mangelhaften öffentlichen Muſikleben den Rücken zu kehren und ſich mit einfacher, guter Hausmuſik zu beſcheiden, und wenn Einem das Glück hold iſt, ſo findet ſich wohl auch an weltentlegenen Orten der eine oder andere tüchtige Dilettant, welcher mit einer gewiſſen Meiſterſchaft ſein Inſtrument beherrſcht und neuen Reiz in das beſcheidene häusliche Muſikleben zu bringen verſteht. Wo eine gröſsere deutſche Colonie beſteht (wie in Mexiko, S. Salvador oder hier in Coban), bildet ſich auch wohl ein kleiner Männergeſangverein oder auch (wie in Coban) ein Streichquartett, die eine breitere Grundlage für muſikaliſche Abende geben. An ſolchen Abenden kommen dann auch in engem Kreiſe unſere guten deutſchen Claſſiker und andere Meiſter zur Geltung und dankbar lauſcht man den beſcheidenen Aufführungen, für welche der verwöhnte Muſiker drüben vielleicht nur ein mitleidiges Lächeln übrig hätte. Uns aber, die wir fern vom reichen Muſikleben Europas leben müſſen, bieten ſie immerhin einen Schimmer des Glückes in dem klangloſen Alltagsleben des fremden Landes.

Die Singvögel von Mittelamerika*).

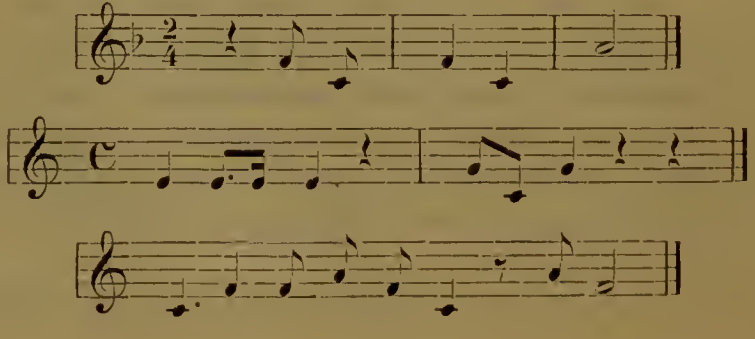
Es kann keine Frage darüber ſein, daſs der Geſang bei den Vögeln die Stelle der Sprache vertritt, inſofern als ihre muſikaliſchen Weiſen der Ausdruck ihrer Geſühle und Wünſche, ihrer Freude und ihres Schmerzes ſind und ſo von ihresgleichen verſtanden werden. Aber damit iſt über ihre muſikaliſche Begabung noch nichts ausgeſagt, da in dieſem Sinne der Geſang nicht höher ſtünde, als das Bellen der Hunde, das Miauen der Katze oder die Rufe und ſonſtigen Klangäuſserungen anderer Thiere. Erſt dadurch wird ihr Geſang muſikaliſch bedeutungsvoll, daſs die Klangäuſserungen ſich an beſtimmte, klar ausgeſprochene Töne binden und zugleich diejenige Mannigfaltigkeit in Stärke, Höhe und Dauer der Einzeltöne zeigen, welche zur Hervorbringung eines äſthetiſch befriedigenden Geſühles nothwendig iſt. Eben durch dieſe letztere Eigenſchaft ſtellt ſich der Vogelgeſang hoch über das Summen und Zirpen vieler Inſecten, welches gewiſs auch als muſikaliſche Klangäuſserung zu betrachten iſt, aber ſeiner Einförmigkeit wegen keine Befriedigung hervorruft. Der Geſang vieler Singvögel dagegen iſt ſo mannigfaltig und reich, daſs er es wirklich verdienen würde, einmal der Gegenſtand einer eingehenden äſthetiſchen Beurtheilung zu werden. Daſs dieſes nicht ſchon längſt geſchehen iſt, hat ſeine Urſache hauptſächlich darin, daſs die allermeiſten europäiſchen Singvögel Coloraturſänger ſind, und zwar eine ſolche Geſangsweiſe beſitzen, deren Triller und Gurgeltöne, deren jähe und doch durch feine Uebergänge verbundenen dynamiſchen Aenderungen, deren Tiriliren und Schmettern uns fremdartig berühren und mit unſeren gebräuchlichen muſikaliſchen Inſtrumenten und in unſerer Notenſchrift nicht wiedergegeben werden können. Obgleich wir daher die oft unge-

*) Vergl. Neue Muſik-Zeitung. Stuttgart-Leipzig. XVI. Jahrg., 1895, Nr. 4, S. 45.

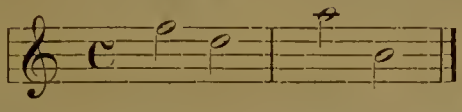
mein zarte Tonbildung und Klangſchattirung bei unſeren europäiſchen Singvögeln bewundern und hochſchätzen, ſo iſt uns doch ihre Tonſprache etwas völlig Fernſtehendes; unſere muſikaliſche Schulung und die Gewöhnung unſeres Ohres befähigen uns nicht zum Mitfühlen dieſer Weiſen; kurz, mit demſelben Rechte, mit welchem wir den Vögeln das Verſtändniſs unſerer Muſik abſprechen, kann man auch ſagen, daſs uns das richtige Verſtändniſs für die Muſik unſerer heimiſchen Singvögel fehlt.

Auſser dem Coloraturgeſange findet aber noch ein anderer muſikaliſcher Stil ſeine Anhänger unter der gefiederten Sängerwelt und die Mehrzahl der mittelamerikaniſchen Singvögel will nichts von dem Kunſtgeſange ihrer europäiſchen Collegen wiſſen: ſie bringen ihre Gefühle in mehr gehaltenen, wohl durchbildeten Tönen zum Ausdrucke und bilden durch verſchiedene, meiſt klar ausgeſprochene Rhythmen und Tonhöhen einfache melodiſche Weiſen. Dadurch rückt ihr Geſang unſerem muſikaliſchen Verſtändniſſe näher und berührt unſer Gemüthsleben auch mächtiger, als es bei den viel kunſtvolleren Tiraden der europäiſchen Singvögel der Fall iſt. In ähnlicher Weiſe übt ja auch der Ruf des Kuckucks trotz ſeiner Einfachheit und der oft zu bemerkenden Unreinheit des Intervalls eine ungleich gröſsere Wirkung auf das Gemüth des Menſchen, namentlich aber des Kindes, aus, als die vollendetſten Triller eines Kanarienvogels.

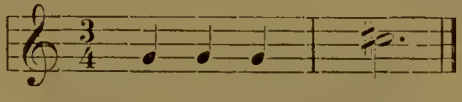
Viele mittelamerikaniſche Vogelrufe bergen ein harmoniſches Element in ſich, inſofern als ſie oft nur aufgelöſte Accorde darſtellen. Aber trotzdem iſt dieſen einfachen kurzen Weiſen ein gewiſſer Reiz eigen, der nicht nur dem ſüſsen Wohllaute des Klanges allein zuzuſchreiben iſt, ſondern auch manchmal in verhältniſsmäſsig reich bewegten Rhythmen ſeine Erklärung findet, z. B.:



Aber auch da, wo keine rhythmiſche Differenzirung ſtattfindet, haben oft ſchon die Tonverbindungen an ſich etwas Anziehendes, und der einſame Wanderer, der im Urwalde die ſanften klagenden Töne des folgenden Rufes hört:

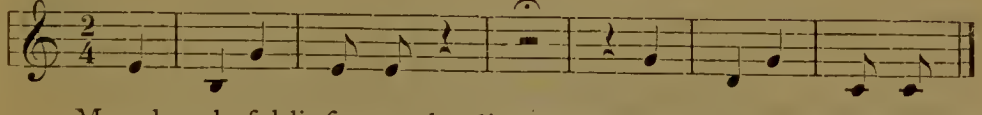


fühlt ſich ſchmerzlich berührt von dem unbefriedigten Sehnen, das in dieſem Rufe liegt, und wenn er weiter wandernd ſchwächer und ſchwächer die ſehnſüchtigen Töne vernimmt, empfindet er es peinlich, daſs keine beruhigende Auflöſung des Accordes als Antwort aus dem ſchweigſamen Walde erklingt. Und als ich nach einer längeren Reiſe in dem ſangloſen Hochlande von Mexiko einmal ganz unerwartet in den Bergwäldern bei Tonalá (Chiapas) in wunderbar weicher Klangfarbe die ſehnenden Töne des folgenden Rufes vernahm:



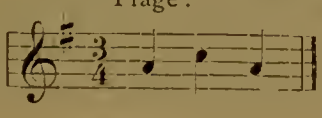
der mehrmals ganz oder nur in den erſten drei Tönen wiederholt wurde, da ergriff mich geradezu ein Gefühl des Heimwehs nach den ſchönen Urwäldern meiner Adoptivheimath im mittleren Guatemala.

Ein elegiſcher Grundzug zeichnet überhaupt ſehr häufig die Vogelrufe aus und gewöhnlich enden ſolche Weiſen ohne befriedigenden Schluſs. Doch hörte ich auch manchmal Vogelrufe, die einen richtigen Schluſs der Tonformel aufweiſen, wie folgende, ſonſt nicht gerade reizvolle Weiſe:

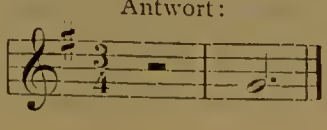


Manchmal ſchlieſst auch die aus anderer Richtung erſchallende Antwort die an und für ſich unbefriedigende Weiſe des gefiederten Sängers befriedigend ab, wie ich es z. B. einmal bei Tonalá in Chiapas beobachtete:

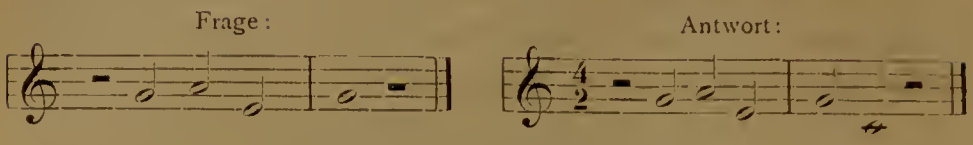
Frage:



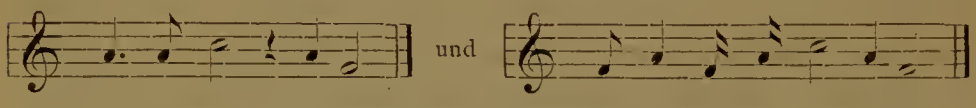
Antwort:



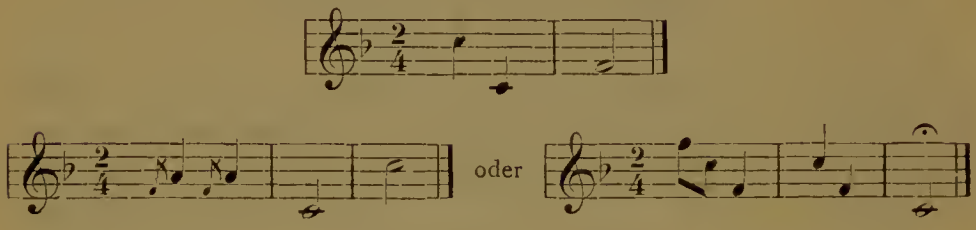
oder wie ich bei Xaltenamſt in Guatemala mehrmals hörte:



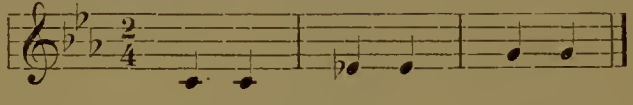
Von Intereſſe iſt es auch, zu beobachten, wie manche Vögel ihren eigenen Ruf verändern, indem ſie z. B. gehaltene Töne in kürzere Einzeltöne auflöſen oder auch wichtigere Unterſchiede, ſelbſt in Bezug auf die Tonhöhe, hervorrufen, wie in folgendem Falle:



Viele Rufe haben auch einen energiſchen Charakter, ſelbſt wenn ſie ſich innerhalb der Töne eines einzigen Accordes bewegen, z. B.:



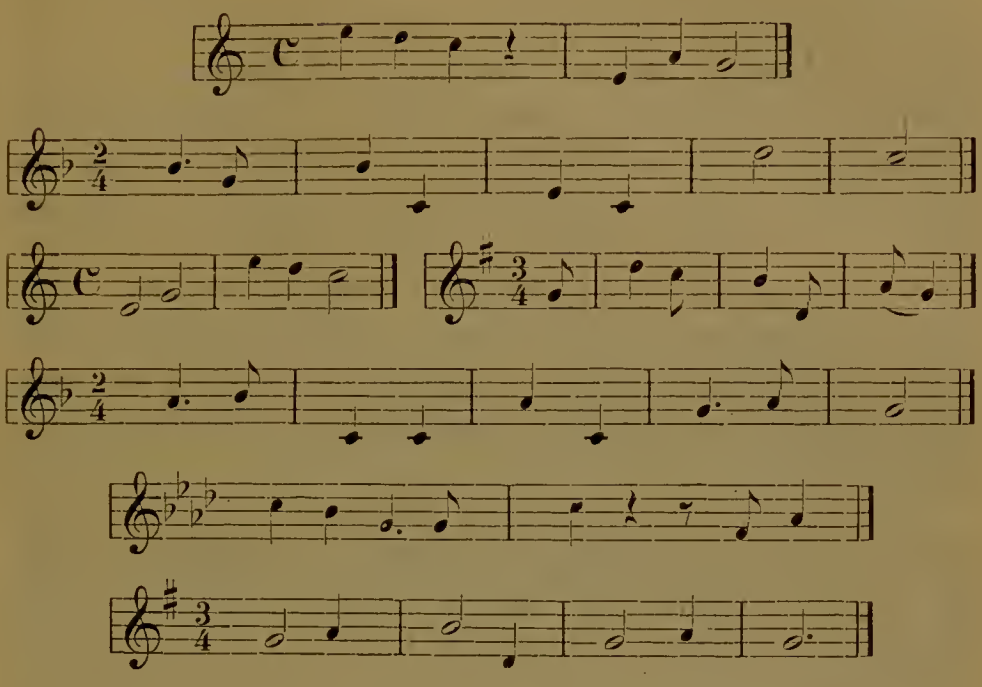
und der folgende Ruf



erhält dadurch, daſs der Sänger nach kurzer Pauſe die beiden letzten Tacte wiederholt und nach erneuter Pauſe abermals wiederholt, etwas Drängendes, wie es auch ein Muſiker von Fach mit ſo einfachen Mitteln nicht wirkſamer erreichen könnte.

Ich gehe überhaupt ſo weit, den Weiſen der mittelamerikaniſchen Singvögel einen gewiſſen muſikaliſchen Kunſtwerth zuzuſchreiben, an dem die Einfachheit der Motive und die auſserordentliche Kürze der Sätze nichts zu ändern vermögen. Namentlich tritt dieſer relative Kunſtwerth deutlich hervor an ſolchen Vogelrufen, welche ſich nicht bloſs innerhalb der Tonfolge eines beſtimmten

Accordes bewegen, ſondern mehr dem rein melodiſchen Principe huldigen, wie nachſtehende Beiſpiele zeigen mögen:



Ich für meine Perſon finde, daſs in dieſen Weiſen eine nicht unbedeutende melodiſche Kraft ſteckt, und wenn ich ein Componiſt wäre, ſo würde ich mich nicht ſcheuen, eine Anleihe bei dem Capital zu machen, das in ſolchen Vogelrufen aufgeſpeichert iſt.

* * *

Die Singvögel von Mittelamerika ſind in ihrer Verbreitung faſt ausſchlieſslich auf die Urwaldgebiete beſchränkt; in den Savannen- und Strauchſteppengebieten ſind Vögel überhaupt ſeltener und ſtatt der Singvögel fallen vielfach farbenprächtige, aber ganz unmuſikaliſche Papageien auf.

Ich ſelbſt habe kaum jemals die Singvögel zu Geſicht bekommen, deren Rufe ich auf meinen zahlreichen Wanderungen aufgezeichnet habe; ich lieſs mir aber ſagen, daſs ſie ſich — ähnlich wie die deutſchen Singvögel — im Allgemeinen nicht durch glänzendes Gefieder auszeichnen. Sie haben es ja freilich auch nicht nöthig, denn wenn der Zweck des ſchönen Gefieders hauptſächlich darin zu ſuchen iſt, daſs es dem Männchen die Liebe des Weibchens gewinne und ſichere, ſo thut gewiſs ein

ſchöner, herzbewegender Geſang ebenſo gute Dienſte, und in den dichten Urwäldern gewiſs noch beſſere, da das üppige Blätterwerk keinen weiten Blick geſtattet, der ruhende Wald aber weithin die Stimme des liebeſuchenden Sängers trägt. Es iſt namentlich der Uebergang von der Trockenzeit zur Regenzeit (in den Monaten April und Mai), wo das Sehnen der gefiederten Sänger am häufigſten ſeinen muſikaliſchen Ausdruck findet, und da derjenige Vogel, welcher am ſüſſeſten und ſchönſten ſingt, am eheſten ein Weibchen erobert, ſo dürfen wir nach den Geſetzen der Vererbung und der natürlichen Zuchtwahl erwarten, daſs noch in Jahrtauſenden dieſe Wälder vom melodiſchen Vogelconcert erſchallen, und daſs die muſikaliſche Begabung und Ausdrucksfähigkeit der Singvögel allmählich noch eine höhere Stufe erreichen werde.

Wie dem aber auch ſein möge, ſtets werde ich dieſer liebenswürdigen beſcheidenen Sänger mit herzlicher Dankbarkeit gedenken, denn ihr Geſang hat mir ein häufigeres und dauernderes Vergnügen bereitet, als das herrliche Gefieder und die glänzende Erſcheinung des (hier zu Lande gleichfalls vorkommenden) Quezals, der wohl als der ſchönſte Vogel der Welt gelten mag, aber durch ſeinen eintönigen, etwas melancholiſchen Ruf keine Saite im Herzen des Muſikfreundes zum Mitklingen veranlaſst.

Die Bevölkerung des nördlichen Mittelamerika.

Hierzu Karte Nr. 5.

Wie grofs die Bevölkerung des nördlichen Mittelamerika (in der früher gegebenen natürlichen Begrenzung) ift, läfst fich nicht genau fagen, da einmal die ftatiftifchen Ergebniffe äufserft unficher find und nur als rohe Annäherungswerthe gelten dürfen, und da ferner von einigen Staaten (Oaxaca, Veracruz, Honduras) nur beftimmte Theile in den Rahmen des nördlichen Mittelamerika fallen. Ich gebe hier die zunächft intereffirenden Daten aus »Bevölkerung der Erde« von Wagner und Supan (Gotha 1891), S. 213:

	Flächeninhalt: Statift. Amt 1890 qkm	Flächeninhalt: Gotha 1882 qkm	Bevölkerung 1890? Einwohner		Zahl der Einw. auf 1 qkm
Chiapas	70524	55316	241404		4
Tabasco . . .	26094	25241	104747		4
Campeche . . .	46855	56462	93976		1,6
Yucatan . . .	91201	85827	329621		4
Britifch-Honduras		21475	27668	(1887)	1,3
Guatemala . . .		125100	1460017*)	(1889)	12
San Salvador . .		21070	663613	(1887)	32
Honduras . . .		119820	331917	(1887)	2,8

Roh kann man ungefähr fagen, dafs das nördliche Mittelamerika (d. i. das Land zwifchen dem Ifthmus von Tehuantepec und der Linie Puerto Cortez-Fonfecabai) ein Areal gleich vier

*) Nach dem Cenfus vom 26. Februar 1893 würde die Einwohnerzahl von Guatemala nur 1364678 betragen; doch glaubt der Director des ftatiftifchen Amtes von Guatemala, Don Victor Sanchez O., dafs etwa 10 Proc. der Bevölkerung nicht gezählt feien, die Gefammtfumme alfo auf $1\frac{1}{2}$ Millionen anwachfen würde.

Fünftel des Deutſchen Reiches, mit ungefähr drei Millionen Einwohnern, beſitzt. Die gröſste Volksdichte beobachtet man in San Salvador, die kleinſte in Campeche; als allgemeine Regel findet der Reiſende, daſs durchſchnittlich die trockenen Gebiete aller Klimazonen weit ſtärker bevölkert ſind als die feuchten Urwaldgebiete, weil letztere ungeſunder ſind und zudem der Urbarmachung weit gröſsere Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Die allerdünnſte Bevölkerung zeigt das gewaltige, zuſammenhängende Urwaldgebiet des Petén, des weſtlichen Britiſch-Honduras, des öſtlichen Chiapas und ſüdlichen Yucatan-Campeche: die Guatemala-Provinz Petén hat kaum eine Volksdichte von ein Fünftel auf 1 qkm und dabei iſt der gröſste Theil der Bevölkerung noch auf das kleine Sabannengebiet im Centrum concentrirt; die Volksdichte in den benachbarten ſabannenloſen Urwaldgebieten iſt jedenfalls noch bedeutend geringer, ausgedehnte Länderflächen ſind ſogar ganz unbewohnt.

Der weitaus gröſste Theil der Bewohner bekennt ſich zur katholiſchen Religion; die Zahl der Andersgläubigen beträgt nicht einmal 1 Proc. In Guatemala wurden 1893 gezählt 1 356 105 Römiſch-Katholiſche, 2254 Proteſtanten, 1146 Angehörige verſchiedener anderer Religionen, 5173 Religionsloſe, und ähnliche Verhältniſſe dürften auch in den anderen mittelamerikaniſchen Staaten herrſchen.

Etwa die Hälfte der Geſammtbevölkerung ſind reine Indianer, die Uebrigen der überwiegenden Mehrzahl nach Meſtizen; Neger, Zambos, Mulatten ſind nur in wenigen Gebieten im Inneren in gröſserer Zahl vorhanden, ihr Hauptverbreitungsgebiet iſt die atlantiſche Küſte, namentlich Britiſch-Honduras. Als rein Weiſse kann man faſt nur die in den letzten Jahrzehnten aus Europa oder den Vereinigten Staaten gekommenen Indogermanen betrachten, da die altanſäſsigen Geſchlechter aus der ſpaniſchen Colonialzeit faſt ausnahmslos Beimiſchung indianiſchen Blutes haben; die Zahl der Weiſsen kann man ſchätzungsweiſe für das Geſammtgebiet auf höchſtens 15 000 (wahrſcheinlich weniger) angeben. Die Zahl der Japaner, Chineſen, Indier u. ſ. w. iſt verſchwindend klein.

Das intereſſanteſte Bevölkerungselement Mittelamerikas ſind zweifellos die Indianer, welche in manchen Gebieten, namentlich

in Yucatan und in den Hochländern von Guatemala und Chiapas, an Zahl die Miſchlinge (Ladinos) weit übertreffen. Im Inneren und im Südoſten der Halbinſel Yucatan giebt es ſogar einige unabhängige Indianerſtätchen mit faſt ausſchlieſslicher Indianerbevölkerung; das Departamento Alta Verapaz in Guatemala zeigt ebenfalls 95 Proc. reiner Indianer. Mit Ausnahme der heidniſchen Lacandonen, welche auch heute noch in ziemlich hohem Grade die Sitten und Lebensweiſe ihrer Vorfahren befolgen, haben ſich alle anderen Indianerſtämme des nördlichen Mittelamerika mehr oder weniger der europäiſchen Cultur angepaſst und die Lebensweiſe allmählich modificirt, theilweiſe auch in ihrer Sprache ſich dem Spaniſchen genähert, oder auch (namentlich in Südoſtguatemala und San Salvador) das Spaniſche, unter Aufgabe ihrer Mutterſprache, als alleinige Verkehrsſprache angenommen. Trotzdem ſind noch allenthalben in Sitten und Gebräuchen, in ihren religiöſen Anſchauungen, in Kleidung, Hausbau, Landwirthſchaft und anderen Einrichtungen ſtarke Anklänge an die vorſpaniſche Zeit zu beobachten, und wenn es gelänge, in jedem einzelnen Stammesgebiete alle dieſe Dinge eingehend zu ſtudiren, ſo würde eine Fülle höchſt intereſſanter Thatſachen zu verzeichnen ſein, welche auf die Beziehungen der einzelnen Stämme zu einander, insbeſondere aber auf die alte mittelamerikaniſche Cultur helles Licht werfen könnten. Leider bringen aber allenthalben die Indianer dem Ausländer ein groſses Miſstrauen entgegen, ſo daſs es jahrelangen intimen Verkehrs mit den Leuten eines Stammes bedarf, um einigermaſsen zum Vertrauten ihrer geheimen Gedanken werden zu können; ja, es iſt dem Reiſenden häufig kaum möglich, auch nur Beobachtungen über Hausbau; Hausgeräthe u. dergl. Dinge auszuführen, ohne ſich unangenehmen Situationen auszuſetzen. Freilich äuſsert ſich das Miſstrauen der Indianer meiſt nur in paſſivem Widerſtande, wobei aber die Geſetze der Gaſtfreundſchaft trotzdem ſtrenge eingehalten werden; nur im Quiché-Gebiete (Guatemala) äuſsert ſich das Miſstrauen manchmal ſehr ſchroff, und ich erinnere mich, daſs mir dort mehrmals die Unterkunft verweigert wurde, oder daſs man wenigſtens zuerſt meine indianiſchen Träger über mich ausfragte, ehe man mir Einlaſs in die Hütte gewährte. In Chilanga (S. Salvador) begegneten mir die (zu den Leuka-Völkern gehörigen) Indianer mit über-

groſser Höflichkeit, ſuchten aber durch Lügen meinen Fragen auszuweichen — ein anderes Syſtem, aber dieſelbe Sache! So iſt denn auch unſere Kenntniſs des gegenwärtigen Culturzuſtandes der Indianer noch recht lückenhaft; am eingehendſten hat darüber Dr. Otto Stoll in ſeiner »Ethnologie der Indianerſtämme von Guatemala« (Leiden 1889) berichtet; dagegen iſt von vielen Stämmen des nördlichen Mittelamerika, namentlich von den Leuka-Völkern des weſtlichen Honduras, faſt nichts Genaueres bekannt. Aus dem, was man aber bisher beobachtet hat, geht ohne Zweifel hervor, daſs die Cultur aller dieſer Stämme groſse Aehnlichkeit unter einander hat, und alſo entweder von einer gemeinſamen Muttercultur herrührt, oder zwar von verſchiedenen Centren ausging, aber durch gegenſeitige Vermiſchung einheitlich wurde. Wo immer ich Spinnen, Weben, Färben, das Verfertigen von Stricken, Matten, Hüten, ferner das Maismahlen, Säen und Ernten etc. beobachtete, geſchah es immer mit denſelben Mitteln und auf dieſelbe Weiſe; allenthalben trifft man dieſelben Speiſen, dieſelbe Zubereitung derſelben, und nur ſelten beobachtet man Gerichte, welche nur einzelnen Stämmen eigenthümlich, den anderen fremd wären. Freilich ſind die einzelnen Werkzeuge, die Gefäſse der Küche, die Mahlſteine u. ſ. w. nach Form und Material mannigfachen Verſchiedenheiten unterworfen und in Hausbau, Flechten der Hängematten, Tracht und anderen Dingen zeigen ſich manche charakteriſtiſche Unterſchiede, auf welche ich hier freilich nicht näher eingehen will, — aber das Princip iſt überall daſſelbe.

Gegenüber einer ſolchen Einheitlichkeit der Cultur (auf Geiſtescultur kann hier nicht Rückſicht genommen werden) bei den alteingeſeſſenen mittelamerikaniſchen Stämmen fällt es ſofort auf, daſs die Karaiben, welche erſt gegen Ende des letzten Jahrhunderts nach der mittelamerikaniſchen Küſte verbracht worden ſind und jetzt nur noch in Vermiſchung mit der afrikaniſchen Raſſe vorkommen, ein principiell verſchiedenes Hauptnahrungsmittel (Kaſſave) beſitzen, während die Mittelamerikaner ohne Ausnahme Mais als Hauptnährmittel benutzen. Auch ſonſtige Unterſchiede ſind zu bemerken, doch ſind auch die Karaiben noch ethnologiſch zu wenig bekannt, als daſs ein eingehenderer Vergleich möglich wäre.

So einheitlich in ihren Grundzügen die Cultur der mittelamerikaniſchen Stämme iſt, ſo groſs iſt die Mannigfaltigkeit der Sprachen, und in Ermangelung eines beſſeren Eintheilungselementes muſs man auch die Stämme nach Sprachen zuſammenfaſſen, denn eine anthropologiſche Unterſuchung der Indianer iſt in dieſen Gebieten niemals verſucht worden, und vorausgeſetzt, daſs es gelänge, eine ſolche trotz des Miſstrauens der Indianer durchzuführen, ſo iſt es doch ſehr zweifelhaft, ob die ſomatiſchen Eigenthümlichkeiten genügen würden, die Stämme von einander zu unterſcheiden, denn daſs ſie ſich in ausgedehntem Maſse durch kriegsgefangene Sklaven, durch Heirath, durch Einwanderung kleinerer fremder Stammesbruchſtücke gegenſeitig vermiſchten, ſteht auſser Frage. Andererſeits allerdings läſst ſich für gewiſſe Stammestheile (z. B. Lanquineros und Cajaboneros in der Alta Verapaz) mit groſser Wahrſcheinlichkeit annehmen, daſs ſie urſprünglich einem anderen Stamme angehört haben und in verhältniſsmäſsig naher Vorzeit die fremde Sprache annahmen, wie ſolches ja in kleinem Maſsſtabe noch jetzt zu beobachten iſt (z. B. in S. Luis im Petén, Guatemala, ſiehe oben: »Reiſe in die Cockscomb Mountains«, S. 55).

Die Sprachen der einzelnen Indianerſtämme ſind in neuerer Zeit mehrfach Gegenſtand mehr oder minder eingehender Unterſuchungen geweſen, und von einer Anzahl derſelben beſitzen wir ſogar grammatikaliſche Darſtellungen (auſser den in Vater's Mithridates und in Pimentel's Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de Mexico kurz behandelten Sprachen, auſser der mehrfach behandelten Maya- und der genau bekannten Nahuatlſprache ſind hier vor allem zu erwähnen die Gramática de la lengua Zoque von Joſé Maria Sanchez 1877, die Gramática de la lengua Tzeltal von Vicente Pineda 1888, die grammatikaliſchen Arbeiten des Dr. E. Calderon über das Pupuluca des Iſthmus von Tehuantepec und die Xinca-Sprache von Guatemala im Repertorio Salvadoreño, Tom. V und VI, und die vortrefflichen Grammatiken von Prof. Dr. Otto Stoll über Ixil und Pokonchí). Von der Mehrzahl der Sprachen aber beſitzen wir nur Vocabularaufnahmen, geſammelt durch Dr. Berendt, Rockſtroh, Dr. Stoll, Dr. Calderon, Squier u. A., ſo auch meine Wenigkeit, und ſo iſt denn die Stellung mancher Sprachen

oft noch ſehr zweifelhaft; es iſt ſogar mehr als wahrſcheinlich, daſs einzelne der jetzt unterſchiedenen Sprachen ſich bei genauerer Unterſuchung lediglich als Dialekte einer und derſelben Sprache herausſtellen werden; aber zur ſicheren Entſcheidung einer ſolchen Frage gehört eben mehr Material, als wir von vielen Sprachen noch beſitzen.

Man wird nun vielleicht den einzelnen Reiſenden den Vorwurf machen, daſs ſie in den verſchiedenen Sprachgebieten hätten genauere Sprachaufnahmen machen ſollen, allein man unterſchätzt in Europa allzu leicht die Schwierigkeiten einer ſolchen Aufnahme, denn das Miſstrauen der Indianer iſt oft ſo groſs, daſs es aller Ueberredungskunſt nicht gelingen will, ſie zur gewünſchten Auskunft zu bewegen, und ſelten iſt eben ein Reiſender in der Lage, dieſelbe zu erzwingen, wie ſeiner Zeit Herr Edwin Rockſtroh, damals Mitglied der Grenzcommiſſion und Profeſſor am Instituto Nacional in Guatemala: da es dieſem Forſcher während ſeines Aufenthaltes im Gebiete der Jacaltecos und Chujes nicht gelang, ſeine Sprachaufnahmen in gewünſchter Weiſe durchzuführen, lieſs er ſich ſpäter durch eine militäriſche Patrouille etliche Indianer nach Guatemala bringen, die ſich nun doch zu genauerer Auskunft bequemten! Aber nicht nur das Miſstrauen der Indianer iſt ein Hinderniſs für Sprachaufnahmen, ſondern auch ihre oft ſehr mangelhafte Kenntniſs des Spaniſchen und das abſolute Unvermögen, ſich in den Gedanken des Fragenden hineinzuleben. Fragt man z. B. einen Indianer. »Was heiſst in deiner Sprache die Phraſe: »Bringe Holz!«, ſo überſetzt er nicht, ſondern antwortet unterwürfig: »»Ich bringe Holz«« (in Kekchi: tinxic ajsí), u. ſ. f., ſo daſs man oft nach mannigfachen Verſuchen die Hoffnung wieder aufgiebt, und reſignirt ſeine Papiere wieder zuſammenpackt. Man werfe aber deshalb den Indianern ja nicht mangelnde Intelligenz vor, ſtelle ſich vielmehr vor, was wohl beiſpielsweiſe ein chineſiſcher Sprachforſcher für Antworten bekäme, wenn er vom himmliſchen Reiche nach Deutſchland käme und von ſchwäbiſchen, bayeriſchen, ſchweizeriſchen Bauern Sprachaufnahmen machen wollte; nehmen wir aber auch an, es gelänge ihm einigermaſsen, ſo möchte ich nur die vielgeſtaltige Sprachenkarte ſehen, welche ein ſolcher chineſiſcher Linguiſt von Süddeutſchland und der Schweiz entwerfen würde!

Immerhin ist unsere Kenntniss der Indianersprachen des nördlichen Mittelamerika theilweise wenigstens hinreichend, um mit Sicherheit eine grosse Zahl von Sprachen zu unterscheiden, und wenn manche auf der Sprachenkarte mit besonderen Farben ausgezeichnete Sprachen sich nur als Dialekte erweisen sollten, so ist ja auch die geographische Verbreitung einzelner Dialekte von Interesse, und ich habe daher die Zahl der bisher unterschiedenen Sprachen noch nicht herabgemindert, obgleich einzelne wohl bald zusammengezogen werden dürften. (Siehe die Sprachenkarte, mit welcher ich zu vergleichen bitte die Carta etnográfica de Mexico von Orozco y Berra, Mexiko 1864, sowie Dr. Otto Stoll, »Zur Ethnographie der Republik Guatemala«, Zürich 1884, Dr. D. G. Brinton, »The american Race«, New-York 1891, und meine »Beiträge zur Ethnographie von Guatemala« und »Südostmexiko und Britisch-Honduras» in Petermann's Mittheilungen 1893 und 1895).

Ganz unsicher ist die Stellung der bisher unbekannten Sprache von Guatajiagua (S. Salvador), sowie die der Sprache von Cacaopera (S. Salvador). Sehr wenig bekannt sind auch die Leuca-Sprachen im südwestlichen Honduras, von welchen E. G. Squier einige Vocabulare mitgetheilt hat; in verwandtschaftlichen Beziehungen dazu steht die im Aussterben begriffene Sprache von Chilanga (S. Salvador). Noch immer unbekannt ist auch die Stellung der bereits ausgestorbenen Sprachen Pupuluca (Südguatemala) und Alagüilac (im Motaguathale, Guatemala).

Das Aztekische wird in mehr oder minder veränderten Dialekten an der atlantischen Küste (in den Staaten Veracruz und Tabasco), an der pacifischen Küste (in Chiapas, Guatemala, S. Salvador) und im mittleren Guatemala (Salamá, S. Agustin Acasaguastlan) gesprochen. Während diese Sprache im übrigen Mexiko ihre Hauptausdehnung und zahlreiche Verwandte hat, auch sich bis nach Nicaragua hinein erstreckt, stehen die Xinca-Sprache in Südguatemala, die Huave-Sprache am Isthmus ganz isolirt da. Das Chiapaulkische hatte in der ausgestorbenen Mangue-Sprache in Nicaragua seinen nächsten Verwandten*); das erst neuerlich eingewanderte Caraibische steht mit süd-

*) Daniel G. Brinton, Notes on Mangue, read before the American philosophical Society, 20. Nov. 1885.

amerikaniſchen Sprachen in Zuſammenhang. Das Zapotekiſche bei Tehuantepec ſteht im directen Zuſammenhange mit dem Hauptgebiete des Zapotekiſchen in Oaxaca.

Eine zuſammengehörige Sprachgruppe bilden die Mije-Sprachen, von welchen Mije und Populuca auf dem Iſthmus verbreitet ſind, das Zoque im weſtlichen Chiapas ſeine Hauptverbreitung hat, die Tapachulteca, eine dem Ausſterben nahe Sprache, aber eine iſolirte, weit entfernte Inſel im ſüdlichſten Chiapas darſtellt.

Den weitaus gröſsten Raum nehmen die Mayaſprachen im nördlichen Mittelamerika ein, und zwar breiteten ſie ſich urſprünglich, d. i. vor Ankunft der Spanier, über ein zuſammenhängendes Gebiet aus, mit einziger Ausnahme der Huasteca, welche räumlich weit entfernt von allen anderen Sprachen der Gruppe, in den jetzigen Staaten Veracruz und S. Luis Potosí geſprochen wurde und ſich noch jetzt in einer Anzahl von Dörfern erhalten hat. Trotzdem hat die Huasteca eine Verwandte in der Chicomucelteca im Staate Chiapas. Minder ſcharf von den übrigen Mayaſprachen unterſcheidet ſich die reine Maya s. str., welche in ganz Yucatan, im Petén, Britiſch-Honduras und Theilen von Chiapas und Tabasco geſprochen wird; der Mayadialekt von S. Luis (Petén) ſcheint mit der ſogenannten Mopan-Sprache identiſch zu ſein. Eine gewiſſe gegenſeitige Zuſammengehörigkeit zeigen Chontal (Tabasco), Chol (nördliches Chiapas) und Chortí (Südguatemala, weſtliches Honduras), ferner Tzental, Tzotzil und Tojolobal in Chiapas, dann Mame, Aguacateca, Ixil, Chuj, Jacalteca (Guatemala) und Motozintleca (Chiapas), ſowie Quiché, Cakchiquel, Tzutuhil und Uspanteca (Guatemala), und endlich Kekchi, Pokonchi und Pokomam (Guatemala).

Bei dem groſsen Intereſſe, welches gerade die Mayavölker beanſpruchen können wegen ihrer groſsen räumlichen Ausdehnung und der hohen ehemaligen Cultur, möge es mir geſtattet ſein, in den nächſten Studien noch etwas näher auf ſie oder einzelne Zweige derſelben einzugehen.

In wenigen Gebieten (Yucatan und Alta Verapaz, ſowie Theilen von Chiapas) iſt das Indianiſche noch ausſchlieſslich vorherrſchend, ſo daſs der Reiſende ſich die Grundbegriffe der

betreffenden Sprachen aneignen, oder aber einen Dolmetſcher mitnehmen muſs. Faſt allenthalben durchdringt bereits das Spaniſche die indianiſchen Sprachgebiete, indem nicht nur die in ſolchen Gegenden wohnenden Miſchlinge, ſondern auch ein groſser Theil der männlichen Indianer Spaniſch verſteht und ſpricht, und im ſüdöſtlichen Guatemala, in San Salvador und im weſtlichen Honduras iſt ſogar vielfach (auch unter den reinblütigen Indianern) das Spaniſche zur alleinigen Verkehrsſprache geworden; in anderen Gegenden und Dörfern aber iſt gleichfalls das Spaniſche bereits vorherrſchend geworden; man findet jedoch noch vereinzelte, ältere Leute, welche die angeſtammte Sprache noch kennen und ſprechen [nordöſtliches S. Salvador, dann das Pipil (Aztekiſche) im mittleren Guatemala, das Chiapanekiſche in Chiapas u. ſ. w.].

Das Engliſche iſt nur längs der atlantiſchen Küſte in Britiſch-Honduras, Guatemala und Spaniſch-Honduras eine wirkliche Verkehrsſprache, doch behauptet ſich auch hier noch das Spaniſche daneben als zweite Verkehrsſprache. In Britiſch-Honduras iſt das Engliſche die Amtsſprache, allein es giebt an allen Gerichten ſtaatliche Dolmetſcher fürs Spaniſche; in den übrigen Ländern des nördlichen Mittelamerika iſt natürlich das Spaniſche als Amtsſprache gebräuchlich; nur in den unabhängigen Indianerſtaaten Yucatans herrſcht noch ausſchlieſslich die Mayaſprache.

Die unabhängigen Indianerſtaaten von Yucatan*).

(Hierzu Karte Nr. 6.)

Es iſt bekannt, daſs die Eroberung von Yucatan den Spaniern viele Mühe gekoſtet hat und daſs der Adelantado D. Francisco de Montejo, obgleich er die Uneinigkeit der verſchiedenen Indianerſtaaten in ſchlauer Weiſe auszunutzen verſtand, ſchlieſslich ſich gezwungen ſah, Ferdinand Cortés zu Hülfe zu rufen. Als die Eroberung der Halbinſel endlich gelungen war, erhoben ſich da und dort die Indianer zur Wiedererlangung ihrer Freiheit; die Spanier unterdrückten mit blutiger Strenge die Aufſtände, vermochten aber niemals den Haſs gegen die weiſsen Eindringlinge auszutilgen, welcher bis auf den heutigen Tag im Herzen der Mayas weiter glimmt und ſich von Zeit zu Zeit in erneuten blutigen Aufſtänden Luft ſchaffte, ſo um die Mitte des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts (1761 und 1847). Die letztgenannte Erhebung iſt von bleibender Einwirkung auf die politiſche Geſtaltung der Halbinſel geweſen und giebt den Schlüſſel ab zum Verſtändniſs der eigenthümlichen Verhältniſſe, welche man heutzutage beobachtet. Aus dieſem Grunde will ich ſie an dieſer Stelle etwas eingehender beſprechen.

Die Bewegung ging von den öſtlichen Stämmen aus, welchen ſich bald die ſüdlichen Stämme anſchloſſen; eine Menge Ortſchaften wurden zerſtört und im Jahre 1848 fiel auch Bacalar**), der letzte wichtige Platz der Mexikaner im ſüdlichen Yucatan,

*) Vergl. Globus, Bd. 67, Nr. 13.

**) Bacalar, urſprünglich Bakhalal genannt, war im Jahre 1545 von D. Melchor Pacheco gegründet worden. Siehe über die Schickſale des Platzes den Aufſatz: »Bacalar« in »The Angelus«, Belize, Vol. 9, 1893, p. 48 ff.

damals eine Stadt von über 5000 Einwohnern, den öſtlichen Indianern unter Venancio Pec, Juan Pablo Cocom, Teodoro Villanueva u. A. in die Hände. Im folgenden Jahre gelang es allerdings den Yucatecos unter Oberſt Zetina, die Stadt wieder in ihre Gewalt zu bekommen (3. Mai 1849), allein die öſtlichen Indianer unter Jacinto Pat, verſtärkt durch die ſüdlichen Mayas von Chichanhá unter José Maria Tzuc griffen bereits im Juni deſſelben Jahres Bacalar wieder heftig an und konnten nur mit Mühe zurückgeſchlagen werden; die Belagerung dauerte nun Jahre lang weiter und erfuhr nur dann Unterbrechungen, wenn die mexikaniſche Beſatzung erhebliche Verſtärkungen erhielt.

Erſt als der General D. Rómulo Diaz de la Vega das Commando in Yucatan übernommen hatte, wurde der Krieg von Seiten der Mexikaner mit gröſserer Energie geführt. Der genannte General marſchirte über Chansantacruz, die »heilige Stadt« der öſtlichen Indianer, nach Bacalar, wo er am 1. März 1852 ankam. Die ſüdlichen Indianer, welchen die Mexikaner eine Niederlage beigebracht hatten, boten nun den Yucatecos Friedensunterhandlungen an, worauf die öſtlichen Mayas ſich erboſt gegen ſie wandten, unvermuthet deren Hauptort Chichanhá angriffen und denſelben faſt vollſtändig zerſtörten. Diaz de la Vega überrumpelte aber bald darauf den (inzwiſchen befeſtigten) Hauptort der öſtlichen Indianer Chansantacruz (Juli 1852), wobei der gefürchtete Häuptling Venancio Pec und ſein Adjutant Juan Bautista Yam fielen. Einen nachhaltigen Erfolg vermochten die Mexikaner aber nicht gegen die öſtlichen Mayas zu erringen und im Jahre 1858 verloren ſie an dieſelben endgültig Bacalar, welches gegenwärtig einen Hauptſtützpunkt und Waffenplatz dieſer Indianer bildet. Im Jahre 1871*) machten die Mexikaner abermals einen bewaffneten Einfall ins Gebiet der öſtlichen Stämme, eroberten wiederum deren Hauptort Chansantacruz, hatten aber auch diesmal nicht den geringſten nachhaltigen Erfolg, da die Indianer nach dem Abzuge der mexikaniſchen Truppen ruhig wieder in ihre ehemaligen Wohnſitze einrückten und heutzutage wieder dieſelben Gebiete inne haben, wie ehedem.

---

*) Vergl. A. Woeikof, Reiſe durch Yucatan und die ſüdöſtlichen Provinzen von Mexiko in Petermann's Mittheilungen, 1879, Bd. 25, S. 203.

Sie unternehmen von Zeit zu Zeit Raubzüge nach dem mexikaniſchen Gebiete von Yucatan oder auch nach den Gebieten der ſüdlichen Stämme; alle groſsen Geſichtspunkte aber hat ihre Kriegführung nunmehr verloren und ſcheint nur noch auf gelegentliche Erlangung reicher Beute gerichtet zu ſein.

Während demnach die öſtlichen Stämme ſeit dem Jahre 1847 ununterbrochen auf Kriegsfuſs mit der mexikaniſchen Regierung ſtehen, ſchloſſen die Häupter der ſüdlichen Stämme (José Maria Tzuc, Andres Tzima und Juan José Cal) mit den mexikaniſchen Bevollmächtigten (Dr. Canton, Oberſt Lopez und P. Peralta) bereits im Jahre 1853 unter Vermittelung des engliſchen Superintendenten Ph. Ed. Woodhouſe in Belize Frieden, deſſen Beſtimmungen in ſpaniſcher und in Maya-Sprache niedergeſchrieben wurden. Es iſt mir leider nicht möglich geweſen, Einblick in dieſe Friedensbedingungen zu gewinnen; die thatſächlich herrſchenden Verhältniſſe deuten darauf hin, daſs den Indianern volle Unabhängigkeit in ihren inneren Angelegenheiten (Verwaltung, Rechtspflege u. ſ. w.) gewährleiſtet wurde, während ſie formell die Oberhoheit Mexikos anerkannten und ihre Kaziken von der mexikaniſchen Regierung (bezw. dem Gobernador des Staates Campeche) beſtätigt werden müſſen.

Die ſüdlichen Stämme ſind in zwei geſonderte Staaten geſpalten, deren Hauptorte zur Zeit Ixkanhá im mittleren Yucatan und Icaiché im ſüdlichen Yucatan ſind; beide Staaten haben ihren Frieden mit Mexiko im Allgemeinen getreu gehalten; nur im Jahre 1869 muſsten mexikaniſche Truppen im Gebiete von Ixkanhá einrücken, um eine Ruheſtörung der dortigen Indianer unter General Arana, dem Bruder des jetzt regierenden Generals Eugenio Arana, zu unterdrücken. Dagegen hatten beide Staaten gelegentliche Einfälle der ſeit dem Friedensſchluſs von 1853 feindſelig geſinnten öſtlichen Mayas abzuwehren, und dienten ſo gewiſſermaſsen als Bollwerk und Vorpoſten für den unter mexikaniſcher Verwaltung ſtehenden Theil des Staates Campeche.

Bei den Icaiché-Indianern, welche nach der Zerſtörung von Chichanhá ſich weiter nach Süden zurückgezogen hatten, wollte der einmal erregte kriegeriſche Sinn nicht mehr zur Ruhe kommen und machte ſich in zahlreichen Einfällen nach dem Gebiete von Britiſch-Honduras Luft, wobei die Indianer einmal bis in die

Nähe der Stadt Belize vordrangen*). Im Jahre 1868 beſetzten die Icaiché-Indianer unter ihren Führern Marcos Canul und Raſael Chan die Stadt Coroſal, zogen ſich aber aus Furcht vor den Santacruz-Indianern wieder zurück, und im Jahre 1872 griff der kriegeriſche General Marcos Canul die Stadt Orange Walk an, wurde aber bei der Belagerung von einem Schweizer Namens Oswald tödtlich verwundet, worauf die Indianer ſich zurückzogen. Die britiſche Regierung erhob nun Beſchwerde bei der mexikaniſchen wegen der wiederholten Indianereinfälle, und als die Mexikaner erklärten, die Icaiché-Indianer ſtänden nicht unter mexikaniſcher Verwaltung, ſondern wären ein unabhängiger Stamm, wieſen die Engländer darauf hin, daſs die Führer der Indianer mexikaniſche »Generäle« wären. Die Reclamation verlief übrigens im Sande, da die Icaiché-Indianer nach Canul's Tod keine Einfälle mehr in britiſches Gebiet unternahmen, weder unter Rafael Chan (Canul's Nachfolger), noch unter dem trefflichen Santiago Pech, noch unter dem jetzt regierenden General Gabriel Tamay. In der Gegenwart ſind freilich irgend welche groſse kriegeriſche Unternehmungen seitens der Icaiché-Indianer geradezu undenkbar, denn ihre Zahl iſt durch Krieg, Branntwein und Seuchen immer mehr zurückgegangen, und im Jahre 1892 hat eine heftige Pocken- und Keuchhuſtenepidemie ungefähr die Hälfte der damaligen Bevölkerung hinweggerafft, ſo daſs man jetzt die Geſammtbevölkerung des einſt gefürchteten, unabhängigen Indianerſtaates nur noch auf etwa 500 Seelen ſchätzen kann. Trotzdem ſind in Icaiché in einer beſonderen, als Cuartel (»Caſerne«) bezeichneten Hütte ſtets ein paar Indianer als Wachen aufgeſtellt, und in dem Hauſe, in welchem ich während meines Aufenthaltes daſelbſt wohnte, hingen fünf ſchuſsfertige Repetirgewehre an dem Querbalken des Dachſtuhles, ein Zeichen, daſs die Icaiché-Indianer immer auf der Hut ſind vor den Santacruz-Indianern, welche in der That noch vor Kurzem (während der Regierung des Generals Tamay) einen vergeblichen Angriff auf das Dorf unternommen hatten.

In Ixkanhá ſind etwas mehr Soldaten unter dem Befehle

---

*) Vergl. über dieſe Indianereinfälle: A. R. Gibbs, »British-Honduras«, London 1883.

eines »Capitäns« Tag und Nacht in der Caserne auf Wache und obwohl sie ebenso wenig eine Uniform tragen als die Indianer von Icaiché, so nähern sie sich doch durch den Gebrauch von Trommel- und Trompetensignalen und dergleichen Dinge etwas mehr dem disciplinirtem Militär. Im Gebiete von Ixkanhá ist die Bevölkerung gegen früher gleichfalls zurückgegangen (namentlich durch Pockenepidemien und wegen gänzlichen Mangels an guter ärztlicher Hülfe), und vor einigen Jahren hat der General Eugenio Arana das ansehnliche Dorf Chunchintok an den Staat Campeche abgetreten. Trotzdem mag die Einwohnerzahl des unabhängigen Gebietes von Ixkanhá etwa 8000 betragen.

Die Bevölkerung des Santacruzgebietes wurde bei Beginn des Aufstandes auf etwa 40 000 Menschen angegeben; seitdem ist sie aber gleichfalls stark zusammengeschmolzen und wird von Kennern des Landes auf etwa 10 000 bis 15 000 Seelen geschätzt. Es scheint überhaupt, als ob gerade die Waldgebiete der Halbinsel (östliches und südliches Yucatan) immer mehr der Entvölkerung entgegengingen; es ist jedoch allerdings wahrscheinlich, dass diese Gebiete schon vor der Conquista schwächer bevölkert waren, als die trockenen und gesunderen Gegenden im westlichen und nördlichen Yucatan. Die Bevölkerung von Chansantacruz ist hauptsächlich auf den Gebietsstreifen zwischen der Bacalarlagune und der Ascensionsbucht beschränkt, denn die langdauernden erbitterten Kriegszüge haben eine immer stärker werdende Bevölkerungsconcentration der östlichen Indianer sowohl als auch ihrer Feinde zur Folge gehabt, wodurch zwischen beiden Parteien unbewohnte Landstreifen entstanden, in denen bei der ziemlich üppigen Waldvegetation die einst vorhandenen Wege rasch verwuchsen und ungangbar wurden. Wenn auch einzelne Indianer diese verwachsenen Wege zur Noth noch benutzen können, so müssen doch die Santacruz-Indianer für ihre gröfseren Einfälle immer aufs Neue Wege öffnen, was den Bewohnern der betreffenden Gebiete im Voraus zur Warnung dienen kann.

Das Gebiet von Santacruz ist in vier Provinzen getheilt, an deren Spitze je ein »General« steht, während ein fünfter General die Oberaufsicht über das ganze Land hat. Ausgezeichnet ist der militärische Wachdienst organisirt und durch Pulverexplosions-Signale wird die Kunde von feindlichen Einfällen

ungemein raſch durchs ganze Land bekannt gemacht. (Mittheilung von Mr. Strange.)

Der Culturzuſtand der unabhängigen Mayas iſt ein niedriger. Schulbildung giebt es nirgends, und wenn auch für Ixkanhá, das wegen der gröſseren Nähe wohl auch in etwas ſtrengerer Abhängigkeit von Campeche iſt, als Icaiché, im Staatsbudget von Campeche eine Schulſtelle vorgeſehen iſt, ſo iſt damit noch nichts gewonnen, da ſich niemals ein Bewerber dafür findet. Maya iſt die ausſchlieſsliche Verkehrsſprache und in jedem der drei unabhängigen Gebiete iſt der Schreiber, welcher von dem General als Secretär und Dolmetſcher angeſtellt iſt, der einzige Mann im Staate, welcher gut Spaniſch ſpricht und auſserdem etwas leſen und ſchreiben kann. In ſeelſorgeriſcher Hinſicht ſind die Mayas von Santacruz auf Corosal, diejenigen von Icaiché auf Orange Walk, die von Ixkanhá auf die benachbarten campechaniſchen Dörfer angewieſen. In Ixkanhá ſah ich allerdings, daſs in der Kirche ein glattraſirter Indianer, der ſich freilich ſonſt in nichts von ſeinen Stammesgenoſſen unterſchied, Morgens und Abends in Mayaſprache Gottesdienſt abhielt, wobei viel geſungen wurde; ein richtiger Prieſter war er aber offenbar nicht.

Die öffentlichen und privaten Gebäude der unabhängigen Mayas ſind ausſchlieſslich Holzhütten mit Strohdach, wie ſie auch anderwärts unter der indianiſchen Bevölkerung der Halbinſel gebräuchlich ſind. Die Luftziegel- oder Steinhäuſer, welche vor dem Aufſtand vorhanden geweſen waren, ſind zerſtört oder zerfallen, und in Santa Clara Icaiché z. B. erinnern nur noch die zahlreichen Grundmauern und Keller an deren ehemaliges Vorhandenſein.

Kleidung, Lebensweiſe und Beſchäftigung der unabhängigen Mayas ſind ſehr einfach, und der General unterſcheidet ſich in dieſer Hinſicht durch Nichts von ſeinen Unterthanen; es wäre denn etwa zu erwähnen, daſs derſelbe ſich, ſeinem gröſseren Reichthume entſprechend, Reitpferde hält.

In der Kleidung weichen die unabhängigen Indianer kaum von den übrigen Mayas ab: die Frauen tragen einen weiſsen Baumwollrock und ein weiſses, bis zu den Knien reichendes Guipil von gleichem Stoffe, welches manchmal am unteren Rande und um den Halsausſchnitt mit rothen Stickereien verziert iſt;

die Haare ſind in einem Knoten am Hinterkopfe zuſammen genommen; groſse goldene Ohrringe ſind ihr Schmuck, während die anderwärts unter den Indianerinnen ſo beliebten Halsketten hier ſeltener getragen werden. Die Männer tragen weiſse baumwollene Hoſen und Hemden, Sandalen, welche mit Schnüren am Fuſse befeſtigt werden, und Strohhut. Die Indianer bauen die wichtigſten Nahrungs-, Genuſs- und Geſpinſtpflanzen ſelbſt, züchten Vieh, Schweine, Hühner, ſpinnen und weben ihre Kleider ſelbſt, flechten ihre Strohhüte und Hängematten u. ſ. w., ſo daſs ſie nur verhältniſsmäſsig wenig Dinge (wie Waffen, Munition, Salz, Schmuckſachen und dergleichen) einführen müſſen. Bei den Indianern von Icaiché und Santacruz, welche in Urwaldgebieten wohnen, iſt das Ergebniſs der Jagd von groſser Bedeutung für den Haushalt; für die Ixkanhá-Mayas, welche im Gebiete der trockenen Strauchſteppen wohnen und nur im Süden und Oſten an das zuſammenhängende Urwaldgebiet angrenzen, iſt die Jagd von geringerer Wichtigkeit.

Im Gebiete von Chansantacruz haben ſich etliche Engländer, im Gebiete von Icaiché etliche Engländer und Yucatecos niedergelaſſen, um Mahagoni- und Blauholz zu ſchlagen; dieſelben bezahlen für jede Tonne Nutzholz, welche ſie ausführen, eine beſtimmte Abgabe an den General des Gebietes, wovon dieſer die öffentlichen Ausgaben (ſo Ankauf von Waffen und Munition, Gehalt des Schreibers) bezahlt; der etwaige Ueberſchuſs ſcheint dem General zu gehören. Steuern oder Zölle giebt es nicht. Da das Ixkanhá-Gebiet nirgends ans Meer oder an ſchiffbare Flüſſe angrenzt, und da auch keine Fahrſtraſsen das Gebiet durchſchneiden, ſo wird das in anſehnlicher Menge vorhandene Blauholz nicht verwerthet; dagegen ſammelt die Bevölkerung ziemlich viel Chicle (Kaugummi), eine Art Kautſchuk, welche vom Milchſafte der Chicoſapotes gewonnen wird. Woraus die Staatseinkünfte von Ixkanhá beſtehen, iſt mir unbekannt.

Die Santacruz-Indianer ſtehen hauptſächlich mit Corosal, die Mayas von Icaiché mit Orange Walk in Handelsverbindung, während die Ixkanháleute hauptſächlich mit Campeche in Verkehr ſtehen; vor Kurzem hat allerdings der General Arana einen directen Reitweg von Ixkanhá über Chichanhá nach St. Cruz am Rio Hondo und nach Orange Walk aufſchlagen laſſen, um

den directen Handel mit der britiſchen Colonie und den einſt lebhaften Tranſitverkehr von dort nach Campeche neu zu beleben; da aber dieſer Weg nahe am Gebiete der Santacruz-Indianer vorbeiführt und daher die Gefahr der Beraubung der Handelskarawanen naheliegt, da ferner die meiſten Einfuhrwaaren gegenwärtig in Britiſch-Honduras nicht mehr weſentlich billiger ſind als in Campeche, ſo iſt ein ſtarker Verkehr auf dieſer Straſse nicht zu erwarten.

Die Handelsbeziehungen ſind von entſcheidendem Einfluſſe auf das Geldweſen der unabhängigen Maya-Staaten: da in Britiſch-Honduras bis 1895*) meiſt guatemaltekiſches Kleingeld, ſowie chileniſche und peruaniſche Silberdollars im Umlaufe waren, ſo ſind dieſe Münzen auch im Santacruz- und Icaichégebiete vorherrſchend. Im Ixkanhágebiete dagegen iſt nur mexikaniſches Geld im Umlaufe; als aber vor einer Reihe von Jahren in der Republik Mexiko die alten Scheidemünzen abgeſchafft und neue mit decimaler Eintheilung eingeführt wurden, ſchloſſen ſich die Ixkanhá-Indianer der Neuerung nicht an, ſondern lieſsen die ſeither im mexikaniſchen Gebiete längſt auſser Curs geſetzten mexikaniſchen und altſpaniſchen Medios und Reales**) im Umlaufe.

Das Amt des Kaziken iſt nicht in einer beſtimmten Familie erblich, vielmehr rückt die nächſt niedrige militäriſche Charge, der Kommandant, beim Tode des Generals in deſſen Stelle ein, während gleichzeitig der älteſte Capitän zum Commandanten befördert wird u. ſ. w. Während der Abweſenheit des Generals iſt der Commandant ſein Stellvertreter. Die wichtigſten Befugniſſe des Generals ſind der Oberbefehl im Kriege und das Richteramt, weshalb die Kaziken von Ixkanhá und Icaiché bei ihrer Beſtätigung im Amte vom Gobernador von Campeche der Form wegen die officielle Ernennung zum Jefe político und Comandante de armas, ſowie zum Richter erhalten. Beide Generäle führen einen Stempel, welcher neben dem mexikaniſchen Adler die Inſchrift »Pacíficos del Sur« zeigt, entſprechend der in Yucatan

*) Gegenwärtig herrſcht in Britiſch-Honduras Goldwährung; mit den Yucatan-Indianern führen die engliſchen Kaufleute aber Silberwährung weiter.

**) Dieſelben alten mexikaniſchen und ſpaniſchen Münzen findet man auch noch in S. Salvador und Honduras im Umlauf.

üblichen Eintheilung der unabhängigen Mayas in »Indios sublevados pacíficos« (die »friedlichen Aufſtändiſchen« von Ixkanhá und Icaiché) und in »Indios sublevados bravos« (die »böſen Aufſtändiſchen« von Chansantacruz«).

Der General ſcheint für ſeine Handlungen, ſoweit dieſelben nicht gerade Kriegsweſen und Richteramt betreffen, in gewiſſem Sinne der Volksverſammlung verantwortlich zu ſein, wie ich aus einigen Bemerkungen des Schreibers von Icaiché ſchlieſsen zu dürfen glaube. Ich ſelbſt muſste in Icaiché, nachdem mir der General Tamay bereits die Erlaubniſs zum Durchwandern ſeines Gebietes gegeben hatte, eine Abſchrift des Circulars zurücklaſſen, welches mir das Miniſterium des Innern für die Behörden der Republik ausgeſtellt hatte, damit der General auf Grund dieſes Schreibens ſein Vorgehen vor ſeinen Mitbürgern rechtfertigen könne, welche auf den Tag nach meiner Abreiſe (1. März 1894) zu einer allgemeinen Volksverſammlung zuſammenberufen worden waren. Wäre ich nicht als Beamter der mexikaniſchen Regierung nach Icaiché gekommen, ſo wäre mir höchſt wahrſcheinlich der Durchzug durch dieſes Gebiet verboten worden.

Der höchſte General der Santacruz-Indianer hat, wie ich aus meinen Erkundigungen entnehme, dieſelben Befugniſſe, wie die Chefs der Ixkanhá- und Icaiché-Indianer. Ueberhaupt ſind die Verhältniſſe in den drei unabhängigen Mayaſtaaten faſt durchweg gleichartig.

Unter den unabhängigen Mayas herrſcht allgemeine Wehrpflicht; jeder waffenfähige Mann iſt zum Kriegsdienſt verpflichtet und wird zum Wachdienſt herangezogen. Die Bewaffnung iſt ſehr ungleichförmig: neben modernen gezogenen Repetirgewehren ſieht man ſchwere alterthümliche Vorderlader. Im Allgemeinen gelten die unabhängigen Mayas als gute Schützen und muthige, ſchlagfertige, in Kriegsliſten gewandte Soldaten. Die Mayas, welche mit mir als Führer durchs Innere von Yucatan gingen, trugen ihre Schrotflinten ſtets geladen mit aufgeſetztem Zündhütchen und geſpanntem Hahn auf der Schulter und brachten das Wild, das wir unterwegs trafen, gewöhnlich in kürzeſter Friſt zur Strecke.

Die Rechtspflege iſt raſch und ſummariſch, aber ſie wird, wie ich glaube, ſehr gewiſſenhaft geübt, in wohlthuendem Gegen-

ſatze zu dem ſchleppenden, unſicheren Rechtswege in den mexikaniſchen Gerichten. Der Angeklagte wird entweder freigeſprochen, oder geprügelt, oder — in ſchweren Fällen, wozu, wie man mich verſicherte, auch Nothzucht gerechnet wird — erſchoſſen; Gefängniſſe und Gefängniſsſtrafen giebt es nicht.

Die beſtehenden Vorſchriften werden ſtrenge eingehalten und ich habe ſelbſt einmal eine kleine Probe davon und von dem folgerichtigen, wenn auch etwas kleinlichen Urtheil der Behörden miterlebt: Ich hatte in Icaiché drei Mayas als Führer und Dolmetſcher gewonnen und vor dem Schreiber von Icaiché einen rechtsgültigen Contract mit denſelben abgeſchloſſen, wonach ſie mich bis nach Ixkanhá zu begleiten hatten, die Hälfte des ausbedungenen Lohnes im Voraus bekamen und die andere in Ixkanhá bekommen ſollten. Als wir Ixkanhá erreicht hatten, ſchlugen mir die drei Icaichéleute freiwillig vor, ſie wollten mich gegen eine gewiſſe Summe noch weiter bis zur Eiſenbahnſtation begleiten, wo ich ihnen dann den geſammten Lohn auf einmal ausbezahlen ſollte. Ich war damit einverſtanden. Nun aber beſteht in Icaiché und Ixkanhá Paſszwang für die dortigen Indianer, und daher durften meine Icaichéleute nicht ohne beſondere Erlaubniſs der Ixkanhábehörden weiter reiſen. Da der General Arana abweſend war, muſsten meine Führer mit dem Commandanten verhandeln, wobei der erwähnte Contract ihnen als Legitimation diente. Nach einer Weile wurde auch ich gerufen und der Commandant lieſs mir durch ſeinen Dolmetſcher ſagen, daſs ich den Contract nicht erfüllt hätte, da die Icaichéleute noch nicht bezahlt wären, und obgleich dieſe ſelbſt es gar nicht wollten, beeilte ich mich nunmehr, ſie auszubezahlen, wobei der Commandant aufmerkſam zuſah; dann fuhr er fort, daſs nun ein neuer Contract abgeſchloſſen werden dürfe; er beſprach ſich mit den Icaiché-Indianern, lieſs mir durch ſeinen Dolmetſcher deren Bedingungen mittheilen und als ich mich damit einverſtanden erklärte, wurde der Schreiber beauftragt, den Contract aufzuſetzen und »im Namen des Generals Arana« zu zeichnen, worauf die Icaiché-Indianer nach etwa einſtündiger Verhandlung Erlaubniſs erhielten, mich auch fernerhin zu begleiten. Obgleich der ganze Vorfall ohne irgend welche Bedeutung war, ſo freute es mich doch, zu beobachten, wie der Commandant ſich bemühte,

die Indianer, die ihrerſeits nicht das geringſte Miſstrauen gegen mich hegten, gegen etwaige Uebervortheilung zu ſchützen und wie ruhig und ſachlich er die ganze Verhandlung führte. Das Miſstrauen gegen Fremde iſt ſehr wohl erklärlich, wenn man weiſs, wie häufig die Indianer von der Miſchlingsbevölkerung übervortheilt und um den ausbedungenen Lohn betrogen werden.

Was den Charakter der unabhängigen Mayas betrifft, ſo kann ich nach meinen Erfahrungen faſt nur Gutes berichten. Da ich aus Britiſch-Honduras kam, wo die faule Neger- und Miſchlingsbevölkerung, durch die freiheitlichen Geſetze verwöhnt, ſich oft nur ſchwer zur Erfüllung eingegangener Verpflichtungen entſchlieſst, ſo fiel mir namentlich die Zuverläſſigkeit dieſer Mayas auf, die Pünktlichkeit, mit welcher ſie ihr einmal gegebenes Verſprechen einlöſten, die Treue, welche ſie mir auf der Reiſe bewieſen. Freigebig theilten meine Mayaführer ihre Jagdbeute mit mir und meinen aus Guatemala mitgebrachten Trägern; überall, auch in der einſamſten Hütte, fanden wir gaſtliche Aufnahme. Ihr Familienleben verlief überall, wo ich es beobachten konnte, friedlich und ruhig, und wenn die Mayas auch etwas verſchloſſen und ſtiller ſind, als die Stämme von Guatemala und Chiapas, ſo ſind ſie doch keineswegs finſterer Gemüthsart, ſondern einem harmloſen Scherz ſehr wohl zugänglich. Man ſagt den Mayas manchmal nach, daſs ſie in wichtigeren Dingen zwar ehrlich ſeien, Kleinigkeiten aber gern entwendeten; mir ſelbſt aber iſt auf meinen Reiſen in Mayagebieten niemals auch nur die geringſte Kleinigkeit geſtohlen worden. Ein allgemein verbreitetes Laſter iſt dagegen die Trunkſucht, und wenn man den Mayas den Vorwurf der Grauſamkeit macht, ſo erſcheint mir derſelbe um ſo mehr glaubhaft, als nach meinen Beobachtungen ein gewiſſer Zug der Grauſamkeit ſelbſt den ſanftmüthigſten mittelamerikaniſchen Indianern eigen iſt. Die blutdürſtige Grauſamkeit und die kriegeriſche Schlagfertigkeit, welche namentlich die Santacruz-Indianer auf ihren Zügen bethätigten, haben ihren Namen ungemein gefürchtet gemacht und die vielgeglaubte Sage von ihrer groſsen Volkszahl und ihren unüberwindlichen Heeren erzeugt.

Dies Gerücht und der geringe commercielle Verkehr der unabhängigen Mayas tragen wohl zum gröſsten Theile die Schuld daran, daſs ſo ſelten wiſſenſchaftlich gebildete Reiſende nach

jenen Gegenden kommen, und dafs deshalb die Topographie und die eigenthümlichen politifchen Verhältniffe jener Gebiete fo wenig bekannt find. In Chansantacruz, der Hauptftadt der öftlichen Mayas, ift der Ingenieur Miller, deffen Reifebericht (in Proc. R. Geogr. Soc. 1889) mir leider nicht zugänglich ift, als erfter Europäer (feit dem Aufftande im Jahre 1847) gewefen, und gegen Ende des Jahres 1893 kamen abermals durch daffelbe, zur Zeit faft entvölkerte Dorf zwei Engländer (Mr. Strange und Mr. Bradley), als fie den Chef diefes Stammes in feinem Wohnfitze, dem benachbarten Chanquec, auffuchten*).

*) Die beiden Engländer waren als Gefandtfchaft dorthin gegangen, um die durch jüngft eingetroffene politifche Nachrichten aufgeregten Santacruz-Indianer zu beruhigen. Die britifche Regierung hatte nämlich mit der mexikanifchen am 8. Juli 1893 einen Grenzregulirungsvertrag abgefchloffen, worin fich England unter Anderem verpflichtete, den Verkauf von Waffen und Munition an die unabhängigen Mayas zu verbieten. Diefe Beftimmung erregte unter den Santacruz-Indianern fo böfes Blut, dafs man ernftlich einen Einfall derfelben in Corofal befürchtete. Da übrigens ein grofser Theil des mexikanifchen Volkes die nördlichen Gebiete von Britifch-Honduras, fowie Belize felbft, als mexikanifches Eigenthum beanfprucht und deshalb den Grenzvertrag verurtheilte, fo hat der mexikanifche Senat, der öffentlichen Meinung Rechnung tragend, nunmehr die Ratification des Vertrages verweigert.

Die Lacandonen.

Von allen Indianerſtämmen des nördlichen Mittelamerika ſind die »Lacandonen«*) oder »Cariben« die einzigen, welche in religiöſer und cultureller Hinſicht ſich vollſtändig ablehnend gegen den europäiſchen Einfluſs verhalten haben, und auch ihre politiſche Unabhängigkeit bis zum heutigen Tage wahrten. Freilich haben ſich die wenigen noch vorhandenen Reſte der Lacandonen nicht zu politiſchen Einheiten, ähnlich den unabhängigen Indianerſtaaten Yucatans, zuſammengeſchloſſen, vielmehr leben die einzelnen Tribus des Stammes getrennt und weit zerſtreut in den Urwäldern, ohne irgendwie ſich bemerklich zu machen, denn ſie ſind friedlich und ſcheu, und können ſchon wegen ihrer auſserordentlich geringen Volkszahl nicht hervortreten. Zudem ſind ſie in einem, wie es ſcheint, jähen Ausſterbungsproceſs begriffen und in der ganzen gegenwärtigen Provinz Petén giebt man die Zahl der noch lebenden Lacandonen auf etwa fünfzehn an (die Mehrzahl derſelben iſt zur Zeit am Akté, ſüdlich vom See Yzan, angeſiedelt, die »Ukes«); dazu kommen wahrſcheinlich noch einige wenige in der nördlichen Alta Verapaz (vier Leguas nördlich von Secacao am Chajmayic); in dem Gebiete zwiſchen Lacantun und Chixoy wohnen (am Lacantun ſelbſt und am See Oaxaca) vielleicht zehn Individuen; eine etwas gröſsere Anſiedelung befindet ſich am See Pet Ha und benachbarten Seen in Chiapas (die

*) Der Name leitet ſich ab vom Lacantun, dem weſtlichen Quellfluſſe des Uſumacinta; die Indianer der Verapaz nennen aber den Chixoy, den mittleren Quellfluſs deſſelben Stromes, Lacantun.

Garcias«, welche ſechzehn Köpfe zählen ſollen), ebenſo am oberen Rio S. Cruz in Chiapas (die »Cobojes«), während die »Sises« wahrſcheinlich in der Nähe des oberen Lacanjá wohnen. Die Lacandonen, welche man vor Jahren an der Mündung des Santo Domingo in den Jataté traf, haben ſich von dort verzogen, ebenſo diejenigen, welche man vor einigen Jahren an dem See traf, welchen der Mittellauf des Lacanjá bildet, und in gleicher Weiſe ſind auch die meiſten Lacandonen fortgezogen, welche man im Jahre 1893 bei Eröffnung eines Weges vom Rio Chacamás zum Rio Cendales antraf. Unter den letztgenannten befanden ſich auch »Rayados«, d. h. Leute, deren Geſichter durch Narben verziert ſind (tättowirt?). Da diejenigen Gebiete von Chiapas, in welche ſelbſt die kühnen Holzfäller noch nicht eingedrungen ſind, keine groſse Ausdehnung mehr beſitzen, ſo darf man mit Sicherheit annehmen, daſs nicht mehr ſehr viele Lacandonenanſiedelungen unbekannt ſein werden, und daſs es überhaupt gegenwärtig nur noch ſehr wenige Lacandonen giebt; wenn man ihre Zahl auf zwei bis drei Hundert Seelen ſchätzt, ſo wird man wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Auch in der Conquiſta-Zeit iſt ihre Zahl ſchon ziemlich beſchränkt geweſen, und auch damals waren ſie ſchon wenig ſeſshaft, wie man aus den Nachrichten älterer Schriftſteller entnimmt, und aus der Verpflegungsſchwierigkeit für die Truppen und der ſteten Veränderung der Lacandonenwohnſitze erklärt es ſich auch in erſter Linie, weshalb das in den unzugänglichen Urwäldern hauſende Volk niemals unter die Botmäſsigkeit der Spanier gekommen iſt.

Alle noch lebenden Lacandonen ſprechen, ſoweit bekannt iſt, die Mayaſprache, und man kann daher den früher gemachten Unterſchied zwiſchen Maya redenden öſtlichen und Chol redenden weſtlichen Lacandonen fallen laſſen, denn die letzteren ſcheinen bereits vollſtändig ausgeſtorben zu ſein. Man erzählte mir allerdings in dem Choldorfe S. Domingo Palenque, daſs noch vor wenigen Jahrzehnten Chol redende Cariben an den Rio Chacamás zum Tauſchhandel gekommen ſeien; ſeit langer Zeit hat man aber nichts mehr von ihnen gehört noch geſehen.

Das Hauptintereſſe flöſst uns der gegenwärtige Culturzuſtand der Lacandonen ein, da ſie zum groſsen Theil noch auf der

Stufe des Steinzeitalters ſtehen. Freilich ſind in den letzten Jahrzehnten allenthalben bereits Buſchmeſſer und Aexte durch Tauſchverkehr in ihren Beſitz gekommen, allein ſie machen noch immer einen ſehr beſchränkten Gebrauch davon, und die drei Lacandonen, welche ich im öſtlichen Chiapas jagend angetroffen habe, trugen keine Buſchmeſſer bei ſich, ſondern gingen, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, ohne Weg und Steg, durch den dichten Urwald. Mit Bewunderung denke ich hier des ungemein ſcharfen Ortsſinnes dieſer Wilden, welcher ſie durch all das Wirrfal eines tropiſchen Urwaldes ſicher zum gewünſchten Ziele führt, während ein europäiſcher Reiſender nur mit Mühe mit Hülfe des Compaſſes ſeinen Weg finden und mit Buſchmeſſer und Axt gangbar machen könnte.

Es iſt übrigens vom ethnologiſchen Standpunkte aus ſehr zu bedauern, daſs eiſerne Werkzeuge bereits Eingang bei den Lacandonen gefunden haben, denn ſonſt hätte man von ihnen vielleicht Auskunft darüber bekommen können, wie es die alten Indianer vor Ankunft der Spanier zu Wege brachten, mächtige Bäume zu fällen und mitten im Urwalde Maisfelder zu bearbeiten, da ihnen doch, wie es ſcheint, metallene Aexte fehlten. Im Zapoteken-Gebiete allerdings findet man häufig Kupferäxte, und es ſteht durch Berichte der ſpaniſchen Schriftſteller feſt, daſs auch an der honduraniſchen und yucatekiſchen Küſte metallene Aexte bekannt waren. Im Petén oder im Innern von Chiapas und Guatemala ſind dagegen meines Wiſſens noch niemals Kupferäxte (bei Ausgrabungen oder anderweitig) aufgefunden worden, und in San Salvador ſah ich ein einziges derartiges Werkzeug, welches aus den Ruinen von Cuscatlan ſtammt. Erfahrene Kenner der Indianer vermuthen, daſs ſie ſeiner Zeit durch Feuer die Bäume gefällt haben, indem ſie mit ihren Steinäxten die Rinde ringsum durchhieben und ſo die Bäume zum Vertrocknen brachten. Die Sitten der Lacandonen werfen, wie ſchon geſagt, kein Licht auf dieſe Frage, ſchon aus dem Grunde nicht, weil ſie eigentlich kein Ackerbauvolk mehr ſind, ſondern ihr Leben vorzugsweiſe von Jagd und Fiſchfang friſten. Nur an ſolchen Stellen, wo Windbruch kleine Lichtungen im Urwalde geſchlagen hat, pflanzen ſie Mais und Bohnen, nachdem ſie die verdorrten Bäume durch Feuer zerſtört haben, oder auch an Niederungen,

die während der Regenzeit überſchwemmt ſind und deshalb keine Bäume, ſondern nur Schilfgräſer oder Bambuſen tragen.

Zur Jagd verwenden die Lacandonen noch immer Bogen und Pfeile, letztere mit Feuerſteinſpitzen, welche ſie mittelst eines Hornmeiſsels ſpalten. Ich ſelbſt habe nicht Gelegenheit gehabt, das Verfertigen von Pfeilſpitzen mit anzuſehen; dagegen ſah ich am See Pet Ha in Chiapas zu, wie ein Lacandone abgebrochene Pfeilſpitzen wieder ſchärfte: er riſs mit der unteren Kante eines ſtarken Meſſers Splitterchen um Splitterchen von der Pfeilſpitze weg, die er feſt in der Hand hielt, und nach kaum einer Minute war aus dem abgebrochenen Trumm eine kleine ſcharfe Pfeilſpitze geworden; ich kaufte jenem Lacandonen ſeinen ganzen Vorrath an Pfeilen nebſt einem Bogen ab und beſitze damit zwei Pfeilſpitzen, deren Schärfung ich ſelbſt mit angeſehen habe. Was ich an Bogen und Pfeilen aus dem Petén ſammeln konnte, habe ich dem Muſeum für Völkerkunde in Berlin geſchenkt, wohin ich auch Kleidungs- und Schmuckgegenſtände und dergleichen Dinge der Lacandonen gegeben habe, damit dieſe Zeugniſſe des Culturzuſtandes eines ausſterbenden, zum Naturvolk herabgeſunkenen Stammes an einem allgemein zugänglichen Orte aufbewahrt werden.

Die Lacandonen verwenden verſchiedenartige Pfeile für die verſchiedenen Thiere: Pfeile mit Holzknöpfen für Vögel, Pfeile mit Holzſpitze für Fiſche, Pfeile mit Feuerſteinſpitze und Widerhaken bewehrtem Holzſchaft für Affen (welche ſonſt die Pfeile aus der Wunde ziehen würden), Pfeile mit Feuerſteinſpitzen und glattem Holzſchafte für die anderen Thiere. Die Pfeile beſtehen gewöhnlich aus einer Spitze (meiſt Feuerſtein, ſelten auch Spiegelglas, das die Lacandonen an Stätten alter Holzfällereien gefunden haben mögen), einem Holzſchafte und einem leichten Rohrſtabe, an deſſen hinterem Ende zwei Federn angebracht ſind; die einzelnen Theile ſind mit Schnüren zuſammengebunden; die Pfeilſpitzen werden aber verhältniſsmäſsig leicht loſe und gehen dann oft verloren. So traf ich in einem Bivouac am Espejo (zwiſchen Tenosique und dem Paso del Macho des Chocoljá) mit einem alten Lacandonen zuſammen, der einen Affen und ein Hoccohuhn am Feuer dörrte, deſſen Pfeile aber ſämmtlich blutbefleckt und ohne Spitzen waren. Der Mann hatte ein Wildſchwein ange-

ſchoſſen und ſpäter die Pfeile wieder geſammelt, welche das fliehende Thier an den Bäumen und Büſchen abſtreifte. Für den Schildkrötenfang benutzen die Leute von Pet Ha bereits Harpunen mit eiſerner Spitze; auch ſah ich viele Schildkröteneier in ihrem Hauſe und hörte, daſs ſolche mit Vorliebe geſammelt und verzehrt werden. Cacao, Wachs und Honig ſuchen ſie im Walde und benutzen es als Tauſchobjecte, wenn ſie Salz und andere Dinge erhandeln wollen. Ihre Ruderboote bieten nichts Auffälliges dar und die Lacandonen von Izan benutzen auch bereits dieſelben langen Ruder, wie die Holzfäller des Petén; die Garcias am Pet Ha-See dagegen haben kurze Ruder mit ovalem Ruderblatt, welche man in hockender Stellung führt, genau ſo, wie der Gott Itzamná im Dresdener Codex*) es zeigt.

Die Hausgeräthe der Lacandonen ſind ſehr einfach, einige Kochtöpfe, Röſtteller und Schalen aus Thon von keineswegs auffallender Form, geſchnitzte Holzlöffel, Maismahlſteine, welche am Pet Ha genau mit den zur Zeit in Chiapas üblichen übereinſtimmen, am Izan aber eine alterthümliche Form mit drei ſehr plumpen Füſsen zeigte, und offenbar durch Handel aus dem weit entfernten Eruptivgebiete im Süden dorthin gelangten. Am Pet Ha beobachtete ich zudem niedrige Stühlchen mit vier Füſsen, ſowie leichte Körbchen mit zubindbarem Deckel, in welchen Vögel aufbewahrt wurden. Auf dem Gebälke des Daches lagen Holz- und Rohrſtäbe im Rauche, damit ſie, wenn ſie einmal zu Pfeilen verarbeitet würden, nicht von Würmern angegriffen werden. Auch die in Mittelamerika allgemein üblichen Guacales (Holztrinkſchalen) findet man hier, glatt oder mit rohen Schnitzereien verſehen. Bettgeſtelle ſah ich nirgends; Männer und Weiber ſchlafen in Hängematten, welche — im Gegenſatz zur ſonſtigen Gepflogenheit in Mittelamerika — geknüpft, nicht geflochten werden; die Kinder ſchlafen auf bloſser Erde.

Die Kleidung der Lacandonen iſt einfach; ſie beſchränkt ſich beim Manne auf ein langes Hemd; Frauen tragen Röcke und Guipiles aus grobem Geſpinnſte. Spindel und Webeapparat der Lacandonen entſprechen genau denen der übrigen mittelamerikaniſchen Stämme. Hüte und Sandalen ſind unbekannt. Während

*) Reproducirt in D. G. Brinton. A primer of Mayan Hieroglyphics, p. 53.

die Männer am Izan-See die Haare kurz geſchoren tragen, laſſen die Garcias gleich den meiſten Lacandonen ihre Haare bis über die Schulter herabfallen und zeichnen ſich durch auſserordentlich üppigen Haarwuchs aus. Einem jungen Lacandonen, welchen ich am Espejo im Bivouac traf, und der ſich beſonders über meine Brille wunderte, ſetzte ich eine Brille auf, und mit dieſer verſehen zeigte der Mann eine ganz erſtaunliche Aehnlichkeit mit dem Maler Dieffenbach, wie ſich derſelbe in den achtziger Jahren in München zu zeigen pflegte. Die Frauen, welche ich am Pet Ha geſehen, hatten ihre Haare in einen Wulſt zuſammengebunden und lieſsen ſie auf den Rücken herunterhängen; am Ende des Wulſtes hatten ſie ein Bündel Papageienfedern vom Guacamaya (mo) und Loro (chochó) angebracht. Als Schmuck tragen Männer und Weiber Halsketten von durchbohrten Schneckengehäuſen, Knöchelchen, Muſchelſtückchen, Glasperlen, Blumenkelchen *).

Die Wohnhäuſer ſind ſehr leichte, auf vier Pfeilern ruhende Hütten, ohne Wand, vierkantig; am Pet Ha-See war an einer Hütte eine Kurzſeite halbkreisförmig abgeſchloſſen. Die Ermita (das heidniſche Heiligthum) der Ukes am Izan-See dagegen war an beiden Kurzſeiten halbkreisförmig gebildet, ruhte aber gleich den anderen Mayahäuſern auch auf vier im Inneren befindlichen Pfeilern; um Unberufenen den Einblick ins Heiligthum zu wehren, war das Dach bis faſt zur Erde herab verlängert und lieſs nur einen niedrigen Eingang frei **). In der Cariben-Anſiedelung am Pet Ha dagegen wurde mir der Zugang zur Ermita verwehrt; meine Führer aber beſuchten dieſelbe unbemerkt und machten mir eine Beſchreibung davon, welche im Allgemeinen mit meinen früheren Erfahrungen von Izan zuſammenſtimmte.

Wenn man in Izan durch den niedrigen Eingang an der öſtlichen Langſeite ins Heiligthum eintrat, ſah man dem Eingange gegenüber zwei Hängebretter (Tapescos), auf welchen eine Anzahl von Thonſchalen, je mit einer dem Rande aufgeſetzten Geſichtsmaske ***), ſtanden; ferner auf niedrigen Pfoſten einige

*) Bei einer Frau in Izan ſah ich auch einen trefflich gearbeiteten ringförmigen Stein mit Figuren.

**) Zur Stütze des Daches dienten eine Anzahl ſchwacher Pfeilerchen nahe der Peripherie.

***) Vergl. Dr. E. Seler, Alterthümer aus Guatemala in »Veröffentlichungen aus dem K. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin«, IV. Bd., 1. Heft, 1895, S. 25.

Bretter, auf welchen Wachskerzen abgebrannt worden zu ſein ſchienen; lange ſchwarze Wachskerzen hingen am Gebälke. Groſse und mittelgroſse Thongefäſse ſtanden am Boden, ferner einige ſauber gearbeitete, vierfüſsige Stühlchen, auf deren einem Pfeilſpitzen lagen, dann zwei Holztröge mit mannigfachen Gegenſtänden, Gefäſse mit Copal, Stäbchen mit einer Scheibe vorn (zum Einwerfen von Räucherwerk ins Feuer?), einige Muſikinſtrumente. Auf den Balken lagen Bogen und Pfeile, während vor der Ermita ein Topf mit noch unbearbeiteten Feuerſteinſpitzen ſtand. Am öſtlichen Dache ſtaken zwiſchen friſchen Palmblättern Vogelfedern, beſonders vom Guacamaya, und Unterkiefer und Schädel von Affen. Der Eindruck, welchen der Beſucher eines ſolchen Heiligthums bekommt, iſt ein ganz eigenartiger, und unwillkürlich ſchweifen die Gedanken zurück zu den Vorfahren dieſer jetzt ſo ſcheuen und furchtſamen Leutchen, als dieſe noch als ein gefürchtetes Volk die weiten Urwälder beherrſchten und mit unübertrefflicher Treue am alten Glauben und an den alten Sitten feſthielten. Noch immer wird dieſer alte Glauben von den Lacandonen hochgehalten, noch immer hängen ſie ſo manchen alten Gebräuchen an und mit Bedauern ſieht der Ethnologe, daſs es wahrſcheinlich nicht gelingen wird, etwas Sicheres darüber in Erfahrung zu bringen, denn das Völkchen ſchmilzt zuſehends zuſammen — als Todesurſache wird meiſtens »Katarrh« angegeben — und es iſt nicht zu hoffen, daſs ſich in abſehbarer Zeit, ſo lange es dazu nicht zu ſpät wird, ein Forſcher der ſchwierigen Arbeit unterziehen wird, darüber aus dem Munde der Lacandonen ſelbſt Klarheit zu ſchaffen. Es ſind ja freilich viele Naturvölker auf Erden zur Zeit bereits dem Ausſterben nahe, und von ihnen allen wären wohl wichtige und intereſſante Aufſchlüſſe zu erhalten; von beſonderem Interesse aber müſste es doch ſein, den Glauben der Lacandonen zu belauschen und ihren Gebräuchen nachzugehen, da daraus trotz der gewiſs bereits ſtark veränderten und vereinfachten Form doch noch manches unſchätzbare Licht auf die vielfach dunkle Mythologie und die merkwürdigen Gebräuche des alten Culturvolkes der Maya fallen dürfte.

Was ich bei meinen beiden Beſuchen von Lacandonenanſiedelungen (1891 am Izan-See, 1894 am Pet Ha-See) davon geſehen

habe, ist nicht der Rede werth; an beiden Orten gaben sich die Leutchen als freundliche, sanfte, aber scheue Geschöpfe, die jeden Versuch, über ihre Religion zu sprechen (so weit ihr sehr gebrochenes Spanisch so etwas überhaupt gestatten würde), mit grosser Entschiedenheit zurückwiesen. Eine gewisse naive Neugier zeigten besonders die Frauen, und nur schüchtern sprachen sie den Getränken zu, welche ich ihnen allen vorsetzte. Bei den Lacandonen herrscht Vielweiberei; eine grosse Kinderzahl habe ich aber nirgends bemerkt; am See Pet Ha wohnten in den zwei Häusern, die ich besuchte, zwei junge Familien: eine Haushaltung bestand nur aus einem Manne und einer Frau, die andere aus einem Manne, zwei Frauen und einem Kinde. Die Lacandonenhaushaltung, welche ich in Izan sah, bestand aus einem Manne, zwei Frauen und mehreren Kindern; ein anderes Haus gehörte einem jungen Manne, dem wir unterwegs in seinem Nachen begegneten; ein drittes Haus stand leer und war durch einen Zaun abgesperrt: man versicherte mich, dass der Besitzer gestorben und im Innern des Hauses begraben sei; seine Geräthe bleiben unbenutzt im Hause liegen; die übrigen Insassen zogen aus und bauten eine neue Hütte. — Wenn bei den Lacandonen Frauenmangel herrscht, so begnügen sich zwei Männer auch mit einer Frau; ich habe aber diesen Fall nicht selbst beobachtet.

Bei den Lacandonen im östlichen Chiapas sollen die Leichname im Walde auf einen Holzrost in einer nur handtiefen Grube gelegt und mit Laub und Erde bestreut werden, so dass sie also den Thieren zum Frasse dienen könnten. Gewisses ist mir über diesen merkwürdigen Brauch nicht bekannt.

Die Lacandonen bemalen sich zu ihren Festen und bereiten sich aus Honig und der Rinde des Balché-Baumes ein berauschendes Getränk (Balché). Bis vor Kurzem kamen eine Anzahl Lacandonen (wahrscheinlich von Lacanjá aus) nach den Ruinen von Menché Tunamit, um ihre Feste zu feiern und ihren Göttern zu opfern, wobei sie ihre Opferschalen im Tempel zurückliessen. Genaueres über den Verlauf ihrer Feste ist aber nicht bekannt.

Die Cariben von Izan sind mittlerer Grösse, von ziemlich schmächtigem Körperbau, häufig mit Tiña, einer eigenthümlichen Hautkrankheit, behaftet. Dagegen sind die Lacandonen im östlichen Chiapas ziemlich gross und stark; über ihre Körperhöhe

geben ihre Bogen einigen Aufschluſs, da die Länge der Bogen fast genau der Höhe ihrer Beſitzer entſpricht. Die Haare ſind ſchwarz, ſtraff, lang; bei Männern ein ſehr dünner Schnurr- und Knebelbart; Stirn breit, niedrig, Backenknochen vorſtehend, Kinn ſchmal, Augen zuweilen ein klein wenig ſchief geſtellt, ſchwarz. Naſe meiſtens krumm, öfters typiſche Adlernaſen. Die Lacandonen, welche ich geſehen, waren von ſchmutzigem Aeuſseren, hatten wirres Haar und ſchmutzige, viel geflickte, ſchmuckloſe Gewandung.

Die Muſikinſtrumente, welche ich in Izan geſehen, beſtanden aus einer hölzernen Rohrflöte (Flageolet), einer kleinen Trommel (oder richtiger Pauke: ein faſt krugförmiges Holzbecken, mit Fell überſpannt), welche, mit einem hölzernen Schlegel angeſchlagen, einen paukenartigen Ton gab, und mehreren Guitarren mit zwei ſich entgegenſtehenden Armen; das Ganze beſtand entweder aus einem Stück, oder aber war das Mittelſtück aus einer Guacalſchale gebildet; ich beobachtete zwei F-Löcher, einen Steg und ſechs Saiten, aus Bindfaden gedreht. Leider iſt es mir nicht möglich geweſen, irgend welche muſikaliſche Leiſtung der Lacandonen zu hören; es iſt nicht unmöglich, daſs in ihren Weiſen wie auch in ihren Gebeten noch Reſte ihrer alten Kunſt erhalten ſind, doch fürchte ich, daſs wir bei dem Miſstrauen dieſer armen Leute, die wie gehetztes Wild in den Wäldern hauſen, nie etwas darüber erfahren werden. Am eheſten dürfte ſich noch alte Art und Sitte in den Wäldern von Chiapas erhalten haben, wo mehrere Anſiedelungen aufgefunden worden ſind, deren Bewohner noch niemals Weiſse oder Miſchlinge geſehen hatten (1893). Aber fast alle haben ſich in die tieferen Wälder zurückgezogen und zumeiſt genügt ſchon das einmalige Erſcheinen weiſser Leute, um ſie zum Verlaſſen der alten Wohnſitze zu bewegen. Als Holzfäller vor einigen Jahren am Lacanjá ein gröſseres Caribendorf gefunden hatten und wenige Tage ſpäter dahin zurückkehrten, fanden ſie das Neſt leer, die Geräthe aus den Häusern mitgenommen, Fruchtbäume (Bananen) und andere Nutzgewächſe (Baumwolle, Chile u. a.) aber umgeſchlagen und zerſtört.

Die Gebräuche und religiöſen Anſchauungen der Kekchi-Indianer*).

Es iſt ungemein ſchwer, einen einigermaſsen richtigen Einblick in das Denken und Fühlen eines fremden Volksſtammes zu bekommen und es bedarf jahrelangen, innigen Verkehrs und fortgeſetzter, ernſter Beobachtung, um die Charaktereigenthümlichkeiten zu erkennen und die Handlungsweiſe richtig zu verſtehen. Am ſchwierigſten aber iſt es vielleicht, die religiöſen Anſchauungen zu ergründen, denn es läſst ſich Niemand gern auf den Grund der Seele ſchauen, und wenn Miſstrauen und Voreingenommenheit beſteht, gewiſs erſt recht nicht.

So habe ich denn auch Jahre lang unter den Kekchi-Indianern gelebt, habe ihre Sitten und Gebräuche beobachtet und das Vertrauen dieſer etwas verſchloſſenen Leutchen zu gewinnen geſucht — und trotz alledem iſt es mir bis vor Kurzem niemals gelungen, etwas Näheres über ihre religiöſen Anſchauungen zu erfahren. Dem Namen wie ihrer eigenen Anſicht nach ſind die Kekchi-Indianer katholiſche Chriſten, wie faſt alle mittelamerikaniſchen Indianer, aber wenn man ihr Thun und Treiben ſieht, ſo fällt einem bald auf, daſs ein gut Stück alten Heidenthums noch in ihren Gebräuchen und Anſchauungen ſteckt und es liegt auf der Hand, daſs es von groſsem Intereſſe ſein müſste, die Miſchung der chriſtlichen und heidniſchen Elemente in ihrem Glaubensbekenntniſſe kennen zu lernen, und von letzterem aus zugleich auf den früheren Glauben dieſes Volkes zu ſchlieſsen.

Anfänglich hörte ich nur von gewiſſen abergläubiſchen Anſchauungen, ſo vom Kék**), einem böſen, nächtlich umgehen-

*) Vergl. Internationales Archiv f. Ethnographie. Bd. VIII, S. 195 bis 215.

**) Ich folge in der Schreibweiſe indianiſcher Wörter genau der Stoll'ſchen Orthographie (vergl. O. Stoll, »Zur Ethnographie der Republik Guatemala«, Zürich 1884.)

den, bei Tage in Geſtalt einer Kuh lebenden Geiſte, oder von Verhexungen der Maisfelder oder Menſchen, ausgeübt von indianiſchen Zauberern — meiſt Betrügern, welche in der einträglichen Entzauberung ihr Geſchäftchen machen. Der hierbei zu Tage tretende Aberglaube iſt zwar manchmal recht eigenartig, aber er dürfte doch kaum vollſtändig wurzelecht ſein.

In den Gebräuchen, welche die Kekchi-Indianer auf Reiſen und bei der Jagd, beim Säen und Ernten ihrer Maisfelder, bei Beerdigungen und etlichen Feſten beobachten, fiel mir zwar manches Eigenartige auf, ſtets aber fehlte mir die Erklärung: ich konnte den Sinn, den Zweck dieſer Gebräuche nicht erfaſſen da ich nichts von ihren religiöſen Anſchauungen in Erfahrung bringen konnte.

Endlich brachte mich ein Zufall meinem Ziele näher, als ich mich einmal (1893) in der Nähe von Zapaluta (Chiapas) aufhielt. Die dortigen Indianer (Tzentales) hatten ein Reh geſchoſſen und nach ihrem Hauſe gebracht; ehe ſie daſſelbe aber abhäuteten, hoben ſie ihm den Kopf in die Höhe und verbrannten vor demſelben ein Rauchopfer von Copal*). Ich gab meiner Verwunderung über die ſeltſame Sitte Ausdruck, und Sebaſtian Botzoc, ein Kekchi-Indianer von Campur, welcher mich auf dieſer, wie vielen früheren Reiſen begleitet hatte, erklärte mir, daſs die Kekchi-Indianer eine ganz ähnliche Sitte befolgten, da ſonſt der Tzultaccá**) böſe werden könnte und ihnen in der Zukunft kein Wild mehr in den Weg ſchicken würde. Die Zunge war ihm gelöſt und er erzählte mir in der Folge Mancherlei von ihren Sitten und Gebräuchen und vom Tzultaccá.

Als ich darauf im Jahre 1894 eine halbjährige Reiſe nach dem Petén, nach Belize, Yucatan, Tabasco und Chiapas unternahm, begleitete mich, auſser zwei jungen Kekchi-Indianern, derſelbe Sebaſtian Botzoc, und ich hatte nun hinreichende Gelegenheit, sein Glaubensbekenntniſs und ſeine Gebete zu belauſchen.

*) Copal iſt das Harz eines Baumes von niedrigem Wuchſe, der in ziemlich trockenen Gebieten Mittelamerikas bis zu einer Meereshöhe von etwa 1550 m herauf gefunden wird. In der Trockenzeit gewinnt man das Harz des Copalbaumes rein (weiſses Copal), in der Regenzeit vermiſcht man es mit anderen Harzen (ſchwarzes Copal).

**) »Tzultaccá« heiſst wörtlich »Berg (und) Thal« oder auch »Fuſs des Berges«.

Ich ſage ausdrücklich, ſein Glaubensbekenntniſs, denn wenn ſchon im Allgemeinen Jedermann ſeine individuelle Auffaſſung in Glaubensſachen hat, ſo ſind bei einem ſo ungleichförmig von europäiſchem Einfluſſe berührten Völkchen, wie dem der Kekchi-Indianer, die Unterſchiede noch viel gröſser: Die in Coban und Umgebung wohnenden Indianer haben ſich in ihren Gebräuchen und Anſchauungen ſchon ziemlich ſtark den Miſchlingen genähert, während die fernab, in entlegenen Gegenden wohnenden Indianer in vielen Fällen den alten Sitten treu geblieben ſind und ein gut Theil Heidenthum in ihrer Seele bewahrt haben. Es ſcheint, als ob ſchon in alter Zeit — vor der Einführung des Chriſtenthums —, zwiſchen den Bewohnern verſchiedener Landſtriche, wenn auch Angehörigen eines und deſſelben Stammes, mannigfache Unterſchiede in Sitten und Gebräuchen, in Cultus und Glaubensansichten beſtanden hätten, denn es hatte ſchon damals in der Verapaz, wie in manchen anderen Gebieten von Mittelamerika, weitgehende politiſche Decentraliſation geherrſcht, was der Entwickelung von Sondergebräuchen und Sonderculten in verſchiedenen Landſchaften ohne Zweifel Vorſchub geleiſtet hat. Ich mache deshalb auch keinen Verſuch, die hauptſächlichſte Göttergeſtalt der Kekchi-Indianer, Tzultaccá, mit irgend welcher Gottheit der Maya-Mythologie zu identificiren, ſondern will kurz und bündig berichten, was mir mein Gewährsmann, in nebenſächlicheren Dingen auch andere Perſonen, erzählt haben.

Es iſt vielleicht am beſten, wenn ich den verehrten Leſer einlade, mich in Gedanken auf meiner Reiſe zu begleiten und meinen Beobachtungen der Reihe nach zu folgen, denn ich verſpreche mir von dieſer Art der Darſtellung den Nutzen, daſs meine Angaben weniger ſubjectiv gefärbt erſcheinen dürften, als wenn ich ein trockenes Syſtem der Kekchi-Dogmatik vorlegen wollte.

Obgleich ich in einer Reihe von Jahren eine gewiſſe Uebung im Gebrauche der hier geſprochenen Indianerſprache erlangt habe, ſo war mir doch der Umſtand hinderlich, daſs meine indianiſchen Begleiter, die allerdings nur ſehr wenig Spaniſch ſprachen, mit mir ausſchlieſslich Kekchi ſprachen, wodurch mir das Verſtändniſs ihrer Erzählung oft erſchwert wurde. Ich glaube aber nicht, daſs ſich aus dieſem Grunde irgendwo ein Miſsverſtändniſs

eingeſchlichen habe, bin aber andererſeits überzeugt, daſs mir mein Gewährsmann überhaupt ſeine Anſchauungen und Gebete nicht mitgetheilt hätte, wenn ich nicht Kekchi ſprechen und verſtehen würde; denn wer zu einem ſolchen Indianer nicht in ſeiner Sprache ſpricht, der erringt auch nicht ſein Vertrauen. Meine drei Indianer, mit denen ich innerhalb ſechs Jahren alljährlich lange Reiſen zuſammen gemacht hatte, und die bisher ſtets Schweigen bewahrt hatten, vertrauten mir ihre Mittheilungen faſt wie ein Geheimniſs an, und als ich die unterwegs mehrfach gehörten Gebete aufzeichnen wollte, dictirte mir ſie Sebaſtian Botzoc nur dann, wenn wir Beide ganz allein waren; nicht einmal ſeine beiden Gefährten durften dabei ſein!

Die Gebete, welche Sebaſtian Botzoc zu beten pflegte, zeigen eine alterthümliche Form; auch wenn ihr Inhalt nicht heidniſcher Art iſt, ſondern der chriſtliche Gott angeſprochen wird, werden demſelben ſolche Attribute beigelegt, daſs man ſofort erkennt, daſs dieſe Gebete von indianiſchen Autoren, nicht von chriſtlichen Geiſtlichen herſtammen. Wenn der Indianer z. B. den Chriſtengott alſo anſpricht: »at in ná, at in yukvuá« (»Du biſt meine Mutter, du biſt mein Vater«), ſo iſt das eine echt indianiſche Anſchauungsweiſe, die ähnlich auch mehrfach im Popol Vuh, dem bekannten alten Quiché-Manuſcript, zum Ausdrucke kommt. Auch durch ihre poetiſche Form zeigen dieſe chriſtlichen Gebete ihren rein indianiſchen Urſprung, denn in allen bemerkt man die eigenthümliche Erſcheinung von Parallelismus oder Antitheſen einzelner Worte, womit häufig noch ein gewiſſer Gleichklang verbunden iſt; ungemein häufig iſt auch ein beſtimmter Begriff in einem zweiten erklärenden Sätzchen mit anderen Worten wiederholt, eine Eigenthümlichkeit, die man noch jetzt in der Umgangsſprache der Kekchi-Indianer öfter bemerkt. Als Beiſpiele von Parallelismus oder Antitheſen einzelner Worte mögen folgende angeführt ſein: rubel a cvuok, a cvuuk (»unter deine Füſse, deine Hände«), se li chinal, se li nebail (»in der Kleinheit, in der Armuth«), sa oxib kè, sa oxib ćutan (»in drei Sonnen, in drei Tagen«), chirá chisa (»in Leid und Freud«).

Es war im Januar 1894, als ich mit drei Kekchi-Indianern als Trägern zu Fuſs durch die dichten Wälder der nördlichen Alta Verapaz und des ſüdlichen Petén nordwärts wanderte. Ich hatte dabei zunächſt keinerlei Gelegenheit, irgend welche neue Beobachtung zu machen; in beſtimmten Zwiſchenräumen, gewöhnlich nach je etwa 2 km, bei ſteilen Bergen oft ſchon nach 1 km, pflegten meine Träger auszuruhen, und nach der Zahl ſolcher Raſten wird von den Kekchi-Indianern die Entfernung angegeben. Die Entfernung von einem Raſtplatze zum anderen heiſst im Kekchi »hil«.

An den Paſsübergängen pflegen ſämmtliche, zur Mayavölker-Familie gehörigen Indianer von Guatemala und Chiapas*) Kreuze aufzuſtellen, welchen die Vorübergehenden ihre Verehrung in beſonderer Weiſe zollen. Gewöhnlich trägt der Indianer, der zum erſten Male einen ſolchen Paſs überſchreitet, einen Stein herbei, ſo daſs bei dieſen Kreuzen oft anſehnliche Steinhaufen geſehen werden. Häufig werden auch Opfer in Geſtalt von Blumen oder grünen Zweigen vor dem Kreuze niedergelegt oder an daſſelbe gebunden, und es iſt bemerkenswerth, daſs oft bei weit entfernten Stämmen (z. B. Choles in Chiapas und Kekchi-Indianer in Guatemala) dieſelben Blumenarten dafür verwendet werden. Ueberall, wo Kiefern vorkommen, ſind Kiefernzweige als Opfer gebräuchlich, wie denn überhaupt die Kiefern bei indianiſchen Feſten eine gewiſſe Rolle ſpielen, weshalb ſie auch von den Kekchi-Indianern in den feuchten Urwaldgebieten der nördlichen Alta Verapaz, wo keine Kiefern mehr wild vorkommen, neben ihren Ermiten gepflanzt werden. Bei bedeutſamen Bergpäſſen bringt der Kekchi-Indianer auch Rauchopfer dar, indem er eine gewiſſe Menge Copal vor dem Kreuze verbrennt und ſein Gebet dazu ſpricht. Bei manchen Paſsübergängen wird zudem getanzt. Kommt der Kekchi-Indianer auf ſeiner Reiſe über einen Paſs, wo kein Kreuz iſt, ſo bringt er trotzdem die gewohnten Opfer dar, richtet aber ſein Gebet nicht an den chriſtlichen Gott, ſondern an ſeine heidniſche Hauptgottheit, den Tzultaccá.

Der Tzultaccá ſpielt überhaupt für den reiſenden Indianer

*) In Yucatan habe ich dieſen Gebrauch nicht mehr bemerkt, während die Mayas des Petén ihm noch huldigen. In Yucatan ſieht man aber auf viel begangenen Wegen oft kleine Kreuze in der Entfernung von je einer Legua.

eine wichtigere Rolle als der chriſtliche Gott, denn er iſt gewiſſermaſsen der Gott des Waldes und des Waſſers, der Thiere, kurz der geſammten Natur überhaupt, und ſo wendet ſich dann der Kekchi-Indianer bei allen möglichen Gelegenheiten an ihn mit ſeinen Gebeten und richtet ſich in ſeinen Gebräuchen allenthalben nach dem Willen dieſes Gottes. Während unſerer Reiſe im Petén legte Sebaſtian Botzoc alle Morgen und Abende glühende Kohlen auf ein groſses Blatt, nahm es vor das Lager und zwar in der Richtung des einzuſchlagenden Weges, verbrannte ſein Rauchopfer von Copal und betete zum Tzultaccá, und zwar hauptſächlich um Jagdbeute (ſ. S. 289). Später, als wir durch bevölkerte Gegenden kamen, wo keine Jagdbeute mehr zu erhoffen war, unterlieſsen meine Indianer dieſe Gebete.

Das häufigſte Jagdwild in den feuchten Urwaldgebieten des nördlichen Mittelamerika ſind Pavos (pu), Hoccohüher (chakmut*) und Wildſchweine (chacó = Jabalí; die zweite Wildſchweinart ak iſt ſeltener). Im Gebiete der Sabanen und trockenen Wälder ſind die beiden Rehſorten des Landes (quej und tyuc) die häufigſte Beute. Auſserdem werden häufig Tepescuintles (halau), Taltusas (ba), Cotusas (acam) und die beiden Affenarten (patz und max**) ihres Fleiſches wegen von den Indianern gejagt, auſserdem faſt alle Vögel des Waldes, darunter auch die rothen und grünen Papageien (mo und chochó). Letztere ſind auſserordentlich zähe und die Kekchi-Indianer legen ſie daher vor dem Kochen, gewiſſermaſsen um ſie recht jung und zart zu machen, in die aufgehängte Hängematte, wiegen ſie darin hin und her und pfeifen dazu, als ob ſie ein kleines Kind in den Schlaf wiegen wollten.

Kleine Vögel werden gerupft, aber unausgenommen am Spieſse gebraten und ſammt den Eingeweiden verzehrt. Gröſsere Thiere werden ausgenommen, aber die Gedärme nur entleert, ausgewaschen und zum Eſſen verwendet, denn die Indianer glauben, daſs der Tzultaccá böſe würde und in Zukunft kein Wild mehr hergäbe, wenn irgend etwas Eſsbares ſortgeworfen

*) Chakmut oder chajmut iſt eigentlich kein Kekchi-, ſondern ein Chol-Wort und bedeutet »rother Vogel«. Die Mayas des Petén nennen das ſchwarze Männchen »bok c'hich«, das braunrothe Weibchen »chaj ch'ich«.

**) Die wiſſenſchaftlichen Namen der genannten Thiere ſind mir nicht bekannt, ſoweit ſie nicht von O. Stoll (»Guatemala«, Leipzig 1886, S. 197, oder »Ethnologie der Indianerſtämme Guatemalas«, Leiden, 1889, S. 25) genannt ſind.

würde. Es darf daher auch nie ein Stück von einem Thiere zurückgelaſſen werden. Um das Fleiſch für längere Zeit aufzubewahren, und es zugleich leichter für den Transport zu machen, wenden die Indianer ein eigenthümliches Dörrverfahren an (chinanc in Kekchi): es wird ein Feuer angezündet, darüber aus leichten Holzſtäben eine Art Roſt gemacht und das zerlegte Wild darauf gelegt und von Zeit zu Zeit umgewendet. Gröſsere Stücke müſſen die ganze Nacht über dem Feuer liegen, um haltbar zu werden. Es geht bei dieſem Dörrverfahren allerdings ziemlich viel Fett verloren, aber das Fleiſch bleibt — auch im heiſsen Lande — auf etwa acht Tage haltbar; das gedörrte Fleiſch wird für den Genuſs gekocht und giebt noch eine annehmbare Fleiſchbrühe. Die Gedärme gröſserer Thiere (z. B. des Wildſchweines) werden ſauber ausgewaſchen, in Blätter gewickelt, und beim Dörren des Fleiſches mit auf den Roſt gelegt, und ſo gewiſſermaſsen gedämpft (lanchá in Kekchi). Das Fleiſch der Rehe wird häufig — wie Ochſenfleiſch — in dünne Striemen geſchnitten, eingeſalzen und an der Luft getrocknet und heiſst in ſolcher Zubereitung taxax in Kekchi.

Als Merkwürdigkeit ſei hier noch erwähnt, daſs die Kekchi redenden, im Uebrigen von den Kekchi-Indianern ſtark abweichenden Tribus der Cajabomeros und Languineros, die Sitte haben, das Fleiſch gewiſſer Schlangen, wie Icvolai, Otooi, K'anajij, Ahauchan u. a. zu genieſsen, was die übrigen Kekchi-Indianer mit Abſcheu erfüllt. Auch Schildkröteneier, welche von Mayas und Lacandonen geſammelt und gegeſſen werden, weiſen die Kekchi-Indianer zurück. Dagegen ſind ſie groſse Liebhaber von Waſſerſchnecken (pur)*), welche gekocht werden; man ſchlägt ihnen dann den Wirbel oben ab (wofür die Indianer das beſondere Zeitwort puric anwenden), und ſchlürft ſie aus. Muſcheln eſſen die Kekchi-Indianer nicht, ſammeln aber davon Schalen, ebenſo wie die Gehäuſe der Waſſerſchnecken, um Kalk daraus zu brennen, den ſie dann für das Kochen des Maiſes verwenden. Fiſche werden von den Kekchi-Indianern gern gegeſſen; ſie fangen ſie (in Chamá) mit Netzen, an welchen thönerne Ringe als Beſchwerer angebracht ſind, ſtatt Blei.

*) Verſchiedene Arten von Melanda (Pachychilus).

Ohne beſondere Vorkommniſſe hatte ich mit meinen Kekchi-Trägern das Petén durchwandert und fuhr in einem Ruderboote auf dem Rio Viejo nach Belize hinunter. Da gab es nun zu ſehen und zu ſtaunen für meine guten Indianer; andere Menſchen, eine andere Sprache, andere Sitten, anders gebaute Häuſer, andere Culte! Meine Indianer gaben ihre täglichen Gebete und Opfer auf und wurden mit einem Schlage religionslos. Die Macht des Tzultaccá reiche nicht bis hierher, meinten ſie, denn in Belize werde eine fremde, für ihn unverſtändliche Sprache geſprochen, und als ich ſie verſicherte, daſs der chriſtliche Gott, li kacvuá Cruz, auch hier verehrt werde, und ihre Kekchi-Gebete ebenſo gut verſtehe, als in Coban oder S. Pedro, glaubten ſie mir nicht. Sie erklärten mir, daſs bei den Kirchen von Belize keine Kreuze angebracht wären, wie in Guatemala, und daſs es alſo auch ein anderer Gott ſein müſſe. Ich zeigte ihnen nun die katholiſche Kirche mit dem Kreuze auf jedem Thurme und nahm Sebaſtian Botzoc in den Convent von S. Joſeph mit (wo die Jeſuitenpaters eine meteorologiſche Station errichtet haben); aber trotzdem ſchüttelten ſie den Kopf und blieben dabei, daſs Gott hier eine andere Sprache ſpreche und ſie nicht verſtehen würde. Sie ſtellten nun zwei volle Monate alle Religionsübungen ein (abgeſehen von einem einzigen Kirchenbeſuche in Mérida am Charfreitag), bis ſie im Verbreitungsgebiete der Cholas in Chiapas auf einer Paſshöhe (zwiſchen Sabanilla und Tila) einige groſse hölzerne Kreuze mit daran gebundenen Blumen fanden; da begann Sebaſtian Botzoc für ſich und die anderen wieder in gewohnter Weiſe die Andachten zu verrichten.

In den kleinen Dörfern im Innern Yucatans wurde uns gewöhnlich zum Uebernachten eine Hütte angewieſen, welche für die Anwohner zugleich als Kirche diente. Mit Erſtaunen beobachtete ich, daſs innerhalb derſelben ſich Spuren von Gräbern zeigten und erfuhr, daſs die Angehörigen derjenigen Familien, welche die Kirche erbaut hatten, darin begraben würden, während die übrigen Dorfbewohner auf dem offenen Friedhofe beerdigt würden. Im Norden und Weſten der Halbinſel beſteht dieſer Gebrauch nicht mehr und unter den Indianerſtämmen von Tabasco, Chiapas und Guatemala ebenſo wenig*), mit alleiniger Ausnahme

*) Bei den Mames ſah ich wohl, daſs auf dem Friedhofe über einzelnen

der echten Kekchi-Indianer, welche — wenigſtens auf dem Lande — mit groſser Pietät dieſen Gebrauch innehalten: eine Anzahl von Familien, gewiſſermaſsen eine Genoſſenſchaft bildend, that ſich zur Errichtung eines ſolchen Begräbniſshauſes (Ermita oder Hermita) zuſammen, das zugleich als Verſammlungsort bei Feſtlichkeiten und als Kirche (Aufbewahrungsort des Heiligenbildes) benutzt wird; die Leitung der Geſchäfte beſorgen eine Anzahl hervorragender Männer, deren Oberhaupt (Xbenil) die Oberaufſicht führt und beſtimmt, an welchem Platze eventuell ein Geſtorbener zu begraben iſt u. dergl.; ein Anderer macht den Kaſſirer und ſo fort. Stirbt der Xbenil, ſo rücken die unteren Chargen je um eine Stufe höher hinauf; das Amt des Obmannes iſt daher nicht etwa erblich, ſondern kann nur durch vorherige Bekleidung der niedrigeren Aemter erreicht werden. Geldabgaben, oder perſönliche Arbeitsleiſtungen (z. B. Neudeckung des Daches oder Wiederaufbau des ſchadhaft gewordenen Hauſes), müſſen gleichmäſsig von allen Genoſſenſchaftsmitgliedern geleiſtet werden; wer ſeinen Beitrag nicht leiſtet, verliert das Recht auf das Begräbniſs innerhalb der Ermita.

Wie oft hatte ich ſchon in ſolchen Ermitas der Alta Verapaz gewohnt, wie oft auch indianiſche Beerdigungen mit angeſehen, ohne jemals die Urſache und den Zweck der eigenthümlichen Gebräuche zu verſtehen oder befriedigende Antwort auf meine Fragen zu erhalten. Nun ich aber im fernen Yucatan etwas Aehnliches beobachtete, verſuchte ich abermals mein Glück und es ſchien, als ob die Ferne der Heimath meinen Begleitern die Zunge gelöſt hatte. Ich erfuhr nun, daſs die Kekchi-Indianer den Glauben haben, die Seele (ánum)*) der Verſtorbenen müſſe unmittelbar nach dem Tode beginnen, die nämlichen Reiſen abermals zu machen, welche der Lebende ausgeführt hatte, allerdings mit der Einſchränkung, daſs nur diejenigen Wege zurückgelegt werden müſſen, wo der Lebende ſich ſelbſt direct mit den Bewohnern verſtändlich machen konnte, und wo er keine Fluſs-

Gräbern Hütten errichtet waren; dagegen fehlen dort Häuſer, in denen eine gröſsere Zahl von Todten beerdigt werden.

*) Das Wort »ánum« iſt möglicherweiſe eine Verſtümmelung des ſpaniſchen »anima«; doch iſt es auch möglich, daſs es ein echtes Kekchi-Wort iſt, da das Herz der Thiere auch ſo von den Kekchi-Indianern genannt wird.

oder Meerfahrt zu machen brauchte. So z. B. meinten meine Indianer, ſie müſsten nach ihrem Tode nur bis El Cayo (Belize) gehen, da daſelbſt im Leben die Fluſsfahrt begonnen habe, müſsten auch nicht zu Lande nach Yucatan gehen, da Gott daſelbſt eine andere Sprache ſpricht — nämlich Maya — und ſie nicht verſtände.

Nach Ausführung jeder einzelnen Reiſe kehrt die Seele nach der heimathlichen Ermita zurück und ruht dort aus, ſich mit den Seelen der Nachbarn unterhaltend, bevor ſie eine neue Reiſe antritt. Damit die Seele für dieſe Reiſen gut vorgeſehen ſei, wird der Leichnam vor der Beerdigung (wo möglich) mit einer neuen Kleidung bekleidet und in eine Binſenmatte (pop) gewickelt, auf welcher die Seele dann auf ihren Reiſen ſchlafen kann. Auſserdem bekommt der Todte folgende Gegenſtände mit ins Grab: ſeinen Hut (punit), einen thönernen Kochtopf (xar), einen Guacal, d. h. die gebräuchliche hölzerne Trinkſchale (jom), eine Taſſe (sec), eine Serviette, d. h. eben ein Tuch zum Einwickeln der Nahrungsmittel (masbaël), Sandalen (xap), ein Tragband (tap), ein Tragnetz (champá), Feuerzeug, d. i. Zunder, Feuerſtein und Stahl (jutp), ein Regendach aus Blättern der Corozopalme (mococh) und den dazu gehörigen Bindfaden (lix k'am li mococh); kurz Alles, was der Indianer zur Reiſe nöthig hat, mit Ausnahme der jetzt allgemein gebräuchlichen wollenen Decke (is), da man glaubt, daſs die Wolle — als thieriſches Erzeugniſs? — im Grabe Zähne habe und die Seele beiſsen würde. Dem Todten wird beim Begräbniſſe auch ein Roſenkranz zwiſchen die Finger der rechten Hand gelegt und zwar ſo, daſs das Kreuz am Daumen ruht.

Sollte irgend etwas an der Reiſeausrüſtung des Todten vergeſſen worden ſein, ſo kommt die Seele zu ihrem nächſtſtehenden lebenden Verwandten, d. h. ſie erſcheint ihm im Traume (nabuchic) und verlangt das Vergeſſene. Da es nun nicht angeht, das Grab des Todten wieder zu öffnen, oder dies überhaupt unmöglich iſt, wenn nämlich der Betreffende fernab von ſeiner Heimath verſtorben, ſo giebt man die vergeſſenen Gegenſtände einfach einem anderen Leichnam mit ins Grab und trägt ſeiner Seele auf, die Sachen im Jenſeits an ihren Beſitzer abzuliefern, wenn ſie ihn trifft.

Speiſen werden den Todten nicht ins Grab mitgegeben, da die Indianer glauben, daſs die Seelen nunmehr ohne den irdiſchen Leib wären und daher auch keine irdiſche Nahrung mehr zu ſich nehmen. Sie glauben, daſs der Tzultaccá ſie im Jenſeits mit Nahrung verſehe, wiſſen aber nicht anzugeben, aus was dieſelbe beſtehe.

Am Allerſeelentage ſind alle Seelen in der Ermita verſammelt, weshalb an dieſem Tage Niemand in der Ermita ſchläft, die ſonſt als das allgemeine Nachtquartier für alle Durchreisenden gilt. Am gleichen Tage kommen die Seelen auch in die Hütten ihrer Angehörigen auf Beſuch, weshalb man ihnen daſelbſt vor dem Hausaltare Fleiſch, Bohnen, Tortillas (Maiskuchen), Bananen, Cigarren u. dergl. vorſetzt; die Seelen, welche in ihrer urkörperlichen Weſenheit dieſe Dinge nicht materiell genieſsen können, riechen daran und gehen wieder fort. Die Speiſen ſelbſt werden am folgenden Tage im San Pedraniſchen von den Angehörigen verzehrt, in Coban und Umgebung aber weggeworfen.

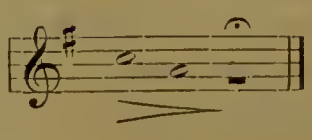
Haben die Seelen ſämmtliche Reiſen wieder zurückgelegt, die die betreffenden Leute vorher im Leben gemacht hatten, — man muſs verſtehen, daſs ſie ſo lange unter der directen Herrſchaft des Kacvuá Tzultaccá ſtanden —, ſo gehen ſie zum Kacvuá Cruz (dem chriſtlichen Gott), um dort ihre Sünden abzubüſsen. Meine Indianer ſtellten ſich das, echt anthropomorphiſtiſch, gerade ſo vor, wie wenn ſie auf Erden auf einer Kaffeepflanzung Vorſchüſſe bekommen hätten und dieſelben nun durch perſönliche Arbeit heimbezahlen müſsten; ſie meinten nämlich, die Seelen, die ſie ſich doch immer wieder körperlich denken, müſsten nun Bäume fällen, erden u. dergl., bis ſie ihre Sünden abverdient hätten; ſie dürften hernach unter dem Vordache (se li mu li capl) zuhören, wie die Engel im Innern des Hauſes dem lieben Gott auf Harfen, Geigen und Guitarren vorſpielen. Die Kekchi-Indianer ſind nämlich auſserordentlich eingenommen für Muſik, weshalb ſie ſich kein Glück, keine rechte Freude ohne dieſelbe denken können; ihr gewöhnliches Orcheſter beſteht aus Harfe, Geige und Guitarre, wozu ein vierter Theilnehmer an Stelle einer Trommel den breiten Reſonanzboden der Harfe mit den Fäuſten bearbeitet und ſo den Tact hervorhebt. Bei den meiſten anderen Indianerſtämmen von Guatemala und Chiapas ſind Trommel

und Pfeife — Schalmei — die Hauptinſtrumente; in Yucatan habe ich überhaupt keine Volksmuſik unter den Mayas gehört, die auch im Allgemeinen ernſter ſind als die Indianer Guatemalas.

Die Ceremonien bei einer Beerdigung ſind bei den Kekchi-Indianern, abgeſehen von den Todtenbeigaben, ſehr einfach. Der Leichnam wird — im San Pedraniſchen — innerhalb der Ermita in eine vier bis ſechs Fuſs tiefe Grube gelegt, die Erde darauf-gefüllt und mit Holzkeulen feſtgeſtampft, ſo dafs das Grab keinen Hügel erhält, ſondern ebenerdig wird, was ſchon deshalb noth-wendig iſt, weil in der Ermita bei allen Feſtlichkeiten auf eben dieſem Boden getanzt wird. Bei Cubilguitz ſoll der Todte in hockender Stellung in die Grube gefenkt werden. In Coban und Umgebung richten ſich die Indianer bei Beerdigungen ſchon faſt ganz nach den Gebräuchen der Miſchlinge. Die Lanquineros und Cajaboneros, die auch ſonſt vielfach von den übrigen Kekchi-Indianern abweichen, haben keine Ermitas und begraben ihre Todten auch nicht in den Ermitas der San Pedraner, die in ihrem Gebiete zerſtreut ſich befinden, ſondern vor denſelben.

Stirbt bei den Kekchi-Indianern Vater oder Mutter eines Verheiratheten, oder ſtirbt ein Kind, ſo werden keine beſonderen Gebete geſprochen; ſtirbt aber der Mann oder die Frau, ſo ſpricht das andere Ehegeſpons ein beſtimmtes Gebet; auch ruft der Ledige ſeinem verſtorbenen Vater oder Mutter ein beſon-deres Gebet nach.

Bei den Beerdigungen heulen nur die Frauen, und zwar in einer eigenthümlichen Weiſe, indem ſie mit einem langgezogenen, hohen Tone beginnen und allmählig ſchwächer werden und in tiefere Lagen herabſinken. [Ganz ähnlich bewegt ſich die Todten-klage bei den Choles, welche ich aus der Ferne in S. Pedro Sabana hörte, hauptſächlich auf folgenden Intervallen:



während bei den Mames die Todtenklage in vielen, mannig-

facheren Weifen und Rhythmen gefungen wird (vergl. Neue Mufikzeitung, 1892, Nr. 22 und 23.|

Da meine Indianer in der weltentlegenen Kirche von Chunjabin (im Inneren Yucatans) gerade am Erzählen waren, fo fuchte ich noch weitere Mittheilungen über ihre Gebräuche bei Geburten und Heirathen von ihnen zu erfahren, aber ich konnte faft nichts herausbekommen, das ich nicht fchon früher gewufst hätte.

Bei Geburten werden keine nennenswerthen Gebräuche beobachtet.

Bei der Heirath tritt die Idee des Kaufes deutlich hervor. In der Gegend von Campur will es der Brauch (nach Mittheilungen von Domingo Caal), dafs der Vater des zukünftigen Bräutigams am Sonntage zum Vater des gewünfchten Mädchens gehe und mit Zurücklaffung von $^1/_2$ Silberpefo über die eventuelle Heirath fpreche; ebenfo an zwei folgenden Sonntagen, wobei dann jedesmal 1 Dollar zurückgelaffen werden mufs. Ift auch das dritte Mal der Vater des Mädchens einverftanden, fo ift die Verlobung fertig und die Heirath geht am vorher feftgefetzten Tage in der ftaatlich und kirchlich vorgefchriebenen Weife vor fich. Gegenwärtig fcheinen übrigens die Preife für die Frauen höher zu fein: meine beiden jüngeren Träger, Antonio Pop und Sebaftian Ical, hatten je faft das dreifache der oben erwähnten Summe für ihre Frau bezahlt (nämlich je im Ganzen 7 Dollars, während nach dem alten Brauch der Preis nur 2,50 Dollars gewefen wäre). Sebaftian Botzoc dagegen ift ein »gekaufter Mann« (lok vil), denn im Kekchi-Gebiete kann auch das Mädchen um einen Mann werben laffen, mufs aber einen höheren Preis bezahlen: der Vater von Sebaftian Botzoc z. B. bekam für feinen Sohn 10 Dollars; zudem kann in folchem Falle die Frau von ihrem Manne unter Umftänden nach der Brautnacht zu ihren Eltern zurückgefchickt werden und die Ehe ift dann in den Augen der Indianer nichtig.

In eigenartiger Weife werden (nach den Mittheilungen von Mr. E. Cary) in Chamá die Heirathen der Indianer unter fich eigenmächtig — d. i. ohne Zuthun von Kirche und Staat —

geſchloſſen, wie denn auch ebendort häufig die Kinder nicht getauft werden: die Braut kommt ins Haus des Bräutigams, muſs daſelbſt Mais mahlen und Tortillas (Maiskuchen) backen, Bohnen kochen u. ſ. w., kurzum eine Art hauswirthſchaftlichen Examens beſtehen, und wenn (nach der Brautnacht) der Mann nicht in Allem mit ſeiner Frau zufrieden iſt, hat er das Recht, ſie zu ihren Eltern zurückzuſchicken. Was dem Manne nach der Brautnacht am meiſten auffällig iſt, ein Thier, ein Gegenſtand, ein Ereigniſs, danach bekömmt er einen Beinamen, der im Bekanntenkreiſe in Zukunft ausſchlieſslich ſtatt ſeines Taufnamens Anwendung findet.

Nach der Heirath zieht das junge Paar — im San Pedraniſchen — für einige Jahre ins Haus der Schwiegereltern; ich habe es geſehen, daſs ſie ins Haus der Eltern des Mannes, in anderen Fällen in das der Eltern der Frau zogen, es ſcheint alſo in dieſer Hinſicht keine beſtimmte Regel zu herrſchen. Das junge Paar muſs nun in dieſem Hauſe für den Haushalt der alten Leute mitarbeiten, und da es dabei häufig Streit giebt, ſo zieht das junge Paar gewöhnlich nach längerer oder kürzerer Zeit weg und gründet ſich einen unabhängigen Haushalt und ein eigenes Haus. Immerhin kenne ich Häuſer, wo neben dem alten Ehepaar noch zwei oder drei Schwiegerſöhne oder Söhne mit ihren Frauen und Kindern hauſen. Sterben nun die Alten, ſo erben die jungen Familien den Nachlaſs, welche im Hauſe der Alten gelebt und dieſelben alſo verpflegt haben; die weggezogenen, ſelbſtändig gewordenen Kinder bekommen Nichts, oder nur eine Kleinigkeit.

Verhältniſsmäſsig wenig Intereſſe erregten bei meinen Indianern Eiſenbahn und Dampfſchiffe, welche wir auf unſerer Weiterreiſe im nördlichen Yucatan und auf dem Wege nach Tabasco benutzten; ſie dachten an ihre ferne Heimath und je näher die Zeit der Maisſaat heranrückte, deſto häufiger ſprachen ſie davon. Der Mais bildet die Hauptbaſis für den Lebensunterhalt der mittelamerikaniſchen Indianer, er bildet daher auch einen Hauptangelpunkt im Denken und Fühlen derſelben.

Wir befanden uns gerade im Gebiete der Choles, als der erſte Tag für die Maisſaat der Kekchi-Indianer war, und ich konnte bei dieſer Gelegenheit feſtſtellen, daſs die weit entfernt wohnenden Choles denſelben Tag für den Beginn der Maisſaat feſtgeſtellt haben (25. April). Die Leute von Campur (Kekchi-Indianer) enthalten ſich fünf Tage vor der Ausſaat des Fleiſchgenuſſes und des geſchlechtlichen Umganges mit ihren Frauen, und da das alte indianiſche Jahr nach Ablauf der achtzehn zwanzigtägigen Monate (360 Tage) gleichfalls fünf Tage bis zum Beginne des neuen Jahres kennt, da ferner der Mais als wichtigſtes Lebenselement eine ſo bedeutſame Rolle im Leben der Indianer ſpielt, ſo erſcheint es mir gar nicht unmöglich, daſs der 25. April der Jahresanfang der Kekchi-Indianer und Choles geweſen iſt. Freilich iſt die Vermuthung zu unbeſtimmt, als daſs ich beſonderes Gewicht darauf legen möchte, und es ſpricht nicht ſehr zu ihren Gunſten, daſs die Lanquineros und Cajaboneros eine längere Friſt hindurch (13 Tage) vor der Maisſaat ſich des geſchlechtlichen Umganges und des Fleiſchgenuſſes enthalten. Bei den Mayas von Yucatan ſtimmt der Jahresanfang nicht mit der Maisſaat zuſammen, da ſie Mais im Juni (manchmal ſchon Ende Mai, eben mit den erſten Regen) ausſäen, während ihr Jahr nach Landas Zeugniſs am 16. Juli begann.

Drei Tage vor der Ausſaat des Maiſes verbrennen die Kekchi-Indianer Abends Copal vor dem Kreuze ihres Hausaltars — jedes Haus hat ſeinen Altar, meiſt gegenüber dem Eingange; derſelbe wird gewöhnlich mit Blumen, Flaſchenkürbiſſen und Palmblättern geſchmückt, oft auch mit Maiskolben, Vogelſchnäbeln und den Federn des Guacamaya (mo) u. dergl. — Sie richten dabei ein beſonderes Gebet an den Tzultaccá, aus deſſen Inhalt ich als beſondere Merkwürdigkeit hervorhebe, daſs darin verſchiedene Localitäten der Alta Verapaz, oder vielmehr verſchiedene Tzultaccá's, die an eben jenen Orten ihren Sitz haben, namhaft gemacht werden (s. S. 292). Meine indianiſchen Begleiter beten z. B. zum Tzultaccá von »Pecmó« (wörtlich »Felſen des Guacamaya«, ein Ort im Gebiete der Kaffeeplantage Campur) und behaupten, derſelbe ſei ein ſehr ſtarker Tzultaccá und behüte ſeine Schützlinge auf Reiſen und zu Hauſe kräftig vor Fieber, Schlangenbiſs und anderen Gefahren. Dagegen ſagen ſie, der

Tzultaccá von Chiitzam, der Gott der Languineros, sei ein schwacher Tzultaccá, weshalb die Languineros auf Reisen leicht vom Fieber befallen werden und die Strapazen nicht lange aushalten.

Ich erfuhr ferner, dafs der Tzultaccá an all den, im Gebete namhaft gemachten, Orten in tiefen Höhlen wohne, in welchen mächtige Icvolai-Schlangen (Crotalus horridus Cuv.) als Stricke für seine Hängematte dienen. Schlangen sind auch die Diener des Tzultaccá, mit denen er die Sünden der Menschen bestraft; leichte Vergehen werden durch den Biss ungiftiger Schlangen (k'im und ähnliche) gesühnt, während schwere Sünden durch die Bisse der giftigen Schlangen geahndet werden, von welch letzteren eben die Icvolai wegen ihrer Körperkraft und blitzschnellen Bewegungen, wie wegen der furchtbaren Wirkungen ihres Giftes am meisten gefürchtet ist. Der Tzultaccá ist auch der Herr des Wassers, und Fieber (raxquihob) oder Dysenterie (mochquej), welche in Durchnässung oder Erkältung ihre Ursache haben, sind vom Tzultaccá den Menschen geschickt. Es ist verboten, irgend einen heifsen Gegenstand zur Abkühlung ins Wasser zu stellen, da der betreffende Bach dadurch verbrannt würde, was der Tzultaccá durch Senden von Fieber ahnden könnte. Auch Schlangen oder Skorpione*) dürfen nicht ins Feuer geworfen werden, da sonst die Thiere derselben Art sich an dem Thäter rächen würden; man darf sie aber erschlagen mit einem hölzernen Stabe, oder mit einem Stein etc. Vor dem Jagen oder Fischen mufs die Erlaubnifs des Tzultaccá durch Gebet und Brandopfer (Verbrennen von Copal) eingeholt werden. Ueberschwemmungen oder Hochwasser sind das äufsere Zeichen von Festen, welche der Tzultaccá im Schoofse der Erde feiert. Auch die Blitze sind ihm eigen; der Blitzschlag entsteht, wenn der Tzultaccá mit seinem Steinbeile (mal) in einen Baum schlägt; zur Strafe für bestimmte Frevel tödtet er damit auch wohl Menschen. So erklären es sich die heutigen Indianer, warum da und dort die altindianischen Steinbeile in der Erde gefunden werden!

Sebastian Botzoc erzählte mir, dafs in der Höhle von Pecmó der Tzultaccá durch Gebete und Abbrennen von Kerzen

*) Die Kekchi-Indianer schneiden häufig den Skorpionen die Stacheln weg und tragen diese Stacheln bei sich, da sie glauben, sich dadurch die Liebe ihrer Angebeteten sichern zu können.

gefeiert werde; er felbft fei aber noch nie darin gewefen. Ich höre aber von anderer Seite, dafs der Mann, welcher in die Höhle des Tzultaccá gehen will, fich 40 Tage vorher jeglichen gefchlechtlichen Umganges enthalten mufs und drei Tage lang mit feiner ganzen Familie betet, ehe er den bedeutungsvollen Gang unternimmt.

In der Alta Verapaz dürfte übrigens der Gottesdienft der Indianer in vorchriftlicher Zeit vielfach in Höhlen abgehalten worden fein, da in folchen häufig thönerne, alterthümliche Götzenbilder gefunden werden, und da in Zeiten religions-politifcher Umtriebe, z. B. im Jahre 1885, die Indianer immer noch in folchen Höhlen ihre Andacht verrichten, Blumen u. dergl. als Opfer darbringen u. f. w. Die Höhle von Xucaneb erfreute fich damals befonders eifrigen Befuches von Seiten der Indianer, da der geiftige Urheber der damaligen Bewegung, Juan de la Cruz, dort eine Verwandte von ihm als weisfagende Jungfrau Maria auftreten liefs. Auch die Höhle von Seamay, in welche man über eine künftliche Steintreppe hinuntergelangt, erhielt damals ftarken Zulauf.

Auch im Hochlande von Chiapas, bei den Tzotziles und Tzentales, fcheinen die Höhlen häufig als Ort der Gottesverehrung gedient zu haben, wenigftens findet man in folchen Höhlen noch jetzt oft thönerne Götzenbilder, welche bei den dortigen Indianern noch immer Gegenftand der Verehrung find. Ich hörte aber auch von glaubwürdiger Seite, dafs die Tzotzilles fich manchmal mitten im Felde niederwerfen und Sonne und Mond anbeten; fie nennen die Sonne »tot-tic«, »unfer Herr«, den Mond »metic«, »unfere Herrin«.

Im Gebiete der Mame- und Quiché-Stämme fcheinen dagegen vorzugsweife die Berggipfel als Orte der Verehrung gedient zu haben, zum Theil auch noch zu dienen. So wohnte Herr Ed. Rockftroh auf dem Gipfel des Vulkans Tacaná einer Andachtsübung von Mame-Indianern bei, bei welcher ein Truthahn gefchlachtet und aus feinen Bewegungen beim Todeskampfe geweisfagt wurde, während ich auf den Gipfeln der Vulkane Tajumulco und S. Maria indianifche Opferftätten fand, kenntlich an den zahlreichen umherliegenden Kohlen und an den Scherben von Räuchergefäfsen. Auch bei S. Miguel Uspantan

ſah ich auf dem Gipfel eines Hügels einen Opferplatz, beſtehend aus zwei etwa halbkreisförmigen Feuerſtellen, vor welchen einige Reihen ganz parallel gelegter Kiefernnadeln hingelegt waren, und zwar ſind beide Feuerſtellen ſo ſituirt, daſs der Opfernde genau nach Oſten gewendet iſt; um die gröſsere Opferſtelle herum ſind junge Kiefern gepflanzt.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung zum eigentlichen Thema zurück!

Drei Tage vor der Maisernte wird Abends vor dem Hausaltare Copal verbrannt und ein Gebet geſprochen (s. S. 293). Auch nach der Ernte wird dem Tzultaccá wieder Copal verbrannt, aber keine Gebete dabei geſprochen.

Bei Ausſaat von Bohnen und Chile (Capsicum annuum) wird nur Copal verbrannt und nur Diejenigen, welche den Anbau dieſer Pflanzen in gröſserem Maſsſtabe betreiben und ein Geſchäft aus dem Verkaufe machen, enthalten ſich einige Tage vor der Ausſaat des Umganges mit ihren Weibern. Wer Vieh hat, verbrennt auch am Zaune der Weideplätze Copal für den Tzultaccá, damit das Vieh wachſe und ſich vermehre.

Was es auch immer ſei, in den meiſten Angelegenheiten des täglichen Lebens wendet ſich der conſervative Kekchi-Indianer an ſeinen Tzultaccá, während der chriſtliche Gott ſeinem Denken und Fühlen ferner ſteht und vielleicht nur als ein unnahbarer, oberſter Richter und Herr betrachtet wird. Ich zweifle übrigens nicht daran, daſs der Indianer ſelbſt ſich über das Verhältniſs zwiſchen Gott und dem Tzultaccá nicht klar iſt, obgleich er dem letzteren in ſeinen Gebeten den Titel eines Engels giebt (Spaniſch: Angel). Jedenfalls giebt es für ihn Gebiete, welche dem Einfluſſe des Chriſtengottes, nach Kekchi-Glauben, vollſtändig entzogen ſind: Als wir auf der Heimreiſe durch die nur von ganz vereinzelten Niederlaſſungen heidniſcher Lacandaren bevölkerten Urwälder des öſtlichen Chiapas wanderten, fing eines Abends, während wir in der Hängematte ausruhten, Antonio Pop, einer meiner Begleiter, in Kekchi das Ave Maria zu beten an, er wurde aber alsbald von Sebaſtian Botzoc in zornigem Tone zurechtgewieſen und belehrt, daſs die hier wohnenden Leute den Kacvuá Cruz nicht kennen und daſs deren Gott über dieſe Gebete böſe werden würde; Antonio Pop meinte nun ſchüchtern, daſs

man doch überall zum Kacvuá Cruz beten dürfe, wurde aber ſofort darauf hingewieſen, daſs an unſerem Wege nirgends Kreuze ſtänden, daſs alſo dieſe Gegend nicht zum Gebiete des chriſtlichen Gottes gehöre.

Anknüpfend an dies Geſpräch erfuhr ich dann, daſs auch in der Alta Verapaz die unwegſamen, unbewohnten Urwaldgebiete nicht zum Bereiche des Chriſtengottes gehören, und daſs der Indianer, welcher dort ſich niederlaſſe, ausſchlieſslich zum Tzultaccá, aber nie zum Kacvuá Cruz bete. Der Indianer geht, gewiſſermaſsen zur Beſitzergreifung, in den Urwald, umwandert ſo viel Land, als er in einem Tag umwandern kann, und ſchlägt an den vier Cardinalpunkten je ein Bäumchen um; nach einem Jahre kommt er an den Platz zurück, verbrennt dem Tzultaccá Copal und macht ſein Maisfeld in der Richtung, nach welcher hin der Rauch des Copal gegangen iſt. So lange nur eine oder wenige Indianerfamilien ſo im Urwalde wohnen, beten ſie nur zum Tzultaccá; zum Chriſtengott aber beten ſie nur in einem Dorfe, in einer Ermita oder bei einem Kreuze am Wege, auſserhalb ihrer Anſiedelung; erſt wenn ſich die Familien einer ſolchen Anſiedelung zur Errichtung einer Ermita zuſammengethan und darin ein Heiligenbild aufgeſtellt haben, beginnen ſie mit ihren Gebeten an den chriſtlichen Gott, der damit gewiſſermaſsen Beſitz von der Gegend nimmt. Aus dem ganzen Berichte klang etwas wie Feindſchaft zwiſchen dem Tzultaccá und dem mächtigeren Chriſtengott heraus.

Der Kekchi-Indianer verehrt aber noch einen Gott, dem er gleich dem Tzultaccá und dem Chriſtengott ebenfalls das Attribut Kacvuá („unſer Herr«) giebt, und zwar iſt das die Sonne (li kacvuá sak-kè, wörtlich »unſer Herr, die leuchtende Sonne«). Mit beredten Worten, die wirklich von einem Gefühle der Wärme und Liebe durchtränkt waren, ſchilderte mir Sebaſtian Botzoc all das Gute, welches der Indianer der Sonne verdankt: ſie erleuchtet die Erde, dörrt die umgeſchlagenen Bäume und Sträucher, welche vor der Saat auf der gerodeten Fläche verbrannt werden müſſen, läſst den Mais wachſen und reifen u. ſ. w.

»Und warum betet Ihr denn nicht zur Sonne?« frug ich ihn. »Weil li kacvuá sak-kè zu weit weg iſt, um unſer Gebet zu hören«, lautete die Antwort. Nur ein kurzes Gebetchen pflegen die Kekchi-Indianer an die Sonne zu richten, wenn ſie auf der Reiſe ganz und gar vom Regen durchnäſst und durchkältet ſind und die Sonne nun aus den Wolken brechen ſehen (s. S. 288, Nr. 1).

Der Mond wird von den Kekchi-Indianern nicht verehrt, denn ſie ſagen, daſs er für ſie von wenig Bedeutung ſei im praktiſchen Leben. Sie beobachten aber die Mondwechſel (lix xi li bo), wie er zunimmt (nimanc) und abnimmt; und wenn Neumond eintritt, ſagen ſie, der Mond ſei geſtorben (quicam li bo). Auch von Verehrung der Sterne iſt keine Spur mehr zu bemerken, kennen ſie doch nicht einmal mehr die Namen derſelben.

Wenn auch chriſtliche Ideen und neuer Aberglaube vielfach verändernd auf die religiöſen Anſchauungen und die Gebräuche der Kekchi-Indianer eingewirkt haben und ſie vollſtändig durchſetzen, ſo iſt doch noch ein ſo ſtarker Kern alten Heidenthums darin enthalten, daſs er geradezu überwiegt über den chriſtlichen Gemengtheil der Geſinnung. Freilich wird bei anderen Individuen vermuthlich Chriſtenthum und Heidenthum in anderer Weiſe neben einander hergehen, als gerade bei Sebaſtian Botzoc, der ſchon als kleiner Knabe ſein Reiſeleben begann und von den älteren Mitreiſenden ſeine jetzigen Anſchauungen eingepflanzt bekam. Bei den in Städten wohnenden Indianern iſt der heidniſche Gemengtheil ihres Glaubens wohl nur noch als unklarer Aberglauben vorhanden. Immerhin aber dürfte es von allgemeinem Intereſſe ſein, an einem Beiſpiele das Fortwuchern altheidniſcher Ueberlieferungen gezeigt zu haben, im Schooſse eines Völkchens, das ſeit vierthalb Jahrhunderten ſich zum Chriſtenthum bekennt und das Wort »Chriſtiano« geradezu als gleichbedeutend mit dem Begriff »Menſch« anſieht.

Kekchi-Gebete.

(Mitgetheilt von Sebaſtian Botzoc, 1894.)

Bemerkung. — Beim Niederſchreiben dieſer Gebete habe ich mich möglichſt eng an Stoll's Orthographie angeſchloſſen; dieſelbe beruht auf der ſpaniſchen Orthographie mit zweckentſprechenden Modificationen, als deren wichtigſte folgende hervorgehoben ſein mögen: x iſt wie »ſch« auszuſprechen; von c (vor e und i: qu) wird das gutturale k, das vielfach dem Klange unſeres »y« nahe ſteht, unterſchieden.

Der Ton iſt oft durch einen Accent hervorgehoben. Wenn e wie unſer ä ausgeſprochen wird, iſt es mit Accent grave è geſchrieben.

Die Ueberſetzung iſt wegen der oft ſeltenen, veralteten Wortformen (im San Pedraner Dialect) und des eigenthümlichen Gedankenganges, der ſelbſt dem Indianer nicht mehr recht geläufig zu ſein ſcheint, ſchwierig, ſo daſs ich ſelbſt nicht damit zu Stande kommen konnte, ſondern den Beiſtand ſprachkundiger Bekannter, namentlich der Herren Ernſt Fetzer und David Sapper, in Anſpruch nehmen muſste; die Ueberſetzung, welche mein Vetter David Sapper mir geliefert hat, iſt die Grundlage der hier gegebenen Uebertragung.

Manches iſt aber auch jetzt noch ganz unklar und dunkel geblieben, weshalb die ganze Uebertragung als verbeſſerungsbedürftig zu betrachten iſt, und der Nachſicht der Sprachforſcher empfohlen ſein möge.

Nr. 1. Gebet an die Sonne.

(Selten gebetet und nur, wenn die Indianer auf der Reife fehr nafs geworden find und nach langem Regen wieder die Sonne erblicken.)

At i dios, at i kacvuá sakkè, kaxal sà naca cvuil, u li tziej hap ma ani tacvuil lix nebá, ut laat at i kacvuá sakkè, anchal la nebá.

Du mein Gott, Du Herr Sonne, gar lieblich blickft Du, und der hündifche Regen, er fieht nicht auf feine Armen, aber Du, o Herr Sonne, auch Du haft Deine Armen!

Nr. 2. Gebet an den Tzultaccá beim Erreichen eines Berges oder Paffes, auf dem fich kein Kreuz befindet.

At i dios, at loklaj tzultaccá, xinlub naj xulin-k'abliec chacvué, chacvuú, at in na, at in yucvuá! Cajat ajcvui in na lin tyucvuá, at loklaj tzul, at loklaj taccá.

Du o Gott, Du Herr der Berge und Thäler, ich bin müde, denn ich bin (hier) angekommen vor Deinem Munde, vor Deinem Angefichte, Du meine Mutter, Du mein Vater! Nur Du bift meine Mutter, mein Vater, Du Herr der Berge, Du Herr der Thäler!

Xinlub chacvué chacvuú; matará tacvui chik'ut naj xincuvèc chacvué loklaj angel tzultaccá.

Müde bin ich (hier) vor Deinem Munde, vor Deinem Angefichte; mögeft Du mir zeigen, wie dann hinabfteigen vor Dir, o Engel, Herr der Berge und Thäler.

Ahí li chinal li nebail xintyè, at in kaxil at yucvuá. Ahí taná li chinal li nebail chacvué chacvuú, at in kaxil.

Hier ift die Kleinheit, die Armuth*), ich habe es gefagt, Du mein Herr, Du o Vater! Hier wohl ift die Kleinheit. die Armuth vor Deinem Munde, vor Deinem Angefichte, Du mein Herr!

Nr. 3. Gebet an den chriftlichen Gott beim Erreichen eines Paffes, wo ein Kreuz ift.

At i dios, xulink'ablié chacvuú chacvuú, at ajual santisima cruz. Laat ajcvui chik'ut tatyocré xcauil li cvuok, xcauil li cvuúk, at in kaxil.

Du o Gott, ich bin angelangt vor Deinem Munde, vor Deinen Augen, Du allmächtiges, heiligftes Kreuz! Du auch zeigft und verleihft die Kraft meiner Füfse, die Kraft meiner Hände, Du mein Herr!

Laat xcanleval**) li Jesu Chrifto, laat nacat iloc re li nim, li chin, at in kaxil kacvuá; cutk'ucat xatxocat arcvuin.

Du, o Todespfahl Jefu Chrifti, Du fiehft auf die Grofsen, auf die Kleinen, Du mein Herr, mein Vater; Du zeigft Dich, Du ftehft bei mir!

Nr. 4. Gebet an den chriftlichen Gott beim Vorbeigehen an einem gewöhnlichen Wege-Kreuz.

At i dios, at in kaxil, cvuancat arcvuin, at ajual santísima cruz. Xincvuan, at inkaxil, kacvuá.

Du o Gott, Du mein Herr, Du bift bei mir, Du allmächtiges, heiligftes Kreuz. Lebe wohl, Du mein Herr, mein Vater!

*) Es wäre vielleicht klarer, zu fagen, »die kleine, die arme Gabe«, da fich li chinal, li nebail hier wahrfcheinlich auf das dargebrachte Opfer bezieht.

**) Xcanleval, richtiger Xcamleval, heifst »Ort des Sterbens« wörtlich.

Nr. 5. Gebet an den Tzultaccá, auf der Reiſe beim Copalverbrennen.

At i dios, at loklaj tzultaccá, cachin xmar la cvuá, la k'ukhá xinkè acvué.

Du o Gott, Du Herr der Berge und Thäler, ein klein Wenig Deines Eſſens, Deines Trinkens habe ich Dir gegeben.

Anakvuan tyal nume cvué rubel a cvuok a cvuúk, lin laj viaje.

Jetzt gehe ich vorüber unter Deinen Füſsen, Deinen Händen*), ich, ein Reiſender.

Matará matachaj nac chakè cvué li k'a rèru li nimi xul li chin i xul, at in yucvuá;

Es ſchmerzt Dich nicht, es macht Dir keine Mühe, mir zu geben allerlei groſse Thiere, kleine Thiere, Du mein Vater;

cvuanc la vualk li xul, li pu, chakmut, chacóu, xak'ut acvui ut chik'u xajac xacvuisi ta xatkè ta se lin vuè.

Du haſt eine Menge Thiere, den wilden Pfau, den wilden Faſan, das Wildſchwein; zeige ſie alſo vor mir, öffne (mir die Augen?), nimm ſie und ſetze ſie auf meinen Weg.

Xcvuil xincayá tacvui; cvuanquin rubel a cvuok rubel a cvuúk, cvuanquin se li sa, at loklaj tzul, at loklaj taccá.

Ich ſehe, ich ſchaue ſie dann, ich bin unter Deinen Füſsen, unter Deinen Händen, ich bin im Glücke, Du Herr der Berge, Du Herr der Thäler.

Sa la cvuilval, sa la k'avá, la cvuanquil, cvuan li k'arèru la vualk; chijunil xintyal tacvui.

In Deiner Macht, in Deinem Namen, Deinem Sein iſt alles mögliche im Ueberfluſſe; von Allem möchte ich haben.

Moon tana cux incvuá i hoon cvuanquin se li sīl ch'och, t'ril tacvui li dios naj mak'a c'a na tyolá; jun tana li chin a pu xinkamchac, xinchilu chak.

Heute müſste ich vielleicht meine Tortillas (Maiskuchen) essen und ich bin (doch) in einem reichen (Jagd-)gelände; es möge Gott ſehen, daſs es nichts Lebendes giebt; vielleicht nur einen kleinen wilden Pfau bringe ich, ſchleppe ich her.

Anajcvuanc tcvuil tincayá ajcvui, at i dios, at in ná, at in yucvuá. Cajvui nantyè najulchicá: moco cvuan texchamal xsasal la cvuá la k'ukhá xinchilu chak, uix moco haan, uix moco maji barcvuan nantyè, barcvuan najulclúcá, at i dios, at in na, at in yucvuá.

Jetzt ſehe, ſchaue ich auch, Du mein Gott, Du meine Mutter, Du mein Vater. Nur das iſt es, was ich ſage, was ich denke: es iſt ja nicht Vieles und Gutes an Deinem Eſſen, wie Deinem Trinken, was ich hergeſchleppt habe. Und möge es (gut) ſein oder nicht (?), was ich ſage, was ich denke, o Gott, iſt: Du biſt meine Mutter, Du biſt mein Vater.

Anajcvuan ut xincvuark rubel a cvuok rubel a cvuúk, at loklaj tzultaccá, at loklaj chè, at loklaj k'am.

Jetzt werde ich alſo ſchlafen unter Deinen Füſsen, unter Deinen Händen, Du Herr der Berge und Thäler, Du Herr der Bäume, Du Herr der Schlinggewächſe.

Hulaj chic li cutan, hulaj chic li sakke-inc.

Morgen iſt wieder der Tag, morgen iſt wieder das Sonnenlicht.

Inka chic retal bar chi li cvuanquin.

Ich weiſs nicht mehr, wo ich dann ſein werde.

*) Der Ausdruck »rubel a cvuok, a cvuúk« bedeutet »unter Deiner Macht«, wörtlich »unter Deinen Füſsen, Deinen Händen«.

Ani lin na, ani lin tyucvuá? Cajat ajcvui, at i dios.

Wer iſt meine Mutter, wer iſt mein Vater? Nur Du, o Gott!

Laat ajcvui at iloc cvué, tatcuyanc cvué se li jun chi bè, matacvui jun chi kek. jun tixk'ok, chamuc chabalap tacvui, at i dios, at in kaxil at loklaj tzultaccá.

Du ſiehſt mich, Du beſchützeſt mich auf jedem Wege, in jeder Finſterniſs, vor jedem Hinderniſs, das Du verſtecken, das Du beſeitigen mögeſt, Du o Gott, Du mein Herr, Du Herr der Berge und Thäler.

Cajcvui nantyè, najulchicá, uix cvuan chic, uix may chic, xintyè, laat ajcvui tatcuyuc tatsachoc lin māc.

Nur das iſt es, was ich ſage, was ich denke, ſei es nun, daſs es mehr, ſei es, daſs es nicht mehr ſein ſollte, als ich geſagt habe: Du erträgſt, Du vergiebſt meine Sünden.

Nr. 6. Gebet an den chriſtlichen Gott vor einem Kreuze auf der Reiſe nach dem Verbrennen von Copal.

At i dios, at ajual santisima cruz. Xulinelk rubel a cvuok, a cvuúk.

Du o Gott, Du allmächtiges, heiligſtes Kreuz. Ich bin angelangt unter Deinen Füſsen, Deinen Händen.

Anakvuan cachin xmar la cvuá, la k'ukha xink'amchac.

Jetzt habe ich ein klein wenig Deines Eſſens, Deines Trinkens gebracht.

Moco cvuan ta xchamal xsasal tinkè acvué.

Es iſt ja nicht Vieles oder Gutes, was ich Dir gebe.

Jun taná li mèr, jun taná li cuartillo, xinjal, xincas chac se li chinal, se li nebail.

Vielleicht einen halben, vielleicht einen viertel Real*) habe ich gewechſelt, habe ich geliehen in meiner Kleinheit, in meiner Armuth.

C'ape nacacvuaj, naco vec, naco iloc, at i dios.

Nach Deinem Willen wandern wir, ſehen (d. h. reiſen) wir, o mein Gott.

Hocain ajcvui ut xsailal lin chol, xsailal li cvuanum.

Deshalb iſt auch mein Herz froh, meine Seele froh.

Xulinelk ahi, nacvuil at ajcvual santisima cruz.

Ich bin hierher gekommen, Du ſiehſt es, Du allmächtiges, heiligſtes Kreuz.

Maka li jun chikek, maka li jun tanek.

Ich bin nicht krank geworden, ich bin nicht geſallen.

Hocain rajcvui xsailal lin chol, naj xinkvuaclic chak chiré chirú lin tzulul lin taccaal.

Darum will auch mein Herz fröhlich ſein, da ich mich aufgemacht habe aus meinen Bergen, meinen Thälern (d. h. meiner Heimath).

At i dios, at ajual santisima cruz, cvuancat arcvuin, at ajual santisima cruz.

Du o Gott, Du allmächtiges, heiligſtes Kreuz, Du biſt bei mir, Du allmächtiges, heiligſtes Kreuz.

Xcanleval li Jesu Christo, naj cvuancat ahi chiré chirú li loklaj angel tzultaccá.

Todesſahl Jeſu Chriſti, du biſt hier an der Seite und vor dem Engel Tzultaccá.

Nacacvuil li nim chin.

Du beſchützeſt die Groſsen, die Kleinen.

Laat ajcvui nacatiloc ré, nacat cayá ré laj chinal, laj nebail.

Nur Du beſchützeſt, Du ſiehſt die Kleinen, die Armen.

*) Ein Real iſt der achte Theil eines Peſo, alſo 12½ Centavos.

Tyalat i dios, moco in chinal, in nebail li bar cvuan nabanú.

Du biſt der wahrhaftige Gott, es iſt nicht wegen meiner Kleinheit, meiner Armuth, was Du auch thuſt.

Jó vui taná chik'ut in chinal in nebail, li tyoquin cvui.

So zeigt es aber vielleicht meine Kleinheit, meine Armuth, was ich ſchaffe.

K'ape li tinrá a li jun chi mer li jun chi real tyoquin sa chinal sa nebail.

Was verlange ich denn, als nur einen halben, einen ganzen Real; ich bin in der Kleinheit, in der Armuth.

Matacvui li niquincvuaclic toj ajcvui li naco cvuaclic li jun chi cvuink.

So wie ich mich erhebe, ſo erhebt ſich Jedermann.

Matacvui li nacocvuaclic inka nakil li jun chi mer, ut an a dios tyoquin chi rá chi sá se li chinal, sa li nebail, chirix li cvuas, li cvuitz'in.

So wie wir uns erheben, ſehen wir nicht auf einen halben Real, und dies, o Gott, thue ich in Leid und Freud, in der Kleinheit, in der Armuth, wie meine Nebenmenſchen.

K'ape naj tyoquin, ma chaquinta a li jun chi mer, jun chi real tcvuaj xintau.

Weshalb ich es thue, das ſage ich nicht; ich will einen halben, einen ganzen Real verdienen.

Laat at cvui ut xatk'utuc xatjakok chi ru li cvuanum, chiru lin tzejcvual.

Du ſelbſt haſt es gezeigt (gelehrt), haſt es eröffnet meiner Seele, meinem Leibe.

Kajcvui un nantyè, najulchicá chacvué chacvuú, at ajual santisima cruz. Cuancat arcuin, jutkukat chiré chirú li loklaj angel tzultaccá.

Nur das Eine ſage ich, denke ich vor Deinem Munde, vor Deinem Angeſichte, Du allmächtiges, heiligſtes Kreuz. Du biſt bei mir! Du ſtehſt an der Seite und vor dem Engel Tzultaccá.

Kajcvui nantyè kajcvui najulchicá chacvué chacvuú, at ajual santisima cruz.

Nur das ſage ich, nur das denke ich, vor Deinem Munde, vor Deinem Angeſichte, Du allmächtiges, heiligſtes Kreuz.

Anajuan ut xic cvué, tyanumèlin. Tinchalk cvui chic ut moco chaac in tá — jun k'amoc li cvuanquin — uix cvuanum ui in tzejcvual chicut lin ak'ul ilōk.

Und jetzt gehe ich weiter, ich bin im Vorbeigehen. Ich komme wieder, aber ich ſage wohl nicht — da ich weit weg wohne — ob meine Seele, ob mein Leib kommt, um Dich zu ſehen.

Anakvuan tinchalk vui chic moco chaaquinta, ui a chi li cvuanum nak'ul chac ravïec li bar tyoquin chivec, chiiloc.

Jetzt komme ich wieder; ich frage nicht, ob es meine Seele ſein wird, welche kommt, um ſich zu verabſchieden, da, wo ich reiſe und ſchaue.

Inka nacvuaj tachap li cvuanum; takaxtaj ajcvui.

Ich will nicht, daſs Du meine Seele aufhältſt; laſs ſie vorübergehen.

Xincvuan ut, at i dios; chan chi quirèrú li tuxinumèc, inka chic in nanau, li loklaj tzultaccá; ma li us, ma li chavil, ma li jun chic xíec.

Lebe alſo wohl (= ich gehe alſo fort), Du o Gott; wie es ſein wird, wie ich vorbeikomme, das weiſs ich nicht mehr, o Herr der Berge und Thäler; ob es gut, ob es ſchön, ob es ſchlecht ſein wird.

Cajat ajcvui nacat iloc nacatcayá re; ch'a cvuisi li k'esal pec, k'esal chè, k'esal k'am; xatcvuisi xamuc se lin vué, ma tacvui li tanèc chire chiru li loklaj tzultaccá, li bar tuxinelk, tuxinumèc.

Nur Du ſiehſt, Du ſchaueſt es. Beſeitige die verletzenden Steine, die verletzenden Baumſtämme, die verletzenden Schlingpflanzen; beſeitige ſie, entferne ſie von meinem Wege, damit ich nicht ſtürze neben und vor dem Herrn der Berge und Thäler, da wo ich hingehe und vorbeikomme.

Ulaj li ćutan, li sakkèinc, inka chic nanau utan. At i dios, at ajual santisima cruz.

Morgen iſt der Tag, morgen das Sonnenlicht; ich weiſs davon noch nichts. Du o Gott, o allmächtiges, heiligſtes Kreuz!

(Zum Schluſſe wird das Zeichen des Kreuzes gemacht.)

Nr. 7. Gebet an den Tzultaccá, drei Tage vor dem Beſäen des Maisfeldes.

At i dios, at in kaxil, at in na, at in yucvuá, at loklaj tzultaccá.

Du o Gott, Du mein Herr, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Herr der Berge und Thäler.

Anakvuan li c'utan, anakvuan li sakkèinc; cachin xmar la cvuá la k'ukha tinkè.

Jetzt iſt der Tag, jetzt iſt das Sonnenlicht, ein klein Wenig Deines Eſſens, Deines Trinkens gebe ich hier.

Umoco cvuan texchamal xsasal tinkè acvué.

Und es iſt nicht Vieles und Gutes, was ich Dir gebe.

Anajuan xink'at li cvuutzuj se li ora c'utanc, li ora sakkeinc, hocain sa oxib kè, sa oxib c'utan.

Jetzt habe ich das Opfer verbrannt in der Stunde des Tages, der Stunde des Lichtes, ebenſo (werde ich es thun) in drei Sonnen, in drei Tagen.

Matará matachaj ma chak'ut cvui chiru li cvuanum, lin tzejcvual. Matará matachaj ma chak'ut cvui lin cvuá li k'ukha, at in na, at in yucvuá, at loklaj angel tzultaccá.

Es ſchmerzt Dich nicht, es macht Dir keine Mühe, (Dich) vor meiner Seele, meinem Leibe zu zeigen; es ſchmerzt Dich nicht, es macht Dir keine Mühe, mein Eſſen, mein Trinken (mir) zu zeigen, Du meine Mutter, Du mein Vater. Du Engel, Herr der Berge und Thäler.

Ani lin na, ani lin tyucvuá? Laat utan ruqu'uin li calec, li ac' irc, li cvuac, li uk' ac.

Wer iſt meine Mutter, wer iſt mein Vater? Du gewiſs wegen der Rodung, der Reinigung (des Maisfeldes), wegen des Eſſens, des Trinkens.

Anakvuan at i dios chacvuok, chacvuuk, chielk tacvui lin jal, at in na, at in yucvuá, at loklaj tzultaccá tatcvuakliec chak.

Jetzt, o mein Gott, bin ich vor Deinen Füſsen, vor Deinen Händen, damit mein Mais emporſproſſe, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Herr der Berge und Thäler, laſſe ihn aufkeimen.

Anajcvuan li c'utan, anajuan li sakkeinc, hocain se oxib kè, se oxib k'utan; nacatcvuakliec chac, at loklaj Pecmó, at loklaj Cojaj, at loklaj Chiitzam, at loklaj Xekabyuc, at loklaj Cancuën, at loklaj Chakmayic.

Jetzt iſt der Tag, jetzt iſt das Sonnenlicht; ebenſo wird es ſein in drei Sonnen, in drei Tagen; laſſe ihn aufkeimen. Du Herr von Pecmó. Du Herr von Cojaj, Du Herr von Chiitzam, Du Herr von Xekabyuc, Du Herr von Cancuën, Du Herr von Chakmayic.

Se oxib kè, se oxib c'utan najtau xnaj chacvué chacvuu.

In drei Sonnen, in drei Tagen wird ſo (der Samen) ſeinen Platz finden vor Deinem Munde, vor Deinem Angeſichte.

Matará matachaj matacui c'a chi cheoc chantacvui naj xinchic naj xinmu chacvué chacvuu.

Es ſchmerzt Dich nicht, es macht Dir keine Mühe, ihn zu beſchirmen vor Allem, was ihm widerfahren kann, denn ich ſtecke ihn, denn ich decke ihn zu vor Deinem Munde, vor Deinem Angeſichte.

Matavi c'a chi chèoc xamuc xabalap tacvui la cvualk.

Mögeſt Du alle Deine, ihm ſchädlichen Thiere verſtecken und befeſtigen.

Xattzec tacvui chi oxlaju tzul chi oxlaju tacca; moco camk, moco sachk tacvuaj chirix tyuam ticam, cvuaj chirix li cvuixim aj tzitzb aj tuxb.

Wirf ſie hinweg über dreizehn Berge, über dreizehn Thäler! Ich will nicht, daſs er abſterbe und vergehe .... vielmehr will ich, daſs mein Mais keime und ſproſſe.

Sa cvukub kè, sa cvukub c'utan t'cvuil xsi li re, xsi li ru a cvuilom a cayom chi c'utan naj nacakè chire chirụ.

In ſieben Sonnen, in ſieben Tagen werde ich nachſehen nach der Geſundheit deſſen, was ans Tageslicht kommt, um dazwiſchen zu thun (nachzupflanzen).

Se ix caba i dios hauabej, dios kajolbej, Espiritu santo.

Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und des Heiligen Geiſtes!

Nr. 8. Gebet an den Tzultaccá beim Ernten des Maiſes, drei Tage vor der Ernte; dabei wird Copal vor dem Kreuze im Hauſe verbrannt (Abends).

At i dios, at in kaxil, at in na, at in yucvuá, at loklaj tzultaccá.

Du o Gott, Du mein Herr, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Herr von Berg und Thal.

Anajkvuan ut hocain sa oxib ké, sa oxib c'utanc, nantyó xxcocval lin hal chacvué chacvuú, at loklaj tzultaccá. Xak'ut cvui ut chik'u chirú li cvuanum lin tzejcvual.

Jetzt und ebenſo in drei Sonnen, in drei Tagen werde ich beginnen mit dem Zuſammenleſen (Ernten) meines Maiſes vor Deinem Munde, vor Deinem Angeſichte, Du Herr der Berge und Thäler. Zeige ihn mir alſo vor meiner Seele, meinem Leibe.

Cachin ut xmar la cvuá, la k'ukha tinkè acvué; moco cvuan ta tinkè acvué u lain cvuan xchamal xsasal lin cvua, li k'ukhá; xak'ut cvui chiru li cvuanum lin tzejcvual, at in na, at in yucvuá.

Ein klein wenig Deines Eſſens, Deines Trinkens gebe ich Dir; es iſt (faſt) nichts, was ich Dir gebe; aber ich, ich habe Vieles und Gutes von meinem Eſſen, meinem Trinken; Du haſt es gezeigt (geſchenkt) meiner Seele, meinem Leibe, Du meine Mutter, Du mein Vater.

Tinchikib ut xxocval moco hoon nanchoi ihoon lix xacval chacvué chacvuú;

Ich fange alſo mit der Ernte an, ich werde aber heute nicht mit dem Ernten fertig vor Deinem Munde, vor Deinem Angeſichte;

toj hatyal taná, harup kè, harup k'utan naxocvui; moco jompat ta xsicval se li jun chi pim elajic tyoquin tana chi enquelé.

wer weiſs, wie viele Sonnen, wie viele Tage ich ernte; es geht nicht ſchnell, im Unkraute zuſammen zu ſuchen, ich vollbringe es wohl nur langſam.

Toj achityal tintyè acvué, at in ná, at in yucvuá, at loklaj angel tzultaccá.

Wer weiſs, bis wann ich zu Dir ſprechen kann, Du meine Mutter, Du mein Vater, Du Engel, Herr der Berge und Thäler.

Tat cvuatilá vi chic c'a na maji, at i dios.

Ich werde wieder zu Dir beten, warum denn nicht, Du mein Gott.

Nr. 9. Gebet an den chriſtlichen Gott in der Kirche, gebetet vom Vater des Bräutigams bei der Hochzeit unter Verbrennen von Kerzen, in Gegenwart der Mutter des Bräutigams.

At i dios, at in kaxil, at in na, at in yucvuá. Ani pe li kaná li kacvuá? Cajat ajcvui utan ruqu'in li c'a irèrú nanumè se li kachol, se li kanum, at in kaxil (k)acvuá ruqu'in li vèc, li iloc; tyal moco chan ta xtyè li ranum, lix tzejcvual li cvualal lin kajol.

Du o Gott, Du mein Herr, Du meine Mutter, Du mein Vater! Wer iſt unſere Mutter, wer iſt unſer Vater? Nur Du gewiſs wegen alles Deſſen, was vorgeht in unſerem Herzen, in unſerer Seele, Du mein Herr, unſer Vater, wegen dem Reiſen, dem Sehen; es iſt wahr, wie ſollte es nicht die Seele, der Leib meines Sohnes, meines Sprößlings ſagen.

Ocan, cvuaxin, ma chantara cvué tyalá ajbá xcvuachec inka uxl lain xna, xtyucvua.

Trete ein, mein Vater, ſagte er mir nicht einmal, nur weil ich that, was ich überlegt hatte, denn ich bin ſeine Mutter, ſein Vater.

Tyal ma xjepval li tumin chiru li cvuanum, lin tzejcvual; chirix vuan li jun atal, maka li moz.

Es iſt wahr, nicht um das Geld zu verſchwenden für meine Seele, meinen Leib, weil ich ein Einzelner bin und keinen Nachkommen habe.

Laat acvui ut xatochōc ranum xmusic li cvuas, li cvuitz'in.

Du nur ſicherlich haſt die Seele, den Athem meiner Nebenmenſchen erweicht.

Bar vi tinvec, tiniloc; ma tará matachaj vi ut naj xintau jun ac ralal xkajol li cvuitz'in at in yucvuá.

Wo ich gehe und ſehe, es ſchmerzte Dich nicht, es machte Dir keine Mühe und ich fand dann eine Tochter, den Nachkommen eines Nebenmenſchen, Du mein Vater!

Cajcvui nantyè, najulchicá rubel a cvuok, rubel á cvuúk, at in yucvuá cutkuquex arcvuin sa sant Iglesia cabl, at in kaxil, at yucvuá.

Nur das ſage ich, das denke ich, unter Deinen Füſsen, unter Deinen Händen, Du mein Vater! Ihr ſeid bei mir im Hauſe der heiligen Kirche, Du mein Herr, Du o Vater.

Nr. 10. Gebet beim Begräbniſſe der Frau, geſprochen vom Manne.

Xinacanab, at cvuixiquil, xatlaj, xatosó; chanta naj xincvuanc ma chic li chin cvuac; jun torol la vual xatcanab chicvuu. Cvua uk tèraj.

Du haſt mich verlaſſen, Du mein Weib, Du biſt entſchwunden, Du biſt todt; wie werde ich denn ſein, ohne ein Bischen zu eſſen! Einzig und allein Deine Kinder haſt Du mir gelaſſen; eſſen, trinken wollen ſie.

Moon ta naquinok li jun chi ixk chi quèéc; ani ta tequiok lix cvuá la vual chicvuú.

Ich kann doch nicht wie ein Weib (Mais) mahlen; wer ſoll mir das Eſſen Deiner Kinder bereiten?

Tyal cvninkin naj xincaná. Xinacanab se li jun atal cayanc.

Wahrlich als ein einzelner Mann bin ich geblieben. Du haſt mich zurückgelaſſen, um dies Alles mit anzuſehen, mit anzuſchauen.

Nr. 11. Gebet beim Begräbniſſe des Mannes, geſprochen von der Frau.

Xatcamc, at in belom, xinacanab. Xatlaj, xatosó; inka chic ut naquin nanau ma chic xintyal li ic, li atz'am, ma chi rajoc, ma chi kſoc, ma xintau, ma maji; tyal jun chi ix kin naj xincaná.

Du biſt geſtorben, Du mein Gatte, Du haſt mich verlaſſen. Du biſt entſchwunden, Du biſt todt; ich weiſs nicht mehr, ob ich wieder Chile oder Salz verſuchen werde zum Würzen, zum Angenehmmachen, ob ich es finde oder nicht; ich bin nur ein einzelnes Weib, denn ich bin zurückgeblieben.

Ca ta chic tintau cvui li mer, ohin sa chinal, sa nebail; ma chaquinta, at i dios xacvuaj tana ranum lin na, lin sumel.

Wie werde ich wieder halbe Reales bekommen, ich will gehen in der Kleinheit, in der Armuth; ich frage nicht darnach, o mein Gott, Du haſt vielleicht die Seele meiner Mutter (Ernährer), meines Gatten gewollt.

Nr. 12. Gebet eines ledigen jungen Mannes, beim Tode ſeines Vaters oder ſeiner Mutter.

Xatcamc, $\frac{\text{cvuá}}{\text{ná}}$, xinacanab. Chanta chinaj in cvuanc lac ta ut chi cvuanc li cvuixaquil ut an tyal junin chi chajom.

Du biſt geſtorben $\frac{\text{Vater}}{\text{Mutter}}$, Du haſt mich verlaſſen. Wie wird es mir ergehen, hätte ich doch wenigſtens eine Frau, aber ich bin allein als ein Lediger.

Chan ta tinbanú naj tintyè, ohin chivec, ma chaquinta; laextoj laex li jun chi uabej.

Was ſoll ich thun, ſage ich; ich ſage nicht, daſs ich fortgehe; Ihr, nur Ihr ſeid mein Vater.

Toj laex ajcvui texvec, texiloc. Xinvec, xiniloc, ma chaquinta, tyal junin chichajom, at i dios, at in na, at in yucvuá. Cvuancat ahi.

Ihr auch ſeid gereiſt, habt geſehen (d. h. ſeid erfahren). Ich bin gereiſt, ich habe (viel) geſehen, davon ſpreche ich nicht, aber ich bin allein als Lediger, Du mein Gott, Du meine Mutter, Du mein Vater. Du biſt bei mir.

Die Handelsbeziehungen der Indianerſtämme im nördlichen Mittelamerika*).

Von den eigenthümlichen Erſcheinungen, unter denen ſich der Binnenhandel des nördlichen Mittelamerika abſpielt, verdienen diejenigen Handelsbeziehungen, welche die Indianer auf eigene Rechnung und Gefahr unterhalten, ein beſonderes Intereſſe, da ſie uns gewiſſe Andeutungen über den Handelsverkehr in vorcolumbiſcher Zeit zu geben vermögen, denn trotz der mannigfachen Aenderungen, welche durch den Einfluſs der Europäer in den gesammten Lebensumſtänden der Indianer eintraten, ſind ſie doch in gewiſſen Zügen der althergebrachten Sitte treu geblieben und folgen vermuthlich im Groſsen und Ganzen noch jetzt denselben Handelsſtraſsen, welche vor Ankunft der Spanier für ſie maſsgebend waren. Freilich iſt die Richtung des Handelsverkehrs durch die Natur vorgezeichnet: die Mannigfaltigkeit der Klimate, das örtliche Vorkommen techniſch wichtiger Mineralien, Erdarten und Geſteine, ſowie die darauf gegründete landwirthſchaftliche und gewerbliche Thätigkeit haben naturgemäſs ſchon in den älteren Zeiten Handelsverbindungen zwiſchen den Bewohnern der verſchiedenen Gegenden hervorgerufen, und da dieſelben äuſseren Einflüſſe noch heutzutage fortdauern, ſo iſt auch der indianiſche Handel in den Grundzügen gleichartig geblieben.

Was die räumliche Ausdehnung des indianiſchen Handelsverkehres betrifft, ſo hat ſich allerdings ſeit Ankunft der Spanier Vieles geändert: manche einſt volkreiche Gegenden sind jetzt nur noch von einer dünn geſäeten Bevölkerung bewohnt oder auch gänzlich unbewohnt; allenthalben hat dem Anſcheine nach

*) Vergl. Das Ausland, Jahrgang 65 (1892), Nr. 38, S. 593 bis 596.

die Volkszahl abgenommen, und in weiten Gebieten des ſüdlichen und öſtlichen Guatemalas, in S. Salvador und im weſtlichen Honduras ist der ſpaniſche Einfluſs ſo weit ſiegreich geweſen, daſs dort die Indianer, obgleich ſie ſich vielfach unvermiſcht erhalten haben, nicht nur ihre Sprache, ſondern auch ihre althergebrachte induſtrielle Thätigkeit mehr oder minder vollſtändig aufgegeben haben, in Folge deſſen ſich in dieſen Gegenden für die Indianerſtämme von Mittelguatemala ein neuer Markt ihrer induſtriellen Erzeugniſſe aufgethan hat.

Auch in anderer Hinſicht ſind ſeit Ankunft der Spanier einſchneidende Veränderungen eingetreten, und ich will folgende Umſtände namhaft machen, um die Grenzen anzudeuten, innerhalb deren von den Indianern ein Beharren in den Fuſstapfen ihrer Vorfahren erwartet werden kann.

Das Verkehrsweſen hat ſich in Guatemala ſeit der Conquista auf eine viel höhere Stufe erhoben, zunächſt durch Einführung von Reit-, Laſt- und Zugthieren und Anlage entſprechender Straſsen und Brücken, in neueſter Zeit auch durch Bau von Eiſenbahnen und Einrichtung einiger Dampferlinien. Dieſe modernen Verkehrsmittel dienen aber weniger dem Binnenhandel, als der Erleichterung der Ein- und Ausfuhr, auch die Anlage von Reitwegen kommt für den indianiſchen Handelsverkehr kaum in Betracht, da nur die Indianer der Altos (beſonders Quiché-Indianer, Mames, Tzotzilles und Tzentales) ſich dann und wann bei ihren Handelsreiſen der Laſtmaulthiere bedienen; im Allgemeinen aber tragen die indianiſchen Händler der überwiegenden Mehrzahl nach ihre Waaren (deren Gewicht in jedem einzelnen Falle einen Centner und mehr betragen kann) mittelſt eines Stirnbandes in einem Tragnetze oder hölzernen Traggeſtell auf dem Rücken mit ſich, wie ſolches in vorſpaniſcher Zeit ausſchlieſslich Gebrauch war. Aus dieſem Grunde genügen ſchmale Fuſswege dem indianiſchen Händler vollſtändig, und einfache Baumſtämme oder die aus Lianen geflochtenen Hängebrücken, wie man ſie in der Alta Verapaz noch häufig, zum Theil mit recht anſehnlicher Spannweite (bis 30 m) antrifft, thun dem Indianer dieſelben Dienſte, wie die ſchönſten Brücken von Stein- oder Eiſenconſtruction. Der indianiſche Handelsverkehr auf den natürlichen Waſſerſtraſsen (mittelſt Ruderbooten) iſt gegenwärtig

ſehr unbedeutend, dürfte aber früher ziemlich grofse Ausdehnung beſeſſen haben.

Die Einführung von Metallgeld, das die früher üblichen Tauſchmittel allmählich verdrängte, hat die Vermittelung des Handels ſehr erleichtert und den Tauſchhandel in den Hintergrund gedrängt; ganz aufgehört hat derſelbe aber nicht, und in gewiſſen Gegenden pflegt der Indianer noch heutzutage ſich die Lebensmittel, die er bedarf, gegen Gewürze und andere Kleinigkeiten einzutauſchen, da er dieſelben gegen Geld gar nicht erhalten würde.

Die ſpaniſche Sprache iſt im Laufe der Zeit in den meiſten Gegenden, ſelbſt da, wo die indianiſche Bevölkerung ſtark überwiegt und die einheimiſchen Sprachen noch herrſchend ſind, Verkehrsſprache für die fremden Händler geworden, und ſo iſt denn der indianiſche Handelsmann in den meiſten Fällen genöthigt, ſich einige Kenntniſs des Spaniſchen anzueignen, wodurch ſich das Spaniſche auch unter Stämmen verbreitet, die ſich ſonſt ſtark ablehnend gegen dieſe Sprache verhalten. Nur in einigen Gebieten herrſchen die einheimiſchen Sprachen noch ſo ausſchlieſslich, daſs fremde Händler ſich derſelben bedienen müſſen, ſo in einigen Theilen der Alta Verapaz und der Altos. Daher kommt es, daſs die Kekchi-Sprache von zahlreichen Pokomchi- und manchen Maya-Indianern, die Quiché-Sprache von zahlreichen Mame-, Aguacatan-, Ixil-, Uspantan-, Pokomchi-Indianern u. a. geſprochen wird.

Von der gröſsten Bedeutung für den indianiſchen Handel iſt der europäiſche Einfluſs dadurch geworden, daſs eine grofse Zahl neuer Handelsgegenſtände in Aufnahme kamen. Solche lieferten zunächſt die eingeführten Nutzpflanzen, ſowohl diejenigen des kalten Landes (Weizen, Kartoffeln, Apfelbäume, Zwiebeln u. ſ. w.), als auch diejenigen des gemäſsigten und warmen Landes (Reis, Kaffee, Zuckerrohr u. a.). Auch die Zucht der eingeführten Hausthiere (Geflügel, Rindvieh, Schweine, Schafe, ſeltener Pferde, Maulthiere, Ziegen) wird von Indianern betrieben; der Handel mit dieſen Thieren iſt aber meiſt ein örtlich beſchränkter; nur die Schweine werden häufig von Indianern zum Verkaufe nach entfernten Städten verbracht, wobei man die Vorſicht anwendet, die Klauen der Schweine

beim Wege über quarzhaltiges Geſtein durch eine Art Schuhe zu ſchützen. Von den eingeführten Hausthieren ſind für Induſtrie und Handel der Indianer die Schafe am wichtigſten geworden, welche in den trockenen Hochlandgebieten von Guatemala und Chiapas in ziemlich groſser Zahl gezüchtet werden; die Wolle wird von den dortigen Indianern theils als ſolche verhandelt, theils an Ort und Stelle verarbeitet. — In neuerer Zeit ſind auch europäiſche Producte Gegenſtand des indianiſchen Handels geworden; die Mehrzahl ſolcher Objecte wird jedoch von den indianiſchen Conſumenten aus den Kaufläden der Ausländer oder Ladinos direct gekauft, wie denn überhaupt der indianiſche Handel ſich hauptſächlich auf Erzeugniſſe indianiſcher Landwirthſchaft und Induſtrie beſchränkt.

Durch den europäiſchen Einfluſs hat übrigens auch die urſprüngliche landwirthſchaftliche und gewerbliche Thätigkeit der Indianer mannigfache Veränderungen erlitten, was begreiflicher Weiſe für die Geſtaltung des indianiſchen Handelsverkehrs von der gröſsten Bedeutung war.

Der Anbau der einheimiſchen Culturpflanzen iſt ſtark zurückgegangen, indem entweder neu eingeführte Nutzpflanzen die einheimiſchen theilweiſe verdrängten, oder auch die Einfuhr europäiſcher Erzeugniſſe die Cultur derjenigen Pflanzen, welche gewiſſen Induſtriezweigen als Grundlage dienten, vernachläſſigen lieſs. So hat die Einführung von Kaffee als Genuſsmittel die früher üblichen Genuſsmittel (Cacao, Pataxte) ſtark in den Hintergrund gedrängt, und die Einfuhr von Baumwollgeweben hat die indianiſche Baumwollcultur und -Induſtrie ſo geſchädigt, daſs dieſelbe in abſehbarer Zeit ganz aufhören dürfte.

Durch die Einfuhr europäiſcher Waffen, Werkzeuge und Geräthe haben die früher hierfür verwendeten Materialien (Feuerſtein, Obſidian, kryſtalliniſche Schiefer, Kupfer u. a.) ihre bisherige Bedeutung verloren, wie denn auch die Orte, wo dieſe Rohſtoffe in gröſserer Menge und guter Beſchaffenheit vorkommen, allmählich aufhörten, Mittelpunkte der auf dieſe Materialien gegründeten Induſtrie und des entſprechenden Handels zu ſein. Nur wenige der im Lande ſich findenden mineraliſchen Rohmaterialien haben noch heute ihre einſtige Bedeutung bewahrt. Stücke von Glimmerſchiefer, Gneis, Kieſelſchiefer und dergleichen Geſteinen

werden noch immer allgemein als Schleifſteine benutzt und werden, da dieſe Geſteine nur in beſtimmten Gegenden des Landes anſtehen, aus ziemlich weiten Entfernungen dort geholt; eine Induſtrie oder nennenswerther Handel hat ſich aber nicht darauf gegründet, da die Indianer bezüglich der Gröſse und Form der Schleifſteine beſcheidene Anſprüche machen. — Die Herſtellung von Maismahlſteinen aus Andeſiten und Baſalten wird noch heutzutage von den Indianern einiger Orte eifrig betrieben, und der Handel mit dieſen auch im Haushalte von Miſchlingen und Europäern unentbehrlichen Geräthen hat ſeit Ankunft der Spanier ſogar noch an (räumlicher) Ausdehnung gewonnen, indem im Petén früher Kalkſteine, in den nördlichen Gebieten der Alta Verapaz aber kryſtalliniſche Schiefer (wenigſtens theilweiſe) das Ausgangsmaterial für die dortigen, auch der Form nach verſchiedenen Mahlſteine bildeten. — Der Handel mit Töpferwaaren hat inſofern andere Wege eingeſchlagen, als durch den Verfall der Töpferei in manchen Gebieten von Südoſt-Guatemala dortſelbſt eine Einfuhr von Geſchirr aus Mittel-Guatemala nothwendig geworden iſt; in neuerer Zeit ſind auch europäiſche Erzeugniſſe (Gefäſse aus Porcellan, Glas, Metall) als Mitbewerber auf dem Markte aufgetreten und haben ſchon an vielen Orten Eingang in den indianiſchen Haushalt und Handel gefunden. — Der Handel mit Salz hat in neueſter Zeit einige Aenderung erfahren, indem ausländiſches Salz in Mitbewerb mit dem einheimiſchen getreten iſt.

Durch die kurz nach Ankunft der Spanier beginnende allgemeine Verarmung der indianiſchen Bevölkerung, ſowie durch Abſchaffung des heidniſchen Ritus iſt das indianiſche Kunſtgewerbe raſch ſeinem Verfalle entgegen gegangen, die Gewinnung und Bearbeitung von Metallen und edlen Steinen iſt bald in Vergeſſenheit gerathen, und damit hat natürlich auch der Handel mit dergleichen Gegenſtänden ſein Ende gefunden. Was an Schmuck heutzutage getragen wird, iſt meiſt europäiſcher Herkunft. Der frühere ſchwunghafte Handel mit Vogelfedern hat aufgehört und an ſeine Stelle iſt unter veränderten Umſtänden ein Handel mit Vogelbälgen getreten, ſo namentlich in der Alta Verapaz, wo der prachtvolle Quezal (Pharomacrus mocinna), deſſen Erhaltung in vorcolumbiſcher Zeit durch ſtrenge Jagd

geſetze geſichert war, in vielleicht nicht allzu ferner Zeit ausgerottet ſein dürfte. Manche Indianer beſchäftigen ſich auch gelegentlich mit Orchideenhandel.

Die Aenderungen in der Tracht, welche groſsentheils wieder auf den ſpaniſchen Einfluſs zurückzuführen ſind, haben gleichfalls Aenderungen in den Handelsbeziehungen der Indianer hervorgerufen. So hat der immer allgemeiner werdende Gebrauch, Hüte zu tragen, ein raſches Aufblühen der Hutflechterei und einen ſtarken Huthandel erzeugt; der Gebrauch wollener Kleidungsſtücke hat eine ſchwungvolle indianiſche Induſtrie in den Hochländern ins Leben gerufen, und die Sitte der Kekchi- und Pokomchi-Indianerinnen, die Zöpfe, oder richtiger Haarwülſte, mit ſchwerem, roth gefärbtem Wollſchmuck zu umwickeln, hat zu einem lebhaften Handelsverkehr mit Comitan (Chiapas) und S. Cruz del Quiché geführt, woſelbſt dieſe Gegenſtände (tupuy) heutzutage verfertigt werden.

Der Handel mit Farbhölzern und indianiſchen Heilmitteln iſt gegenwärtig recht geringfügig, dürfte aber früher eine anſehnliche Bedeutung gehabt haben.

Wenngleich, wie aus Obigem zu erſehen iſt, im indianiſchen Handel ſeit Ankunſt der Spanier groſse Umwälzungen ſtattgefunden haben, ſo iſt es doch bezüglich der Art des Handels und bezüglich mancher Handelsgegenſtände ſo ziemlich beim Alten geblieben. So dürfte z. B. die Verfertigung von Körben, Matten, Beſen, Stricken, Netzen, Hängematten, Feuerfächern, Suyacales, Guacales, Jicaras u. dergl. gleich geblieben ſein und auch der Handel mit dieſen Gegenſtänden hat gewiſs nur wenig Veränderung erfahren.

Der indianiſche Handel Guatemalas vollzieht ſich groſsentheils auf Jahrmärkten, welche in gewiſſen Ortſchaften gelegentlich kirchlicher Feiern abgehalten werden, ſo in Chiantla, Rabinal, Salamá und zahlreichen anderen Orten. Der bedeutendſte Markt iſt derjenige von Esquipulas, wo ein Wunder wirkendes, hölzernes Chriſtusbild und die Freude an Handel und Gewinn alljährlich (in den erſten Wochen des Januar und um Oſtern) viele Tauſende von Indianern und Ladinos aus Guatemala, San Salvador und Honduras, gar manche ſogar aus Nicaragua, Britiſch-Honduras, Yucatan und Chiapas zuſammenführt. Der gröſste Theil der

indianiſchen Waaren wird aber im Hauſierhandel abgeſetzt, indem der Handelsmann theils ſeine eigenen, theils fremde Erzeugniſſe mit ſich nimmt und auf ſeinen Wanderungen allmählich abſetzt. Ausgangspunkt oder Endziel der indianiſchen Handelsreiſen ſind die Hauptproductionsgegenden, und ſo beſtimmt ſich die Richtung des Handelsverkehrs, wie ſchon oben angedeutet wurde, hauptſächlich durch die Gegenſätze des Klimas und durch das örtliche Vorkommen mineraliſcher Rohmaterialien, welche an Ort und Stelle verarbeitet werden. Die Erzeugniſſe des warmen und gemäſsigten Klimagürtels gehen nach dem kalten Lande und umgekehrt; von feuchten Gegenden beſteht ein Handelsverkehr nach trockenen Gebieten und umgekehrt; nach den Productionscentren von Töpferwaaren, Mahlſteinen und Salz kommen die indianiſchen Händler, um dieſe Artikel einzukaufen, ſofern die Producenten ihre Waaren nicht ſelbſt im Hauſierhandel verkaufen.

Von den Pflanzen des warmen und gemäſsigten Landes, welche Handelsartikel von gröſserer Bedeutung liefern, ſind neben den oben angegebenen, von den Spaniern eingeführten, die folgenden einheimiſchen zu nennen: Cacao (im Tieflande des Petén und der Alta Verapaz, an der pacifiſchen Küſte, im Motaguathale und im nördlichſten Chiapas), Pataxte (Theobroma bicolor, in der Alta Verapaz), die Corozopalme (Attalea Cohune, deren Blattfiedern namentlich in der Alta Verapaz und an der pacifiſchen Küſte zur Herſtellung von Suyacales — den indianiſchen Regendächern — und Feuerfächern verwendet werden), Baumwolle, Palma real (beſonders in den trockenen Gebieten des Motaguathales und deſſen Umgebung, giebt Ausgangsmaterial für die Hutflechterei), Chile und Pfeffer (namentlich in der Alta Verapaz), Tabak (in guter Qualität beſonders im Departement von Zacapa in S. Salvador und im Departement Copan in Honduras), Vanille, Sarsaparilla, Copalbaum (Alta Verapaz), mehrere Crescentia-Arten (deren längliche resp. runde Frucht die unter dem Namen Jicara resp. Guacal bekannten Trinkſchalen liefert), Agaven (beſonders im Süden der Alta Verapaz angebaut und verbreitet), Campecheholz (Petén, Alta Verapaz), Grenadillos (Alta Verapaz).

Für den Handel der Bewohner des kalten Landes haben auſser der Agave, welche namentlich bei Nebaj im Departement

Quiché angebaut wird, faſt nur die ſchon oben angegebenen, von den Spaniern eingeführten Hausthiere und Nutzpflanzen Bedeutung.

Die wichtigſten Handelsartikel der Altos ſind Wollſtoffe (jerga) und Reiſetücher (chamarra).

Centren der Töpferinduſtrie ſind in Chiapas: im Gebiete der Zoques Tapalapa und Coapilla, im Gebiete der Tzentales Yajalou, Tenango, Amatenango und Pinola, im Chiapanekengebiete Chiapa und Suchiapa, in Guatemala: S. Andres, S. Sebaſtian, Tejutla und Aguacatan (Departamento Huehuetenango), Nebaj, Chiquimula (Departamento Quiché), Chinantla (Departamento Guatemala), Salamá (Departamento Baja Verapaz) und Jilotepeque (Departamento Jalapa), in San Salvador: Cojutepeque. Naturgemäſs verſorgen dieſe Centren jeweils ihre nähere Umgebung, und an vielen nicht genannten Orten wird ebenfalls, freilich in kleinerem Maſsſtabe, Töpferei getrieben. Von manchen Ortſchaften aus werden die Thongefäſse nach ziemlich entfernten Gegenden hin verhandelt, z. B. von Tejutla und Chiquimula aus nach Südweſt-Guatemala und Südoſt-Chiapas, während Jilotepeque faſt ganz Südoſt-Guatemala und Weſt-Salvador verſorgt.

Dreierlei Arten von Maismahlſteinen ſind im nördlichen Mittelamerika im Gebrauche:

1. Der Maismahlſtein ruht auf drei Füſsen; die Handwalze iſt im Querſchnitte rund und dabei länger als die Breite des Mahlſteines. Solche Mahlſteine werden von Oaxaca her eingeführt (Iſthmusgegend und ſüdweſtliches Chiapas) oder in ſchwereren Formen im Inlande hergeſtellt: in Chiapas bei Coapilla, bei Chamula und Tenejapa (aus Andeſit), in Yucatan bei Ticul und Icaiché (aus Flint), in Guatemala bei S. Catarina (unfern Totonicapan) und bei Izapa (nahe Chimaltenango), in San Salvador bei Cojutepeque und Ilobasco (aus Andeſit). Die ſalvadoreñiſchen Mahlſteine zeigen zwar auch runde Handwalzen; dieſelben ſind aber ziemlich kurz und bilden daher gewiſſermaſsen einen Uebergang zur zweiten Art Mahlſteine.

2. Der Mahlſtein ruht auf drei Füſsen; die Handwalze iſt im Querſchnitte flach, und dabei kürzer als die Breite des Mahlſteines. Dieſe Mahlſteine werden aus Andeſit in der Nähe von Jilotepeque (Guatemala) hergeſtellt und verſorgen

Südoſt-Guatemala, die Verapaz, das Petén, Theile von Britiſch Honduras, ſowie das weſtliche San Salvador (bis Sonſonate herunter).

3. Der Mahlſtein iſt ohne Füſse; die Handwalze iſt rundlich und dabei kürzer als die Breite des Mahlſteins. Dieſe Mahlſteine werden, aus Andeſit und Baſalt, in Opatoro und anderen Orten des Leuca-Gebietes (Honduras), ſowie in Cacaopera und S. Alejo (öſtliches San Salvador) angefertigt und ſind in jenen Gegenden ausſchlieſslich üblich. — Mahlſteine ohne Füſse waren übrigens in vorſpaniſcher Zeit auch im übrigen Mittelamerika vorzugsweiſe üblich, wie man bei Gelegenheit von Ausgrabungen feſtſtellen kann.

Salz wird in gröſserer Menge in S. Maddalena (Departement Quiché) und Nueve Cerros (Departement Alta Verapaz) gewonnen; in Sacapulas und S. Mateo Ixtatan finden ſich gleichfalls Salzquellen, welche von den Indianern ſelbſt ausgenutzt werden. An der pacifiſchen Küſte und in Yucatan wird Seeſalz gewonnen. Die wichtigſten Salinen in Chiapas ſind diejenigen von Iztapa und von La Concordia (Valle de Cuxtepeque). Ausländiſches Salz kommt bereits vielfach auf den Markt.

Wenn auch durch dieſe Ueberſicht die allgemeine Handelsbewegung zu erkennen iſt, ſo iſt es doch nothwendig, durch einige Beiſpiele die Richtung und die Art der Handelsreiſen zu erläutern, theils aus geographiſchem Intereſſe, theils aber auch deshalb, weil die Producenten in manchen Fällen nicht ſelbſt auf den Hauſirhandel gehen, ja der Käufer zuweilen ſeine Waare erſt aus dritter oder vierter Hand erhält.

Quiché-Indianer von Chiquimula verkaufen Wolle und Jerga oder Reiſetücher in Süd- und Südoſt-Guatemala; ſie verkaufen auch Töpferwaaren an der Südſeeküſte und kommen auf dieſen Wanderungen bis Champerico, Tapachula und Huehuetan. Quiché-Indianer von Totonicapan und San Francisco bringen Aepfel und Kartoffeln in Guatemala, Coban, Zacapa und anderen Orten auf den Markt.

Die Bewohner von Aguacatan (deren Sprache zur Mame-Gruppe gehört) verkaufen Knoblauch, Zwiebeln und Töpferwaaren in der Verapaz und dem Motaguathale, in Yzabal und Guatemala-Stadt, in den Altos und an der pacifiſchen Küſte (bis Champerico).

Die Bewohner von Nebaj (Ixil-Indianer) verkaufen Stricke, Netze, Hängematten und Geſchirr in den Altos und in Chiapas; in der Alta Verapaz (beſonders Coban) verkaufen ſie Kartoffeln und kaufen dagegen Chile und Baumwolle ein. Manchmal kommen ſie ſogar nach Tabasco, um Grenadillos, Zwiebeln und Knoblauch zu verkaufen und Cacao zurückzunehmen.

Der Handel der Indianerſtämme der Altos Cuchumatanes (mit Aepfeln, Matten, Wolle u. a.) geht hauptſächlich nach Comitan (Chiapas). Die Tzotziles von Chamula gehen vielfach nach Tabasco, um Brot von S. Criſtobal zu verkaufen, kehren aber ohne Gepäck nach dem Hochlande zurück.

Pokomam- und Cakchiquel-Indianer aus dem Departement Guatemala und Umgebung verkaufen Geſchirr in Süd-Guatemala (beſonders Chiquimulilla), ſeltener in der Verapaz (Coban).

Die Indianer von Jilotepeque (Pokomamas) machen keine gröſseren Handelsreiſen; ihre Erzeugniſſe werden vorzugsweiſe von Kekchi-Indianern aufgekauft und im Hauſirhandel abgeſetzt, gehen aber auch nach dem weſtlichen S. Salvador.

Die Bewohner von Taktik (Pokomchi-Indianer) verkaufen Körbe, auch Stricke in Süd-Guatemala und der Alta Verapaz. Die Bewohner von Tomahú und Tucurú (Pokomchi-Indianer) verhandeln Suyacales und Chile nach Süd-Guatemala und den Altos (Quezaltenango).

Die Bewohner von Lanquin (Kekchi-Indianer) verkaufen Suyacales, Copalharz und Chile in Coban, Feuerfächer*) und Xanxibre**) im ſüdlichen Guatemala, beſonders der Hauptſtadt. Die Cajaboneros (Kekchi-Indianer) verkaufen in Coban Baumwolle und Guacales (letztere häufig verziert***).

Kekchi- und Pokomchi-Indianer der verſchiedenſten Dorfſchaften verkaufen im Motaguathale und Umgebung Kaffee, worauf ſie dort Hüte, auch wohl etwas Cacao (in S. Aguſtin) aufkaufen, um ſie in ihrer Heimath wieder zu verhandeln.

---

*) Abbildung in Stoll, Ethnologie, Tafel I, Nr. 3.

**) Die Wurzel einer mir unbekannten Pflanze, deren Gährungsproduct ein beliebtes Fiebermittel iſt.

***) Die Schnitztechnik der Cajaboneros weicht übrigens weſentlich von derjenigen der Quiché-Indianer in Rabinal und Cobulco, und der Pipiles in Nanizalco (S. Salvador) ab.

Indianer von Coban gehen nach Quezaltenango, um Jerga und Reifetücher, nach Guatemala, um Mehl zu kaufen.

Die Bewohner von S. Juan Chamelco (Kekchi-Indianer) gehen nach Süd-Guatemala, um Stricke, Tragnetze, Hängematten zu verkaufen; fie kaufen von dem Erlös Taffen (europäifcher Herkunft) und einheimifche Töpferwaaren (Pokomam-Arbeit) in der Hauptftadt und verhandeln diefelben in Süd-Guatemala und San Salvador (befonders S. Ana); auf der Heimreife kaufen fie meiftens Mahlfteine in Jilotepeque, um fie in der Verapaz, namentlich in der Gegend von Cajabon wieder abzufetzen. San Juaneros verkaufen Seilerwaaren auch vielfach im öftlichen Guatemala (Yzabal, Zacapa, Esquipulas) und San Salvador (S. Ana, S. Salvador, S. Miguel, La Union), kaufen hernach Töpferwaaren in Jilotepeque auf, um fie im unteren Motaguathale und Yzabal zu verkaufen; fie nehmen als Rückfracht von Yzabal europäifches Gefchirr (befonders Taffen) oder auch von Zacapa aus Cigarren, um fie unterwegs und in der Alta Verapaz wieder zu verkaufen.

Die Bewohner von S. Cruz (Pokomchi-Indianer) verfolgen diefelben Wege wie die San Juaneros, und treiben auch mit den gleichen Gegenftänden, wie jene, Handel.

Die Bewohner von S. Pedro Carchá und Umgebung (Kekchi-Indianer) verkaufen Chile, Pfeffer und Anis (letzteren vom Auslande eingeführt) in den Altos und nehmen als Rückfracht Mehl von den Altos oder Cacao von der Südfeeküfte, oder auch Tupuyes von Comitan (feltener von S. Cruz del Quiché). San Pedraner, welche nach Esquipulas gehen, verkaufen dort Körbe, Pfeffer und Nimquiic (eine grofse Varietät von Capsicum annuum) und nehmen auf dem Heimwege Mahlfteine von Jilotepeque und Hüte von Esquipulas oder dem Motaguathale mit. San Pedraner gehen ferner nach der Hauptftadt, verkaufen dort Chile, Pfeffer, Campecheholz, Xanxibre und nehmen als Rückfracht Mehl, Cacao oder Salz.

Die Bewohner von San Criftóbal (Pokomchi-Indianer) folgen denfelben Handelsftrafsen und handeln mit den gleichen Gegenftänden, wie die San Pedraner, in deren Gebiet fie Chile und Pfeffer einkaufen; aufser diefer Waare nehmen fie aber auch das Haupterzeugnifs ihres Dorfes (Stricke, Tragnetze und Hängematten) mit auf den Weg, um es in den Altos zu verkaufen.

Zwiſchen den San Pedranern und den San Criſtóbaleños beſteht ein eigenartiges Freundſchaftsverhältniſs, trotz der Verſchiedenheit der Sprache, was um ſo auffälliger iſt, als zwiſchen den einzelnen Tribus des Kekchi-Volkes ſtets gegenſeitige kleine Reibereien und Feindſchaften vorkommen. —

Während der indianiſche Handelsverkehr zwiſchen Mittel- und Süd-Guatemala ein ſehr reger iſt, iſt der Handel zwiſchen Nord- und Mittel-Guatemala — vermuthlich wegen des ſehr beſchwerlichen Weges — ganz geringfügig: San Pedraner gehen ins Petén, um dort Kaffee, ſeltener Hängematten, zu verkaufen, Mayas kommen nach San Pedro Carchá, um dort Mahlſteine einzukaufen — das iſt Alles. Im Uebrigen verſorgen ſich die Mayas des Petén mit allen Gebrauchsartikeln, die ſie nicht ſelbſt erzeugen, theils mittelbar, theils unmittelbar von Britiſch-Honduras, auch wohl von Tabasco her, während der noch vor einigen Jahrzehnten ziemlich lebhafte Handel mit der Halbinſel Yucatan gegenwärtig faſt ganz aufgehört hat. Auch zwiſchen Chiapas und Tabasco iſt der Handelsverkehr verhältniſsmäſsig beſchränkt; ebenſo in Yucatan.

Man ſieht aus dieſen Angaben, welche allerdings noch vieler Erweiterungen, vielleicht auch Berichtigungen fähig ſind, wie weit ausgedehnt die Handelsbeziehungen der Indianer, beſonders Guatemalas, ſind. Es iſt dies von der gröſsten Bedeutung, da dadurch die induſtriellen Erzeugniſſe einer beſtimmten Gegend, eines beſtimmten Stammes oder Dorfes vielen anderen mitgetheilt werden; in Folge deſſen findet man gleichartige induſtrielle Erzeugniſſe bei den verſchiedenſten Stämmen vor, nicht ſelten aber auch, da die Wege der verſchiedenen Händler ſich häufig begegnen und kreuzen, Gegenſtände derſelben Art, aber verſchiedener Technik und Herkunft bei ein und demſelben Stamme. So trifft man Hängematten von Kekchi- und Pokomchi-Indianern faſt in ganz Guatemala an, zuweilen neben einheimiſchen Producten dieſer Art, in den Altos im Wettbewerbe mit den Erzeugniſſen der Ixil-Indianer; im Petén ſieht man neben einheimiſchen Hängematten auch ſolche von S. Pedro Carchá, von Tabasco, auch wohl von Campeche.

Suyacales der Pokomchi-Indianer werden in einzelnen Theilen der Altos verkauft, während ſonſt in den Altos hauptſächlich

Suyacales von der pacifiſchen Küſte (beſonders S. Sebaſtian) gebräuchlich ſind. Man heftet die Blattfiedern der Corozopalme durch mehrere parallele Nähte zuſammen, ſo daſs nur die Spitzen der Fiedern frei bleiben. Die Mame-Stämme dagegen benutzen die Fiedern einer Fächerpalme, welche ſie an einem Ende zuſammenfaſſen und kragenartig um den Hals hängen, während die Suyacales aus Corozo auch das Haupt des Trägers ſammt ſeinem Gepäcke ſchützen.

Wie in dieſem Falle läſst ſich auch bezüglich der Töpferwaaren häufig an Form und Technik die Herkunft feſtſtellen. Wer z. B. im Motaguathale einen dreihenkeligen Cántaro (Waſſerkrug) ſieht, darf beſtimmt annehmen, daſs derſelbe von Jilotepeque ſtammt; eine zweihenkelige Tinaja (Waſſerkrug), die man dort ſieht, iſt höchſt wahrſcheinlich Erzeugniſs von Pokomam-Indianern, und wenn man im Motaguathale ein Schuhgefäſs*) ſieht, ſo darf man ſicher ſein, daſs daſſelbe von Aguacatan-Indianern erzeugt und gebracht worden iſt, denn das Schuhgefäſs wird von den öſtlichen Stämmen gar nicht hergeſtellt und ſcheint bei denſelben auch früher niemals üblich geweſen zu ſein.

Obgleich der europäiſche Einfluſs dem indianiſchen Handelsverkehr immer engere Grenzen zieht, ſo iſt doch unverkennbar, welch wichtige Rolle derſelbe auch jetzt noch im Leben der einzelnen Stämme ſpielt. In vorcolumbiſcher Zeit aber hat der indianiſche Handel zweifellos eine noch viel gröſsere Bedeutung beſeſſen, obwohl damals die induſtriellen Thätigkeiten (z. B. Töpferei, Seilerei) viel allgemeiner geübt wurden und demnach der Handel mit jenen Erzeugniſſen verhältnifsmäſsig weniger lebhaft war. Wir gehen gewifs nicht fehl, wenn wir ſagen, daſs durch den Handel hauptſächlich die jeweiligen Culturfortſchritte eines Stammes den übrigen mitgetheilt wurden. Wie noch jetzt dann und wann gewerbliche Gegenſtände von verſchiedener Technik und Herkunft durch den Handel zu ein und demſelben Stamme kommen, ſo iſt das zweifellos auch früher der Fall geweſen, und es läſst ſich wohl denken, daſs früher, wo die gewerbliche und kunſtgewerbliche Thätigkeit ſich ſo eifriger Pflege und hoher Blüthe erfreute, derartige Gegenſtände nachgeahmt wurden. Auf

*) Ein den dort gebräuchlichen Schuhgefäſsen ähnliches Gefäſs abgebildet in Stoll, Ethnologie, Tafel II, Nr. 19.

ſolche Weiſe haben ſich vielleicht die der Mayafamilie fern ſtehenden Stämme Guatemalas allmählich der Cultur der Mayaſtämme aſſimilirt, wenn ſie nicht etwa durch den Verfall ihrer Induſtrie genöthigt wurden, den gewerblichen Erzeugniſſen der herrſchenden Mayaſtämme in ihrem Haushalte Bürgerrecht zu geben*).

Möglicherweiſe aber haben in umgekehrter Weiſe ſich die Mayaſtämme Guatemalas (namentlich Weſt-Guatemalas) an die höhere Cultur der einwandernden (oder von den einwandernden Mayas vorgefundenen) Pipiles (Nahuatl) angelehnt, und Stoll**) hat in der That manche bemerkenswerthe Anhaltspunkte für dieſe Annahme beigebracht.

Möge dem aber ſein, wie ihm wolle — eine ſichere Entſcheidung kann erſt die eingehende archäologiſche Unterſuchung der Gebiete bringen —, unbeſtreitbar iſt der nivellirende und fördernde Einfluſs, welchen der Handel auf die Cultur der verſchiedenen Stämme ausübt. Durch den Handel (direct oder indirect durch die Ausſagen der Händler) iſt Wetteifer und Nacheiferung bei den Stämmen von niedrigerer Cultur entflammt worden, durch ihn wurden ſolche Stämme alſo auch allmählich auf die Höhe der anderen emporgehoben; der Handel hat für die Cultur die Brücke über die Kluft geſchlagen, welche zwiſchen den einzelnen Stämmen durch die politiſche Abgeſchloſſenheit beſtand, und hat ſo bewirkt, daſs die zahlreichen verſchiedenartigen Stämme des nördlichen Mittelamerika der Hauptſache nach derſelben Cultur theilhaftig wurden. Freilich iſt dies nicht in dem Maſse der Fall geweſen, daſs alle Unterſchiede ausgeglichen worden wären; die leitenden Culturcentren drückten vielmehr ihren Tributären mehr oder minder deutlich den Stempel ihres Geiſtes auf, und es wird Sache künftiger Studien ſein, dies im Einzelnen nachzuweiſen.

---

*) Als ich vor Kurzem wieder durch das Gebiet der Pipiles (Nahuatl) der Baja Verapaz wanderte, bemühte ich mich vergebens, in ihrem Haushalte irgend ein Geräth zu entdecken, das von denjenigen benachbarter Mayaſtämme bedeutſam abgewichen wäre.

**) O. Stoll, Die Mayaſprachen der Pokomgruppe, I. Theil. Die Sprache der Pokomchi-Indianer, Wien 1888, S. 4 f.

Volksmuſik bei den Indianerſtämmen des nördlichen Mittelamerika.

Wenn es wahr iſt, daſs die Muſik der unmittelbare Ausdruck des Gefühls iſt, daſs muſikaliſche Weiſen die Schwingungen des Herzens gewiſſermaſsen in Töne umſetzen, ſo muſs es auch möglich ſein, aus der Muſik einen Rückſchluſs auf das Gefühlsleben zu ziehen. Namentlich müſste dies bei der Volksmuſik Geltung haben, da in dieſem Falle gewiſſe Weiſen trotz aller Individualität der Einzelglieder eines Volkes bei der groſsen Menge Anklang gefunden haben; es iſt dabei gleichgültig, ob die betreffenden Weiſen aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen ſind oder ob ſie von Fachmuſikern geſchaffen wurden; das Weſentliche iſt, daſs ſie bei der groſsen Mehrheit die Saite ihres Empfindens zum Mittönen bringen, d. h. daſs ſie ihrer Gefühlsweiſe thatſächlich entſprechen. Wer nun die Muſik ſo zu deuten verſtünde, daſs er dieſe Gefühlsäuſserungen unſeren abſtracten Urtheilsbegriffen einzuordnen wüſste, der würde aus den Lieblingsweiſen eines Volkes ein wahreres Bild ſeines Gefühlslebens, ſeines Charakters herausleſen, als jahrelange unmittelbare Beobachtungen zu geben vermöchten. Leider ſind aber die Aeuſserungen des Gefühls in Tönen zu allgemein, als daſs ſie in der angegebenen ſpeciellen Weiſe gedeutet werden könnten, und die ganze Programmmuſik hat meines Erachtens nur die Wahrheit dieſer Behauptung erwieſen, da die von dem Componiſten angegebenen Gedanken wohl möglicherweiſe nachgefühlt werden können, aber in keinem mir bekannten Falle ſo überzeugend dargeſtellt ſind, daſs ſie nach-

gefühlt werden müfsten. Die Mufik vermag eben weder beftimmte Gedanken noch materielle Gegenftände nachzubilden, fondern nur Stimmungen, und diefe vermag fie daher auch wirklich beim Zuhörer hervorzurufen, während alle Verfuche, aus Tonwerken abftracte Gedanken oder beftimmte Vorgänge herauszulefen, dem nüchternen Beurtheiler phantaftifch vorkommen müffen.

Obgleich demnach die Mufik viel engere Grenzen des Geftaltungsvermögens befitzt, als man vielfach anzunehmen geneigt ift, fo ift fie doch ein aufserordentlich wichtiges ethnologifches Element, da fie das Gefühlsleben eines Volkes oder Stammes in richtigem und farbenwahrem Bilde, wenn auch in verfchwommenen Umriffen, zum Ausdrucke bringt. Ich kann hier nicht darauf eingehen, wie fich dies in der Mufik der verfchiedenen europäifchen Nationen, namentlich in ihren Volksweifen, ausfpricht; auch will ich mich nicht darüber verbreiten, welch geringe Meinung man von der Gefühlstiefe unferer Grofsftadtbewohner erhält, wenn man an allen Strafsenecken platte Gaffenhauer fingen und pfeifen hört; ich will hier nur darauf aufmerkfam machen, wie wichtig die Kenntnifs der Mufik von fremden Cultur- und Naturvölkern für uns fein kann, da fie möglicherweife allein den Schlüffel zum Verftändniffe ihres Charakters zu bieten vermag, und zugleich einen guten Werthmeffer der Cultur darftellt. Leider ift das einfchlägige Material zur Zeit noch zu dürftig, als dafs es möglich wäre, die Bedeutung der Mufik nach der genannten Richtung hin auf Grund vergleichender Unterfuchungen jetzt fchon voll und ganz zu würdigen. Trotzdem erfcheint es mir wahrfcheinlich, dafs die Volksmufik in der vergleichenden Völkerkunde eine bedeutfame Rolle zu fpielen berufen ift, und ich halte mich zu diefem Urtheile um fo mehr für berechtigt, als ich auf meinen Wanderungen in der Republik Guatemala manche Beobachtungen machen konnte, welche als unmittelbare Beftätigung meiner Annahme dienen können.

Vor Allem fiel mir die vergleichsweife hohe Entwickelung der indianifchen Volksmufik unter den Stämmen der Maya-Völkerfamilie auf. In der That ift den mufikalifchen Aufführungen bei manchen Stämmen ein folcher Wohlklang und fo kraftvoller Rhythmus eigen, dafs es felbft dem verwöhnten Ohr des Europäers äfthetifch angenehm klingt, trotz der Einfachheit der Melo-

dien und trotz mancher auffallender Eigenthümlichkeiten. Ich glaubte mich berechtigt, aus dieſer verhältnifsmäfsig hohen Stufe muſikaliſcher Geſtaltungskunſt auch auf eine hohe Stufe der geſammten früheren Cultur ſchlieſsen zu dürfen, und ein Beſuch der groſsen Ruinenplätze dieſer Gebiete mit ihren prächtigen Sculpturen und Tempeln hat mich in meiner Annahme aufs Ueberzeugendſte beſtärkt.

Wichtiger ſind andere Beobachtungen, aus welchen hervorgeht, daſs die Volksmuſik unter den verſchiedenen Stämmen der Mayafamilie mannigfache und bedeutſame Unterſchiede aufweiſt, und es iſt ſehr beachtenswerth, daſs diejenigen Stämme, welche ſprachlich zu beſonderen Gruppen zuſammengehören, auch gleiche Grundzüge der muſikaliſchen Geſtaltung aufweiſen.

Das Orcheſter beſteht bei den Kekchi- und Pokomchi-Indianern gewöhnlich — im Gegenſatze zu anderen Stämmen der Mayafamilie — aus Saiteninſtrumenten (Harfe, Geige und Guitarren); dieſelben ſind zwar offenbar europäiſchen Muſtern nachgebildet, aber es iſt auſser Zweifel, daſs vor Ankunft der Spanier bereits Saiteninſtrumente, freilich anderer Conſtruction, bei ihnen üblich waren.

Vielfach beobachtet man im Kekchi-Gebiete, wie im übrigen Mittelamerika, die Marimba, ein Holzſchlaginſtrument, welches in gleicher Art in Afrika gefunden wird und zweifellos auch von Afrika her ſtammt, wie durch die Etymologie des Wortes mit Sicherheit feſtgeſtellt iſt (»di rimba« heifst in der Angolaſprache nach Max Buchner »der Kürbis«, »marimba« »die Kürbiſſe«, weil dort Kürbiſſe als Reſonanzkäſten verwendet werden), und man beobachtet nicht ſelten ſehr groſse Inſtrumente dieſer Art, welche von zwei oder drei, ſelbſt vier Mann geſpielt werden, daneben freilich auch kleine, welche von einem Mann getragen und geſpielt werden. Wahrſcheinlich ebenfalls afrikaniſchen Urſprungs iſt der Arpaché oder Marimbaché, auch Caramba genannt, welcher aus einem etwa ſechs Fuſs langen, leichten Holzbogen beſteht, beſpannt mit einer zähen dünnen Schlingpflanze oder einer Schnur; dieſe Art Saite wird ſeitlich vom Mittelpunkte durch eine Schlinge gegen den Bogen hin in der Weiſe zurückgebunden, daſs durch Anſchlagen der beiden Seitentheile mittelſt eines leichten Holzſtäbchens Grundton und Oberdominante ertönen,

während gleichzeitig mit dem Munde, an welchen man den Holzbogen preſst, eine Melodie (wie bei einer Maultrommel) gebildet wird, die mit Hülfe der Schwingungen des Holzbogens vernehmbar wird.

Die Muſik der Kekchi- und Pokomchi-Indianer iſt ausſchlieſslich inſtrumental, Geſang habe ich bei indianiſchen Aufführungen niemals (mit Ausnahme des Baile de Cortéz) beobachtet, und zwar ſind die Weiſen gewöhnlich in zwei ganz kurze Sätze gegliedert, deren erſter meiſtens ſtiller und ruhiger, der zweite aber lauter geſpielt wird und lebendigere Rhythmen und einen gröſseren Töneumfang aufweiſt. Ich gebe im Anhange einige Beiſpiele derartiger Weiſen; ſo einfach dieſelben ſind, ſo kann ihnen ein gewiſſer rhythmiſcher und melodiſcher Reiz doch nicht abgeſprochen werden, und obgleich leider manchmal die Reinheit der Stimmung bei den einzelnen Inſtrumenten etwas zu wünſchen übrig läſst, ſo iſt doch meiſt die Klangwirkung der ſanften Saiteninſtrumente eine ſehr angenehme und erfreuliche; und manche halbe Stunde habe ich, ohne irgendwie zu ermüden, den Tänzen mit ihren ruhigen, aber namentlich bei jungen Indianerinnen oder Kindern oft ungemein graciöſen Bewegungen zugeſchaut und dabei die munteren Weiſen trotz der beſtändigen Wiederholungen ſtets mit Vergnügen mit angehört; bei Tänzen wird zur ſchärferen Hervorhebung des Rhythmus meiſt von einem Indianerjungen mit der Fauſt auf dem Reſonanzboden der Harfe getrommelt und obgleich der etwas rohe Klang etwas ſtörend in das weichere Zuſammenklingen der Saiteninſtrumente eingreift, ſo iſt er doch für die exacte Ausführung der Tanzbewegungen ein recht gutes Hülfsmittel.

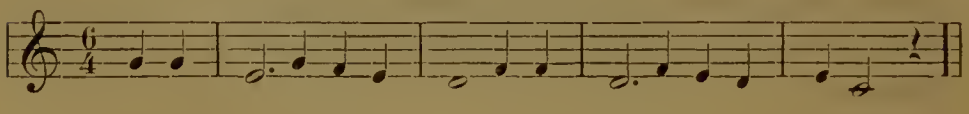
Früher waren in der Verapaz und anderen Theilen Mittelamerikas thönerne Pfeifen*) in Gebrauch; der gröſste Tonumfang, welchen ich an ſolchen vorgeſchichtlichen Thonpfeifen beobachtete, betrug nur eine Quinte in diatoniſcher Tonleiter, und es ſcheint dieſer Umſtand noch jetzt in manchen Tonſtücken dieſer Indianer nachzuwirken, indem kleine Weiſen zuweilen ganz, bei zweitheiligen aber wenigſtens der erſte Satz ſich auf den genannten Tonumfang beſchränken. Nicht ganz ohne Einfluſs auf die Muſik

*) Jetzt ſieht man ſolche Thonpfeifen — in Vogelgeſtalt — nur noch als Kinderſpielzeug, mit nur zwei Tönen, in Gebrauch (vovol in Kekchi).

der Indianer ist wohl auch der Vogelgesang geblieben, den die Leute in den einsamen Wäldern häufig genug hören und nachahmen. In einzelnen Fällen fielen mir bei Indianer-Melodien leichte Anklänge an Vogelrufe auf, und wenn man beobachtet, dafs manche Singvögel, ihren Ruf variirend, den meist gehaltenen Anfangston des Rufes manchmal in eine Anzahl rasch auf einander folgender Einzeltöne auflösen, so findet man ein ganz ähnliches Verhältnifs auch im Anfange vieler Indianer-Weisen.

Obgleich die Weisen manchmal nicht im Grundtone, sondern in der Quinte endigen, so beobachtet man doch oft auch ein auffallend häufiges Wiederholen und Betonen des Grundtones, ganz entsprechend dem eigenthümlichen Charakter der Verapaz-Indianer: das Bevorzugen der sanften Saiteninstrumente und einfacher, aber meist ziemlich reich bewegter Weisen entspricht sehr gut dem ruhigen, sanften, aber empfindungsreichen Charakter der Leute; das auffallende Hervorkehren des Grundtones in manchen Weisen bringt ihren Eigensinn, ihr zähes Beharren am Althergebrachten zum Ausdruck.

Einer besonderen Eigenthümlichkeit mufs ich aber hier noch Erwähnung thun, ehe ich der Volksmusik anderer Indianerstämme gedenke, und das ist der Mangel an Symmetrie, welchen man an fast allen ihren Weisen beobachten kann und welcher selbst an ganz kleinen Melodien noch zu bemerken ist. Wenn z. B. Indianerinnen traurig sind, so pfeifen sie häufig folgende kleine schwermüthige Weise zwischen den Zähnen:



und in ähnlicher Art findet man meistens bei Wiederholung einer Tonformel dieselbe in unsymmetrischer Ausbildung wieder.

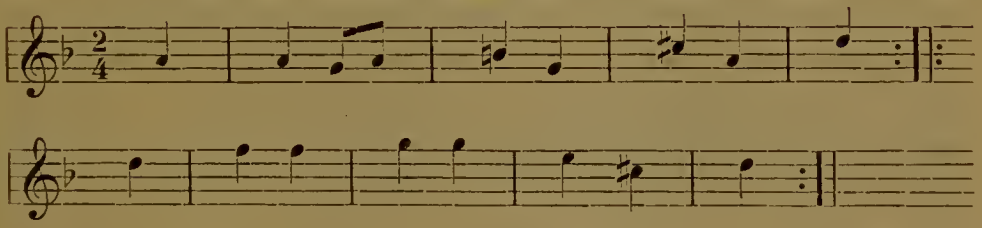
Bei den Mayas von Yucatan, wie auch bei den Lacandonen, habe ich leider (abgesehen von einigen Tanzweisen der Petén-Indianer, bei welchen eine auffallend grofse Häufung von Triolen zu bemerken war) keine musikalische Originalleistung gehört, und kann daher Nichts darüber berichten. Das Vorkommen originaler Saiteninstrumente bei den Lacandonen läfst die Vermuthung berechtigt erscheinen, dafs deren Musik einigermafsen verwandt mit der der Verapaz-Indianer sei. Auffallend

war mir aber namentlich in Yucatan das gänzliche Fehlen von Muſikinſtrumenten in den Indianerhütten und man muſs daher annehmen, daſs dieſe Mayas ein minder muſikfreundliches Volk wären als die Kekchi- und Pokomchi-Indianer.

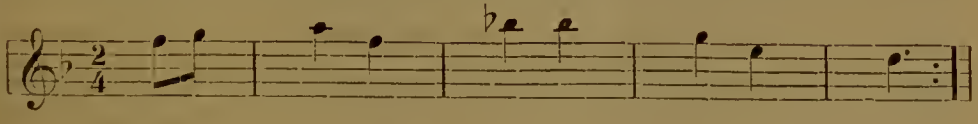
Während die genannten Verapaz-Indianer, entſprechend ihrer Gemüthsart, den ſanften Saiteninſtrumenten den Vorzug geben, findet man bei den lebhafteren Stämmen des Hochlandes kräftigere Klangwerkzeuge verwendet. Das Orcheſter beſteht hier durchwegs aus Pfeife (Schalmei oder Flageolett) und groſser Trommel. Auch die muſikaliſchen Weiſen tragen ein ganz anderes Gepräge als in der Alta Verapaz.

Bei den Stämmen der Quiché-Gruppe ſind die muſikaliſchen Sätze (wie bei allen anderen Stämmen der Mayafamilie) gewöhnlich ſehr kurz und werden daher faſt unzählige Male wiederholt, mögen es nun Tänze oder Märſche ſein. Während aber bei den Kekchi-Indianern der zweite Satz meiſtens durch bewegtere Melodieführung und kräftigere Tongebung ausgezeichnet iſt, kommt dies im Quiché-Gebiete nicht mehr vor; häufig merkt man ſogar das Gegentheil davon; nach oftmaliger Wiederholung der beiden Sätze eines Stückes wird zuweilen ein Zwiſchenſatz eingeſchoben, wodurch eine wohlthuende Abwechſelung entſteht.

Dem beiſtehenden Tonſtückchen:

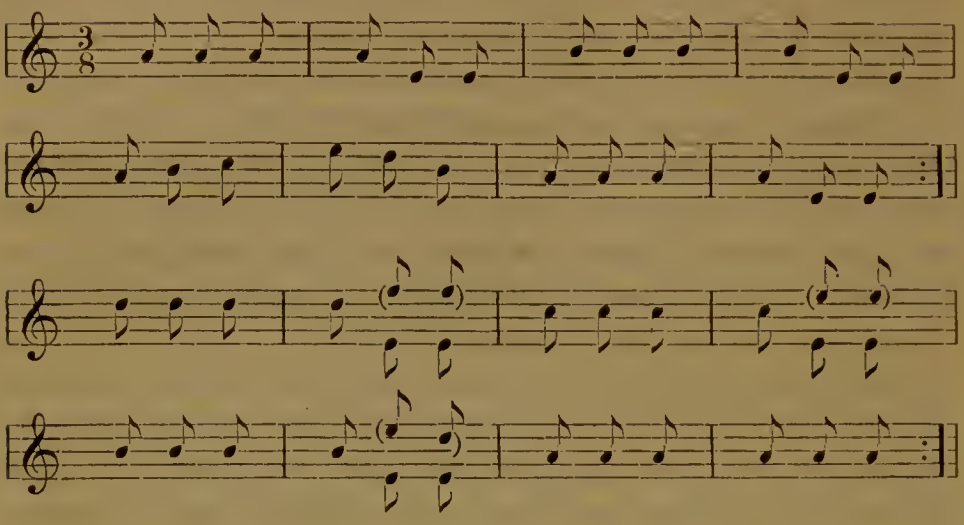


entſpricht z. B. folgender Zwiſchenſatz:



Wie in dieſem Beiſpiele, ſo ſind auch ſonſt häufig die Sätzchen (oder beſſer geſagt Perioden) noch kürzer als bei den Kekchi-Weiſen, denen ſie zudem zumeiſt in Bezug auf Mannigfaltigkeit

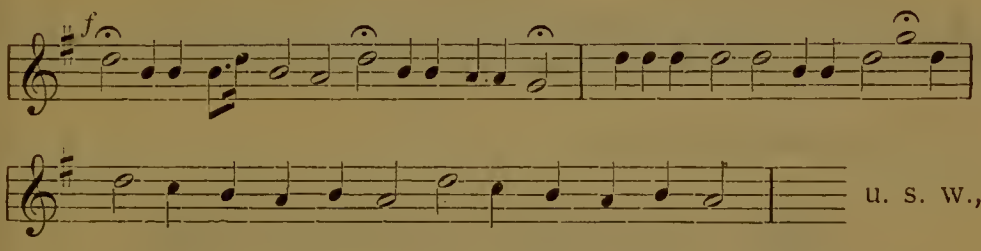
des Rhythmus nachſtehen. Ganz einförmigen Rhythmus zeigt z. B. folgende Weiſe:



Trotzdem verſtand der Spieler (ich hörte die beiden angeführten Weiſen in Uspantau auf der Marimba ſpielen) durch kaum merkliches Schneller- und Langſamerwerden eine geradezu nervenerregende Wirkung zu erzielen. Auffällig war mir an dieſen Stücken die Verwendung von Molltonarten, da ich Moll bei den Indianern der Alta Verapaz nie gehört habe. Jenen eigenthümlichen Mangel an Symmetrie in der Ausbildung einzelner Glieder einer muſikaliſchen Periode, welcher bei den Kekchi-Indianern häufig auffällt, habe ich bei den Stämmen der Quiché-Gruppe weit ſeltener beobachtet. Aus dieſer Bemerkung darf aber keineswegs geſchloſſen werden, als ob die muſikaliſchen Weiſen in der Alta Verapaz regelloſer wären als im Quiché-Gebiete; im Gegentheil halten die Kekchi-Indianer viel ſtrenger an der überkommenen Form feſt, und wenn auch bei ihnen der Spieler ſich eigenmächtige Variationen erlaubt, ſo bleiben doch die Form des Satzbaues und der Grundzug der Melodie gewahrt, wie es ja auch mit Rückſicht auf die begleitenden Inſtrumente nicht anders ſein kann. Anders bei den Stämmen der Quiché-Gruppe, wenn zur Pfeife nur die groſse Trommel als Begleitungsinſtrument hinzukommt (oder auch in ſeltenen Fällen eine Holzpauke, die wahrſcheinlich aztekiſchen Urſprunges iſt); in ſolchem Falle iſt natürlich dem Spieler viel gröſsere Freiheit gewährt, und es ſcheint mir, als ob er davon ausgiebigen Gebrauch machen würde;

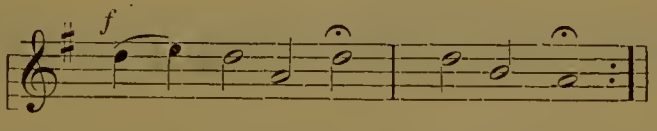
allein es war mir niemals möglich, den oft wilderregten Läufen zu folgen und ſie in Notenſchrift feſtzulegen. Wenn zwei Schalmeien unter Trommelbegleitung zuſammenſpielen, wie man zuweilen beobachten kann, ſo iſt die Variirungsfreiheit natürlich beſchränkt; das Zuſammenſpiel geſchieht dann in der Weiſe, daſs entweder die zweite Schalmei die erſte begleitet (Beiſpiele dieſer Art theilt Brasseur de Bourburg in ſeiner »Gramática de la lengua Quiché«, Paris 1862, im Anhange mit), oder aber daſs die zweite Schalmei nach beſtimmtem Zeitraume im gleichen oder auch verſchiedenen Intervall einfällt.

So hörte ich z. B. beim erſten Tanze des Baile de Cortéz, der jedenfalls aus dem Quiché-Gebiete ſtammt, in Chincani (1895), wie die erſte Schalmei, ohne ſicher erkennbaren Tact, folgende Weiſe ſpielte:

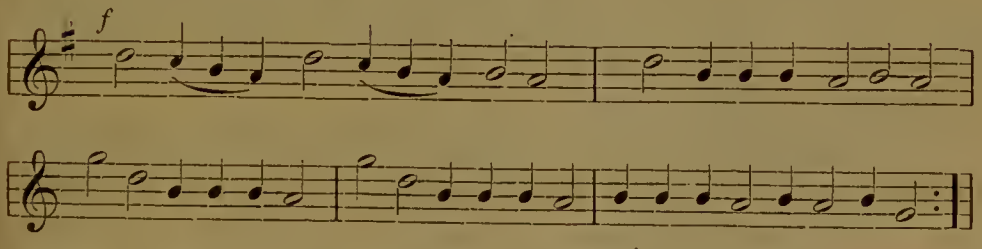


u. s. w.,

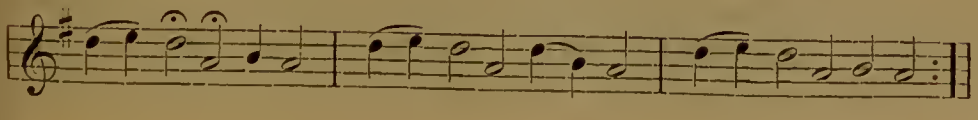
während die zweite Schalmei nach einer Pauſe einſetzte und unbekümmert um die erſte Stimme immerfort die Weiſe blies:



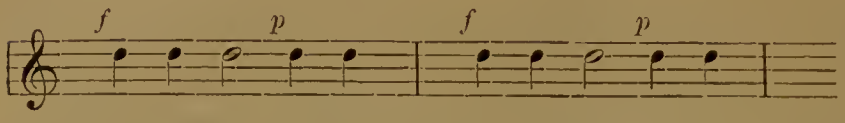
Später blies die erſte Schalmei:



während die zweite Schalmei, wie oben, irgendwo während des Spiels der erſten Schalmei einſetzte und fortiſſimo die folgende Weiſe ſpielte:

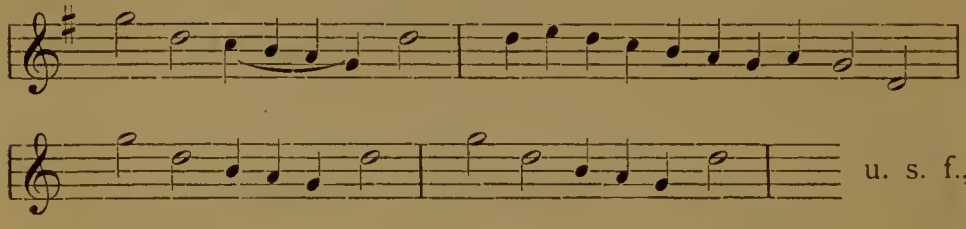


Dabei ſangen die tanzenden Indianer und Indianermädchen unausgeſetzt ein gehaltenes hohes d und die Trommel trommelte in einem fort:



u. s. f.

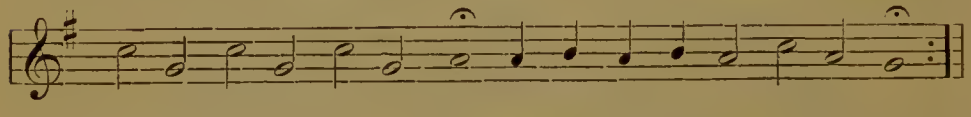
Es war eine äuſserſt regelloſe wilde Muſik, ohne Wohlklang, aber für den Tanz (eine Art Kriegstanz) vielleicht paſſend. Später begann die erſte Schalmei wieder:



u. s. f.,

die zweite aber blies dazu:

ſpäter wechſelten die zwei Schalmeien einander ab und ſpielten:

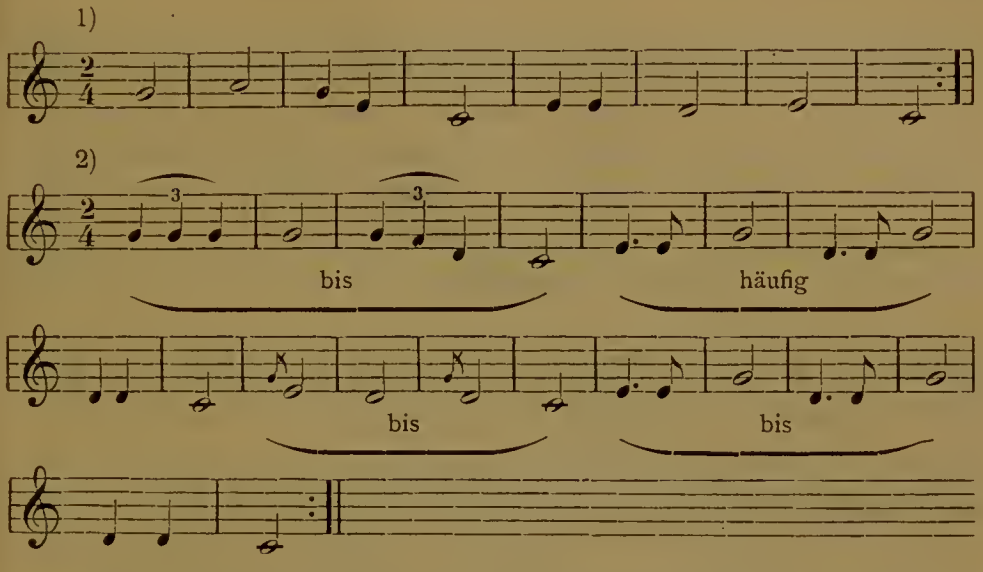


In ähnlicher Weiſe dauerte die ſchreiende Muſik fort, zuletzt ſetzte auch wieder der Geſang ein, wie zuvor in gehaltenem d̄ erklingend, ſchlieſslich aber in einer Art Cadenz in ebenfalls gehaltenem a abſchlieſsend.

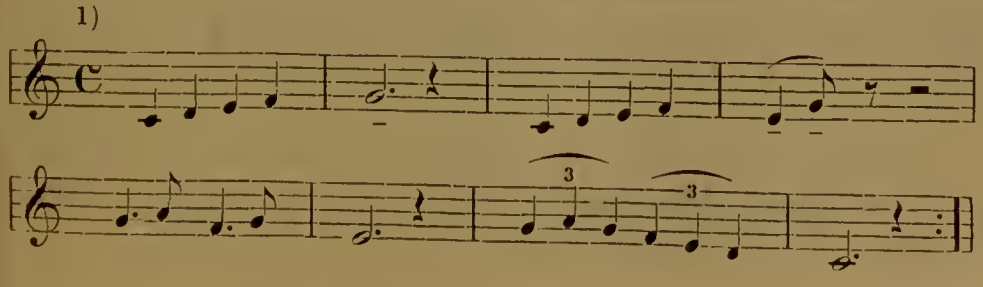
Die Regelloſigkeit der Weiſen, welche von den Spielenden offenbar häufig und ſtark variirt werden, die Unruhe der Melodien, das Nervenerregende, welches in den hohen gehaltenen Anfangsnoten liegt, ſticht ſehr kraſs von den ſanften harmoniſchen Weiſen der Kekchi-Indianer ab, doch darf nicht vergeſſen werden, daſs der Baile de Cortéz ein kriegeriſches Tanzſpiel iſt und demgemäſs auch die Muſik einen wilden Charakter tragen muſs.

Eine eigenthümliche Sitte, welche bei den Stämmen der Quiché-Gruppe (aber nicht bei denen der Pokom-Gruppe) geübt

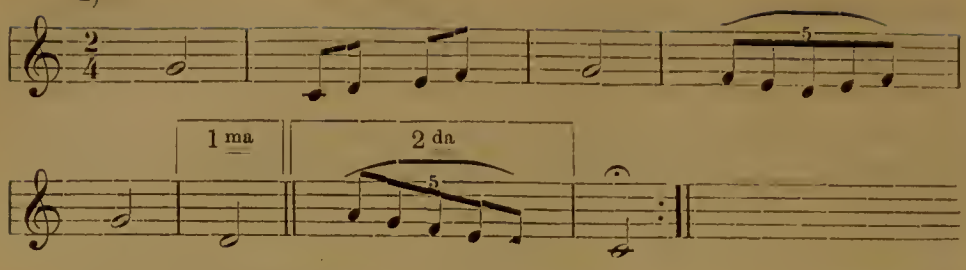
wird, verdient hier noch befondere Erwähnung. Die Indianerinnen pflegen nämlich, wenn fie mit Maismahlen befchäftigt find, ihre Arbeit mit Pfeifen von kurzen Melodien zu begleiten. Es find gewöhnlich fehr einfache und anfpruchslofe Melodien, aber fie find trotzdem oft nicht ohne Reiz, wie folgende Beifpiele andeuten mögen:



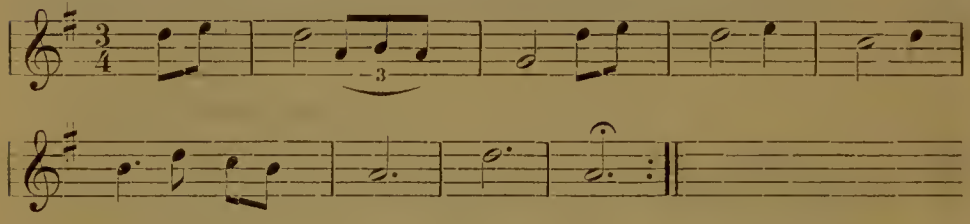
Diefelbe Sitte findet man freilich weit feltener geübt bei den Stämmen der Mame-Gruppe; die mufikalifchen Motive find dort noch einfacher und dürftiger. Ueberhaupt ift die indianifche Volksmufik im Mame-Gebiete im grofsen Ganzen einfacher, formlofer und ärmer an Erfindung als im Quiché-Gebiete. Zufammenfpiel zweier Schalmeien habe ich dort nie beobachtet, auch Molltonarten nicht; die Tonftückchen find nicht mehr in zwei Sätze gegliedert, fondern beftehen aus einem einzigen Satze. Die Rhythmen find oft mannigfaltiger als im Quiché-Gebiete, aber kunftlofer, unbeholfener als im Pokom-Gebiete; häufig fällt Mangel an Symmetrie in der Ausbildung entfprechender Glieder einer mufikalifchen Periode auf, wie z. B. in folgenden Weifen:



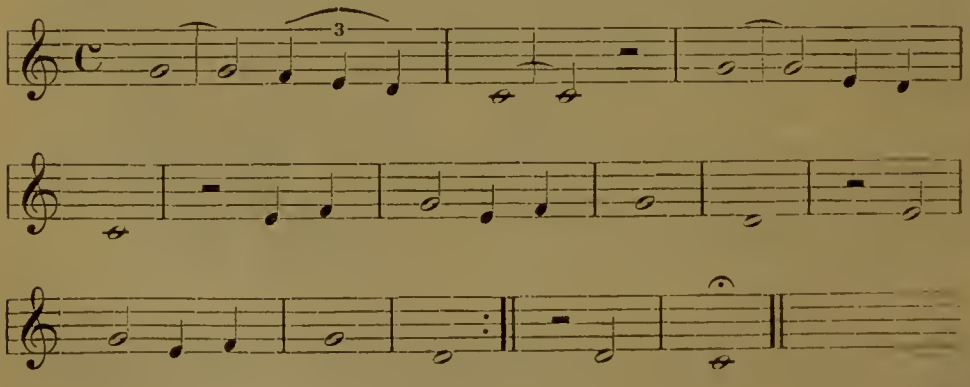
2)



Iſt bei den Stämmen der Quiché-, Mame- und Tzental-Gruppe im Hochlande von Guatemala und in benachbarten Gebieten des mexikaniſchen Staates Chiapas nicht gerade ſelten, daſs ein Stück mit einem gehaltenen Tone in der Quinte endigt, ſo kann man bei den Mame-Stämmen ſogar zuweilen beobachten, wie manche Weiſen mit der Secunde abſchlieſsen, z. B.:

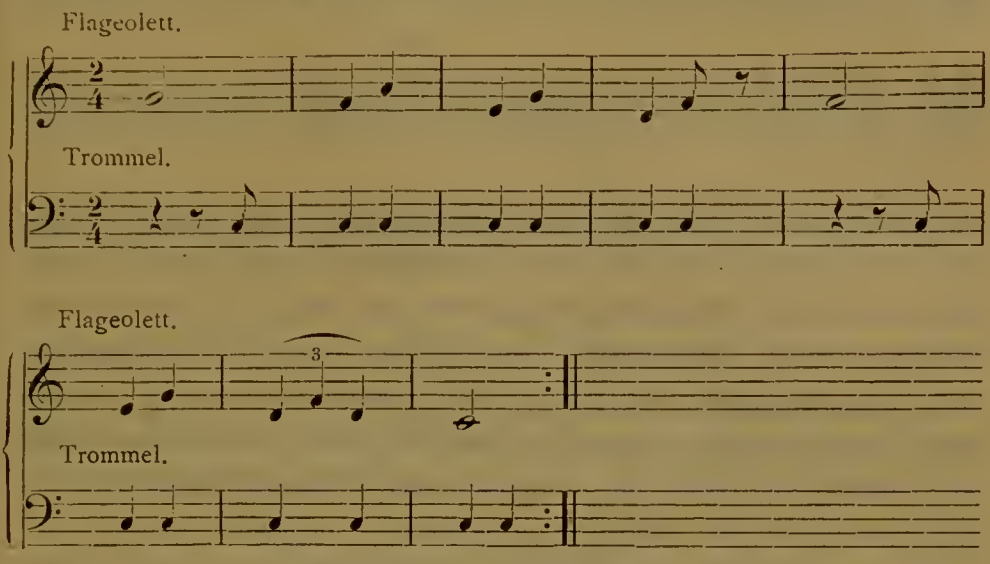


Am häufigſten iſt freilich der Abſchluſs mit dem Grundtone und es wird ſehr häufig an die muſikaliſche Periode, wenn dieſe nicht im Grundtone endigt, eine kurze Schluſsformel angehängt, welche einen befriedigenden Abſchluſs bewirkt, ſo z. B. im folgenden Falle:



Auffallend iſt ferner die häufige Verwendung von Triolen in der Muſik der Mame-Stämme, und die Häufigkeit, mit welcher die Stücke in der Quinte beginnen.

Um einen Begriff zu geben, in welcher Weiſe die Trommel die Begleitung übernimmt, füge ich hier eine kleine Weiſe bei:

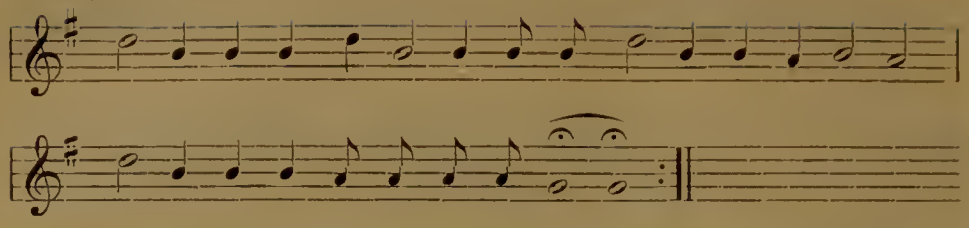


bemerke aber, daſs die Viertelnoten vom Trommler häufig in Achtel aufgelöſt werden und daſs bei anderen Weiſen die Trommelbegleitung oft Synkopen aufweiſt.

Das Eigenthümlichſte an der Volksmuſik der Mame-Stämme iſt aber die Thatſache, daſs dort noch Geſang mit untergelegtem indianiſchem Texte gebräuchlich iſt, was — wenigſtens heutzutage — bei den Indianern der Quiché- und Pokom-Gruppe nicht der Fall zu ſein ſcheint. Hatte ich ſchon bei früheren Reiſen im Mame-Gebiete allabendlich Indianer unter Abſingen gehaltener Töne vor der Kirche Räucherwerk verbrennen ſehen, ſo hatte ich auf meiner Reiſe im Jahre 1892 einmal Gelegenheit, der Todtenklage zu lauſchen, welche Indianerinnen über den Gräbern ihrer Angehörigen anſtimmten: ſeltſam klingende, im höchſten Affecte des Schmerzes geſungene Weiſen, welche an einen geſetzmäſsigen Rhythmus nicht gebunden zu ſein ſcheinen. Leider iſt es mir nicht möglich geweſen, genauere Beobachtungen über dieſen Gegenſtand anzuſtellen, noch den Inhalt des Geſanges zu verſtehen, da ich der Mame-Sprache ebenſo unkundig war, wie meine indianiſchen Begleiter. Hier einige Proben der Todtenklage:

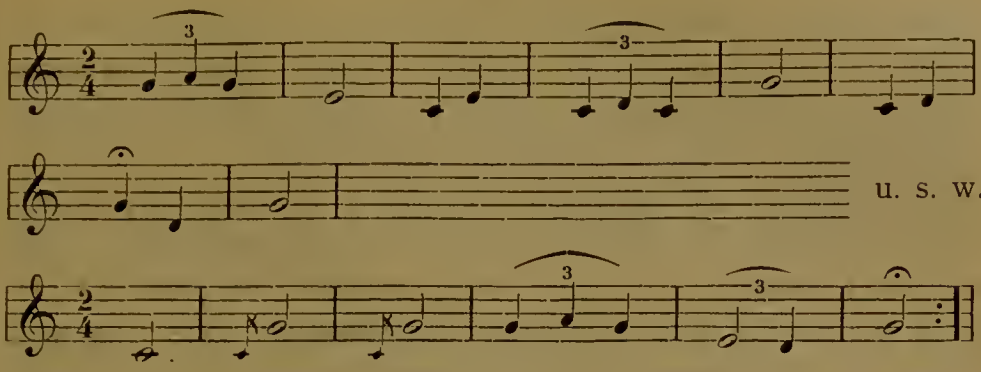
1)

2)

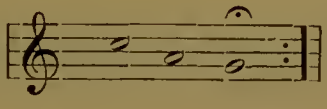


In Chiapas habe ich leider ſehr wenige muſikaliſche Weiſen gehört, welche faſt überall (bei Tzentales, Chaneabales, Zoques, ebenſo wie bei den Zapoteken von Oaxaca oder den Chorti-Indianern von Guatemala) mit Pfeifen reſp. Schalmeien und Trommel aufgeführt wurden. Es iſt eben leider nur ein Zufall, wenn man gerade einem indianiſchen Feſte beiwohnen kann, und manchmal ſind die begleitenden Nebenumſtände derart, daſs man gern auf längeren Aufenthalt verzichtet und ſich aus dem Staube macht, namentlich, wenn man ſieht, daſs einem nicht wohl die nöthige Ruhe zum Aufzeichnen von Melodien bleiben würde.

Als ich z. B. im Jahre 1894 durch Caucuc in Chiapas (Gebiet der Tzentales) kam, wurde gerade ein groſses Feſt gefeiert; ein Theil der Indianer war mit Trinken beſchäftigt, ein anderer bereits faſt ſinnlos betrunken; andere Indianer machten eine Proceſſion mit, welcher ein Pfeifer voranging, während der dazu gehörige Trommler und die Gläubigen in einiger Entfernung nachfolgten. Andere veranſtalteten auf ungeſattelten oder nur mit Packſattel verſehenen Pferden wilde Wettrennen, wobei ſich auch eine angetrunkene indianiſche Amazone, rittlings zu Pferde ſitzend, betheiligte; wieder andere lieſsen ſich durch ein einheimiſches Orcheſter, beſtehend aus Harfe und Guitarre, zum Tanze aufſpielen — Alles in Allem ein überaus buntes Treiben, dem ich leider, aus Furcht vor unangenehmer Störung durch betrunkene Indianer, bald aus dem Wege ging. Trotzdem konnte ich feſtſtellen, daſs die Muſik der Tzentales recht gut mit derjenigen der übrigen Mayaſtämme zuſammenſtimmt, wenn ſie auch wieder gewiſſe locale Beſonderheiten aufweiſt. Leider kann ich die Unterſchiede nicht präciſiren, denn ich zeichnete nur folgende Rudimente einer von Pfeife mit Trommelbegleitung geſpielten Melodie auf:



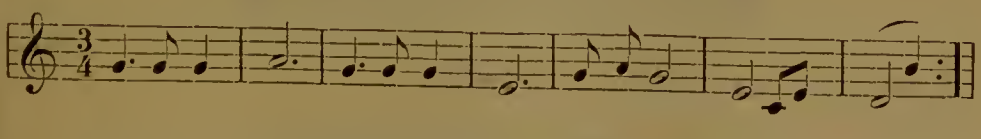
Zu denken giebt die Thatſache, daſs im Chiapas neben Trommel und Pfeife bereits wieder Saiten-Inſtrumente von den Indianern verwendet werden: ich hörte ſolche nicht bloſs bei den Tzentales, ſondern auch bei den Choles (Violine und Guitarre, nebſt Geſang: Todtenklage, welche hauptſächlich in den Tönen



ſich bewegte).

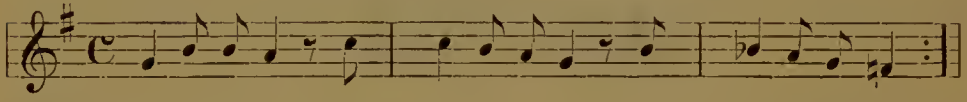
Sehr auffallend war es mir, in S. Joſé Montenegro einmal (auf Marimba) ein Stück ſpielen zu hören, welches ich, freilich mit lebendigerem Rhythmus, auch bei den Kekchi-Indianern der Alta Verapaz gehört habe, ſo daſs ich alſo annehmen muſs, daſs gewiſſe Stücke (wohl durch die Tanzſpiele verbreitet) unter verſchiedenen, oft weit entfernten Stämmen Aufnahme fanden.

Bei allen Unterſchieden, welche die Volksmuſik der einzelnen Maya-Stämme aufweiſt, beobachtet man doch gewiſſe gemeinſame Züge, welche auch bei den Maya-Völkern und Zapoteken nicht zu fehlen ſcheinen. Die Weiſen der Zapoteken, welche ich hörte, endigten meiſt auf den Grundton und wurden mit Pfeife und Trommel zu Gehör gebracht; einmal hörte ich aber in Mitla (Oaxaca) eine Weiſe, welche in folgender eigenthümlicher Form endete:

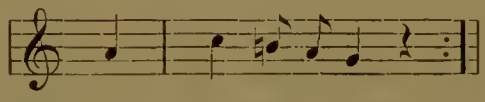


In ſchroffem Gegenſatze zu der meiſt als Inſtrumentalmuſik auftretenden Volksmuſik der eingeſeſſenen mittelamerikaniſchen

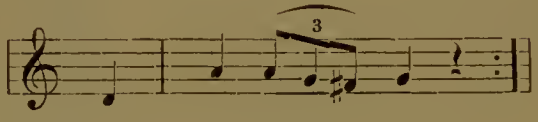
Indianerſtämme ſteht die Muſik der Caraiben, von welcher ich allerdings nicht weiſs, ob ſie caraibiſchen (alſo indianiſchen) oder afrikaniſchen Urſprunges iſt. Hier iſt nämlich der Geſang mit untergelegtem Text das vorherrſchende Element, und obgleich die Tonbildung faſt durchweg eine rauhe iſt, auch die Inſtrumentalbegleitung (beſonders Guitarren) meiſt viel minder rein und weich klingt, als bei den Kekchi-Indianern beiſpielsweiſe, ſo iſt ein werthvoller Kern doch auch der Volksmuſik dieſes Stammes eigen; die Rhythmen ſind faſt ebenſo mannigfach und reich gegliedert, wie bei den mittelamerikaniſchen Stämmen, die Zahl der Intervalle und der Modulationen aber iſt bei den Caraiben eine gröſsere, wie ſchon folgende Weiſe eines Caraiben zeigen kann, welche ich auf dem Belize-Fluſſe bis zum Ueberdruſs oft hörte:



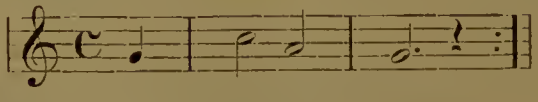
worauf der Mann entweder ſo:



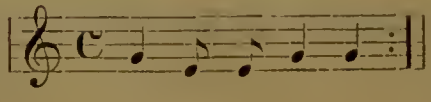
oder ſo abſchloſs:



Beſonders wohl gefiel es mir, wenn ich Solo- und Chorgeſang mit einander abwechſeln hörte; ſo einmal in Livingſton (1888), als Kinder auf ihren Köpfen Laſten vom Strande herauf trugen und eine Stimme ſang:



und der Chor der Kinder antwortete:



Alles in Allem genommen, iſt die indianiſche Volksmuſik recht intereſſant und nicht ohne Schönheit, ſo daſs ich meine Ausführungen mit dem Wunſche ſchlieſsen möchte, es möge einem glücklicheren Reiſenden gelingen, die Studien über dieſe Frage durch genaue Aufnahmen zu fördern und zum Nutzen der Ethnologie und der Muſikwiſſenſchaft zu einem günſtigen Abſchluſſe zu bringen.

Tanzſpiele bei den Indianern des nördlichen Mittelamerika.

Es iſt bekannt, daſs an den Fürſtenhöfen der mexikaniſchen und mittelamerikaniſchen Indianerſtämme vor Zeiten dramatiſche Aufführungen und Ballets mit muſikaliſcher Begleitung eifrige Pflege erfuhren, und die Geſchichtsſchreiber der Conquiſta berichten an verſchiedenen Orten von der Pracht und Schönheit jener Kunſtleiſtungen, welche oft von einer ungemein groſsen Anzahl von Darſtellern gegeben wurden und für welche ſtändige Bühnen errichtet waren. Als die Spanier jenen Völkern mit der Selbſtändigkeit auch die Früchte ihrer Culturentwickelung raubten, hielten ſie mit groſser Zähigkeit an den Errungenſchaften der früheren glücklicheren Epochen feſt, aber mit verſchiedenem Erfolge. Während z. B. die Regeln der Heilkunde, vielleicht auch der Rechtſprechung, ſich an manchen Orten noch ziemlich unverfälſcht erhalten zu haben ſcheinen, auch Tänze und muſikaliſche Weiſen bei vielen Stämmen noch den Stempel wahrer Urſprünglichkeit zeigen, ſcheinen die dramatiſchen Aufführungen der heidniſchen Vorzeit ganz und gar der Vergeſſenheit verfallen zu ſein. Zwar gelang es noch im Jahre 1856 dem verdienten Forſcher Brasseur de Bourbourg in Rabinal (Departamento Baja Verapaz, Guatemala), wo derſelbe als Pfarrer weilte. ein hiſtoriſches Schauſpiel*) aus der Geſchichte des Fürſtengeſchlechts von Rabinal in der Quiché-Sprache darſtellen zu ſehen und aufzuzeichnen, heutzutage aber finden meines Wiſſens derartige Auf-

*) »Rabinal-Achi« ou le drame-ballet du Tun, mitgetheilt in Brasseur de Bourbourg's Grammaire de la langue Quichée. Paris 1862.

ſührungen, aufser Wiederholungen des genannten Schauſpiels, an keinem Orte Guatemalas mehr ſtatt. Allerdings waren auch dieſe Dramen, welche den Argwohn allzu eifriger Prieſter in hohem Grade hervorriefen, vielfachen Anfeindungen ausgeſetzt: da und dort wurden ſie verboten und — im Geheimen dennoch aufgeführt, häufig aber wurden den indianiſchen Volksdramen und Tanzſpielen auch gleichartige Stücke chriſtlichen Inhalts entgegengeſetzt und dieſe Machwerke, welche einerſeits der Schauluſt der Indianer gerecht wurden, und andererſeits von den Prieſtern eifrig begünſtigt wurden und noch werden, haben ſchliefslich den Sieg davongetragen und einem intereſſanten, höchſt wichtigen Zweige altindianiſcher Literatur den Untergang bereitet. So kann man denn heutzutage an vielen Orten die mannigfachſten chriſtlichen Heiligenlegenden, ſelbſt die Kämpfe der Spanier gegen die Mauren, die Rolandsſage oder gar Cortez' Zug gegen Mexiko von Indianern durch Tänze feiern ſehen und in langathmigem ſpaniſchem Dialog erzählen hören. Auch bei den Kekchi-Indianern finden derartige Aufführungen (»bailes«) häufig ſtatt, insbeſondere zur Feier der Schutzheiligen des entſprechenden Sprengels, und die Bewohner der Alta Verapaz haben daher nicht ſelten Gelegenheit, dieſelben mit anzuſehen. Ob auch die Kekchi-Indianer in vorſpaniſcher Zeit in gleicher Weiſe die dramatiſche Kunſt und das Ballet gepflegt haben, wie es von manchen benachbarten Stämmen hiſtoriſch beglaubigt iſt, läſst ſich nicht mit Beſtimmtheit bejahen oder verneinen; jedenfalls aber bilden die heutzutage üblichen chriſtlichen Tanzſpiele einen wichtigen Beſtandtheil in ihrem gegenwärtigen Volksleben, weshalb ich denſelben an dieſer Stelle einige Zeilen widmen möchte.

Es iſt ein eigenthümlicher Anblick, die Indianer in den phantaſtiſchen Coſtümen, welche für dieſe Zwecke üblich geworden ſind, ſtatt in ihrer einfachen kleidſamen Tracht vor ſich zu ſehen, und alsbald erkennt man das fremde Element, das in dieſen Aufführungen zu Tage tritt. Schnitt und Zierrath der gewöhnlich ſehr geſchmackloſen Coſtüme, welche natürlich je nach dem Inhalte des Bailes verſchieden ſind und — beiläufig geſagt — von ſpeculativen Unternehmern in den Hauptorten gegen hohes Entgelt ausgeliehen werden, zeigen europäiſches Gepräge; ſämmtliche Darſteller tragen Schuhe, während ſonſt die hieſigen Indianer

ſtets barfuſs oder in Sandalen gehen; ſelbſt die Tänze weichen in vielen Bailes von der einheimiſchen Sitte gänzlich ab und erinnern eher an eine verballhornte Françaiſe als an die nationalen Tänze des Kekchi-Volkes. Auffallend ſind für ein europäiſches Auge nur die rieſigen, ſchweren Holzmasken mit ihren bemalten Fratzen, welche in der That, wenn auch nicht in ihrer jetzigen Geſtalt, ſo doch in der Art und Weiſe der Verfertigung ein Reſt indianiſcher Ueberlieferung im Coſtüme dieſer Tänzer zu ſein ſcheint, wenigſtens iſt bekannt, daſs auch bei Ankunft der Spanier bereits Holzmasken bei den Ballets, Dramen und dramatiſchen Thierſpielen der mexikaniſchen und mittelamerikaniſchen Völker üblich waren.

Wenn ſo in der äuſseren Erſcheinung der Darſteller das indianiſche Element ſehr ſtark zurücktritt, ſo iſt dies oft in noch höherem Grade beim Texte der betreffenden Stücke der Fall. Der Inhalt der Bailes läſst ſich bei den Aufführungen übrigens zumeiſt gar nicht unmittelbar erkennen, oder höchſtens aus der Art der Vermummungen oder aus den unklaren Geſten errathen, denn die Kenntniſs der ſpaniſchen Sprache, in welcher der Text all dieſer Tanzſpiele geſchrieben wurde, iſt unter den Kekchi-Indianern noch ſehr wenig verbreitet, ſo daſs derſelbe den Darſtellern nur in Bruchſtücken mühſam eingedrillt werden kann oder auch gänzlich wegfallen muſs; denn die Bailes werden keineswegs von berufsmäſsigen Darſtellern, ſondern von den jungen Burſchen des entſprechenden Sprengels gegeben. Aber auch für den Fall, daſs der Text (»relacion«) wenigſtens theilweiſe zum Vortrage gelangt, bleibt derſelbe wegen der ſchlechten Ausſprache der Darſteller dem Zuhörer meiſt völlig unverſtändlich, ſo daſs alſo dieſe Aufführungen mehr oder weniger zu bloſsen Schauſtellungen mit Tänzen herabgedrückt werden. Nach dem zu ſchlieſsen, was mir von ſolchen Relaciones bekannt geworden iſt, verliert der Zuhörer aber nicht viel, wenn er den Text nicht verſteht, denn es ſind dieſe Machwerke im trockenen Geſprächstone, untermiſcht mit bombaſtiſchen Phraſen geſchrieben, von dramatiſcher Handlung oder poetiſcher Empfindung iſt gewöhnlich keine Rede, und ſehr häufig vermiſst man auch die logiſche Anordnung der Gedanken oder überhaupt jeglichen Sinn in denſelben.

Nehmen wir als Beiſpiel einer derartigen Aufführung den »Baile de los Diablos« (Tanzſpiel der Teufel), welcher wohl am häufigſten unter allen Bailes gegeben wird, ſo ſehen wir zunächſt die Darſteller unter den Klängen einer ſcharf markirten Marſchweiſe, welche ſie ſelbſt auf Guitarren verſchiedener Gröſse und dem Su (einem indianiſchen Kratzinſtrument) vortragen, auf den zur Aufführung beſtimmten Raum einziehen, um welchen das indianiſche Publicum plaudernd, rauchend und Chicha trinkend, im Kreiſe umherhockt und ſteht. Die Darſteller ordnen ſich in zwei Reihen: auf der einen Seite ſtehen männliche Teufel (Lucifer, vier andere Dämonen, das »Alter« und der »Tod«) in rothen Gewändern mit langen Schwänzen und gehörnten Holzmasken, auf der anderen Seite ſtehen ſechs weibliche Teufel (allegoriſche Figuren: »Hochmuth«, »Habſucht«, »Ungerechtigkeit«, »Zorn«, »Unmäſsigkeit«, »Neid«), von männlichen Perſonen dargeſtellt, und ein phantaſtiſch aufgeputzter Knabe (der »Miquito«, d. h. ein kleiner Affe). Nachdem alle Darſteller einen gemeinſamen Contre-Tanz aufgeführt haben, ſtellt ſich zunächſt der erſte männliche Teufel, Lucifer, dem Publicum vor, worauf alle übrigen Darſteller den Refrain ſingen:

Pues los diablos ya se ban (van),
pero no para el infierno,
pues el Apostol San Pablo
nos libre del fuego Eterno.

Die Teufel gehen ſchon,
Doch nicht zum Höllengrunde;
Apoſtel Paulus rette
Uns aus dem Feuerſchlunde!

Nach derſelben Melodie ſingend erklärt hierauf der erſte weibliche Teufel, daſs er, der »Hochmuth«, aus der Hölle gekommen ſei, um den Apoſtel Paulus zu feiern, worauf der Chor wieder die eben mitgetheilte Strophe ſingt. In ähnlicher Weiſe ſtellen ſich darauf die übrigen Darſteller vor, der Chor wiederholt jedes Mal wieder ſeinen Refrain, worauf zuguterletzt ein gemeinſamer Tanz begonnen wird. Hiernach treten Lucifer und der »Hochmuth« aus ihrer Reihe vor, erklären in längerer ungebundener Rede ihre Thaten und Qualen in der Hölle und tanzen ſchlieſslich zu Ehren des Heiligen. Es folgt das zweite, dritte Paar u. ſ. w. in gleicher Weiſe, bis endlich auch der Tod und der Affe, welcher

aus dem Walde zum Feſte des Heiligen herbei gekommen iſt, mit einander getanzt haben. Nun tritt Luciſer vor und verabſchiedet ſich, der Chor ſingt den Refrain dazu; der Reihe nach ſingen auch die übrigen Darſteller ihre Abſchiedsſtrophe, ſtets nach derſelben Melodie, während der Chor jedes Mal wieder ſeinen Refrain wiederholt; endlich wendet ſich das Aeffchen ans Publicum und bittet um Entſchuldigung wegen etwaiger Fehler, der »Tod« droht, Alle mit ſich zu nehmen, die ſchlimm über ihn ſprechen würden, auch das »Alter« und der »Neid« fügen ihre Drohungen bei, der Affe ruft »Adios« und Alle bringen zum Schluſs einen Hochruf auf den Apoſtel Paulus aus: Que viva nuestro amado patron el Apoſtol San Pablo!

Es liegt mir fern, die eigenthümlichen dogmatiſchen Anſchauungen des unbekannten Verfaſſers des »Baile de los Diablos«, ſeine merkwürdigen Gedankenſprünge und naive Redeweiſe näher zu beſprechen, da dieſelben von keinem allgemeinen Intereſſe ſind. Dagegen möchte ich auf den alterthümlichen Charakter des Stückes hinweiſen, welcher ſich vor Allem darin ausſpricht, daſs die Darſteller ſich einzeln beim Publicum vorſtellen und verabſchieden, ja, daſs mehrere derſelben ſich am Schluſs geradezu ans Publicum wenden. In der Anordnung der Tänze (wie auch im Auftreten allegoriſcher Perſonen) zeigt ſich einige Familienähnlichkeit mit ſpaniſchen Feſtſpielen früherer Jahrhunderte, z. B. mit dem Feſtſpiele, das Cervantes bei der Hochzeit des reichen Camacho in ſeinem »Don Quijote de la Mancha« (2. Theil, Cap. XX) aufführen läſst. Ob aber das Stück wirklich in früher Zeit geſchrieben wurde, oder erſt verhältniſsmäſsig ſpät nach einer alten Schablone verfertigt worden iſt, möchte ich nicht entſcheiden. Dagegen will ich noch auf die Figur des Affen aufmerkſam machen, welche ſich unter der grotesken Geſellſchaft von Teufeln und Teufelinnen ziemlich eigenthümlich ausnimmt. Dieſelbe vertritt, ihren Reden und ihrem ganzen Benehmen nach zu ſchlieſsen, die Stelle der luſtigen Perſon und iſt zugleich als eine Conceſſion an den Geſchmack und die Gebräuche der Indianer aufzufaſſen, denn zahlreiche altindianiſche Bailes waren dramatiſirte Thierfabeln, wie denn überhaupt die verſchiedenen Thiere ihrer Heimath in der bildenden Kunſt und Literatur der Indianer eine bedeutende Rolle ſpielen.

In zahlreichen chriſtlichen Tanzſpielen iſt auch dieſer alten Vorliebe der Indianer, heimathliche Thiere redend und handelnd vorzuführen, in ausgiebiger Weiſe Rechnung getragen, z. B. in dem ſehr häufig aufgeführten »Baile de los Micos y Monos« (Tanzſpiel der beiden Affenarten Mittelamerikas). Eine Anzahl Micos und Monos hören im Walde den Lärm eines groſsen Feſtes unter den Menſchen; ſie brechen auf, um nach dem Grunde deſſelben zu fragen und treffen unterwegs eine Schlange, welche ſie zum Genuſſe des Apfels einladet, mit welchem ſie ehedem Eva im Paradieſe überliſtet hat. Aber die Micos und Monos widerſtehen den Verlockungen und bannen die Schlange durch Anrufung Marias; ſie tanzen darauf zu Ehren des hl. Paulus und bringen demſelben mannigfache Früchte als Opfer dar.

Obgleich alſo auch auf die chriſtlichen Tanzſpiele die altindianiſchen Bailes noch einen gewiſſen Einfluſs ausgeübt haben, ſo iſt derſelbe doch nur ein äuſserlicher, denn die Thierfiguren ſind eben nur Masken, und was ſie reden, ſind chriſtlich-religiöſe Phraſen. Da aber das Volk den Text wegen Unkenntniſs des Spaniſchen doch nicht verſtehen konnte, äuſserlich aber die gewohnten Thiergeſtalten auf der Bildfläche ſah, ſo fühlte es die einſchneidende Aenderung des Inhaltes nicht ſo ſehr und gewöhnte ſich ſomit leichter an die neuen Tanzſpiele, welche mehr und mehr die alten aus der heidniſchen Vorzeit verdrängten. Aber auch die Thierfiguren ſelbſt zeigen heutzutage nicht mehr das Gepräge von ehedem, denn es ſind ſchematiſche Masken, weit entfernt von der ausgezeichneten Naturnachahmung, welche (nach Acoſta) die Träger der Thierrollen bei den heidniſchen Feſten in Cholula bewieſen haben ſollen.

Wenn man daher nach dem Werthe dieſer Bailes fragt, ſo muſs wohl das Hauptgewicht darin geſucht werden, daſs durch dieſelben die indianiſche Muſik mannigfache Pflege erfährt und manche Weiſen, z. B. Märſche, nur durch ſie bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ſind. Als Dramen oder Ballets aber iſt ihr Werth ſehr gering und ein erzieheriſcher Einfluſs auf die Indianer iſt denſelben auch kaum zuzuſchreiben. Mag aber die Bedeutung dieſer chriſtlichen Tanzſpiele noch ſo geringfügig ſein, man möchte dieſelben, nachdem nun einmal doch die altheidniſchen Bailes zu exiſtiren aufgehört haben, nicht im india-

nischen Volksleben missen, da sie dasselbe immerhin um ein gut Theil abwechselungsvoller und farbenreicher gestalten und im Volke einen Hauch von dem idealen Sinne erhalten, welcher dasselbe in den Zeiten seiner Unabhängigkeit zu bedeutsamen Kunstleistungen begeistert hat.

Ein etwas höherer Werth scheint trotz der oft haarsträubenden historischen Irrthümer einem Theile der geschichtlichen Tanzspiele innezuwohnen, und der Baile de Cortez scheint mir sogar ein gewisses culturhistorisches Interesse darzubieten, denn abgesehen von den Schwerttänzen der Spanier — bieten die Tänze der indianischen Partei ein so eigenartiges Bild, dass man sich wahrlich in eine Jahrhunderte entlegene Zeit zurückversetzen kann; es ist dies auch das einzige Tanzspiel, in welchem ich weibliche Darsteller habe auftreten sehen: junge Mädchen, welche entgegen den jetzt gebräuchlichen ruhigen, sanften Tanzbewegungen jähe Dreiviertelsdrehungen ausführten und zugleich einen gehaltenen hohen Ton sangen. Auch die Kleidung der Indianer scheint noch Reminiscenzen aus alter Zeit zu enthalten; so sah ich eine Figur, welche auf der Brust ein rothes schräges Kreuz ⤫ auf weissem Felde trug; die vier Hauptpersonen aber trugen hohe leichte Holzgerüste, mit rothem Tuche überzogen und mit Federn geschmückt, auf dem Rücken, indem sie zwei Fortsätze des Holzgerüstes sich in den Nacken hinter ihr Kleid steckten und damit jenen Schmuck als eine Art Rückwand für das Haupt verwendeten. Der Vortänzer der Indianer aber trug in der linken Hand verkleinerte hölzerne Nachbildungen einer Lanze und eines Steinbeiles.

In einem anderen Tanzspiele, betitelt »die wahrhaftige Geschichte von der Eroberung Quezaltenangos«, erhebt sich die Sprache sogar an einer Stelle zu einem gewissen poetischen Schwung, aber all das giebt nicht einmal einen schwachen Abglanz von der Kraft der alten indianischen Dramen, von welchen uns, wie schon erwähnt, der verdiente Abbé Brasseur de Bourbourg wenigstens das eine (Rabinal Achi im Urtext und französischer Uebersetzung) erhalten hat und in welchem sich die Sprache trotz der für unser Denken etwas eigenthümlichen Redewendungen stets auf einer gewissen Höhe des Ausdruckes hält, und in den Schlussstellen sogar einen Schimmer

modernen ſentimentalen Gefühles durchblicken läſst. Es iſt ja überhaupt auffallend, daſs der Indianer trotz ſeiner grundverſchiedenen Charakterzüge doch in manchen Einzelheiten an den modernen Culturmenſchen erinnert und gerade in ſolcher Hinſicht eher unſerem Verſtändniſſe als dem der ſpaniſchen Conquiſtadoren entſpricht.

Indianiſche Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika*).

(Hierzu die Karten Nr. 7 und 8.)

1. Die Wortbedeutung der indianiſchen Ortsnamen.

Wenn Egli**) Recht hat mit ſeiner Theſe, daſs »die geographiſche Namengebung, als Ausfluſs der geiſtigen Eigenart je eines Volkes oder einer Zeit, ſowohl die Culturſtufe als die Culturrichtung der verſchiedenen Volksherde ſpiegeln«, ſo muſs es in Gegenden, wo zahlreiche verſchiedene Völker neben und zwiſchen einander wohnen, von groſsem Intereſſe und Nutzen ſein, die einheimiſchen Ortsnamen in ihrer ſprachlichen Bedeutung zu würdigen. In wenigen Gebieten auf der Erde ſind ſo viele, zum Theil ſtammverwandte, zum Theil aber auch ſtammfremde Völkerſchaften auf engem Raume zuſammengedrängt, wie im nördlichen Mittelamerika***), und es iſt daher von einer genauen Durchmuſterung der geographiſchen Namen mancher Aufſchluſs über Cultur und Geiſtesrichtung der verſchiedenen Völkerſchaften zu erwarten. Leider iſt aber bei dem gegenwärtigen Stande unſerer Sprachkenntniſſe an eine wortgetreue Ueberſetzung aller indianiſchen Namen noch nicht zu denken; nur für Erklärung der aztekiſchen und Maya-Ortsnamen ſind genügende philologiſche

*) Vergl. Globus, Bd. 66 (1894), S. 90 bis 96 nebſt Karte.

**) J. J. Egli, Der Völkergeiſt in den geographiſchen Namen. »Ausland« 1893, Nr. 30 bis 38.

***) Vergl. über die ethnographiſchen Verhältniſſe des nördlichen Mittelamerika: M. Orozco y Berra, Geografía de las lenguas y carta etnográfica de Mexico (Mexico 1864), ferner Otto Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884), und K. Sapper, Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (Petermann's Mittheilungen, 39. Bd. 1893, S. 1 ff.), ſowie die Sprachenkarte von Mittelamerika in Berghaus' phyſikaliſchem Atlas, Blatt 74.

Hülfsmittel vorhanden, die mir aber leider nicht zugänglich ſind; für die übrigen Indianerſprachen ſind aber die Hülfsmittel durchaus ungenügend, ſo daſs jeder Verſuch der geographiſchen Namenerklärung lückenhaft bleiben muſs.

Wenn ich daher den Verſuch mache, aus der Zahl der indianiſchen Ortsbezeichnungen des nördlichen Mittelamerika diejenigen auszuwählen, deren Bedeutung mir bekannt iſt und daraus auf den geiſtigen Zug zu ſchlieſsen, der ſich in der geographiſchen Namengebung verkörpert hat, ſo iſt von vornherein klar, daſs dieſer Verſuch nur einen ungefähren Ueberblick über die Frage zu geben vermag, während eine erſchöpfende Behandlung des Themas zur Zeit überhaupt noch nicht möglich iſt.

Auf die ſpaniſchen und die wenig zahlreichen engliſchen Ortsbezeichnungen brauche ich hier nicht einzugehen, da ſie als neu aufgepfropftes Reis der geographiſchen Nomenclatur kein tieferes Intereſſe erwecken und zudem in ihrem Allgemeincharakter nicht weſentlich von der bekannten, in anderen ſpaniſchen und britiſchen Colonialländern üblichen Weiſe abweichen. Auch auf die ſpärlichen einheimiſchen Ortsnamen im Gebiete der Chiapaneken (in Chiapas), der Levca-Indianer in Honduras und der Xinca-Indianer (in Guatemala) kann ich aus Mangel an Vorarbeiten oder ſprachlichen Hülfsmitteln hier nicht eingehen. Caraibiſche Ortsnamen ſind mir überhaupt nicht bekannt geworden. Es bleiben alſo für die Beſprechung hauptſächlich die Ortsnamen von drei verſchiedenen Völkerfamilien: den Mayavölkern, der aztekiſchen Völkergruppe und der Mixegruppe. Von den beiden letzteren Gruppen kommen je nur Dialekte einer einzigen Sprache in Betracht, das Aztekiſche (einſchlieſslich der Pipilſprache) und das Zoque. Von der Mayavölkerfamilie wohnen dagegen ſehr zahlreiche Glieder im nördlichen Mittelamerika, und zwar ſind es — mit Ausnahme der Huasteken — ſämmtliche bekannten Stämme dieſer Familie; es ſind dies die reinen Mayas von Yukatan und Petén, dann die Chicomucelteken in Chiapas; ferner die Stämme der Cholgruppe (Chontal, Chol und Chortí), der Tzentalgruppe (Tzotzil, Tzental, Chaneabal), der Mamegruppe (Mame, Jacalteca, Ixil, Chuj, Motozintleca, Aguacateca), der Quichégruppe (Quiché, Chakchiquel, Tzutuhil und Uspanteka) und der Pokomgruppe (Kekchi, Pokonchí, Pokomam). Ich kenne von

dieſen Sprachen leider nur das Kekchi durch langen Verkehr mit den Indianern dieſes Stammes etwas näher und muſs daher die Kekchi-Ortsnamen als Beiſpiel für die geographiſchen Bezeichnungen der Mayaſtämme annehmen, während ich nur wenige Ortsnamen aus anderen Mayaſprachen heranziehen kann. Das Kekchigebiet eignet ſich übrigens auch deshalb ſehr wohl dazu, als Muſter geographiſcher Namengebung der Mayavölker zu gelten, da daſelbſt die Ortsnamen zumeiſt noch ein rein indianiſches Gepräge zeigen, während in Südguatemala und Theilen von Chiapas und Tabasco ſpaniſche und aztekiſche Ortsbezeichnungen an die Stelle der einheimiſchen Namen getreten ſind und damit den urſprünglichen Charakter der älteren Nomenclatur mehr oder minder vollſtändig verwiſcht haben.

Als wichtige Vorarbeit für die Ortsnamen der Zoqueſprache und des Aztekiſchen dienen mir die »Nombres geográficos del Estado de Tabasco« von Joſé Rovirosa (Mexiko 1888), in welchen neben den Ortsnamen von Tabasco auch diejenigen von Chiapas Berückſichtigung finden. Ferner veröffentlichte der Presbítero Josć Maria Sanchez eine »Nomenclatura de los once Departamentos del Estado de Chiapas« (S. Cristobal-Las Casas 1890), und Stoll hat in ſeinem Buche über Guatemala (Leipzig 1886) eine kleine Anzahl von indianiſchen Ortsnamen erklärt.

Für die Rechtſchreibung der indianiſchen Namen folge ich ganz dem von Stoll aufgeſtellten Alphabet der Mayaſprachen*). Als Grundlage für daſſelbe dient die ſpaniſche Orthographie; die einzigen Abweichungen davon ſind folgende: von dem c (vor e und i. qu) wird das gutturale k unterſchieden; h wird aſpirirt ausgeſprochen wie im Deutſchen; die exploſiven Laute, welche gleichſam durch eine kurze Pauſe vom folgenden Vocal getrennt erſcheinen, ſind durch die apoſtrophirten Buchſtaben ausgedrückt (c', qu', k', ch', tz'); x lautet wie das deutſche »sch«, ö hat einen Laut zwiſchen ö und u; ng (im Zoque) wird wie im Deutſchen ausgeſprochen.

Wenn man die ihrer Wortbedeutung nach bekannten Ortsnamen des nördlichen Mittelamerika muſtert, ſo fällt vor allem

*) O. Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala. S. 40 ff.

die grofse Zahl von Ortsbezeichnungen auf, welche ihre Benennung von der Naturbeſchaffenheit der Oertlichkeit herleiten. Bald iſt es die Farbe des Waſſers, welche Flüſſen oder daran gelegenen Orten ihren Namen giebt (z. B. im Aztekiſchen: Acumba, Chichicapa, »am gelben Waſſer«, Cosauyapa, »grofser, gelber Fluſs«, Tisapa, »weiſser Fluſs«, Tila, »ſchwarzes Waſſer (?)«; im Kekchi: Raxijá, »grünes oder blaues Waſſer«; im Chol und Maya: Yaxha, »grünes Waſſer (Fluſs)«; im Maya: Ixkanhá, »beim gelben Waſſer«; im Pokomam: Sac ruha, »weiſses Waſſer«; im Pokonchí: Cakiha, »rothes Waſſer«, Saquiha, »weiſses Waſſer«), bald iſt es die Beſchaffenheit des Fluſsbettes (z. B. im Aztekiſchen: Tapalapa, »Fluſs der thonigen Erde«, Jalapa, »Sandfluſs«, ferner Teapa aztekisch, Chaspa und Tzanö im Zoque, Tulijá im Tzental = »ſteiniger Fluſs«), bald auch die Temperatur des Waſſers (Kixha im Kekchi und Pokonchi, Pingnö im Zoque, »heiſses Waſſer«, Totonicapan aztekiſch und Xeme'kenya im Quiché, »am warmen Waſſer«, Tanquelha im Chol, »beim kalten Waſſer (?)«), oder auch die Zahl der Nebenflüſſe oder Fluſsarme (z. B. Oxlajuhá im Kekchi, »dreizehn Flüſſe«, Bolonajá im Chol, »neun Flüſſe«; im Maya: Oxá, »drei Waſſer«), oder andere auf das Waſſer bezügliche Namen (z. B. im Aztekiſchen: Acapetagua, »breiter Fluſs«; im Tzotzil: Chenaló, »wenig Waſſer«; im Pokonchi: Panzós, »beim Waſſerfall«, Panimá, »beim grofsen Fluſs«, Chiquin (Chixiquin), »an der Ecke« (des Fluſſes); im Kekchii Chirixquisós, »hinter den Waſſerfällen«, Nimha, »grofser Fluſs«, Senimá, Benimá, Chirenimá, »bei, über, neben dem grofsen Fluſſe«, Eliha, »wo Waſſer entſpringt«, Xaliha, »Vereinigung zweier Waſſerläufe«, Chixkúxhá, »wo der Fluſs verschwindet«, Siguanhá, »das Waſſer der Doline«, Chibu und Sesab, »Ort, welcher ſich (in der Regenzeit) mit Wasser anfüllt«, im Maya: Chichanjá, »kleines Wasser«, Panchoy, »im See«).

Manchmal iſt es auch die Beschaffenheit des Erdreiches oder das Vorkommen gewiſſer Mineralien, das Auftreten eigenartiger Felſen, was den Oertern ihren Namen gegeben hat z. B. im Aztekiſchen: Jalpa, »über dem Sandwege«, Jaltenango, »an der Sandmauer«, Jalupa, »über dem Sandwege«, Chalchigüitan, »Ort der edlen Steine«, Iztapa, »Salzfluſs«, Ixtatan, »Salzſtelle«, Tepatan, »Ort der Feuerſteine«, Tecpate, »Ueberfluſs an Feuerſteinen»;

im Zoque: Mactumatzá, »elf Felfen«, Popotzá, »weifser Stein«; im Kekchi: Chitok, Setok, Satok, »Ort, wo Feuerfteine«, Senimlatok, »wo grofse Feuerfteine vorkommen«, Chisamahí, »wo Sand«, Chipok, »wo weifse vulkanifche Afche vorkommt«, Cakquibec, »rother Stein«, Rubelsaconac, »unter der Felswand«, Chicocpec, »Ort, wo kleine Steine«, Yalihux, »wo Wetzfteine vorkommen«. Sehachichá, »am Fluffe an der Afche«; im Maya: Chachaclum, »rothe Erde«), oder aber find die Ortsnamen von anderen örtlichen Eigenthümlichkeiten entnommen (wie im Aztekifchen: Ecatepec, »am Berge des Windes«, Guaquitepeque, »grofser, grüner Berg«, Hueitepeque, »grofser Berg«, Tepetitan, »zwifchen den Bergen«, Tiltepec, »am fchwarzen Berge«, Tonalá, »heifser Ort«, Macultepeque, »fünf Berge«, Ostitan, »zwifchen den Höhlen«, Yolotepec, »am Berge der Mitte«, Tepecentila, »am Abhange des Berges«, im Maya: Ticax, »im Walde«, Nojcacab, »grofser Berg«, Petcacab, »Stück eines Berges«, Jehmul, »zwifchen Bergen«; im Tzental: Michol, »die Enge«, im Chol und Chorti: Tityuk, »am Berge«; im Chol oder Maya: Boloneb, »ihrer Neun« (sc. Berge); im Kekchi: Nimlatzul, »grofser Berg«, Sepocil, Sepocilha, »am Erdloch«, Rubelmu, »unterm Schatten«, Rubeltzul, »unterhalb des Berges«, Chijolom, »auf der Spitze«, Chirutacá, »auf der Ebene«, Senimtacá, »im tiefen Thal«).

Sehr häufig werden auch Thiernamen mit den Ortsbezeichnungen verknüpft (z. B. im Aztekifchen: Aztapa, »Fluss der Garzas« (Ardea candidissima Gm.), Coatan, »Ort der Schlangen«, Tuxtla, »Ueberfluss an Kaninchen«, Chacalapa, »am Fluffe der Krebfe«, Chapultenango, »Stadt der Heufchrecken«, Chicomucelo, »fieben Jaguare« (Felis onca L.), Escuintla, »Ueberfluss an Hunden«, Mazatan und Mazaltepeque, »Ort der Rehe«, Mazapa, »Fluss der Rehe« (Cariacus virginianus Brocke), Mapastepeque, »Ort der Mapaches« (Procyon lotor Desm.), Pichucalco, »im Zaun der Schweine«, Sayula, »Ueberfluss an Mücken«, Tecoluta, Tecolutan, »Ort der Eulen« (Bubo virginianus Bp.), Tamasulapa, »Fluss der Kröte«, Totolapa, »Fluss der wilden Pfauen« (Melleagris gallopavo L.), Usumacinta, »Beginn der Affen«, Usumatan, »Ort der Affen«, Zinacantan, Tzinacata, »Ort der Fledermäufe«, Motozintla, »Ort der Eichhörnchen«, Coapilla, »Ort der Vipern«, Quezaltenango, Quezaltepeque, »Ort des Quezals« (Pharomacrus mocinna),

Ayutla, »Ort der Schildkröten«, Ocsolutan, Ort des Jaguars«; im Zoque: Güetunöpac, »Bach der Wildkatze« (Felis aguarondi Lapécède), Moba, »Bach der Rehe«, Tzagüinö, »Bach der Affen«, Nötzipac, »Bach der Nutria« (Didelphis virginiana Kerr.); im Maya: Tizimin, »Beim Tapir (oder Pferd)«; im Chol oder Maya: Cansis, »wo der Rüſſelbär auftritt«; im Chaneabal: Yaaltz'i, »See des Hundes«, Yaalpech, »See der Ente«; im Tzotzil: K'ukalhuitz, »Berg des Quezels«; im Pokonchi: Panpur, »wo Waſſerſchnecken (Pachychilus sp.) vorkommen«, Panpá, »wo die Taltusa (Geomys hyspidus) vorkommt«; im Kekchi: Sepur, Sapur, Chipur, Yalipur, »wo Waſſerſchnecken«, Secocpur, »wo kleine Waſſerſchnecken«, Sequixpur, »wo gedornte Waſſerſchnecken vorkommen«, Yalpemech, Chipemech, »wo es Muſcheln«, Sexoch, Chixoch, »Landſchnecken«, Chicok, »Schildkröten«, Yalicar, »Fiſche giebt«, Carchá, »Fiſche der Aſche« Sacpur, »weiſse Schnecken«, Chichen, »wo Mosquitos«, K'anus, »wo gelbe Bienen vorkommen«, Akha, »Bach der Schweine«, Sesis, »wo der Rüſſelbär«, Chiacam, »wo die Cotusa (Dasyprocta punctata) auftreten«, Saxok, »wo Skorpione«, Chik'uk, »der Quezal«, Schix, »der Jaguar vorkommen«, Cajcoj, »der Puma« (Felis concolor), Chimó und Chicouarom beziehen ſich auf gewiſſe Vogelarten, Icvolai iſt eine Schlangenart, Cacvualtzul, »Berg der Cakvualſchlange«).

Häufiger noch als von Thiernamen ſind die Ortsbezeichnungen von Pflanzennamen entnommen (ſo im Aztekiſchen: Aguacatan und Aguacatenango, »Ort des Aguacatebaumes« (Persea gratissima); Amatan, Amatenango, Amatitan, Amatitlan leiten ihren Namen von einer Ficusart ab, die den Vulgärnamen Amate führt; Camoapa, »Fluſs der Camote« (Convolvulus batatas L.), Camotan, »Ort der Camotes«, Chiapa, »Fluſs der Chia« (Salvia polyſtachia Ort.), Chilapa, »Fluſs des Chile« (Capsicum annuum), Chiltepec, »Ort des Chile«, Etapa, »Fluſs des Bohnenfeldes«, Mescalapa, »Fluſs der Mescal-Agave«, Ocosingo, »Beginn der Kiefern«, Ocotepeque, »am Kiefernberge«, Ocuapa, »Kiefernbach«, Cacahuatan, »Ort des Cacao«, Soyatitan, »zwiſchen den Palmen«, Soyaténgo, »am Rande des Palmenhains«, Jocotan, »Ort des Jocote« (Spondias dulcis), Soconusco, »Ort der ſauren Opuntiafrüchte«, Chichicaſtenango, »Ort Chichicaſte« (einer Urti-

cacee); im Zoque: Cacaguanó, »Cacaobach«, Poaná, »Flufs des Jolocin« (Heliocarpus appendiculatus Turez); im Maya: Tzitbalché, »wo Balchébaum«, Chunchintoc, Chunjuas etc., »wo der Chintocbaum, der Crescentiabaum etc. vorkommen«; im Chortí: Tacacao, »Ort des Cacao«; im Chol oder Maya: Boloncó, »neun Bäume Namens co«, Cantutz, »wo die Corozopalme (Attalea Cohune) vorkommt«, Yaxon, »grüne Aguacate«, Yaxché, »Ceiba«; im Pokonchi: Panguip, Panpacaya, »Ort, wo gewiffe Palmen«, Panchesibic, »wo der Sibikbaum vorkommen«; im Kekchi: Sechaj, Chichaj, »wo die Kiefer vorkommt«, Semococh, Setutz, »wo die Corozopalme«, Semap, »wo die Cayolpalme auftritt«, Rubelsaltul, »unter dem Zapotebaume«, Rubelraxtul, »unter dem Ingertebaum«, Setul, »bei den Bananen«, Sexpens, »beim Pfefferbaum«, Sesutzujl, »beim Mahagonibaum«, Semuy, Chimuy, »beim Chicosapotebaum« (Sapota achras), Secacao, Chicacao, »wo Cacao«, Sebalam, »wo Pataxte (Theobroma bicolor) wächft«, Sapatá, »wo die Guayava«, Chijom, »wo der Guacalbaum« (Crescentia Cujete), Chimay, »wo Tabak«, Chinup, »wo die Ceiba (Eriodendron anfractuosum D. C.) wachfen«. Secumum, Secumumxan, Seakté*), Chireakté, Sequixquip, Rubelquixquip, Halaute**) beziehen fich auf Palmen, Setal (im Pokonchi Patal), Sechintal, Chiretal, Semox, Semau, Sechinacte, Seamay, Rubelhu, Sehu, Seubub, Chicojl, Rubelcojl, Secvolcvol, Chisec, Sesajal, Sejalal, Chijalal, Setzucl, Chiax beziehen fich auf andere Pflanzen, deren Name wie der zweite Theil der Ortsnamen lautet, deren wiffenfchaftliche Benennungen mir aber unbekannt find.

Die Ortsbezeichnungen find auch manchmal von allgemeineren Vegetationseigenthümlichkeiten entnommen (z. B. im Aztekifchen: Huistan, »Ort der Dornen«, Hueizacatlan, »Ort der grofsen Wiefe«, Suche, »Blume«, Suchiapa, »Flufs der Blumen«, Suchiate, »Waffer der Blumen«, Zocoltenango, »in der Stadt der Früchte«, im Zoque: Chacuibá, »Bach der niederen Bäume«; im Kekchi: Sekim, »in der Grasflur«, Sechinakim, »in der kleinen Grasflur«, Sequiché, »im Walde«, Chiraxché, »im grünen Holz«).

*) Wörtlich: »Schweinsbaum«, wegen feiner Stacheln.

**) Wörtlich: »Tepescuintlebaum«.

Auch an die Befchäftigung des Rodens (Niederfchlagens und Abbrennens einer Waldfläche) erinnern manche geographifche Namen, wie im Kekchi Xalichoc, »der Bergfattel der gerodeten Fläche«, Rubelchoc, Chirixquichoc, Chichoc, Chireichoc (oder chocl), »unter, hinter, bei, neben der gerodeten Fläche«.

Andere Ortsnamen find wieder reine Culturnamen (fo im Aztekifchen: Acala, Acalán, »Ort der Brote«, Comalcalco, »im Haufe der Comales« (Röftteller), Comitan, »Ort der Töpfe«, Comixtlahuacan, »Ebene der Töpfe«, Chicoacam, »fechs Grundftücke«, Jiquiplas, »8000 Grundftücke«, Chimalapa, »Flufs der Schilde«, Chimaltenango, »Stadt der Schilde«, Huihuitlan, »alter Ort«, Huehuetenango, »in der alten Stadt«, Huitiupan, »grofser Tempel«, Cucultiupan, »Tempel der Zwietracht«, Mecatepeque, »Ort der Stricke«, Mexicapa, »Flufs der Mexicaner«, Chontalpa, »im Auslande«, Pinola, »Ueberflufs an Pinol« (geröftetem Maismehl), Pantepec, »Berg der Fahne«, Tenango, »an der Mauer«, Zacualpa, »über der Pyramide«, Teopisca, »Ort der Prieftер«, Zitalá, »Ort der Sterne«, Petalcingo, »Ort, wo man Binfenmatten macht«; im Zoque: Jomenás, »Neues Land«; im Maya: Bolonchen, »Neun Brunnen«, Hopelchen, »fünf Brunnen«; Tzibalchen, »gemalter Brunnen«, Tibolon, »in den Neun«, Tihoo, »in den Fünf«; im Chaneabal: Juncaná, »ein Stern«, Baluncanal, »neun Sterne«, Uninajap, »der Sohn des Königs«; im Cakchiquel: Bok, »Schild«; im Uspanteca: Ch'amack, »bei dem Dorfe«; im Kekchi: Setzac, »an der Mauer«, Setzacpec, »an der Steinmauer«, Setzimaj, »bei den Pfeilen«, Xaltenamit, »Berg der Stadt«).

Im Kekchi erinnern auch noch einige Ortsnamen an alterthümliche aus der Vorzeit überkommene Gebräuche. So pflegt jeder Kekchi-Indianer alten Schlages an gewiffen bekannten Wegeftellen, wo er zum erften Male vorbei kommt, einen Stock in die Erde zu ftecken und dort ftecken zu laffen, und von diefem eigenthümlichen Gebrauche führt ein Bächlein zwifchen Setal und Seakté den Namen Selabaxukb, »Ort, wo du deinen Stock hinein ftecken mufst«. An bedeutungsvollen Pafsübergängen pflegen die Kekchi-Indianer Copalharz zu verbrennen, wenn fie diefelben zum erften Male überfchreiten, und an einigen derfelben (nämlich dem Paffe zwifchen Quezaltepeque und Esquipulas, dem zwifchen Quezaltenango und St. Maria und demjenigen zwifchen Cunen

und Zacapulas) wird aufserdem noch getanzt, und zwar am letztgenannten Orte eigenthümlicher Weife mit umgelegter Binfenmatte, daher der Name diefes Platzes Potopop »Ort, wo wir uns mit einer Binfenmatte (pop), wie mit einem Huipil (Frauenhemd, pot) bekleiden«. An heifsen Quellen pflegen die Kekchi-Indianer ebenfalls Copalharz zu verbrennen und aufserdem ein Bündelchen Holz herbeizufchleppen und zurückzulaffen, vermuthlich, damit der Gott der Natur (Xtyucvuá tzul tacá, »der Vater von Berg und Thal«) damit das Waffer erwärmen kann; letzteren Gebrauch habe ich in den Ortsnamen aber nicht angedeutet gefunden, wie die erftgenannten.

Obgleich aus der mitgetheilten kleinen Zahl von Beifpielen ein Procentverhältnifs nicht conftruirt und für allgemein gültig angenommen werden darf, fo fällt doch vor Allem das ftarke Ueberwiegen der Naturnamen über die Culturnamen auf. Es würde daraus den Anfchauungen Egli's zufolge gefchloffen werden müffen, dafs die Völkerfchaften des nördlichen Mittelamerika reine Naturvölker gewefen wären. Nun weifs man aber, dafs die aztekifchen und die Mayavölker fehr wohl als Culturvölker angefehen werden konnten zur Zeit, als die Spanier die Eroberung des Landes begannen. Der Widerfpruch ift aber nur fcheinbar, denn die genannten Völker find in der That in gewiffem Sinne wieder auf die Stufe von Naturvölkern heruntergefunken und andererfeits können von den Naturnamen viele nur bedingt als folche gerechnet werden, da fie vielfach zugleich enge Beziehungen zum Culturleben des Volkes enthalten. Es ift dies befonders deutlich bei den Ortsnamen des Kekchi-Volkes, welche, was Folgerichtigkeit und Syftem anbelangt, von keinem der europäifchen Culturvölker erreicht werden.

Das Vorkommen der für technifche Zwecke benutzbaren oder für den Lebensunterhalt wichtigen Pflanzen und Thierarten hat bei den Kekchi-Indianern viel häufiger geographifche Ortsbezeichnungen hervorgerufen, als die blofsen auffälligen Eigenthümlichkeiten der Oertlichkeiten an fich. Es ift hierbei freilich zu bemerken, dafs die häufigften, regelrecht angebauten Culturpflanzen, wie Mais, Bohnen, Baumwolle, Chile*), Yuka, Camote,

*) Chile und Camote kommen dagegen in aztekifchen Namen häufig vor, da das Auftreten diefer Pflanzen für die aus dem Hochlande kommenden Mexicaner etwas Auffälliges hatte.

für geographiſche Benennungen keine Verwendung finden, eben weil ſie nichts Charakteriſtiſches für eine beſtimmte Oertlichkeit bezeichnen würden; vielmehr ſind die Ortsnamen hergeleitet von ſolchen für den Haushalt des Indianers wichtigen Pflanzen und Thieren, die er in der freien Natur vorfindet. Es ſpricht ſich hierin einmal der auſserordentlich praktiſche Blick aus, der den Indianern eigen iſt, dann aber hat es für ihn noch eine weitere Bedeutung, indem er aus dem Vorkommen gewiſſer Pflanzen zugleich auf Klima und Bodenbeſchaffenheit, und damit zugleich auf die Eignung des Ortes für Cultur und Anſiedelung ſchlieſsen kann. Denn die Indianer ſind, ſoweit ſie noch nicht in den Bereich »europäiſcher Civiliſation«, d. h. in den Dunſtkreis der Schnapsſchenken, oder ins bloſse Tagelöhnerthum eingetreten ſind, ausgezeichnete Beobachter der Natur und kennen die Abhängigkeit der Pflanzenwelt von Klima und Bodenbeſchaffenheit ganz gut.

Ich habe dieſe Bemerkungen aus meinen Beobachtungen der Kekchi-Indianer abgeleitet, und will daher die Ortsnamen dieſes Stammes nochmals durchmuſtern, um meine Behauptungen näher zu begründen.

Da die Kekchi-Indianer kein Jägervolk ſind, ſondern Jagd nur gelegentlich betreiben, ſo ſind Thiernamen viel weniger zahlreich unter den Ortsbezeichnungen vertreten als Pflanzennamen. Ganz vereinzelt iſt einmal ein Ort nach Jaguar oder Puma benannt; dagegen fehlen Tapir (tixl), Alligator (ayin), Coyote (ajxojb), Reh (quej), Jabalí (chacó), Tepescuintle (halau) und anderes Jagdwild vollſtändig in der Liſte der Ortsnamen; ebenſo werden Schlangen, trotz ihres maſſenhaften Vorkommens und ihrer Gefährlichkeit, nur ganz vereinzelt in Ortsnamen erwähnt, in einem der beiden mir bekannten Fälle zudem nur als Bild für die Windungen eines anſehnlichen Fluſſes (»Icvolai«). Sonſt ſind es entweder der Landwirthſchaft ſchädliche Thiere (ſo der Rüſſelbär, sis, oder die Cotusa, acam), oder ſehr leicht erreichbare, für die Küche verwendbare Thiere (Schnecken, Muſcheln, Fiſche), welche Veranlaſſung zu Ortsnamen geben. Von den Waſſerſchnecken und Muſcheln werden die Schalen zum Kalkbrennen verwendet. Die K'anus liefern wilden Honig.

Die pflanzlichen Ortsnamen leiten ſich gröſstentheils, wie ſchon erwähnt, von Nutzpflanzen ab. Von Cacao, Pataxte, Coyol,

Chicosapote, Guayava, Sapote, Ingerte, Banane werden die Früchte, von Quixquip, Akté, Halauté und anderen Palmen die Herztriebe gegeſſen, die Früchte des Guacalbaumes werden zu Trinkgefäſsen verarbeitet, die Blattfiedern der Corozopalme geben das Regendach (mococh) des Indianers ab, das Kienholz der Kiefern iſt ſein Beleuchtungsmaterial, der Kautſchuk (Chicle) des Chicosapotebaumes wird von den Indianerinnen zur Unterhaltung gekaut; die Bambuse amay findet als Flöte, oder im Webeapparat der Indianerinnen Verwendung, Ubub, Cvolcvol, Chicosapote, Chinacté werden ihres Holzes wegen geſucht u. ſ. w.

Die pflanzlichen Ortsnamen haben aber auch vielfach eine klimatographiſche Bedeutung für den Indianer. Wo Cacao, Pataxte oder Mahagoni, wo Cumumxan, Halauté oder Corozopalmen, wo Mox, Mau oder ähnliche Kräuter vorkommen, iſt »kix« (d. i. »heiſses Land« im Kekchi*), und in der That überſchreiten dieſe Gewächſe nach meinen Beobachtungen in der Verapaz die Höhengrenze von 700 m nicht, gehören demnach der echten Tierra calienta an. Auch die Ceiba oder der Guacalbaum erreichen in der Alta Verapaz die Höhengrenze von 900 m nicht, und geben daher einen gewiſſen Begriff von den allgemeinen Wärmeverhältniſſen des Ortes. Andererſeits weiſs aber der Indianer auch ganz genau, daſs in Gegenden, wo Quixquip, Akté, Cumum, Halauté und dergleichen Palmen, Cvolcvol, Ubub, Chicosapote und ähnliche Bäume auftreten, ein ganz anderer Vegetationscharakter, andere Wachsthumsbedingungen herrſchen, als im Verbreitungsgebiete der Kiefern, oder in den Savannen (»kim« im Kekchi). — Die erſtgenannten Gebiete ſind regenreich, die der Kiefern mäſsig feucht, die Savannen verhältniſsmäſsig trocken. — Unter Berückſichtigung eben des Vegetationscharakters eines Ortes weiſs nun der Indianer, welche Mais- oder Bohnenvarietät an dem Platze mit Ausſicht auf Erfolg gepflanzt werden kann, ob Baumwolle wohl gedeihen würde und dergleichen mehr. Was dem europäiſchen Landwirth Barometer, Bodenunterſuchung und meteorologiſche Beobachtungen ſagen würden, das deutet dem ortskundigen Indianer die Art der Pflanzendecke

*) Der Kekchi-Indianer unterſcheidet nicht Tierra caliente, Tierra templada und Tierra fria, ſondern nur zwei Stufen, li kix, »heiſses Land« und li què, »kaltes Land«.

an, Erfahrung und Analogieſchlüſſe vertreten bei ihm die Stelle des Wissens und ſchon in den Ortsnamen ſteckt, nach dem, was ich eben ausgeführt habe, häufig ein Urtheil über die Klimatologie des Ortes.

Viel geringere Bedeutung für klimatologiſche Schlüſſe haben die Verbreitungsgrenzen der Thierwelt und daher iſt wohl mit zu erklären, daſs pflanzengeographiſche Namen häufiger ſind als thiergeographiſche. Ein vielgewanderter Kekchi-Indianer weiſs als ſcharfer Naturbeobachter zwar wohl, welche Schlangen oder Landſchnecken etc. im kalten oder warmen Lande, im Urwalde oder an offenen ſonnigen Plätzen vorkommen und dergleichen, aber ſolche Grenzen ſind minder auffällig, minder ſcharf und zugleich weniger bedeutungsvoll für ſeine praktiſchen Aufgaben. Immerhin mag hier erwähnt ſein, daſs z. B. Schildkröten, Muſcheln oder die gedornten Waſſerſchnecken (wegen der beſonderen hydrographiſchen Verhältniſſe) in der Alta Verapaz nicht über 500 m, daſs Skorpione nirgends über 1000 m heraufſteigen; alſo läſst das Vorkommen ſolcher Thiere immerhin einen gewiſſen Schluſs auf die allgemeinen Wärmeverhältniſſe eines Ortes zu.

Bei den übrigen Mayavölkern herrſchen ſicherlich ähnliche Verhältniſſe der Nomenclatur, wenn auch gewiſſe Verſchiedenheiten immerhin zum Ausdrucke kommen werden, da ſie ja auch in Beſchäftigung und Volkscharakter in manchen Zügen von den Kekchi-Indianern abweichen*). — Noch mehr iſt das aber bei den aztekiſchen Völkern der Fall, bei welchen nach der vorſtehenden Aufſtellung das Jagdwild bereits einen groſsen Raum unter den Ortsnamen einnimmt; zugleich iſt aber auch die Zahl der Culturnamen viel gröſser als bei den Mayavölkern, was ſehr auffällig iſt, weil die Cultur der Mayavölker nach Allem, was wir davon wiſſen, derjenigen der Azteken keineswegs nachſtand, ſie vielmehr in mancher Hinſicht übertraf. Bei den reinen Mayas von Yucatan iſt allerdings die Zahl der Culturnamen gleichfalls eine relativ groſse, entſprechend ihrer einſt hohen Cultur. — Bei den Zoques dagegen fehlen unter den wenigen mir bekannten

*) Daſs bei den Huasteken dieſelben Principien geographiſcher Ortsnamengebung herrſchten, zeigt die ſchöne, ziemlich umfaſſende Arbeit über dieſen Gegenſtand von Marcelo Alejandre über die Lengua Huasteca im Repertorio Salvadoreño, Tomo III (S. Salvador 1893), p. 28 ff.

Beifpielen die Culturnamen faft ganz; Jomenás, »neues Land«, ift der einzige mir bekannte Culturname, und diefer fcheint nichts Anderes zu fein, als eine Ueberfetzung des fpanifchen Pueblo Nuevo, eines Namens, der früher ftatt Pichucalco viel gebraucht wurde. Bei den Zoques tritt das Jagdwild in den Vordergrund bei den Ortsnamen, während geographifche Bezeichnungen nach Nutzpflanzen (Cacao, Joloche) fpärlich find. Es entfpricht dies Verhältnifs fehr wohl dem geringen Culturgrade, auf dem die Zoques ftehen und von jeher geftanden haben, fowie ihrer Vorliebe für Jagd anftatt für Agricultur.

Es geht demnach aus den mitgetheilten Beifpielen von Ortsnamen, fo fpärlich fie auch find, deutlich hervor, dafs in der That auch im nördlichen Mittelamerika, wie anderwärts nach Egli, die geographifche Namengebung die Eigenart und Culturrichtung der verfchiedenen Volksherde widerfpiegelt.

2. Die Verbreitung der indianifchen Ortsnamen.

Das fprachliche Studium der Ortsnamen vermag uns nicht nur eine Andeutung über Befchäftigung und Geiftesrichtung der entfprechenden Völker zu geben, fondern kann unter Umftänden auch auf die ehemalige Ausdehnung der Stämme, auf ihre Wanderungen, kurzum auf ihre Gefchichte werthvolle Streiflichter werfen, wenn man die geographifche Verbreitung verfchiedenfprachiger Ortsnamen in Betracht zieht. Hier ift freilich die mangelhafte Kenntnifs, welche man von den meiften mittelamerikanifchen Sprachen hat, noch in viel höherem Grade hinderlich, als wenn man nur verfucht, aus der Wortbedeutung einen Einblick in das Culturleben eines Volkes zu gewinnen; namentlich fehlt uns von den meiften Sprachen jegliche Kenntnifs der älteren Wortformen, ja, manche Sprachen find bereits ausgeftorben oder dem Ausfterben fo nahe, dafs man nur noch mit Mühe von etlichen älteren Indianern eine Anzahl Wortformen herausbekommen kann, während die Sprache bereits aufgehört hat, Verkehrsfprache zu fein; zahlreiche Ortsnamen, namentlich alterthümliche, müffen daher unüberfetzt bleiben, felbft wo man fich des Beiftandes

gewiegter Sprachkenner erfreut. Ueberdies haben gerade die wichtigeren Siedelungen und Waſſerläufe, welche man auf den Karten faſt allein verzeichnet findet, in manchen Gegenden faſt ausſchlieſslich ſpaniſche und aztekiſche Namen, ſo daſs es ſchon einer genauen Localkenntniſs bedarf, um überhaupt einheimiſche indianiſche Ortsbezeichnungen in gröſserer Zahl in Erfahrung zu bringen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es natürlich im nördlichen Mittelamerika nicht denkbar, daſs es je gelingen wird, ſcharf die Grenze der ehemaligen Verbreitung der einzelnen Sprachgebiete feſtzuſtellen (um ſo weniger als die Wortformen in verwandten Sprachen faſt oder manchmal ganz gleich lauten). Es iſt dies ſehr zu bedauern, da gerade derartige Unterſuchungen uns einen ſicheren Führer abgeben könnten in dem Wirrſal der mittelamerikaniſchen Vorgeſchichte, und ich geſtehe, daſs ich den aus gründlicher Erklärung ſämmtlicher indianiſcher Ortsnamen und aus ihrer Verbreitung zu erſchlieſsenden Reſultaten weit mehr Glauben ſchenken würde, als den unzuverläſſigen und unbeſtimmten, oft ſich widerſprechenden Angaben der älteren ſpaniſchen Schriftſteller.

Leider aber iſt bei dem geringen philologiſchen Material, das man beſitzt, bei dem völligen Mangel an hinreichend genauen Karten, welche die indianiſchen Ortsnamen in genügender Zahl enthalten würden, bei dem raſchen Rückgange der Indianerſprachen eine derartige Arbeit nicht möglich. Etliche Andeutungen giebt aber bereits mein geringes Material, das freilich nur für das Kekchi und Pokonchi ausreichend iſt, und ich habe daher auf der beigegebenen Karte (Nr. 7, s. S. 352) gewiſſe Grenzlinien der Verbreitung der zu beſtimmten Sprachen gehörigen Ortsnamen eingezeichnet.

Was nun zunächſt die Verbreitung der zur Gruppe der Mayaſprachen zugehörigen Ortsnamen betrifft, ſo zeigt ein Vergleich der beigegebenen Kartenſkizze mit den vorhandenen ethnographiſchen Karten die bemerkenswerthe Thatſache, daſs ſich dieſe Ortsnamen auf jene Räume beſchränken, welche auch in hiſtoriſcher Zeit von den Mayavölkern eingenommen worden waren: es iſt ein vollſtändig compactes Gebiet, das den gröſsten Theil des nördlichen Mittelamerika (nämlich die Halbinſel Yucatan, Belize, faſt ganz Guatemala und die öſtliche Hälfte von Chiapas

und Tabasco) einnimmt, und es ist auffällig, dass in diesem ganzen Gebiete keine fremden Stämme wohnen (mit Ausnahme der nördlichen Pipiles von Salamá, Tocoy und S. Agustin Acasaguastlan, welchen nach Brinton*) die Alagüilacs des mittleren Motaguathales zuzuzählen wären), keine fremdsprachigen indianischen Ortsnamen mit Sicherheit nachgewiesen sind, ausgenommen die aztekischen, auf welche ich im Folgenden eingehender zurückkomme. Es bestärkt mich diese Beobachtung in meiner schon früher**) angedeuteten Ansicht, dass nämlich die Mayavölker schon sehr lange vor Ankunft der Spanier in jenen Gegenden ihre Wohnsitze hatten, ja, dass daselbst geradezu ihre Heimath zu suchen ist.

Bedeutsame Verschiebungen der einzelnen Mayavölker gegen einander haben aber stattgefunden und finden, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe***), noch heutzutage statt. Ein Beispiel hierfür ist vor Allem die Verbreitung der Kekchi-Ortsnamen, welche mit der heutigen Ausdehnung dieses Volkes übereinstimmt; die Kekchi-Indianer sind in das ehemalige Sprachgebiet der Choles und Pokonchis, sowie der Mayas von San Luis vorgedrungen und zeigen daher in ihrem gegenwärtigen Gebiete neben eigensprachigen Ortsnamen viele fremde, welche sie von den genannten Nachbarvölkern übernommen haben. Auch die Mayas im engeren Sinne scheinen sich nach Süden hin ausgebreitet zu haben im ehemaligen Sprachgebiete der in langdauernden Kriegen ausgestorbenen Choles und vor einigen Jahrzehnten war ihre Südgrenze noch weiter vorgerückt, da damals noch östliche Lacandonen (Maya redende, unabhängige und heidnische Indianer) sogar noch bei den Salinas de los nueve Cerros und am unteren Chixoy wohnten. Bei den übrigen Mayavölkern scheinen die räumlichen Verschiebungen minder bedeutend zu sein; doch vermöchte erst eine eingehende Untersuchung hierüber Licht zu verbreiten.

Aehnlich wie die Völker der Mayagruppe scheinen auch diejenigen der Mixegruppe, ferner die Zapoteken und Xinca-Indianer, selbst die Chiapaneken, abgesehen von kleineren Gebietsverlusten,

*) D. G. Brinton, On the so-called Alagüilac Language of Guatemala, 1887.

**) Petermann's Mittheilungen 1893, S. 4.

***) Petermann's Mittheilungen 1893, S. 4; Globus, Bd. 61, 1892, S. 210.

ſeit ſehr langer Zeit ihre Wohnſitze behauptet zu haben. Wenigſtens habe ich in ihrem ehemaligen Verbreitungsgebiete keine fremdſprachigen indianiſchen Ortsbezeichnungen aufser aztekiſchen in Erfahrung bringen können, was allerdings bei meiner geringen Ortskenntniſs und bei der groſsen Zahl unüberſetzbarer Ortsnamen nicht viel ſagen will. Es muſs daher eine offene Frage bleiben, ob nicht ſpäter eingehendere Unterſuchungen ein anderes Licht auf dieſen Gegenſtand werfen werden.

In hohem Grade auffällig iſt die aufserordentlich weite Verbreitung der aztekiſchen Ortsnamen, denn dieſelben durchſetzen das ganze Gebiet der Zapoteken, der Mixevölker, der Chiapaneken und der Xincas, ſowie der ſüdlichen und weſtlichen Mayaſtämme; nur Yucatan und die Verapaz ſind frei geblieben von aztekiſchen Ortsbenennungen. Dieſe Thatſache iſt vielfach bemerkt und commentirt worden. Am eingehendſten hat ſich meines Wiſſens Manuel Orozco y Berra in ſeiner Geografía de las lenguas de Mexico (p. 83 ff., 96 ff., 128 ff., 134) mit dieſer Frage beſchäftigt; er erklärt die aztekiſchen Ortsnamen (a. a. O., p. 129) durch »eine Invaſion der Nahuatlſprache, welche früher war, als diejenige der Kichéſprachen«. Dieſes Urtheil iſt aber zum Theil mit veranlaſst durch Annahmen, welche in der Zwiſchenzeit als irrthümlich erkannt worden ſind, auf die ich aber hier nicht eingehen will, um nicht weitläufig zu werden.

José Rovirosa dagegen*) leitet die aztekiſchen Ortsnamen der in Frage kommenden Gebiete aus jener Epoche her, »wo die letzten Reſte der toltekiſchen Monarchie nach Süden bis nach Guatemala wanderten«, und bringt ſie zum Theil aber auch mit ſpäteren Nahuatlcolonien in Beziehung. Was die letztere Anſicht anbetrifft, ſo bin ich ganz derſelben Meinung, denn ſoweit die aztekiſchen und Pipilcolonien in Tabasco, Soconusco, in Mittelguatemala (Baja Verapaz und mittleres Motaguathal), in Südguatemala, San Salvador (Cuscatlan) und Nicaragua reichen, ſo weit erklären ſich aztekiſche Ortsnamen von ſelbſt. Auf die erſte Hypotheſe Rovirosa's aber will ich hier nicht eingehen, denn die geſammte Toltekenfrage iſt ein ſo ſchwieriges Capitel, daſs ein vorſichtiger Mann dieſes X nicht in die Rechnung ein-

*) Nombres geográficos, p. 5.

führt, wenn nicht eine dringende Nothwendigkeit dazu vorhanden ist. Und eine solche Nothwendigkeit herrscht hier keineswegs, vielmehr scheint mir die Lösung viel einfacher, als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Wenn man mit Orozco y Berra und Rovirosa für die aztekischen Ortsnamen einen sehr frühen Ursprung annimmt, wenn man glaubt, dass diese Namen schon Jahrhunderte lang vor Ankunft der Spanier gang und gäbe waren, so muss man auch annehmen, dass dieselben bei den in jenen Gegenden wohnenden Indianern in Gebrauch waren, da den Spaniern die Namen von jenen ja hätten überkommen müssen, ja, man muss annehmen, dass dieselben Namen noch heutzutage bei den umwohnenden Indianern gebräuchlich wären. Das ist aber nicht der Fall, denn bei einigen Städten kennen, wie ich zufällig in Erfahrung brachte, die Indianer, soweit sie sich von der spanisch redenden Bevölkerungsclasse fern halten, die aztekischen Ortsnamen überhaupt nicht, sondern gebrauchen ausschliesslich die Ortsbezeichnungen ihrer eigenen Sprache. Dieselben entsprechen den aztekischen gewöhnlich in ihrer Wortbedeutung, so dass also der eine Name als einfache Uebersetzung des andern aufzufassen ist. So lautet das aztekische

Tumbalá	im Chol	Xkukuitz,
Tila	im Chol	Tzisá,
Petalcingo	im Tzental	Kajol,
Chimaltenango	im Cakchiquel	Bok,
Totonicapan	im Quiché	Xeme'kenya,
Chichicastenango	im Quiché	Chuvilá,
Tuxtla	im Zoque	Coyatök,
Tehuantepec	im Zapotekisch	Guixi,
Sacapulas	im Quiché	Tujal.

Manchmal ist die Wortbedeutung aber auch verschieden; so heisst Aguacatan bei den dortigen Indianern Balamajá (»Haus des Jaguars«), Huehuetenango heisst Naphul (Bedeutung?), Quezaltenango heisst im Quiché Xelahu (»Unter den Zehen«), Comitan im Chaneabal, Baluncanal (»neun Sterne«). — In beiden Fällen fragt es sich nun aber, welches die ursprüngliche Bezeichnung war. Der aztekische Ortsname ist der officielle Name, der Name

der Spanier und der Miſchlinge; der andere Name iſt der der dort anſäſsigen Urbevölkerung; beide Theile kennen, im Allgemeinen geſprochen, die Bezeichnung der andern Partei nicht. Daraus ſcheint mir hervorzugehen, daſs im Allgemeinen die aztekiſche Bezeichnung die jüngere iſt. Dabei gebe ich aber gern zu, daſs bei neu gegründeten Städten die aztekiſche Bezeichnung die urſprüngliche war. So wurde der aztekiſche Name Zacatlan (»Grasflur«), der von den Spaniern gegründeten Stadt S. Cristobal-las Casas, von den Tzotziles in Jovel, von den Zoques in Mujá muc überſetzt.

Auſserdem iſt mir bei den aztekiſchen Ortsnamen auſgefallen, daſs ſie ſich faſt ganz auf die wichtigeren Siedelungen und Waſſerläufe beſchränken, während die unbedeutenden Oertlichkeiten Bezeichnungen in der Sprache der dort anſäſsigen Indianer tragen. Wären die aztekiſchen Ortsbezeichnungen ſehr alten Urſprungs und einſt von den nun dort wohnenden Indianern angenommen geweſen, ſo müſsten auch die unbedeutenden Oertlichkeiten zum Theil aztekiſche Namen führen. Ich glaube aus dieſer Erſcheinung ſchlieſsen zu dürfen, daſs die aztekiſchen Ortsnamen durch einen Eroberer, der die wichtigeren Punkte mit gleichſprachigen, einheitlichen Namen kennzeichnen wollte, in verhältniſsmäſsig junger Vergangenheit gegeben wurden. Da die Heere der mexicaniſchen Kaiſer, ſelbſt des unternehmenden Ahuitzotl, niemals weiter als bis Soconusco vordrangen, ſo könnte der erwähnte Eroberer nur das mit mexicaniſchen Hülfstruppen kämpfende Heer der Spanier geweſen ſein.

Wenn man annimmt, daſs die Spanier in den erſten Jahrzehnten ihrer Herrſchaft die aztekiſchen Ortsnamen einführten, ſo erklärt es ſich auch leicht, warum dieſelben ſprachlich dem claſſiſchen Aztekiſch ſo nahe ſtehen, was man doch gewiſs nicht erwarten könnte, wenn man mit Rovirosa die Entſtehung dieſer Ortsnamen in die Zeit der Tolteken (etwa 11. Jahrhundert), oder mit Orozco y Berra in die graue Vorzeit eines noch älteren mythiſchen Nahuatlvolkes verſetzen wollte.

Die Anſicht, daſs die Spanier die eigentlichen Urheber der aztekiſchen Ortsnamen geweſen ſeien, gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, daſs auch in der ſpaniſchen Umgangsſprache jener Gegenden ſich zahlreiche aztekiſche Wort-

formen erhalten haben. Stoll bringt in seinem Buche über Guatemala*) eine kleine Anzahl von solchen Wortformen, die sich leicht vermehren liefse**), und fügt bei, dafs dieselben offenbar in den ersten Zeiten nach der Eroberung des Landes angenommen wurden; es ist dies aufser Zweifel, da sich später in Guatemala keine mexicanischen Hülfstruppen mehr befanden, und auch mit Mexico-Stadt nur wenig Verkehr bestand.

In manchen Städten wurden sogar die Rathhausacten nicht in Spanisch, noch in der einheimischen Indianersprache, sondern in Aztekisch geschrieben (z. B. in Chiapa).

Ich glaube also, dafs die Spanier, welche von zahlreichen mexicanischen Hülfstruppen begleitet, und des Aztekischen selbst bis zu einem gewissen Grade mächtig waren, bei der Eroberung Mittelamerikas nicht die einheimischen Namen annahmen, sondern den wichtigsten Punkten, aufser den gewohnten spanischen Heiligennamen, noch eine aztekische Bezeichnung beilegten, um ein Verständnifs mit ihren Verbündeten zu erleichtern und um eine gewisse Gleichförmigkeit in der Namengebung zu erzielen. Diese Sitte der Spanier scheint aber nur bis zum Jahre 1535 ungefähr gedauert zu haben, und nur bei den von Cortéz befehligten oder ausgesandten Heeren gebräuchlich gewesen zu sein, denn in der Verapaz (damals von den Spaniern Tezulatan, »Land des Krieges«, genannt), die erst später durch Fray Bartolomé de las Casas auf friedlichem Wege in die Hände der Spanier kam, und auf der Halbinsel Yucatan (einst Mayapan, von den Mexicanern Onohualco genannt), welche nicht von Mexico her erobert wurde, fehlen aztekische Ortsbezeichnungen gänzlich. Die östliche Grenze der aztekischen Ortsnamen ist daher zugleich die Ostgrenze der spanischen Herrschaft ums Jahr 1535.

Meine Annahme, dafs die aztekischen Ortsnamen, welche aufserhalb der ehemaligen Grenzen des mexicanischen Reiches und der Pipilcolonien angetroffen werden, Schöpfungen der Spanier und der mit ihnen als Hülfstruppen ziehenden Mexicaner seien, dürfte nach dem Gesagten immerhin ziemlich wahrschein-

*) Stoll, Guatemala, Leipzig 1886, S. 305.

**) Ueber genauere Nachweise vergl. das Buch »Vicios de lenguaje y provincialismos de Guatemala« von Antonio Bátres, Guatemala 1892, sowie »Nohuatlismos de Costarica« von Ferraz (S. José de Costarica, 1892).

lich ſein, wenn ich auch einen ſtricten Beweis zur Zeit noch nicht zu führen vermag. Es erſcheint wie ein groſser, ſtaatsmänniſcher Gedanke des Cortéz, das Uebel der Vielſprachigkeit durch ſolche Mittel zu verringern; er ſchien das Erbe Montezuma's antreten und ein groſses Reich mit vielſprachigen Gliedern durch das einigende Band aztekiſcher Sprache und in gewiſſem Sinne auch aztekiſcher Sitte zuſammenhalten zu wollen, ſo wie einſt der groſse Macedonier die Völker des Morgenlandes durch das Band griechiſcher Cultur mit denen des Abendlandes zu verſchwiſtern ſuchte.

Altindianiſche Siedelungen und Bauten im nördlichen Mittelamerika*).

Obgleich die Ruinen des nördlichen Mittelamerika ſeit geraumer Zeit die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf ſich gelenkt haben und obgleich die wiſſenſchaftliche Erforſchung derſelben ſchon vor mehr als einem Jahrhundert begonnen hat (Antonio del Rio in Palenque 1787), ſo liegen doch nur von wenigen der altindianiſchen Städteanlagen und Bauten genaue Aufnahmen vor; eine ganze Reihe wichtiger neuer Studien dürften erſt im Verlaufe einiger Jahre zur Veröffentlichung gelangen, ſo die Aufnahmen yucatekiſcher Ruinen von E. Tompson und T. Maler, die gründliche Erforſchung der Ruinen von Palenque durch A. Maudslay und der Ruinen von Copan durch eine amerikaniſche Commiſſion, die Pläne von Comalcalco und Menché Tenamit, aufgenommen von Ingenieuren der mexikaniſchen Grenzcommiſſion u. a. Von den Ruinen des Hochlandes von Guatemala und Chiapas ſind, obgleich ſie faſt ebenſoviel Intereſſe verdienen wie die meiſten Ruinen des Tieflandes, bisher nur ſehr wenige eingehender unterſucht worden — ich wüſste hier aufser Stephens'**) Beſchreibungen nur die Aufnahme von Iximché durch Dr. Guſtav Brühl***) zu erwähnen — und ſo muſs ich denn bei meinen Darlegungen vorzugsweiſe auf meine eigenen Beobachtungen zurückgreifen; ſind dieſelben auch nur durch flüchtigen Beſuch und rohe Aufnahmen der einzelnen Ruinen-

*) Vergl. Globus, Bd. 68 (1895), S. 165 ff.

**) J. Stephens, Incidents of Travel in Central-Amerika, Chiapas und Yucatan. London 1854, p. 313 ff., 331 ff., 365 ff., 383 ff.

***) Globus, LXVI, S. 213 ff.

plätze gewonnen, ſo dürften doch meine vergleichenden Betrachtungen von einigem Intereſſe ſein, da ich in faſt allen ethnographiſchen Einzelgebieten*) des nördlichen Mittelamerika etliche Proben altindianiſcher Städteanlagen und Bauten aus eigener Anſchauung kennen gelernt habe. Ich bemerke dabei, daſs ich die Ruinen nicht mit dem Auge eines Künſtlers oder Architekten, ſondern als Geograph durchmuſtert habe, mit der Abſicht, die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Siedelungs- und Bauformen bei den einzelnen Stämmen feſtzuſtellen, um dadurch wo möglich Anhaltspunkte über die vorgeſchichtlichen Wanderungen und den ethnographiſchen Zuſammenhang der Stämme zu gewinnen; auch habe ich die Abhängigkeit der menſchlichen Bauweiſe von der phyſikaliſchen und orographiſchen Beſchaffenheit des Geländes und von der Natur der in der Nachbarſchaft anſtehenden Baumaterialien nachzuweiſen geſucht, wo mir ſolches möglich war. Geleitet von oben genannten Geſichtspunkten habe ich mich mit den von competenterer Seite unterſuchten Ruinen nur wenig beſchäftigt und mich bei Unterſuchung unbekannter oder wenig erforſchter Siedelungsreſte auf rohe Aufnahmen durch Abſchreiten und Compaſspeilungen beſchränkt. Die von mir gegebenen Pläne und Durchſchnitte dürfen daher nicht als genau angeſehen werden, ſondern ſollen lediglich eine ungefähr richtige Anſicht von der Anordnung und Structur der einzelnen Bauten geben, was für meine Zwecke genügend erſchien. Da ich über die altindianiſchen Siedelungen von Guatemala und Chiapas ſchon an anderem Orte mich verbreitet habe**), ſo brauche ich auf dieſelben hier nicht wieder zurückzukommen. Da aber viele Ruinen noch gar nicht unterſucht wurden (wie diejenigen von Chiapa, Tonalá und Agua Escondida in Chiapas, von Piedras Negras, Yaxche und Jolomax im Petén, von Benque viejo in Britiſch-Honduras, von S. Jorge, Aguacatan, Sacapulas, Mixco, Chajul, Canilla, Mita u. a. in Guatemala), da ferner zweifellos viele andere Ruinen noch gar nicht

*) Im Gebiete der aztekiſchen, zapotekiſchen, Mije-, Lenca- und Xinca-Stämme habe ich nur wenige und nicht charakteriſtiſche Bautenreſte beobachtet, weshalb ich auf dieſelben im Rahmen dieſes Aufſatzes nicht eingehen werde.

**) Sapper, Altindianiſche Anſiedelungen in Guatemala und Chiapas. »Veröffentlichungen aus dem königl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.« IV. Band, 1. Heft.

entdeckt ſind, ſo iſt mein Material noch höchſt lückenhaft und deshalb bedürfen auch meine Ergebniſſe ſpäterer Ergänzung und Nachprüfung. Ich will mich darum auch nur auf das Wichtigſte beſchränken.

1. Die Anordnung der altindianiſchen Bauten innerhalb der Siedelungen.

Alle Indianer des nördlichen Mittelamerika haben in früheren Zeiten, wie auch heute noch, in hölzernen, mit Gras oder Palmblättern gedeckten Hütten gewohnt, und nur für Cult- oder Kriegszwecke, aufserdem auch wohl für die Wohnung der höchſten geiſtlichen und weltlichen Würdenträger wurden unter Anwendung von Erde und Steinen, bei höherer Cultur auch unter Anwendung von Mörtel, dauerhaftere Bauten hergeſtellt; von letzteren allein ſind uns Ueberreſte erhalten und ſie werden daher auch hauptſächlich den Gegenſtand dieſer Arbeit bilden.

Wenn man beachtet, daſs heutzutage in entlegenen, dem ſpaniſchen Einfluſſe weniger ſtark unterworfenen Gegenden die Mehrzahl der indianiſchen Bevölkerung in Einzelgehöften oder kleinen Häuſergruppen zerſtreut wohnt, ſo iſt man wohl zu dem Schluſſe berechtigt, daſs auch in vorcolumbiſcher Zeit ein ähnliches Siedelungsſyſtem vorherrſchend geweſen ſein dürfte. Daneben aber beſaſsen die Indianer damals auch ſchon gröſsere Bevölkerungscentren, ſo bei ihren Cultusſtätten innerhalb wohlbefeſtigter Orte, in der Nachbarſchaft der königlichen Reſidenz, in der Nähe von Salinen, Goldwäſchereien u. ſ. w.; man muſs ſich aber vorſtellen, daſs dieſe Bevölkerungscentren nur zu gewiſſen Zeiten wirklich ſtark bevölkert waren, nämlich die erſteren zur Zeit religiöſer Feſte und Andachtsübungen, die Feſtungen in Kriegszeiten, die Salinen in der für Salzgewinnung günſtigen Trockenzeit u. s. w. Den gröſsten Theil des Jahres aber dürfte die Mehrzahl der Indianer, ſelbſt derjenigen, welche ein eigenes Haus in den Städten beſaſsen, auf dem Lande in einfachen Hütten inmitten ihrer Maisfelder gewohnt haben, wie ſolches noch jetzt in Theilen der Alta Verapaz der Fall iſt. Erſt die Spanier haben die Indianer in wirkliche Städte und Dörfer zu ſammeln geſucht, und als ein Zeichen, wie fremdartig dieſe Siedelungsform ihnen

erſchien, mag es gelten, daſs viele Stämme der Mayafamilie gar kein deckendes Wort für dieſen Begriff hatten und deshalb die mexikaniſche Bezeichnung »tenamit« dafür annahmen. Nur in Yucatan mag von jeher eine ſtärkere Concentration der Bevölkerung geherrſcht haben, da die ſpärliche Zahl der ausdauernden Teiche (Aguadas), der von unterirdiſchen Flüſſen durchſtrömten Höhlen (Cenotes) und der Brunnen geradezu dazu zwang.

Wie nun aber die Anlage der altindianiſchen Bevölkerungscentren geweſen iſt, darüber können wir nur Vermuthungen hegen, da von dem Haupttheile derſelben, nämlich den aus Hütten beſtehenden Stadtvierteln der ärmeren Bevölkerung, keine Spuren auf uns gekommen ſind. Die ſpaniſchen Eroberer wiſſen zwar von Straſsen und Plätzen zu erzählen; was man aber an den thatſächlich vorhandenen Ruinen beobachtet, bezeugt nur die ehemalige Exiſtenz von Plätzen, oft ausgedehnten ſchönen Plätzen, die in einer einzigen Stadt häufig in mehrfacher Zahl vorhanden waren, Straſsen in modernem Sinne habe ich aber bisher nirgends geſehen; nur in Iximché und an einigen religiöſen Bauten (Sajcabajá, Pasajon, S. Isídoro) fand ich Andeutungen einer ſolchen Anlage. Im Uebrigen bemerke ich, daſs die Ueberreſte der Hauptgebäude (die Tumuli und Steinbauten) keine beſtimmte Anordnung unter ſich zeigen. Aehnlich iſt es noch jetzt in manchen indianiſchen Dörfern, die von der ſpaniſchen Schablone der rechtwinklig ſich ſchneidenden geradlinigen Straſsen unberührt geblieben ſind: man ſieht ein Wirrſal einzeln ſtehender Häuſer, zwiſchen welchen wohl krumme und vielfach gebrochene Wege, aber keine Straſsen in unſerem Sinne hindurchführen; wie jetzt die Kirche mit ihrem Platze den Mittelpunkt dieſer Dörfer bildet, ſo mögen auch früher die Complexe öffentlicher Bauten den Kern ähnlich gebildeter Anſiedelungen gebildet haben.

Die altindianiſchen Städte von Chiapas und Guatemala haben in gewöhnlichen Zeiten jedenfalls keine groſse Bevölkerung beherbergt, denn der Flächenraum, welcher innerhalb der Befeſtigungslinie liegt, iſt gewöhnlich ſehr beſchränkt, und es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daſs ſich auſserhalb davon andere Stadttheile unmittelbar angegliedert hätten, denn das wäre — in Kriegszeiten — weder für die auſsen Wohnenden noch für die Feſtung vortheilhaft geweſen.

Man wird mir wohl entgegenhalten, dafs die älteren ſpaniſchen Schriftſteller uns ganz eingehende Beſchreibungen von der Gröfse mancher altindianiſchen Städte hinterlaſſen haben; ich geſtehe aber, dafs ich ihren Angaben in ſolchen Dingen ſehr ſkeptiſch gegenüberſtehe: ſie ſcheinen mir gern in grofsen Zahlen geſchwelgt zu haben und vor Uebertreibungen nicht zurückgeſchreckt zu ſein. Fuentes erzählt uns z. B., dafs der Oberbefehlshaber der Quiches, Tecum Uman, im Jahre 1524 aus der Hauptſtadt Gumarcah (Utatlan) allein 72000 Krieger gezogen habe; der Königspalaſt von Utatlan aber ſoll 728 Schritte lang und 376 Schritte tief geweſen ſein. Wenn man ſich beim Anblick der Ruinen von Utatlan dieſe überſchwenglichen Zahlen vor Augen hält, ſo kann man ſich eines Lächelns kaum erwehren, denn die bewohnbare Oberfläche des eigentlichen Utatlan-Plateaus iſt nicht einmal 9 ha grofs und könnte ein Bauwerk von den oben genannten Dimenſionen überhaupt nicht faſſen! Ich habe, um hierüber Sicherheit zu bekommen, das Plateau durch Abſchreiten an ſeinen Rändern gemeſſen, als ich mit meinem Bruder Richard im Auguſt 1894 die Ruinen beſuchte, hatte aber nicht hinreichend Zeit zur Verfügung, um eine Aufnahme der Bauten vornehmen zu können. Wir ſtellten aber feſt, dafs der Haupthof im ſogenannten Palacio nur 100 Schritte lang und 60 Schritte breit iſt und dafs die Anordnung der umgebenden Gebäude faſt ganz mit derjenigen des ſogenannten Resguardo übereinſtimmt. [Ich habe auf dem Situationsplan, Fig. 10 (S. 363), die Lage der wichtigſten Bauten aus dem Gedächtniſſe eingezeichnet, da ich nachträglich ſehe, dafs der Plan in Stephens' Incidents of travel, p. 235, eine unrichtige Idee giebt.] Die Ruinen ſind übrigens ſeit Stephens' und Catherwood's Beſuch — 1840 — ſehr ſtark zerfallen, hauptſächlich durch die Schuld von Schatzgräbern, die in unſinniger Weiſe das ganze Plateau durchwühlt haben.

Man mag allerdings annehmen, dafs das Plateau von Utatlan nur das Schlofs des Königs und deſſen Nebengebäude, ſowie die Tempel enthalten hätte, während der Reſt der Stadt auf der nahen Ebene gelegen hätte. In der That findet man in einiger Entfernung von Utatlan in der Ebene noch einige Tumuli, welche man als Aufsenforts anſehen kann, die die Stadttheile der ärmeren Bevölkerung deckten. Aber die ſpaniſchen Schriftſteller berichten

nichts von einer ſolchen Aufsenſtadt, und der Flächeninhalt von Utatlan iſt nicht geringer als der vieler anderer indianiſcher Feſtungen, wie Saculeu, Comitancillo, Iximché u. a.

Ueberſichtsſkizze der Bauſtile im nördl. Mittelamerika 1 : 10 000 000.

1. Maya-Stil (1a. Nordyucatekiſcher Typus; 1b. Südyucatekiſcher Typus; 1c. Petén-Typus); 2. Chol-Stil; 3. Chorti-Stil; 4. Verapaz-Stil; 5. Quiché-Stil; 6. Mame-Stil; 7. Tzental-Stil; 8. Chiapaneken-Stil; 9. Motozintleken-Stil.

Die Anlage der altindianiſchen Bevölkerungscentren war natürlich verſchieden, je nachdem die Anſiedelung hauptſächlich zum Zwecke der Vertheidigung oder zur Pflege religiöſen Cults oder bloſs wegen der Hofhaltung des Königs oder Fürſten ſich gebildet hatte. Im Hochlande von Guatemala und Chiapas, wo zahlreiche kriegeriſche Völker und unabhängige, ſich feindſelig geſinnte Tribus eines und deſſelben Stammes neben einander wohnten, überwiegen natürlich die Feſtungsanlagen, innerhalb

Fig. 1.

Fig. 2.

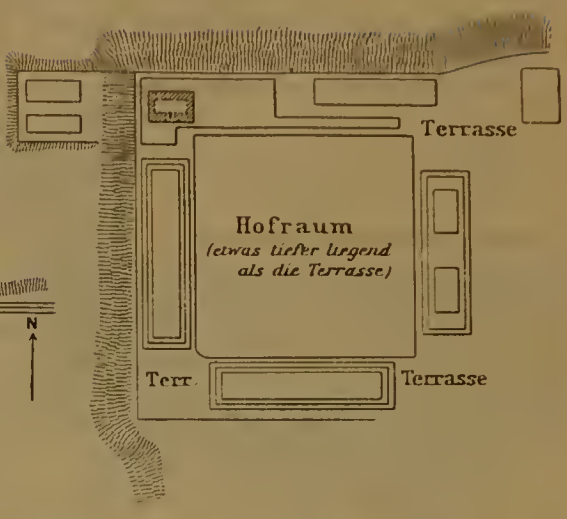


Fig. 3.

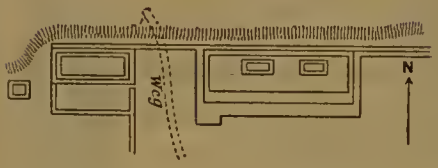


Fig. 4.

Fig. 5.

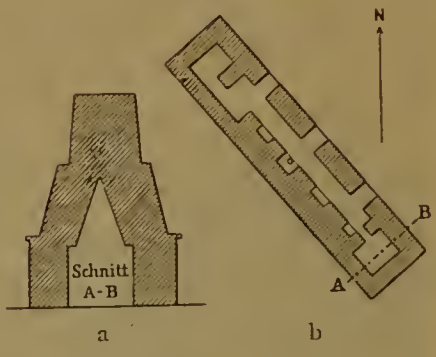


Fig. 7a.

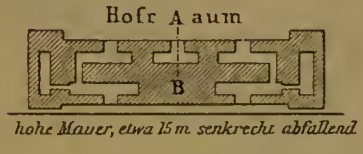


Fig. 7b.

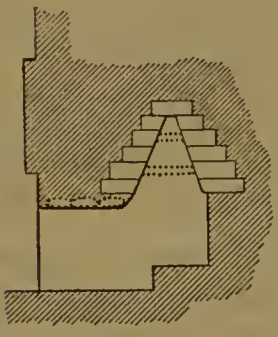


Fig. 6.

Fig. 1. Steinhaus Ixtinta (Yucatan). 1 : 1600. Fig. 2. Befeſtigung bei Ixtinta (Yucatan). 1 : 1600. Fig. 3. Bauwerk in Cacá Xkan há (Yucatan). 1 : 1600. Fig. 4. Skizze eines Steinhauſes in Tz'ibinocac. 1 : 1600. Fig. 5a. 1 : 500. Fig. 5b. 1 : 400. Schematiſcher Durchſchnitt und Plan des Haupttempels von Menché Tenamit. Fig. 6. Grundriſs eines Steinhauſes in Tikal (Petén). 1 : 500. Fig. 7a. Steinhaus in Tikal (Petén). 1 : 1600. Fig. 7b. Durchſchnitt des Mittelzimmers eines Steinhauſes in Tikal (Petén).

deren gewöhnlich auch die Paläſte der Fürſten und die Tempel der Götter erbaut wurden*). Die Natur bot in Plateaus, die durch Schluchten ganz oder theilweiſe von der benachbarten Hochebene abgeſchnitten waren, oder auch in abgeſtutzten Bergen leicht zu vertheidigende Plätze an, die auch von den Indianern in ſolcher Weiſe benutzt wurden; der natürlich beſchränkte Raum zwang bei der Anlage ſolcher Städte zu einer möglichſt gedrängten Anordnung der Bauten, welche denn auch charakteriſtiſch für die Städteanlagen im Hochlande von Chiapas und Guatemala iſt.

Fig. 7c.

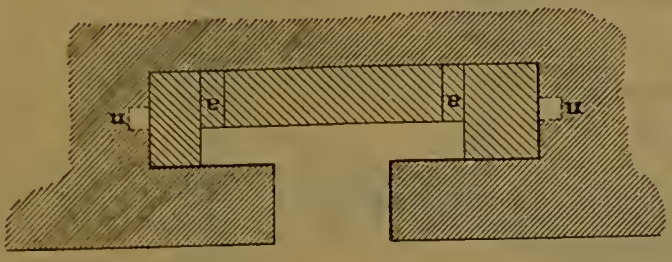
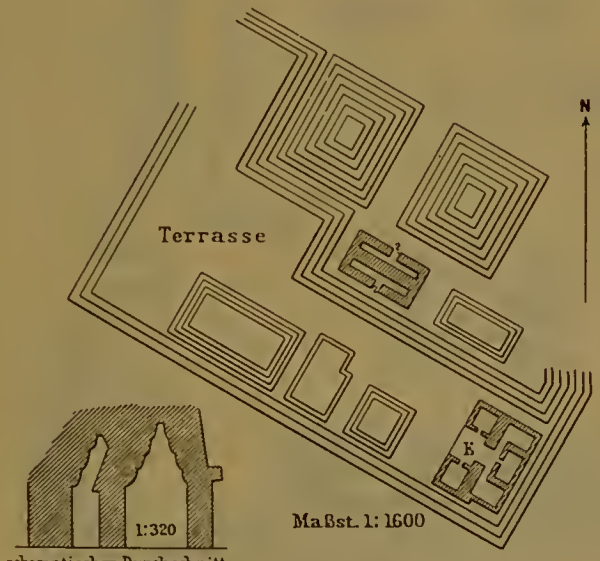


Fig. 7c. Plan des Mittelzimmers eines Steinhauſes in Tikal (Petén).



schematiſcher Durchſchnitt eines Theiles d. Palaſtes E.

Fig. 8b. Fig. 8a.

Haupttheil der Ruinen von Toniná bei Ocosingo (Chiapas).

Als Beiſpiel führe ich hier die bekannten Ruinen von Toniná (d. h. »Steinhaus«) an, von welchen ich allerdings nur den oberen Theil aufgenommen habe (Fig. 8a). Das Gros der Ruinen liegt auf einem ſchmalen, gegen den Toniná-Bach hin abbrechenden Hügelkamm, die (auf Fig. 8a

*) Manchmal wohnten die Fürſten auch in offenen Städten und zogen ſich, unter Preisgebung derſelben, beim Ausbruche eines Krieges nach benachbarten feſten Plätzen zurück, wie im Jahre 1525 Caibil-Balam, der König der Mames, ſich beim Heranrücken der Spanier unter Gonzalo de Alvarado von ſeiner Hauptſtadt Chinabhul (Huehuetenango) nach der Feſte Saculeu zurückzog.

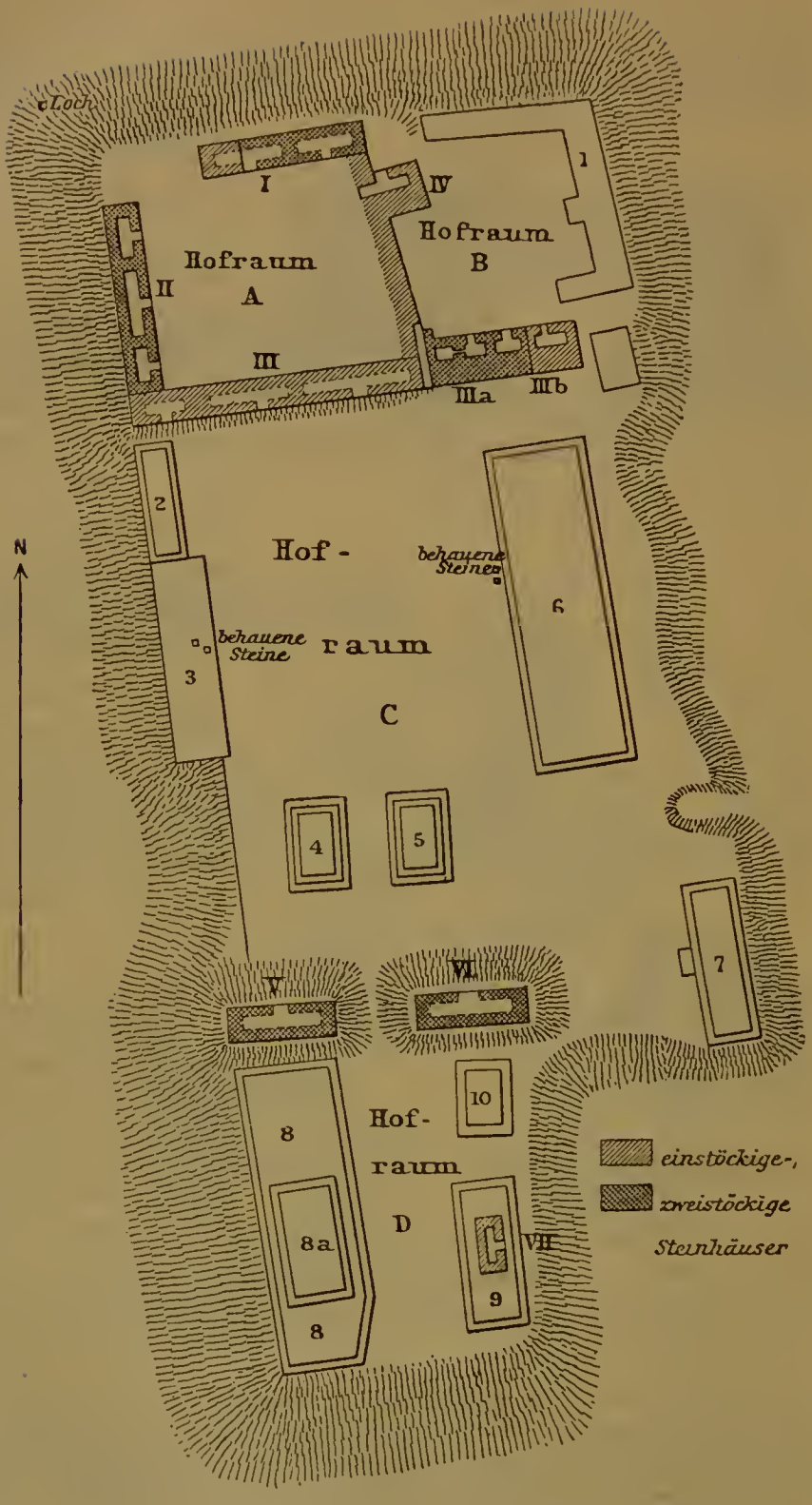
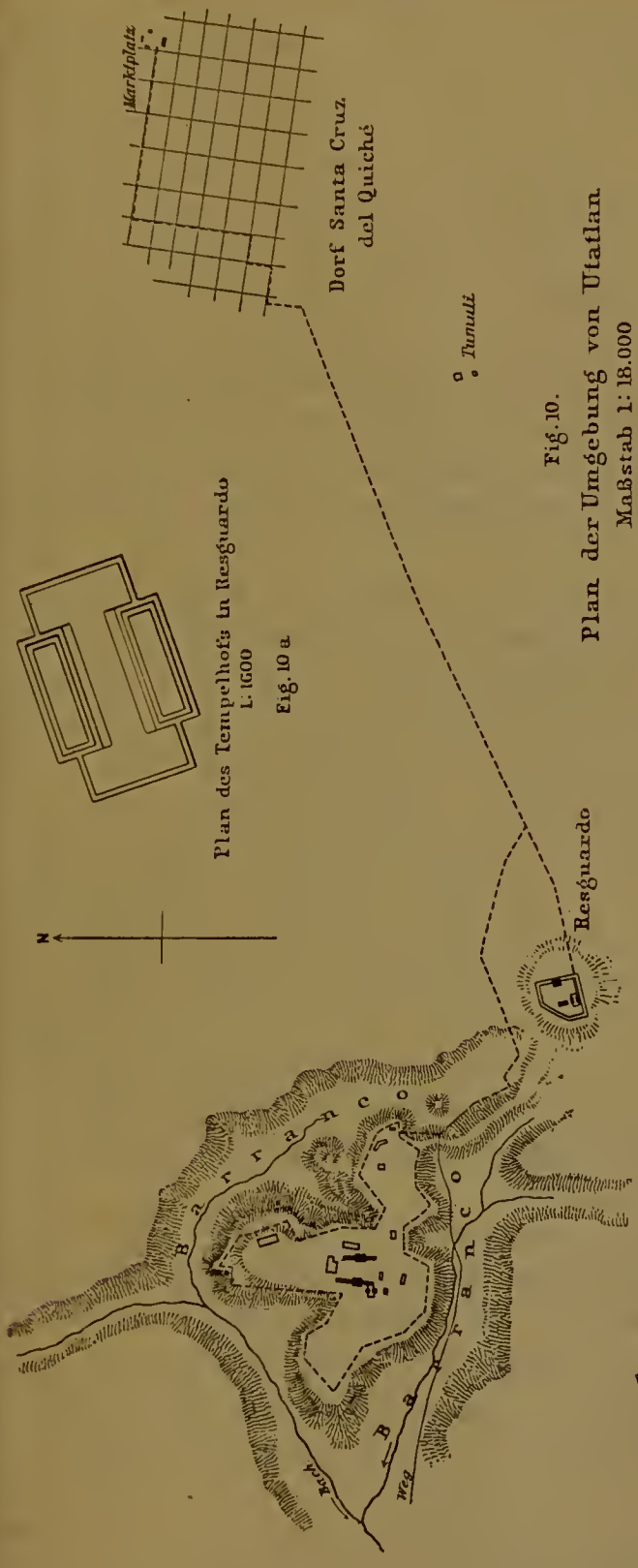


Fig. 9. Ruinen von S. Clemente (Petén). 1 : 1600.



Plan des Tempelhofs in Resguardo
1:1600
Fig. 10 a.

Fig. 10.
Plan der Umgebung von Utatlan.
Maßstab 1:18.000
------ aufgenommene Linien.

aufgezeichneten) Hauptgebäude am öſtlichen Ende deſſelben. Schon unten auf der Ebene beobachtet man anſehnliche künſtliche Hügel, dann ſteigt man über vier verſchiedene künſtliche Terraſſen an, deren zweite ziemlich breit iſt und Quertumuli trägt, und erreicht endlich die fünfte Terraſſe mit dem »Palacio« (Steinhaus *E*), der ſeit Stephens' Beſuch offenbar ſtark verfallen iſt; noch höher oben ſtehen die beiden groſsen Pyramiden; alle Gebäude ſind eng zuſammengedrängt, Raum ſparend und offenbar vorzugsweiſe der Vertheidigung dienend.

In Yucatan aber, wo die Rück-

ſicht auf die Nähe des Waſſers maſsgebend ſein muſste, und wo die Natur überhaupt keine ſo günſtigen natürlichen Vertheidigungsplätze geſchaffen hat, ſind die Hauptgebäude viel mehr zerſtreut, und wenn auch einzelne derſelben ſehr geeignet zur Vertheidigung waren, ſo iſt doch die Anlage des Ganzen derart, die Verzierung der Aufsenwände ſo reich, daſs man dieſe Städteanlagen als die Reſidenzen der Fürſten und Oberprieſter, nicht aber als Feſtungen anſehen darf. Ich kenne freilich nur eine geringe Anzahl ſolcher Siedelungen von Yucatan; nach dem, was ich über andere aus Charnay's Mittheilungen und aus den noch unveröffentlichten Plänen, Zeichnungen und Photographien von Mr. E. Tompson in Merida weiſs, ſcheint aber auch anderwärts eine ähnliche zerſtreute Anordnung wie in Uxmal oder Tzibinocac zu herrſchen.

Feſtungscharakter zeigen dagegen die ſüdlichſten Mayabauten, nämlich die Städteanlagen im Petén, wie S. Clemente und namentlich das groſsartige Tical, durch ihre gedrängte Anlage, durch die Art vieler Einzelbauten und die Anordnung derſelben um Hofräume, von denen jeder für ſich wieder je ein Vertheidigungscentrum bildete. Von Tical beſitzen wir trotz der Studien von M. Maudslay noch keine vollſtändige Aufnahme, und ich ſelbſt war leider nicht in der Lage, den Plan dieſer groſsen, im Schatten des Urwaldes ſchlummernden Stadtruinen aufzunehmen. Ich kann nur feſtſtellen, daſs man daſelbſt eine ganze Reihe leicht zu vertheidigender, zum Theil terraſſenförmig über einander liegender Hofräume beobachtet und in der Nähe des von mächtigen Steinhäuſern umgebenen Hauptplatzes eine Anzahl von ſteilen trotzigen Pyramiden mit mächtigen Steinhäuſern auf dem Gipfel antrifft.

Viel einfacher und unbedeutender, aber auch viel leichter zu überblicken ſind die Ruinen von S. Clemente (Fig. 9), welche, im Walde verborgen, unbekannt geblieben waren, obgleich ſie nur 250 Schritte vom Reitwege Petén-Belize entfernt ſind. Die Ruinen liegen auf einem länglichen Hügel von mäſsiger Höhe, über welchen die Bauten in der Weiſe vertheilt ſind, daſs eine Anzahl Plätze oder Hofräume entſtanden, von denen faſt jeder einzelne für ſich leicht vertheidigt werden konnte. Die Hofräume *B* und *C* liegen in gleicher Höhe mit einander, während

der Platz *A* um ein Stockwerk, der durch einen Engpafs von *C* gefchiedene Platz *D* um etwa 4m höher liegt. Die Steinhäufer I und II zeigen gegen aufsen nur eine glatte Wand, am Fufse derfelben beginnt alsbald der Steilabfall. Die Zimmer von I und II find von *A* aus zugänglich; Steinhaus III hat aber die Zimmereingänge auf der — übrigens ftark zerfallenen — Südfeite, wo fie über eine fteile Böfchung erreicht werden können. Die obere Plattform von III fetzt fich gegen Often in gleicher Höhe fort, fo dafs die Fortfetzung (IIIa) von *B* aus zweiftöckig erfcheint, bis gegen Ende des Bauwerks daffelbe durch einen Abfatz der Plattform wieder einftöckig wird (IIIb). Von der füdweftlichen Ecke von *B* führt ein fchmaler Durchgang durch IIIa nach *C*. Die weftliche Begrenzung von *B* bildet eine Mauer, die bis zur Höhe des Platzes *A* hinaufreicht; die öftliche und nördliche Begrenzung ift nur von Steinwällen gebildet, ebenfo die öftliche und weftliche Begrenzung von *C* und *E*. Die Wälle 4 und 5 find aus behauenen Steinen erbaut und 3 bis 4m hoch. Auf der Höhe des Walles 9 befindet fich ein kleines zerfallenes Steinhaus. Zwifchen *C* und *D* befinden fich zwei hohe ftarke Steinhäufer, mit je nur einem nach Norden offenen Gemach, auf hohen, offenbar künftlich umgeformten Hügeln. Merkwürdiger Weife befindet fich am Nordweftfufs des Hügels ein rundes gemauertes Loch, das eben einem Menfchen Durchgang gewährt; man gelangt durch daffelbe in ein darunter befindliches unterirdifches Gefchofs, in das ich aber ohne Seil und genügendes Licht nicht einzudringen wagte.

Auch im ehemaligen Cholgebiete fcheinen ähnliche Städteanlagen terraffenförmig neben einander befindlichen umwallten Plätzen aufzutreten (z. B. Las Quebradas) und auch Copan, fonft in feiner Anlage vielleicht die eigenartigfte Schöpfung indianifcher Baukunft, zeigt Züge diefes Syftems.

Die Ruinen im füdlichen Yucatan ftehen an Ausdehnung hinter denen des übrigen Mayagebietes zurück; fie zeigen häufig ausgeprägten Feftungscharakter, umwallte, auf Hügeln gelegene Hofräume (z. B. Ixtinta, Fig. 2), oder ausgedehnte Steinmauern, oder Bauten auf Pafshöhen [wie auf der Höhe von Cacá de Xkanjá, welche theils zur Vertheidigung, aber auch als Bet- und Opferplatz für die Reifenden gedient haben mögen (Fig. 3)].

Immerhin tritt im Allgemeinen der Feſtungscharakter weniger ausgeprägt hervor als im Petén. Die Bauten ſind weniger concentrirt, die Steinhäuſer aber zeigen viel ſorgfältigere, faſt künſtleriſche Behandlung der Aufsenwände; andererſeits ſind die Bauten doch nicht ſo zerſtreut, wie bei nordyucatekiſchen Niederlaſſungen, und es fehlt der Sculpturenſchmuck derſelben, ſo daſs die ſüdyucatekiſchen Siedelungen eine vermittelnde Stellung zwiſchen den nordyucatekiſchen und den Petén-Städteanlagen einnehmen.

In ähnlicher Weiſe zeigt Menché Tenamit gewiſſe vermittelnde Züge zwiſchen Tical und Palenque, und Toniná erinnert in ſeinen Bauten vielfach an die Tiefland-Siedelungen, folgt aber in der Anlage durchaus den Gepflogenheiten der Hochlandſtämme. Ueberhaupt hat die Cultur eines Volkes im nördlichen Mittelamerika ſtets die ſeiner Nachbarn mit beeinfluſst, und ſo beobachtet man denn namentlich in Grenzgebieten oft Anklänge an die Eigenheiten der nachbarlichen Bauweiſe. Der iſolirte weſtliche Hofraum von Chamá*) zeigt ganz den Verapaz-Typus, während die öſtlichen Bauwerke mehr an die Cholbauten erinnern, ebenſo die Ruinen von Pueblo Viejo, während die nahe dabei liegenden, wohl einſt dazu gehörigen Ruinen von Chacujal durchaus eigenartig ſind.

In der Verapaz ſind ſonſt nur kleine Siedelungsreſte bekannt, die in ihrer Einfachheit in ausgeſprochenem Gegenſatze zu den verwickelteren Anlagen der Hochland- und Tiefland-Siedelungen ſtehen, wenn ſie auch gleich jenen meiſt den Grundtypus eines ganz oder theilweiſe umwallten Hofraumes aufweiſen, innerhalb deſſen gewöhnlich kleine Stufenpyramiden ſich erhoben haben. Auch Befeſtigungsanlagen ſind aus der Verapaz bekannt, wie Paſs ſperrende Mauern (bei Las Pacayas), oder durch aufgethürmte Steinreihen befeſtigte, ſchwer zu erreichende Berggipfel (z. B. Yaltenamit). Ob die Ruinen des Pokomamgebietes ſich dem Verapaz- oder Hochlandcharakter anſchlieſsen, weiſs ich nicht, da ich die wenigen Siedelungsreſte, die ich kenne (bei El Carrizal und Guatemala), nicht unterſucht habe.

Vergleichsweiſe ſelten ſind altindianiſche Siedelungen zu Cultuszwecken erbaut geweſen (z. B. Kalamté), und auch ſie

*) Dieſer weſtliche Hofraum iſt abgebildet von E. P. Dieſeldorff in »Verhandlungen der Berliner anthropologiſchen Geſellſchaft«, 1893, S. 375.

(wie z. B. Sajcabajá, Copan) waren oft zugleich für die Vertheidigung eingerichtet, boten ja doch die Tempelbauten mit ihren umwallten Hofräumen und ihren Stufenpyramiden leicht zu vertheidigende Gebäudecomplexe dar. Palenque halte ich mit Charnay für eine Priester- und Cultusstadt, ebenso Quiriguá und die Ruinen am Rio de la Pasion, von welchen F. Artés 1892 im Auftrage der guatemaltekischen Regierung Abklatsche der Monolithen mitbrachte und auf der Weltausstellung in Chicago ausstellte.

Ueberblickt man die bisher bekannt gewordenen Ruinen des Gesammtgebietes der Mayastämme, so findet man, dass überall der Grundtypus völlig oder unvollständig geschlossener Hofräume wiederkehrt; bei den Städteanlagen des Hochlandes von Guatemala und Chiapas ist die Anordnung der Bauten eine gedrängte, da die Siedelungen meist Festungscharakter hatten, und deshalb Plätze dafür gewählt wurden, welche an und für sich durch natürliche Grenzen (Steilabstürze, Schluchten) räumlich beschränkt waren. Auch im Petén finden wir, offenbar wegen kriegerischer Vorkommnisse in jenen Zeiten, die Bauten in gedrängter Anordnung, mit Festungscharakter, sonst sind die Siedelungen im Tieflande meist offener, ohne den Zweck der Vertheidigung im Vordergrunde zu zeigen.

In allen Mayaruinen sind die Gebäude zwar nicht ausnahmslos, aber doch grösstentheils nach einer bestimmten Richtung orientirt, und zwar nach den Cardinalrichtungen bei den Tieflandstämmen, den Verapazstämmen und ausserdem bei den Quichés, Tzutuhiles, Uspantecos und Aguacatecos, während bei den übrigen Hochlandstämmen (Tzental-Gruppe, Mame-Gruppe, Cakchiqueles) die Bauten häufiger nach Zwischenrichtungen orientirt sind, jedoch so, dass innerhalb einer Städteanlage stets eine gewisse Richtung als Norm galt.

Im östlichen Chiapas habe ich bei Mazapa und Motozintla einige Ruinen gesehen, welche vom Mayatypus abweichen, obgleich dort jetzt Mayasprachen gesprochen werden; ausser anderen Eigenthümlichkeiten ist hier der Mangel deutlicher Plätze hervorzuheben und die langgezogene Gesammtanlage (s. Fig. 11). Ganz nahe davon, bei Chimalapa, sah ich aber aus der Ferne altindianische Siedelungen mit deutlichem Hofraum vom Maya-

Fig. 11.

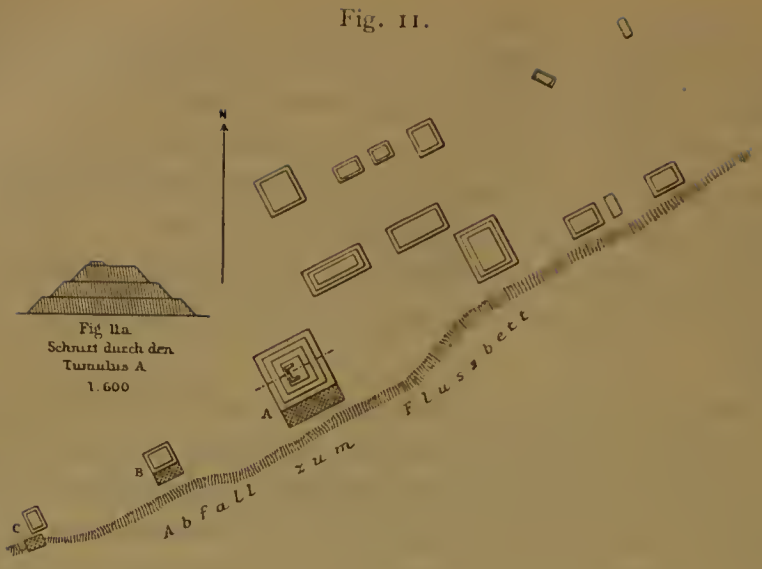


Fig. 12.

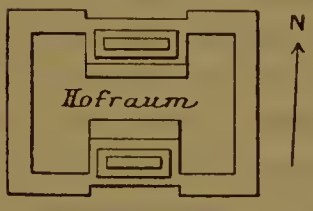


Fig. 13.

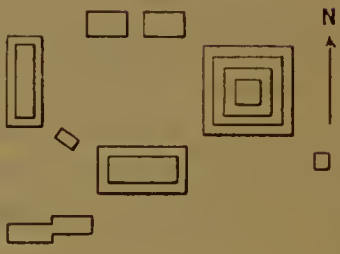


Fig. 14.

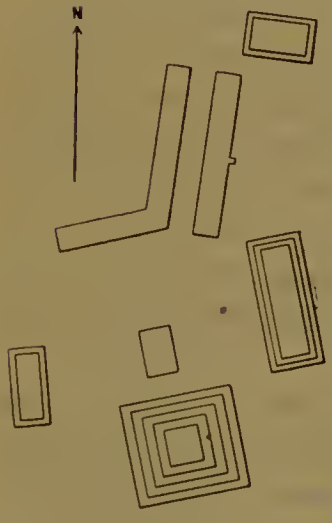


Fig. 15.

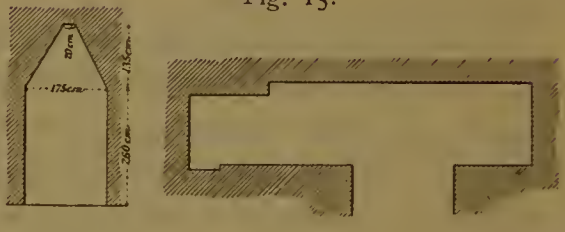


Fig. 16.

Fig. 11. Ruinen bei Motozintla (Chiapas). Fig. 12. Tempelhof bei El Rosarita (Chiapas). 1 : 800. Fig. 13. Ruinen bei Chimalapa (Chiapas). 1 : 800 (geſchätzt). Fig. 14. Ruinen bei San Isidoro (Chiapas). 1 : 1600. Fig. 15. Durchſchnitt und Plan eines Zimmers von Tical. 1 : 200. Fig. 16. Schematiſcher Durchſchnitt eines Steinwalles von Chacujal 1 : 200.

typus, nach den Cardinalrichtungen orientirt (s. Fig. 13, Maſsſtab nicht bekannt).

Im Gebiete der Chiapaneken ſind keine ſo deutlichen Hofräume zu beobachten, wie bei den Mayaſtämmen; die Plätze ſind, wenn überhaupt vorhanden, ſehr unvollſtändig umwallt; die Bauten zeigen kaum eine Orientirung nach einer beſtimmten Himmelsrichtung und ſind ziemlich regellos zerſtreut, zeigen aber oft deutlich durch die Wahl der Oertlichkeit und durch beſondere Vertheidigungsmauern Feſtungscharakter.

Im weſtlichen und ſüdlichen Chiapas, in Soconusco und Südguatemala habe ich faſt keine altindianiſchen Anſiedelungen geſehen, und die wenigen, welche ich kenne, waren ſo zerſtört, daſs ich nichts Eigenartiges an ihnen zu erkennen vermochte.

Im Gebiete der nördlichen Pipiles (im oberen Motaguathale und in der Baja Verapaz) habe ich mehrfach Spuren altindianiſcher Anſiedelungen geſehen, aber oft kaum mehr kenntlich. Die Ruinen bei S. Aguſtin Acasaguastlan ſind langgedehnt, lehnen ſich auf einer Seite an einen Berghang an, einigermaſsen ähnlich den Ruinen von Mazapa. Sie zeigen Terraſſen und Halbhöfe und ſind nach den Cardinalrichtungen orientirt.

2. Einzelgebäude und Gebäudecomplexe.

Schon oben habe ich hervorgehoben, daſs die Indianer des nördlichen Mittelamerika in vorcolumbiſcher Zeit in Strohhütten gelebt haben, wie auch heute noch, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daſs ſich ihre Hausconſtruction ſeither geändert. Es beſtanden alſo damals ſchon dieſelben Unterſchiede im Hausbau der einzelnen Stämme und Stammesgruppen, wie ich ſie in der Gegenwart beobachten konnte und an anderer Stelle beſchrieben habe*).

Für die gröſseren öffentlichen Privatbauten wurden aber auch — zunächſt auf den Unterbau — andere Materialien verwendet, die eine längere Dauer verſprachen, nämlich bei noch

*) Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (Petermann's Mittheilungen 1893, S. 12 f.) und Beiträge zur Ethnographie von Südoſt-Mexiko und Britiſch-Honduras (daſelbſt 1895, S. 177).

niedrig ſtehender Entwickelung Erd- und Steinwälle oder ebenſolche Stufenpyramiden, auf deren oberſter Plattform ſich häufig dem gewünſchten Zwecke angepaſste Holzgebäude — Strohhütten — erhoben haben werden.

Die urſprünglichſte Form der Wälle waren wohl einfache Erdwälle, welche bei etwas fortgeſchrittener Cultur eine Steinverkleidung erhielten; oft ſind die Wälle aber auch ganz aus Steinen erbaut; auch bei den Stufenpyramiden iſt der Kern gewöhnlich aus Erde (manchmal Steinkammern einſchlieſsend), während eine Verkleidung von geeigneten Steinen dem Bauwerke die entſprechende äuſsere Form gab und dauerhaft machte. Auf dieſer Stufe der Entwickelung ſind die meiſten Bauten von Chiapas, Südguatemala und der Verapaz ſtehen geblieben und auch im Gebiete der weiter vorgeſchrittenen Mayaſtämme ſind derartige Bauwerke ſehr häufig. Dabei ſind die Steine, welche die äuſsere Verkleidung bilden, gewöhnlich nicht oder nur roh bearbeitet; ſeltener trifft man ſorgfältig bearbeitete Steine in ſolchen Bauten. Es ſteht dieſe Erſcheinung übrigens groſsentheils im Zuſammenhange mit dem ſchwer zu bearbeitenden Steinmaterial jener Gegenden: in der Alta Verapaz und Theilen des mittleren Chiapas ſind es ſpaltendurchſetzte Dolomite und Kalke, im Chiapaneken- und Motozintleken-Gebiete vorzugsweiſe Granite, im Tzotzil- und ſüdlichen Pipil-Gebiete andere (junge) Eruptivgeſteine, deren Bearbeitung ebenſo wie die der Granite bei den unvollkommenen Werkzeugen der Indianer viel Mühe gekoſtet haben muſs. Wegen derſelben Schwierigkeit findet man auch im Hochlande von Guatemala und Chiapas vergleichsweiſe wenige Steinſculpturen, und wo man ſolche trifft, hat gewöhnlich das vorhandene Geſteinsmaterial die Herſtellung begünſtigt. Andeſite, friſch oder zerſetzt, ſind häufig dazu verwendet worden, ſeltener Sandſteine oder Kalkſteine, für kleine Gegenſtände zuweilen auch Thonſchiefer, aber niemals Dolomit. Je weniger das vorhandene Geſteinsmaterial für Bauten und Sculpturen geeignet war, deſto eifriger war häufig die Pflege der Keramik, und wenn z. B. die Indianer der Alta Verapaz in Baukunſt weit hinter ihren nördlichen, öſtlichen und weſtlichen Nachbarn zurückſtanden, ſo ſind ſie andererſeits in Töpferei ſo geſchickt geweſen und haben Arbeiten von ſo feinem Geſchmack

und künſtlerifchem Sinne geliefert, dafs ſie von keinem anderen Mayaſtamme darin übertroffen worden zu ſein ſcheinen. Man mag daraus den Satz ableiten, dafs die Baukunſt keinen Werthmeſſer für die Höhe der Cultur im Allgemeinen abgiebt, denn der Mangel an geeignetem Material hemmt die Entwickelung und drängt den Kunſtſinn eines Volkes anderen Kunſtzweigen zu. Auch iſt nicht zu vergeſſen, dafs die Entwickelung der Baukunſt im Vorhandenſein einer bedeutenden politifchen und finanziellen Macht den günſtigſten Nährboden findet; in der Alta Verapaz aber ſcheinen dieſe Vorbedingungen in weit geringerem Grade vorhanden geweſen zu ſein, als in Yucatan oder im Hochlande von Guatemala.

Der Erhaltungszuſtand der aus Erde und über einander geſchichteten Steinen hergeſtellten Baulichkeiten iſt gewöhnlich ein ſehr ſchlechter und es iſt nur ſelten möglich, ſicher und genau die Umriſſe der Bauten und die Art der an Pyramiden ſtets, an Wällen häufig vorhandenen Stufen feſtzuſtellen. Soweit meine Beobachtungen reichen, ſind die Grundriſſe meiſt viereckig, ſelten (durch Abſtumpfung der Kanten) fünf- oder mehrkantig, dann aber im Oberbau trotzdem wieder viereckig; runde Grundriſſe habe ich niemals mit Sicherheit feſtſtellen können, bei genauerer Prüfung konnte ich faſt jedesmal, auch bei ſcheinbar runden oder gerundeten Bauten, den rechteckigen urſprünglichen Verlauf der Linien nachweiſen. Die Stufen ſcheinen bei den Mayabauten ſtets durch den Wechſel wagerechter und ſenkrechter (oder nahezu ſenkrechter) Flächen gebildet zu ſein, ſie ſind dabei gewöhnlich ungefähr gleich hoch und tief. Einen durchgreifenden Unterſchied zeigt dagegen die Stufenform der chiapanekiſchen und motozintlekiſchen Bauten, da ſie ſchief anſteigen und nur einen ſchmalen wagerechten Raum übrig laſſen (Fig. 11a). Es mag dieſe Eigenthümlichkeit eine gewiſſe Abhängigkeit von dem verwendeten Baumaterial bekunden, da die flachgerundeten Granitrollſteine jener Gegenden ſich nicht leicht ſenkrecht über einander thürmen lieſsen und der Bau durch ſchief anſteigende Stufen alſo gröfsere Haltbarkeit bekommen muſste. Wie dem aber auch ſein möge, immerhin ſteht die Thatſache einer verſchiedenen Bauweiſe feſt und ich glaube daraus ſchlieſsen zu dürfen, dafs in der Gegend von Motozintla und

Mazapa, wo gegenwärtig Mayaſprachen geſprochen werden, früher ein ſtammfremdes Volk gewohnt habe; welches daſſelbe aber geweſen ſein könnte, darüber habe ich nicht einmal eine Vermuthung; ich glaube aber nicht, daſs es die Chiapaneken waren, da einmal die Bauten im Motozintlagebiete geſetzmäſsiger angeordnet erſcheinen als im Chiapanekengebiete, und auſserdem ſieht man vor etlichen Tumuli in Masapa und Motozintla (Fig. 11, vor *A*, *B* und *C*) ſorgfältig ausgeführte Pflaſter von flachen Granitflieſen, was ich bislang im Chiapanekengebiete niemals beobachtet habe.

Eine höhere Stufe der Baukunſt bekundet es, wenn man ſenkrechte oder faſt ſenkrechte, aus behauenen Steinen auſgethürmte Mauern findet, die aber noch ohne Mörtel auſgeführt ſind. Man trifft ſolche Bauten da und dort zerſtreut an (z. B. S. Aguſtin Acasaguastlan), oft auch in Städteanlagen, wo bereits Steinhäuſer zu treffen ſind (z. B. die Steintumuli 4 und 5 im Hofraume *C* der Ruinen von S. Clemente, Fig. 9). Die eigenartigſten derartigen Bauten ſind aber diejenigen von Chacujal (Alta Verapaz), wo Urtonſchieſer, an der Auſsenſeite ſorgfältig bearbeitet, zur Bildung ſenkrechter oder ſehr ſteiler Mauern ohne jegliches Bindemittel verwendet wurden, auf deren oberer Plattform eine Art Brüſtung angebracht iſt. Der Kern dieſer Bauten beſteht aus gerundeten Fluſsgeröllen (Fig. 16). Ich habe nirgends Bauten von ähnlicher Structur wieder geſehen.

Einen weiteren Fortſchritt in der Baukunſt bekunden diejenigen Bauwerke im Hochlande von Guatemala, bei welchen die Steine des Mauerwerkes durch reichlichen Kalkmörtel mit einander verbunden ſind. Mörtel findet man beiläufig auch anderwärts (z. B. in der Alta Verapaz) verwendet, aber nicht in einer Ausdehnung, daſs ſeine Anwendung von weſentlichem Einfluſſe auf die Bauweiſe geweſen wäre. Auch in Iximché ſcheint Mörtel noch eine ziemlich untergeordnete Rolle geſpielt zu haben. In Kalamté und Comitancillo, in Utatlan und Saculeu aber ſind viele Bauten faſt ausſchlieſslich aus Mauerwerk hergeſtellt, und zwar ſind zur Herſtellung der Stufen die Mauern ſenkrecht erbaut; wo aber höhere Mauern ohne Stufen errichtet werden ſollten, ſind dieſelben mit ſteiler Neigung erbaut und es leiteten beſondere Treppenbauten zur Plattform ſolcher Gebäude hinauf (ebenſo an

Stufenpyramiden mit beſonders hohen Stufen). Ein Ueberzug von geglättetem Mörtel bildete die äuſsere Bekleidung des Mauerwerkes. Aehnliche Cementaufgüſſe bildeten den Boden der wichtigeren Plätze und der Tumuliplattformen, und man beobachtet in Utatlan auch jetzt noch trotz der allgemeinen Zerſtörung der Bauten zuweilen Spuren von Malereien an den Wänden; auch ſieht man an einigen Plattformen über der offenbar ſchadhaft gewordenen Mörteldecke einen zweiten, ſelbſt einen dritten Aufguſs angebracht.

Im Hochlande von Chiapas ſcheinen die zuletzt beſprochenen Bauformen zu fehlen und die Stämme der Mame- und Quiché-Gruppe ſcheinen demnach in einem gewiſſen Gegenſatze zu denen der Tzental-Gruppe in bautechniſcher Hinſicht zu ſtehen. Und doch zeigen die Hochlandſtämme von Guatemala und Chiapas nicht nur in Bezug auf die Anlage ihrer Städte, wie ich oben hervorgehoben habe, ſondern auch in der Bauweiſe eines beſtimmten Tempels eine auffallende Uebereinſtimmung: es iſt dies ein Tempelbau, deſſen Hauptgebäude zwei gleiche, parallel zu einander liegende längliche Bauwerke ſind, welche an der einander zugekehrten Seite eine ſchmale niedrige Terraſſe, ähnlich einem Trottoir, aufweiſen; zwiſchen denſelben befindet ſich der tiefliegende Tempelhof, der ſich jenſeits der beiden Hauptgebäude verbreitert und ganz oder faſt ganz umwallt iſt, ſo daſs die Geſtalt des Hofes eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem groſsen lateiniſchen H oder I bekommt. Von El Sacramento in Chiapas bis Sajcabajá und Kalamté erſcheinen dieſe H-förmigen Tempelhöfe mit gleichbleibendem Grundtypus immer wieder, und doch ſtets in irgendwie veränderter Form, und neuerdings beobachtete ich denſelben Typus auch in den Ruinen von Leon de Piedra in S. Salvador, was (neben Funden anderer Maya-Alterthümer) darauf ſchlieſsen läſst, daſs vor der Beſiedelung der Gegend durch Pipiles ſich hier ein Mayavolk befunden habe. Ich gebe einige flüchtige Skizzen ſolcher Höfe (Fig. 12 und 10a).

Merkwürdiger Weiſe fehlt in Iximché dieſer Tempelbau, oder es ſind wenigſtens kaum Spuren des Grundgedankens zu entdecken, und doch zeigt auch die ſonſt ziemlich originell entwickelte Baukunſt der Cakchiqueles Anklänge an beſtimmte Bauten der Nachbarvölker: ſo findet man in Iximché einen recht-

eckigen länglichen Tumulus (*A* in Brühl's Plan von Iximché, Globus Bd. 66), deſſen Plattform ringsum umwallt iſt, der alſo einen in Bezug auf die Ränder des Tumulus vertieften Hofraum trägt, und denſelben Bau traf ich auch zweimal in Sajcabajá, einmal, nicht ganz typiſch, auch in Saculeu.

Bei allen bisher beſprochenen Bauten dürften, ſoweit ſie nicht etwa bloſs zur Vertheidigung dienten, auf der oberſten Plattform Holzhütten geſtanden haben, in denen die Götzenbilder aufgeſtellt wurden, oder auch hochgeſtellte Perſönlichkeiten ihre Empfangsräumlichkeiten oder ihre Wohnung hatten. Bei den Tiefland-ſtämmen der Mayavölkerfamilie dagegen hat die Baukunſt einen weiteren Schritt nach vorwärts gethan, indem ſie auch dieſe Holzgebäude durch Steinhäuſer mit bewohnbaren dauerhaften Innenräumen (Zimmern) erſetzten. Der Umſtand, daſs in Yucatan, Petén und Nordoſt-Chiapas wohlgeſchichtete Plattenkalke auftreten, hat jedenfalls dieſen Fortſchritt mit veranlaſst und begünſtigt, wie auch das Vorkommen feinkörniger, den Solenhofer Schiefern ähnlicher Kalke bei Palenque und Menché Tenamit die Entſtehung der dort blühenden Reliefbildnerei mit verurſacht haben muſs. Im Chortigebiete, wo gerade in der Gegend von Copan ein ſehr leicht zu bearbeitender Bauſtein (zerſetztes Eruptivgeſtein) anſteht, hat die Baukunſt eine ganz eigenartige Entfaltung genommen, die Steinhäuſer ſcheinen aber — bei ſonſt gleicher Conſtruction — minder groſs und bedeutend zu ſein als in den nördlichen Gebieten. In der Tiefebene von Tabasco (Comalcalco) haben die Indianer (Chontales) mittelſt künſtlich erzeugten Baumaterials (Ziegelſtein) Steinhäuſer errichtet, zweifellos in Nachahmung der Steinhäuſer ihrer öſtlichen und ſüdöſtlichen Nachbarn.

Steinhäuſer ſind im nördlichen Mittelamerika, ſo weit bis jetzt bekannt, ausſchlieſslich*) von den Tieflandſtämmen der Mayafamilie erbaut worden, nämlich von den Mayas und den Stämmen der Cholgruppe (Choles, Chontales, Chortíes). Es ſind dies dieſelben Stämme, welche auch heutzutage ſich noch durch gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Hausbaues (vorgeſchobene Wand) von den übrigen Mayavölkern unterſcheiden. Steinbauten, wie

*) Ich laſſe hier Toniná vorläufig auſser Rechnung. Vergl. Biologia Centrali-Americana, London »Archaeology« by A. P. Maudslay 1889.

ſie die Mame- und Quiché-Stämme aufführten, fehlen ihnen vollſtändig, ebenſo Tempelhöfe von H-förmigem Grundriſſe.

Aus dem Gebiete der Chontales ſind nur die Ruinen von Comalcalco, aus dem der Chortíes nur die von Copan einigermaſsen bekannt. Da ich erſtere nicht perſönlich kenne und in letzteren bei meinem Beſuche (Januar 1892) die genauere Erforſchung eben erſt begonnen wurde, ſo kann ich meinen obigen beiläufigen Bemerkungen nichts Neues hinzufügen. Ich beſchränke mich daher in meinen folgenden Bemerkungen hauptſächlich auf meine im Cholgebiete, im Petén und in Yucatan gemachten Beobachtungen.

Der Grundriſs faſt aller Steinhäuſer iſt ein rechteckiger, und wo Seitenflügel oder andere Neben- und Zwiſchenbauten auftreten, ſetzen auch ſie rechtwinkelig vom Hauptgebäude ab; nur in Yucatan ſah ich einige Male an thurmartig erhöhten Seitenflügeln (Ixtinta, Tzibinocac) gerundete Kanten und es iſt bemerkenswerth, daſs dieſe Ausnahmen von der allgemeinen Regel in Yucatan vorkommen, wo die Wohnhütten der Indianer durchweg gerundeten Grundriſs zeigen.

Die Steinhäuſer ſind im einfachſten Falle ſchmale Bauwerke mit einem einzigen Innengemache, zu welchem von einer Längsſeite ein Zugang (Thürgang) führt (z. B. die Steinhäuſer V, VI und VII in S. Clemente). Wenn die Bauten eine höhere Stufe der Entwickelung aufweiſen, ſo erſcheint der einzige Innenraum durch Niſchen, Gänge und Erweiterungen gegliedert und beſitzt mehrere Eingänge von einer Seite her (Fig. 5a, der Haupttempel von Menché Tenamit), oder aber befinden ſich in einem Steinhauſe mehrere getrennte Zimmer in einer Reihe, jedes mit ſeinem eigenen Eingange von auſsen her (z. B. die Steinhäuſer I, II und III in S. Clemente, Fig. 9). Bei weiter fortgeſchrittener Baukunſt findet man zwei oder drei Reihen von Gemächern hinter einander, die unter ſich in Verbindung ſtehen und nach einer oder beiden Längsſeiten hin Ausgänge haben (Fig. 7). Es liegt nicht in meiner Abſicht, die auſserordentliche Mannigfaltigkeit im Bauplane der Steinhäuſer in den verſchiedenen Ruinenplätzen hier zu verfolgen; ich erwähne nur, daſs bei noch höherer Entwickelung Seitenflügel von dem Hauptbau abgegliedert werden (kaum angedeutet in Fig. 7, Tical, deutlich in den Steinhäuſern

von Tzibinocac, Fig. 4, und Ixtinta, Fig. 1), oder auch, dafs das Gebäude einen Hofraum theilweife (Tical, Fig. 6) oder ganz (Palenque, Uxmal) umfchliefst. In Palenque ift die Vorderwand zuweilen durch grofse Zahl, Höhe und Breite der Thüröffnungen gewiffermafsen zu einer Anzahl von Pfeilern reducirt, welche das breite äufsere Längszimmer in eine Art heller Vorhalle verwandelt.

Die Steinhäufer von Toniná, die einzig bekannten*) im Gebiete der Hochlandftämme, fchliefsen fich in Bezug auf den Grundrifs am engften manchen Bauten von Palenque an.

Die Aufsenwände der Steinhäufer fteigen theils fteil geneigt, theils fenkrecht an, Theile derfelben überragen fogar manchmal den Fufs der Mauer, im Grofsen und Ganzen aber nimmt der wagerechte Durchfchnitt durch das Gebäude um fo mehr an Ausdehnung ab, je höher oben man ihn durch daffelbe legt, d. h. das Gebäude verjüngt fich von unten nach oben hin. Die Aufsenwände find theils durch eine geglättete Mörtellage gebildet (gewöhnlich fo im Petén), theils mit Stuckverzierungen verfehen (Menché Tenamit, einige Häufer von Tical), theils durch gefonderte Bild- und Hieroglyphentafeln gefchmückt (Palenque) oder mit einem glatten (Südyucatan) oder fculpturenverzierten (Nordyucatan) Steinmantel verfchalt. Der Kern der Bauten ift, wo keine wohlgefchichteten Plattenkalke auftreten, durch Rollfteine und vielen Mörtel gebildet.

Rings um das ganze Gebäude ziehen fich fortlaufende Gefimsleiften, welche, in ungefähr gleicher Höhe über einander befindlich, an dem Gebäude das Ausfehen verfchiedener Stockwerke erzeugen, um fo mehr, als die einzelnen Abtheilungen der Aufsenwand gerade bei diefen Gefimfen den Neigungswinkel oder die Umfangsmafse zu ändern pflegen. Man beobachtet in diefem Sinne ein- bis vierftöckige, gewöhnlich aber zwei- bis dreiftöckige Bauwerke; manchmal find auch einzelne Theile eines Steinhaufes höher als andere, und wenn in diefer Weife (wie bei den Steinhäufern von Ixtinta und Tzibinocac) die Seitenflügel und ein Mittelftück durch

*) In Kalamté sah ich die dürftigen Ueberrefte eines kleinen Steinhäuschens, deffen dünne Mauern aber vermuthen laffen, dafs kein fo maffiger Oberbau darauf geruht haben kann, wie er für die Mayahäufer charakteriftifch ift. Es fcheint demnach eine andere Art von Bauwerk gewefen zu fein.

beſondere Höhe ausgezeichnet erſcheinen, ſo erreichen derartige Gebäude eine ſehr angenehm empfundene Mannigfaltigkeit der Formen, welche in erfreulichem Gegenſatze ſteht zu dem ſonſt einförmigen Charakter des Aufriſſes der Mayahochbauten.

Die Innenräume der Steinhäuſer ſind ſchmal und ziemlich lichtarm, da gewöhnlich nur die Thüröffnungen dem Tageslichte Zugang gewähren. Selten ſind ſchmale, niedrige Fenſter vorhanden, welche die Aufsenwand durchbrechen oder auch einzelne Zimmer deſſelben Hauſes verbinden (Tical, Fig. 6). Der obere Abſchluſs der Innenräume wird durch allmähliches Näherrücken der Längsmauern erreicht, bis ſie nahe genug zuſammengerückt ſind, um durch flache Steinflieſen vollends geſchloſſen zu werden. Die Raumverjüngung nach oben wird durch vorkragende Steine bewirkt, jede höher liegende Steinreihe ragt etwas über die vorhergehende hinaus; die ſo entſtehenden Kanten werden durch Mörtelbelag etwas abgeſtumpft (z. B. in Toniná, Fig. 8b) oder auch ganz überdeckt. Bei ſorgfältiger Arbeit wurden die Steine ſchief abgeſchnitten, ſo daſs ſie, über einander gelegt, eine gleichmäſsige, geradlinige Verjüngung erzeugen (Fig. 7b in Tical), und in Uxmal beobachtet man ſogar einige Male ſchwach gekrümmten convexen oder concaven Verlauf der Verjüngungslinie. Zwiſchen den beiden Wänden des Verjüngungstheiles der Innenräume findet man gewöhnlich Querhölzer, meiſt aus Zapoteholz, welche den Halt der Conſtruction erhöhen ſollten, vielleicht aber auch — in Wohnräumen — nebenher zum Aufhängen der Hängematten dienten. Ueber den Thüreingängen, welche ohne ſolche Verjüngung einfach flach gedeckt ſind, dienen ſtarke Querbalken, meiſt aus Zapoteholz, als Stützen, in Palenque und Menché Tenamit mächtige Steinplatten. Sind die Innenräume langgeſtreckt, ſo beſchränkt ſich die Verjüngung auf die Längsſeiten, an den Kurzſeiten ſchlieſst die Wand ſenkrecht ab; iſt aber die Längen- und Breitenerſtreckung nicht ſehr verſchieden (wie z. B. in Toniná), ſo erſtreckt ſich die Verjüngung auf alle vier Wände des Raumes. Bei ſchmalen niedrigen Verbindungsgängen wird die Decke einfach durch horizontale Steinplatten gebildet. In Toniná beobachtet man in dieſem Falle einen eigenartigen oberen Abſchluſs, der in Fig. 8b anſchaulich gemacht iſt.

Die Innenräume eines Steinhauſes ſind gewöhnlich in gleicher

Höhe mit einander. Treppengänge im Inneren des Hauſes habe ich — abgeſehen von dem berühmten Thurm von Palenque — nur in den thurmartig erhöhten Seitenflügeln von Ixtinta geſehen, wo ſolche von auſsen her zur oberen Plattform hinaufführen*).

Die Innenräume der Mayaſteinhäuſer ſind meiſt ſchmucklos; ſelten beobachtet man Wandmalereien (z. B. Chichenitzá, Toniná, Tzibinocac) oder Stuckverzierungen (z. B. Toniná) oder in beſonderen Niſchen Relief- und Hieroglyphentafeln (Palenque) oder Bildſäulen (Menché Tenamit). Den Hauptſchmuck zeigen die meiſten Bauten an ihren Auſsenwänden. Beſonders reich an Sculpturenſchmuck ſind die Auſsenwände der Steinhäuſer im nördlichen Yucatan und es tritt hier der Gegenſatz zu dem Bauſtil von Mitla in Oaxaca (Zapoteken-Gebiet) beſonders auffällig zu Tage, denn die genannten Bauten, welche ſich auch durch die Dachconſtruction und durch das Auftreten runder Steinpfeiler fundamental von den Mayabauten unterſcheiden, verlegen den Hauptſchmuck in das Innere der Gebäude, während die Auſsenwände verhältniſsmäſsig einfach gehalten ſind. Die Schmuckloſigkeit der engen Indianergemächer in einem äuſserlich überreich geſchmückten Bauwerk, wie es z. B. die Casa del Gobernador in Uxmal iſt, macht auf den Beſchauer einen eigenthümlichen Eindruck und erinnert ihn unwillkürlich an die Kleinlichkeit der Anſchauungen, welche dem Indianer der Mayafamilie neben vielen ſchönen Charakterzügen allgemein eigen zu ſein ſcheint.

Auſser den Steinhäuſern beobachtet man in etlichen Städteanlagen von Yucatan und Petén noch ein eigenthümliches Bauwerk. Steile Steinpyramiden**), die auf ihrer oberſten Plattform ein längliches Steinhaus tragen. Ich ſelbſt kenne dieſe Bauwerke nur von Uxmal und Tical her aus eigener Anſchauung und die vier Steinpyramiden des letzteren Ortes waren ſo ſehr von Wald und Buſchwerk überwachſen, daſs ich kein klares Bild von ihrem Unterbau bekommen konnte, obgleich ich eine derſelben mit groſser Mühe erkletterte***). Die Steinpyramide von Uxmal

*) Sie ſind aber auch ſonſt in Nord-Yucatan und Copan beobachtet worden.

**) Neuerdings auch in Copan nachgewieſen.

***) Eine Reconſtruction s. Maudslay a. a. O., Text, p. 18.

ſteigt in zwei ungleichen, geneigten Abſätzen an, über welchen eine vergleichsweiſe niedrige ſenkrechte Stufe zur oberen Plattform führt, die das Steinhaus trägt. In der Mitte der einen Längsſeite (von Oſten her) führt eine ſehr ſteile, gegen hundert Stufen enthaltende Treppe zur Plattform hinauf. Dieſe Art von Pyramiden ſcheint es nur bei den Mayas (in Yucatan und Petén) und in Copan zu geben, denn im Chol- und Chorti-Gebiete ſieht man ſonſt nur die gewöhnlichen Stufenpyramiden (mit ſenkrecht aufſteigenden, ungefähr gleich hohen und tiefen Stufen), ebenſo im Hochlande von Guatemala und Chiapas, wo allerdings die Stufen ihrem urſprünglichen Zweck manchmal ganz entfremdet erſcheinen und groſse Dimenſionen (von 1 bis 2 m Höhe und Tiefe) annehmen (Saculeu, Toniná). Bei den zwei groſsen Pyramiden von Toniná beobachtet man etwa ſechs bis acht hohe Stufen, vom Boden bis zur oberſten kleinen Plattform; bei der beträchtlichen Höhe der Stufen ſteigen dieſelben aber nicht ſenkrecht (wie in Saculeu), ſondern mit ſteilem Neigungswinkel an. Daſs Catherwood's Reconſtruction dieſer Pyramiden (in Stephen's Incidents of travel, p. 384) unrichtig iſt, ſieht man am beſten von Nordweſten her, wo beide ihre beſterhaltene Seite zeigen. Ich möchte mit dieſer Bemerkung Catherwood gewiſs keinen Vorwurf machen, ſondern dadurch lediglich auf die Schwierigkeit hinweiſen, die ſich bei jeder ſolchen Reconſtruction darbietet: es iſt ungemein ſchwer, aus zerfallenen Trümmern ſich ein richtiges Bild der ehemaligen Verhältniſſe zu machen und oft giebt ein Blick von einem zufällig gewählten, günſtigen Standpunkte einen richtigeren Aufſchluſs, als ein langes Studium der Trümmer ſelbſt, und da bei dem meiſt ſchlechten Erhaltungszuſtande der altindianiſchen Bauten faſt jeder Plan und Grundriſs etliche Reconſtructionen enthält, ſo begreift es ſich auch, daſs man meine flüchtigen Skizzen nicht in allen Einzelheiten für durchaus zuverläſſig anſehen darf. Ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen ſein ſollte, dem Leſer eine ungefähr richtige Vorſtellung von den altindianiſchen Bauten des nördlichen Mittelamerika und ihrer Mannigfaltigkeit zu geben. Eine erſchöpfende, in alle Einzelheiten eingehende Darſtellung der altmittelamerikaniſchen Baukunſt und Siedelungsweiſe zu geben, muſs einer ſpäteren Zukunft vorbehalten bleiben, und ich beſchränke mich an dieſer Stelle

darauf, nun noch die Schlüſſe zu ziehen, welche mir das bisher gefammelte Material ermöglicht.

3. Zufammenfaffende Bemerkungen und Schlüſſe.

Die altindianiſchen Bauten des nördlichen Mittelamerika zeigen in verfchiedenen Theilen diefes Gebietes eine ungemein grofse Mannigfaltigkeit, fowohl in Bezug auf die Anordnung, als auf die Structur der einzelnen Bauten. Bei genauerer Unterfuchung findet man aber, dafs die Bauten beſtimmter Gegenden befondere Eigenthümlichkeiten aufweifen, welche ihnen allen gemeinfam ſind, den Bauten benachbarter Gebiete aber fehlen (Bauſtile). Es erſtrecken ſich dieſe gemeinſamen Eigenthümlichkeiten aber immer nur auf allgemeine Züge, während fklaviſche Nachahmung eines beſtimmten Bauplanes oder genaue Wiederholung eines befonderen Gebäudes ſich niemals findet, fondern auch innerhalb der Verbreitungsgrenzen eines und deſſelben Bauſtiles noch eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit in Anordnungs- und Geſtaltungsgabe der mittelamerikaniſchen Indianer zu Tage tritt. Da die Bauten in den Grenzgebieten eines Bauſtiles häufig ſchon Anklänge an die Eigenthümlichkeiten des Nachbarſtiles zeigen, ſo kann man daraus auf einen ziemlich regen Verkehr und geiſtige Anpaſſungsfähigkeit der Indianerſtämme ſchliefsen. Allenthalben trifft man die Grundform der Wälle und Stufenpyramiden, aber in ihrer Ausführung treten ſchon charakteriſtiſche Stilverſchiedenheiten auf. Leider mufs ich mich auf die Bauten des Hochlandes von Guatemala und Chiapas, auf die von Oſt-Guatemala, Petén, Tabasco und Yucatan befchränken. In diefem Gebiete glaube ich folgende Bauſtile unterfcheiden zu dürfen.

I. Die Stufen der Pyramiden und Wälle ſind fchief anſteigend. Die Bauten ſind nicht in deutlicher Weiſe um Hofräume (Plätze) gruppirt.
   1. Chiapaneken-Stil. Die Bauten einer Anſiedelung ſind ziemlich regellos angeordnet.
   2. Motozintleken-Stil. Die Bauten einer Anſiedelung zeigen Anordnung nach je einer Hauptrichtung. Vor manchen Tumuli iſt Steinfliefen-Pflaſter angebracht.

II. Die Stufen der Pyramiden und Wälle ſind ſenkrecht anſteigend. Die Bauten einer Anſiedelung ſind je nach einer beſtimmten Hauptrichtung orientirt. Die gröſseren Anſiedelungen zeigen einen Theil ihrer Bauten um ganz oder theilweiſe umſchloſſene Plätze (Hofräume) angeordnet: Bauſtile der Mayavölker.

A. Verapaz-Stil. Die Anſiedelungen ſind meiſt klein. Die Bauten ſind nach den Cardinalrichtungen orientirt. Mörtel wurde nicht in nennenswerther Weiſe verwendet. In Chacujal Steinwälle mit ſenkrechten Mauern, Brüſtungen auf der Plattform.

B. Bauſtile der Hochlandſtämme. Die Anſiedelungen zeigen eine gedrängte Anordnung ihrer Bauten. Im ganzen Gebiete treten H-förmige Tempelhöfe auf.

a) Mörtel iſt bei den Bauten nicht verwendet.

1. Tzental-Stil. Die Bauten einer Anſiedelung ſind gewöhnlich nicht nach den Cardinalrichtungen, ſondern vorzugsweiſe nach Zwiſchenrichtungen orientirt.

b) Bei manchen Bauten wird Mörtel zur Herſtellung von Steingebäuden verwendet.

2. Mame-Stil. Die Bauten einer Anſiedelung ſind meiſt nach Zwiſchenrichtungen orientirt.

3. Quiché-Stil. Die Bauten einer Anſiedelung ſind nach den Cardinalrichtungen orientirt.

C. Bauſtile der Tieflandſtämme. Bei vielen Bauten ſind Steinmauern, mit Mörtel verkittet, angewendet. Steinhäuſer mit bewohnbaren Innenräumen. Die Bauten ſind meiſt nach den Cardinalrichtungen orientirt.

1. Maya-Stil. Zuweilen Steilpyramiden. Die Thürbalken ſind aus Zapoteholz.

1a. Peténtypus. Die Bauten einer Anſiedelung ſind eng gedrängt; Bildung vieler Plätze (Feſtungscharakter). Die Wände

zeigen Mörtelbelag. Meiſt ſchmuckloſe Bauten.

1b. Südyucatekiſcher Typus (Uebergangstypus). Die Anordnung der Bauten iſt minder gedrängt. Die Wände der Steinhäuſer ſind häufig mit ſorgfältig behauenen, aber einfachen Steinen bekleidet.

1c. Nordyucatekiſcher Typus. Die Bauten einer Siedelung ſind ziemlich zerſtreut. Die Aufsenwände der Steinhäuſer ſind oft ſehr reich mit Sculpturen verziert.

2. Chol-Stil. Die Thüreingänge ſind meiſt mit Steinplatten überdeckt. Die Ausſchmückung der Steinhäuſer geſchah durch Stuckverzierungen oder durch Bild- und Hieroglyphentafeln.

3. Chortí-Stil. Eigenartige Ausbildung der Pyramidenbauten und Plätze. In Copan eine Steilpyramide.

Die Steinhäuſer von Toniná gehören dem Chol-Stil an, während die übrigen Bauten und die Geſammtanordnung dem Tzental-Stil entſpricht. Die Ruinen liegen gegenwärtig im Verbreitungsgebiete der Tzentales, aber nicht ſehr fern von der Grenze derſelben, da die nächſten Lacandonen- und Chol-Anſiedelungen kaum 30 bis 40 km davon entfernt ſind, und es iſt die Möglichkeit nicht von der Hand zu weiſen, daſs Toniná urſprünglich eine Chol- oder Lacandonen-Anſiedelung war. Wie dem aber auch ſei, Toniná zeigt immer einen gemiſchten Stil, auf jeden Fall Entlehnungen von einem Nachbarſtil, ſo daſs ich nicht gewagt habe, wegen dieſes einzigen Beiſpiels dem Tzental-Stil das Vorkommen von Steinhäuſern zuzuſchreiben.

Die indianiſchen Bauten des nördlichen Mittelamerika zeigen ſehr häufig einen auffälligen Mangel an Symmetrie. Die allereinfachſten Bauten ſind allerdings faſt immer ſymmetriſch, da ſie bei ihrer Einfachheit überhaupt keinen Raum zu unſymmetriſcher Ausgeſtaltung gaben. Die beſſer differenzirten Einzelbauten und einheitlichen Gebäudecomplexe (Tempelanlagen) zeigen

aber faſt immer eine ungleichartige Ausbildung zu beiden Seiten der Mittellinie, und wenn bei höherer Entwickelung der Baukunſt die Bauten ſich immer mehr der ſymmetriſchen Ausgeſtaltung nähern, ſo ſcheinen doch nur die höchſt ſtehenden Steinbauten von Yucatan und Palenque wirklich volle Symmetrie erreicht zu haben. Freilich ſind es oft nur noch Kleinigkeiten, die unſymmetriſch gebildet ſind, aber man hat beim Betrachten der Bauten oder Pläne doch faſt immer das Gefühl, als ob dieſe Dinge nicht aus Nachläſſigkeit, ſondern abſichtlich unſymmetriſch ausgeführt worden wären. Und wie capriciös ſelbſt noch die Innenräume der Steinhäuſer manchmal zu beiden Seiten des Einganges verſchiedenartig ausgebildet ſind, mag der Plan eines Zimmers von Tical (Fig. 15) zeigen; auch der reich differenzirte Innenraum des Haupttempels von Menché zeigt durch die verſchiedene Lage der Eingänge zu den äuſſerſten Seitengelaſſen*) Abweichung von der Symmetrie. Beiläufig mag übrigens darauf hingewieſen werden, daſs die Indianer der Mayafamilie auch in ihren muſikaliſchen Weiſen dieſelbe Hinneigung zu unſymmetriſcher Ausbildung der einzelnen Glieder zeigen**).

Allen zur Mayavölkerfamilie gehörigen Stämmen***) kommen gewiſſe gemeinſame Eigenthümlichkeiten der Bauweiſe zu und es iſt von groſser Bedeutung, daſs innerhalb ihres gegenwärtigen Verbreitungsgebietes nach dem heutigen Stande unſerer Kenntniſſe keine Bauten von fremdartigem Stile vorkommen — mit Ausnahme der wenigen bei Motozintla, über welche ich ſchon oben geſprochen habe. Man darf daraus denſelben Schluſs ziehen, zu welchem ich auch beim Studium der geographiſchen Ortsnamen†) gelangt bin, daſs nämlich die Mayavölker ſchon ſeit lange ihre gegenwärtigen Wohnſitze im nördlichen Mittelamerika inne haben.

Ein Vergleich der gemeinſamen Züge der Bauſtile der Maya-

*) Dieſe Seitengelaſſe ſcheinen von den Lacandonen vorzugsweiſe zu ihren Opfern benutzt worden zu ſein, da ich in ihnen 1891 die meiſten ihrer thönernen Opferſchalen fand.

**) Vergl. Neue Muſikzeitung, XI. Jahrg. (1890), Nr. 7 und 8, und XIII. Jahrg. (1892), Nr. 22 und 23.

***) Ich muſs leider hier von den Huasteken abſehen, da ich über ihre Bauten keinerlei Nachrichten habe.

†) Globus, Bd. 66, 1894, S. 90 ff.

völker läfst auch einen gewiffen Schlufs zu auf den Grad der bautechnifchen Cultur, wie fie vor der definitiven Trennung der Stämme bei dem Mayavolke beftanden hat. Es ift dies ein recht niedriger Grad: Wälle und Stufenpyramiden von geringer Gröfse, nach einer beftimmten Himmelsrichtung orientirt und oft um einen Platz (Hofraum) herum gruppirt. Es fcheint übrigens, als ob fich die Tieflandftämme bereits vom Urmayavolke abgetrennt gehabt hätten, als die Verapaz-Stämme (Pokan-Gruppe) mit den Hochlandftämmen noch in engfter Fühlung waren, denn ihre Strohhütten (Wohnhäufer) ftimmen in der Conftruction völlig überein, während die Tieflandftämme durch vorgefchobene Wand davon abweichen; dabei halten aber die nahewohnenden Chol- und Chortí-Indianer noch an dem rechteckigen Grundriffe der Hochlandhütten feft, während Chontales und Mayas durch gerundete Grundrifsformen fich von diefem Typus entfernen.

Während die Verapaz-Stämme auf einer niederen Stufe der Baukunft ftehen blieben, entwickelten die Hochland- und Tieflandftämme diefe Kunft je in eigenartiger Weife fort, und wenn unter den Hochlandftämmen bei denjenigen der Quiché- und Mame-Gruppe die Baukunft einen neuen Auffchwung erhielt, an welchem die Tzental-Stämme nicht mehr theilnahmen, entwickelte fie fich bei jedem der Tieflandftämme in origineller Weife zu hoher Blüthe, zu welcher das günftige Gefteinsmaterial zweifellos mit beigetragen hat, wie denn auch die Eigenart des anftehenden Gefteins im Chol-Gebiete die Reliefbildnerei, im Chortí-Gebiete die Monolithen-Sculptur, im nördlichen Yucatan die fculpturelle Ausfchmückung der Häufer zur Entwickelung brachte.

Da von den einfachen Bauten des Urmayavolkes ab bis zur Entftehung der fein entwickelten Tempelbauten von Sajcabajá, der originellen Copan-Pyramiden, der trotzigen Tical-Bauten, der überreich gefchmückten Steinhäufer von Yucatan und der harmonifch gegliederten und gefchmückten Bauwerke von Palenque eine fehr lange Zeit verfloffen fein mufs, fo darf man auch als ficher annehmen, dafs jeder einzelne der betreffenden Mayaftämme fchon feit fehr langer Zeit mehr oder weniger feine jetzigen Wohnfitze innegehabt habe und dafs innerhalb derfelben erft die Entfaltung feines Bauftiles Platz gehabt hat; in Andeutungen erkennt man auch

wohl noch den Einfluſs des anſtehenden Geſteins auf die Bauweiſe und man kann aus dem örtlich beſchränkten Urſprung und der örtlich verſchiedenen Entwickelung der Baukunſt erſehen, daſs ein Einfluſs aſiatiſcher Bauſtile durchaus ausgeſchloſſen iſt. Freilich giebt das Studium der Baureſte bisher noch keinerlei Aufſchluſs über die Heimath und etwaige ehemalige Wanderungen des Urmayavolkes und ich kann hier nur dem Wunſche und der Hoffnung Raum geben, daſs es künftigen, eingehenderen Studien auf breiterer Grundlage gelingen möge, die in dieſem Aufſatze angedeuteten Anſchauungen tiefer zu begründen, durch Vergleiche mit der Baukunſt der Nachbarvölker den Culturausgleich zwiſchen denſelben feſtzuſtellen und eine geſicherte Grundlage für die urgeſchichtliche Forſchung zu ſchaffen.

Induſtrielle Thätigkeit der Kekchi-Indianer.

Spinnen und Weben iſt unter den auf dem Lande wohnenden Indianern noch ganz allgemein üblich, während in den Hauptorten dieſe Induſtrie faſt ganz erloſchen iſt.

Um die Baumwolle fürs Spinnen vorzubereiten, nimmt man die Baumwollfaſern (tux il nok) aus der Samenkapſel (rú i nok), entfernt (pitzok) die Samen, legt die Baumwolle auf ein Fell (gewöhnlich ein Rehfell = rix qui quej) und ſchlägt (choxok) dieſelbe mit zwei Gabelſtöcken (rukb tz'uum xalché caib). Um zu ſpinnen, macht man ein Knäuel von Baumwolle (chox vil nok), formt den Faden mit der linken Hand und dreht mit der rechten die Spindel, welche in einem kleinen Guacal oder auf einem Brette läuft.

Die Spindel (petet) entſpricht genau der Zeichnung Taf. I, Fig. 18 der »Ethnologie der Indianerſtämme«, iſt aber nicht bemalt; der Längsſtab heiſst tz'aaj (weil er aus Taxixcò-Holz beſteht = tz'aaj), der kugelförmige Abſchluſs nahe dem unteren Ende heiſst map (die durchbohrte Nuſs der Coyolpalme = map).

Zum Weben wird der Baumwollfaden (k'amamvil nok) auf Knäuel (k'oloch) gewickelt; dann ſteckt man drei Holzſtäbe ſenkrecht in die Erde, in der Weiſe, daſs die Entfernung vom erſten Stab über den ſeitwärts geſtellten zweiten (kimlep) zum dritten gleich der Länge des zu webenden Stückes iſt und wickelt den Faden verſchränkt um die beiden Endſtäbe. Hierauf nimmt man die neben einander aufgezogenen Fäden (die »Kette«, kimvil nok) ſorgfältig ab und ſchiebt an Stelle der

beiden Endſtäbe zwei andere runde Holzſtäbe (tzulub) ein, welche dem Bruſtbaum und Kettenbaum europäiſcher Webſtühle entſprechen; ein mittlerer runder Stab (cachôl) hat die Fäden auseinanderzuhalten; die ungeraden Kettenfäden ſind durch Fadenſchleifen an einen leichten Holzſtab (samil) gebunden, mit welchem ſie aufgehoben werden, um das Einſchieſsen zu ermöglichen. Ein leichtes Stäbchen mit aufgewickeltem Faden (patval xco inok) dient als Schiffchen. Den eingeſchoſſenen Einſchlagfaden drückt man mit einem breiten flachen Holzſtab (kem) feſt; da derſelbe gegen Ende des Gewebes zu umfangreich iſt, ſo wird dann bis zum Abſchluſſe als Erſatz ein ſchmales flaches Stäbchen (latz kem) benutzt. Alle die erwähnten Holzſtäbe des Webeapparates haben ungefähr gleiche Länge. Das Weben iſt Geſchäft der Frauen; der Webeapparat wird auf der einen Seite durch eine gabelförmig aus einander gehende, an beiden Enden eines tzulub feſtgebundene Schnur (tuy) an der Decke oder Wand befeſtigt; das andere tzulub wird an ein geflochtenes Magueyband (iekal) gebunden, welches rückwärts um die Hüften der auf dem Boden knienden oder ſitzenden Weberin verläuft. Die Verzierungen werden während des Webens durch Einziehen der weiſsen oder farbigen Fäden mittelſt einer Nadel hergeſtellt, ohne daſs die Frau ein Muſter vor ſich hätte und die Exactheit der Figuren legt ein ſchlagendes Beiſpiel für den Fleiſs und das enorme Gedächtniſs der indianiſchen Weberinnen ab.

Färben mittelſt gewiſſer Färbepflanzen ſcheint nur noch von Cajaboneros geübt zu werden.

Für Darſtellung von Bindfäden u. dergl. werden die Agaveſafern verwendet. Die Blätter der Agave (ik'è) werden macerirt, die Faſern (uch ik'è) werden getrocknet und zwei getrennte Partien von Faſern von dem Seiler (bakonel) mit der Hand auf dem bloſsen Schenkel zu einer Schnur (bakvil k'aam) zuſammengedreht. Um Schnüre zu Laſſos zuſammenzudrehen, benutzt man ein einfaches Inſtrument (baklep), beſtehend in einem länglichen Holzbrettchen, das um einen Holzſtab an deſſen Ende drehbar iſt. Jenſeits der Drehungsaxe hat das Brettchen einen kurzen Dorn, an welchem die zu drehende Schnur befeſtigt wird; das Ganze wird mit der Hand in Drehung verſetzt und die gröſsere Schwere des Holzbrettchens giebt die nöthige Kraft bei

der Drehung ab, um die am Dorne befindlichen Schnüre zuſammenzudrillen.

Man verfertigt aus den Schnüren die verſchiedenen Arten von Tragnetzen: groſse weitmaſchige (se'k), mittelgroſse, engermaſchige (champá), welche beide mittelſt des Stirnbandes (tap) getragen werden, und kleine, ſehr engmaſchige, zum Umhängen (aulep, weil in ihnen die Mais- und Bohnenkörner bei der Saat — auk — aufbewahrt werden)*). Aus Magueyſchnüren werden auch die Hängematten (ap) verfertigt. Schnüre drehen, Netze machen u. dergl. iſt Geſchäft der Männer.

[Netze werden zum Fiſchfange verwendet; Fiſche, welche ſich durch Unterkriechen unter Steine dem Netze entziehen wollen, werden von dem untertauchenden Indianer mit den Händen gefaſst, mit den Zähnen feſtgehalten und ſo in den begleitenden Nachen — Einbaum — geworfen.

Das einzige noch gebräuchliche Jagdgeräth indianiſcher Abſtammung iſt auſser den verſchiedenen Fallen das Blasrohr (pubchè), welches zur Erleichterung des Zielens am Vorderende eine Wachsmücke (xulum) erhält; die Lehmkugeln (sep), welche zur Erlangung der nöthigen Härte auf dem Comal ſchwach geröſtet werden, werden in einer engmaſchigen Umhängetaſche (aulep) mitgetragen; ein daran gebundener, abgebrochener Knochen eines Truthahnes oder Hahnes (sochèlc) dient dazu, den Lehmkugeln die nöthige Rundung und das richtige Caliber zu geben.]

Flechten von Körben (chacach, Korbflechter, tzulunel) und Hüten (punit), Verfertigen von Matten (pôp) und Beſen (meslep) iſt unter allen Kekchi-Tribus üblich. Die Anfertigung von Regendächern (Soyacales, ind.: mococh) und Feueranblaſern (kvuaal; vergl. Taf. I, Fig. 3 der »Ethnologie«) iſt eine Induſtrie der Cajaboneros; Ausgangsmaterial dafür ſind die getrockneten Blattfiedern der Corozopalme (Attalea Cohune, ind.: tutz), welche für erſteren Zweck parallel zuſammengeheftet, für letzteren geflochten werden.

Kalkbrennen geſchieht jetzt gewöhnlich in kleinen, den europäiſchen Kalköfen nachgebildeten, in die Erde gegrabenen

---

*) Ganz dichte Umhängetaſchen ſind aus Fellen angefertigt (naj jin jut = die Felltaſche).

Löchern. In manchen entlegenen Anſiedelungen werden Muſchel- und Schneckenſchalen ausſchlieſslich zum Kalkbrennen benutzt.

Kohlenbrennen habe ich bei Kekchi-Indianern nie beobachtet.

Töpferei iſt meiſt Geſchäft des Mannes. Der Töpfer heiſst paconel. Dem Thon (sep) wird in Ermangelung von Sand pulveriſirter Kalkſpath beigemiſcht. Tinajas werden nicht, wie in Chinantla (Stoll, »Guatemala«, S. 333), durch drei einzelne Stücke, ſondern durch eine ganze Anzahl zwei bis drei Finger breiter Streifen zuſammengeſetzt — im Princip dieſelbe Methode, aber offenbar auf tieferer Entwickelungsſtufe befindlich.

Die gebräuchlichſten Thongeſchirre ſind die Tinaja (der breite doppelſchenkelige Waſſerkrug, ind.: cuk), der Comal (der Röſtteller, ind.: qu'il), grofse, weite, gefchweifte Häfen (ucal), nicht gefchweifte, tiefe Töpfe (emèl), Taſſe (sek) und der einhenkelige bauchige Kochtopf (xar). Thönerne Bratfchüffeln habe ich bei Kekchi-Indianern nie beobachtet, dagegen fanden ſich in altindianiſchen Anſiedelungen unter den Ausgrabungsgegenſtänden manche Thonſchalen, welche Fig. 32 der Taf. II der »Ethnologie« ſehr nahe ſtehen, ſie waren demnach früher gebräuchlich.

[Andere Küchengeräthe ſind: der Guacal (jom), der Flaſchenkürbis (su) und der zum Aufbewahren der Tortillas benutzte, oben abgeſchnittene Flaſchenkürbis (sèèl).

Der Urſprung der Töpferei ſcheint aus der Nachahmung der Guacales und Flaſchenkürbiſſe entſtanden zu ſein, wobei erſtere ſogar direct als Form benutzt worden ſein kann.

Die Feuerſtätte (ben i chaa, d. i. »über der Aſche«) beſteht aus einem mit drei Steinen (k'up) als Stützpunkte für die Gefäſse verſehenen Raum am Boden der Hütte.]

Die Heimath der Mayavölker.

Wenn wir nach der Heimath der mittelamerikaniſchen Völker forſchen, ſo ſtoſsen wir auf groſse Schwierigkeiten, denn die ſpärlichen Nachrichten indianiſcher Documente ſind zu ungenau. um irgend welche ſichere Schlüſſe zu ermöglichen, und die aus Ueberlieferungen der Einheimiſchen mitgetheilten Berichte älterer ſpaniſcher Schriftſteller ſind vollends unſicher und oft unklar, ſo daſs man kaum eine Hoffnung haben kann, auf dem Wege der Urkundenforſchung dieſe Frage zu löſen. Es geht zwar aus ſolchen Nachrichten ziemlich übereinſtimmend hervor*), daſs die aztekiſchen Volksſtämme Mittelamerikas von Norden her, alſo vom Hochlande von Mexiko aus, nach ihren heutigen Wohnſitzen gelangt ſind, und es iſt ſehr bemerkenswerth, daſs ſie ſich faſt ausſchlieſslich an den Meeresküſten, welche bei dem Gebirgscharakter des Binnenlandes den natürlichſten und leichteſten Wanderweg darſtellen, niedergelaſſen haben und nur da ins Binnenland vordrangen (Motaguathal, Baja Verapaz in Guatemala) und ausgedehnte Anſiedelungen gründeten, wo eine Depreſſion des centralen Gebirgslandes den Zutritt (von Süden her) am meiſten erleichterte. Bemerkenswerth iſt ferner, daſs in dem vermuthlichen Ausgangspunkte dieſer Wanderungen (in Mexiko) das Gros dieſes Völkercomplexes wohnt und es iſt dies Zuſammentreffen ein neuer Beleg für die Wahrſcheinlichkeit der eben erwähnten Wanderungsrichtung, da es doch viel eher vorkommt, daſs beſtimmte Zweige eines Volkes fortwandern, das Gros aber zurückbleibt, als umgekehrt. Freilich weiſen manche Anzeichen,

*) Vergl. Stoll.

insbeſondere aber directe hiſtoriſche Mittheilungen darauf hin, daſs die aztekiſche Völkerfamilie noch viel weiter nördlich als in ihrem gegenwärtigen Wohngebiete ihre urſprüngliche Heimath gehabt habe; aber es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daſs die Wanderung der aztekiſchen Stämme nach Mittelamerika in vergleichsweiſe junger Vorzeit erſt ſich ereignet hat, und der Fund von Maya-Alterthümern auf dem Boden der Pipilreiche von San Salvador macht es in hohem Grade wahrſcheinlich, daſs z. B. in genanntem Gebiete urſprünglich ein Stamm der Mayafamilie, der zudem ſchon die höchſten Culturerrungenſchaften jener Völkerfamilie ſein eigen nannte, wohnte und durch die einwandernden Pipiles verdrängt wurde.

In ähnlicher Weiſe wie die aztekiſchen Stämme, mögen auch die Zapoteken und Mijevölker von Mexiko aus nach Mittelamerika vorgedrungen ſein; erſtere ſind, wie es ſcheint, mit den Mayavölkern nicht in directe Berührung gekommen; letztere aber (die Zoques) wohnen noch heute in unmittelbarer Nachbarſchaft derſelben, jedoch ſo, daſs die Mayaſtämme (die Tzotziles) das Hochland einnehmen, während die Zoques bis an den Rand desſelben heranreichen, gleichwie als ob erſtere ſich vor dem Andringen der letzteren erſt an dem Steilabfalle des Hochlandes hätten vertheidigen und halten können. Ein Zweig der Mijevölker wohnt, wohl erſt nachträglich von dem Reſte getrennt, in der pacifiſchen Küſtenebene bei Tapachula (Chiapas).

Die Chiapaneken ſtehen ſprachlich in Beziehung zu den Mangues von Nicaragua und mögen, wie die Ueberlieferung will, aus letzterem Lande gekommen ſein; ſie bewohnten Theile der groſsen Thalſenke des Chiapasfluſſes, jedoch ebenſo, wie die Zoques, in der Weiſe, daſs ſie auf die Niederungen beſchränkt blieben, während unmittelbar über dem Steilanſtiege des Gebirges die Niederlaſſungen der Tzotziles, eines Mayavolkes, ſich befinden.

Es iſt auffallend, die Tzotziles dieſen beiden Volksſtämmen gegenüber als Hochlandsbewohner und in einer Art Vertheidigungsſtellung zu finden.

Die Xincas in Guatemala reichten von der pacifiſchen Küſtenebene bis ins Herz der Hauptcordilleren von Südguatemala und bildeten damit einen Keil in der Mayabevölkerung jener Gegend zu einer Zeit, als ein Mayavolk noch Theile von S. Salvador

bewohnte und die Chortí-Indianer noch bis ins Thal des Sensenti reichten. Auch jetzt bilden ſie noch einigermaſsen einen Keil in der Pokomambevölkerung Südguatemalas, wie ſie auch zugleich die einſtige Pipilbevölkerung Südguatemalas von der S. Salvadors trennten. Derartige Verbreitung läſst mancherlei Vermuthungen über die Vorgeſchichte des Volkes zu; doch will ich hier nicht näher darauf eingehen und überlaſſe es dem Leſer, ſeine Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe zu ziehen.

Die Huaves ſollen von Süden her zur See in Mittelamerika eingewandert ſein, und die Caraiben, offenbar von Südamerika ſtammend, haben ſich erſt in dieſem Jahrhundert an der atlantiſchen Küſte des nördlichen Mittelamerika, im ehemaligen Gebiete der Choles, niedergelaſſen. Beide Volksſtämme kommen aber für die Frage nach der Heimath der Mayavölker nicht in Betracht.

Dagegen darf es als höchſt wahrſcheinlich gelten, daſs die aztekiſchen Völker des nördlichen Mittelamerika einwanderten, als die Mayavölker längſt dort anſäſsig waren, und ein Gleiches vermuthe ich für die Zoques (Mijevölker) und Chiapaneken, während die Xincas und Leucas wohl ſchon in ſehr früher Vorzeit neben den Mayas mehr oder weniger ihre jetzigen Wohnplätze innegehabt haben dürften.

Was nun die Mayavölker ſelbſt betrifft, ſo zeigt ein Blick auf die Sprachenkarte, daſs dieſelben (mit einziger Ausnahme der Huasteken) ein ganz zuſammenhängendes Gebiet im nördlichen Mittelamerika einnahmen, oder wenigſtens vor der Zeit der Conquiſta und noch ſpäter vor dem ſprachlichen oder vollſtändigen Untergang mancher Stammestheile eingenommen haben. Schaut man zudem nach der Vertheilung der einzelnen Sprachen, ſo ergiebt ſich wieder, daſs die zu einer beſtimmten Gruppe zuſammengehörenden Glieder noch immer auch räumlich bei einander liegen, oder wenigſtens vor nicht zu langer Zeit zuſammenlagen: der Zuſammenhang von Chol und Chortí iſt durch Vordringen der Lacandonen und Entvölkerung einzelner Cholgebiete unterbrochen, der Zuſammenhang von Pokonchi und Pokomam ſcheint ſchon viel früher durch das keilförmige Eindringen von Pipil-Indianern geſtört worden zu ſein. Einen beträchtlichen Entfernungsunterſchied zeigen aber die Wohnſitze der Huasteken von den ihnen ſprachlich nahe ſtehenden Chicomucal-

teken und ich werde gerade hierauf noch ſpäter zurückkommen müſſen. Abgeſehen davon aber legt das räumliche Beiſammenſein der ſprachlich nächſtverwandten Mayaſtämme die Vermuthung nahe, daſs ſich die Abgliederung der Nebenſprachen von ihrer Hauptſprache an Ort und Stelle vollzogen haben mag und da zur Ausbildung einer ſolchen Nebenſprache jedenfalls eine ſehr lange Zeit erforderlich war, ſo müſsten die Mayavölker ſchon ſeit ſehr langer Zeit ihre jetzigen Wohnſitze inne gehabt haben. Die Sprachen der Cholgruppe (Chontal, Chol, Chorti) umſchlieſsen gürtelförmig das reine Mayagebiet, während in einem weiter vorgeſchobenen Ringe neben einander die Sprache der Tzental-, der Mame-, der Quiché- und der Pokomgruppe vorgelagert ſind. Giebt man zu, daſs die Sprachen der Cholgruppe dem Maya etc. ſehr nahe ſtehen, und ſieht man zunächſt von der Huasteca-Gruppe ganz ab, ſo erhält man fünf Hauptgebiete, von welchen das erſte dem ausgedehnten Tieflande im Norden vorzugsweiſe angehört, während die folgenden drei in der Hauptſache dem Hochlande, das Pokomgebiet aber hauptſächlich gemäſsigten Gebirgsländern angehören. Stellen wir die letzten vier Gebiete kurz als Hochlands- oder Gebirgsgebiete dem erſten gegenüber, ſo ſieht man leicht ein, daſs die Tieflandſtämme ein weit gröſseres Gebiet einnehmen bezw. eingenommen haben, als die Gebirgsſtämme alle zuſammen, und man könnte daher leicht zu der Anſicht verſucht ſein, daſs das Tiefland den Ausgangspunkt für die Beſiedelung der Gebirge geworden ſei, und daſs in den Bergländern in Folge der gröſseren natürlichen Verkehrsſchwierigkeiten raſcher die Bildung von Einzelſprachen vor ſich gegangen ſei.

Wenn man aber bedenkt, daſs die ausgedehnten Urwaldgebiete im Norden Mittelamerikas von jeher ſehr ſchwach bevölkert waren, ſo iſt es begreiflich, daſs das Stärkeverhältniſs der Hochland- und Tieflandſtämme doch ein ganz anderes geweſen ſein muſs. Leider iſt es unmöglich, irgendwie dies Stärkeverhältniſs feſtzuſetzen; aber auch ein Vergleich der jetzt zu beobachtenden Ziffern dürfte bei dieſer Frage inſtructiv ſein, doch iſt ſchon eine ſolche Feſtſtellung ſchwierig und für mich nur für Guatemala auf Grund des neuen Cenſus von 1893 möglich, während ich für Chiapas und Tabasco keine Einzelzahlen geben kann und mich

auf ganz rohe Schätzungen beſchränken muſs. Ich bitte alſo, die Zahlen nur als ganz rohe Schätzungswerthe betrachten zu wollen:

Mayas	300 000
Chontales	10 000
Choles	20 000
Chortís	50 000*)
	380 000

Tzentales, Tzotziles, Chaneabales jedenfalls weit über 100 000.

Mames	115 000
Jacaltecos	36 000
Chujes	13 000
Aguacatecos	4 000
Ixiles	12 000
Motozintlecos	3 000 (?)
	183 000
Quichés	278 000
Cakchiqueles	131 000
Zutuhiles	14 000
Uspantecos	3 000
	426 000
Kekchis	85 000
Pokonchís	20 000
Pokomames	50 000
	155 000

Mit Chicomucelteken (etwa 4000?) und Huasteken, über deren Zahl ich nicht einmal eine Vermuthung äuſsern kann, beträgt die Summe der noch lebenden, zu den Mayavölkern gehörigen Indianer jedenfalls über $1\frac{1}{4}$ Millionen. Die ſtärkſten Volksgruppen ſind die Tieflandſtämme und die Quichégruppe; die ſtärkſten Einzelvölker ſind die Mayas (300 000) und die Quichés (faſt 280 000).

Aehnlich muſs das Stärkeverhältniſs auch in früheren Zeiten geweſen ſein, denn zur Zeit der Conquiſta und vorher waren es ebenfalls die Mayas und die Quichés geweſen, welche die mäch-

*) Jedenfalls viel zu hoch gegriffen.

tigſten Reiche des nördlichen Mittelamerika dargeſtellt hatten. Man ſieht aus dieſem Umſtande, daſs eben auch hier die Einheit der Sprache die Gründung groſser Reiche erſt ermöglichte, und ein Blick auf die Geſchichte der Quichés lehrt, daſs das numeriſche Uebergewicht dieſes einen Stammes im Vereine mit kluger Politik und hoher Kriegstüchtigkeit es dahin brachte, allmählich auch die benachbarten, fremdſprachigen Stämme dem Quichéreiche anzugliedern, daſs aber in der Folge gerade die Verſchiedenheit der Sprache zuſammen mit den particulariſtiſchen Beſtrebungen der Einzelſtämme und ihrer eingeborenen Herrſchergeſchlechter wieder den theilweiſen Zerfall des Quichéreiches hervorrief.

Kehren wir aber nach dieſer Abſchweifung zu unſerem Thema, zur Frage nach der Heimath der Mayavölker, zurück, ſo iſt leicht zu erkennen, daſs der Vergleich des Stärkeverhältniſſes uns keine Handhabe zur Löſung der Frage darbietet; nur das eine geht daraus hervor, daſs die Mayas etc. an Volkszahl nicht ſo ſehr den anderen Stämmen überlegen ſind, daſs man dieſe nur als Zweige, die Mayas ſelbſt aber als das Muttervolk der ganzen Völkerfamilie anſehen müſste.

Auch die Sprachen ſprechen meines Erachtens nicht für eine derartige Annahme; ein Vergleich des geſammten Sprachbaues iſt zwar noch nie verſucht worden; lautlich aber iſt die Mayaſprache im Allgemeinen minder archaiſtiſch, als man glauben müſste, wenn ſie die Stammmutter der übrigen Sprachen wäre; ich will hier nicht auf die Erweichungen der t-Laute in tz oder ch, oder der c-Laute in ch eingehen, denn wenn ſich auch in manchen Fällen gerade in dieſer Hinſicht die Sprachen der Chol- und Tzentalgruppe als alterthümlicher erweiſen als Maya, ſo iſt doch beim Vergleiche anderer Wörter wieder das Gegentheil feſtzuſtellen, ſo daſs man leicht erkennt, daſs eine derartige Erweichung nicht eine allgemeine Lautregel iſt, ſondern nur für einzelne Fälle gilt. Wir werden aber nichts Beſtimmtes über dieſe Fragen ausſagen können, bis nicht eine vergleichende Grammatik dieſer intereſſanten Sprachen geſchaffen ſein wird.

Dagegen können uns die Sprachen, und zwar das Vocabular, unter Umſtänden wichtige Fingerzeige für die Löſung der uns beſchäftigenden Frage geben, wenn man nämlich diejenigen

Wörter vergleicht, welche Pflanzen, Thiere und culturhiſtoriſch intereſſante Rohmaterialien oder Gegenſtände bezeichnen (s. Beilage 4). Alle Mayavölker ſind Ackerbauvölker; ſie haben auch für das Hauptnährmittel, den Mais, faſt durchweg dieſelbe Bezeichnung; ebenſo zeigt ſich für die meiſten übrigen Culturpflanzen ſehr groſse Uebereinſtimmung. Leider iſt hierdurch für die Frage nach der Heimath dieſer Völker nicht viel gewonnen, denn faſt alle dieſe Pflanzen ſind über ein weites Gebiet verbreitet und gehen auch durch verſchiedene Klimazonen hindurch. Nutzbringender iſt der Vergleich der Namen wildwachſender Pflanzen, und es fällt hier in erſter Linie die Uebereinſtimmung in der Bezeichnug der Kiefer auf. Freilich iſt auch dieſer Baum weithin verbreitet, und reicht in Mittelamerika vom Hochgebirge an bis faſt zur Meereshöhe (Motaguathal, Britiſch-Honduras) herunter. Immerhin zeigt aber ein Blick auf die Vegetationskarte, daſs die Kiefern (mit einziger Ausnahme der Pineridges von Britiſch-Honduras) vollſtändig auf das Gebirgsland beſchränkt ſind, und insbeſondere in Yucatan vollſtändig fehlen. Man erſieht daraus unſchwer, daſs Yucatan alſo nicht die Heimath der Mayavölker geweſen ſein kann, ſondern daſs dieſe im Gebirgslande, wenn überhaupt in Mittelamerika, zu ſuchen iſt.

Von viel geringerer Verbreitung als die Kiefern ſind die Corozo- und Coyolpalmen, welche in Mittelamerika und in Mexiko auftreten und in den Mayaſprachen, ſoweit bekannt, faſt durchweg gleichartige Benennungen haben. Corozopalmen fehlen übrigens im nördlichen Yucatan vollſtändig, ſind aber im übrigen Mittelamerika auf warme feuchte Gebiete beſchränkt; wenn auch Hochlandſtämme, wie Jacaltecos und Uspantecos, dieſelbe Bezeichnung für die Corozopalmen haben, ſo zeigt das den Einfluſs von Handelsverbindungen an. Spricht die gleiche Benennung für Corozo- und Coyolpalmen daſür, daſs die Heimath der Mayavölker in Mittelamerika oder Mexiko, nicht aber in Yucatan geweſen ſein könne, ſo ergiebt ſich ein ähnliches Reſultat bei Unterſuchung der Thiernamen.

Eine groſse Zahl von Thieren ſind faſt gleich benannt in allen Mayaſprachen, aber leider haben ſie faſt alle eine ſo weite Verbreitungsgrenze, daſs damit für die Frage nach der Heimath der Mayavölker Nichts gewonnen iſt. So reicht der

Alligator bis 42° n. Br. und findet ſich im nördlichen Mittelamerika vorzugsweiſe im warmen Lande, ſeltener (Fluſsgebiet des Rio Chiapas) auch im gemäſsigten; wenn man nun auch ſieht, daſs überall in den Mayaſprachen dieſelbe Bezeichnung für dieſes Thier wiederkehrt (im Tzutehil erſcheint nur die Umſchreibung iboy chu = »Gürtelthier-Fiſch«), ſo läſst ſich damit doch kein brauchbarer Schluſs ziehen. Anders, wenn man ſieht, daſs die Taltuſa, welche Mexiko meinen Nachrichten nach nicht überſchreitet, ebenfalls durchweg gleichartig benannt wird; man erhält ſo wieder dieſelbe engere Grenze, wie oben bei Betrachtung der Corozo- und Coyolpalmen.

Mehrfach lautet auch der Name des Brüllaffen gleich, welcher nördlich nicht über die Nordgrenze der tropiſchen Wälder Mexikos hinausreicht und, was bemerkenswerth iſt, auch in Yucatan fehlt, ebenſo der Guacamaya und der Quezal, der von Neugranada bis Mexiko reicht.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daſs bei genaueren ſprachlichen und thier- wie pflanzengeographiſchen Studien die Frage nach der Heimath der Mayavölker weſentlich gefördert, vielleicht ſogar ganz entſchieden werden könnte; für jetzt kann nur ſo viel geſagt werden, daſs Yucatan die Heimath dieſer Völker nicht iſt, ſondern daſs dieſelbe anderwärts in Mittelamerika oder Mexiko zu ſuchen iſt; wenn man auf die Verbreitung der Kiefern Rückſicht nimmt, iſt vor Allem das Gebirgsland zu nennen, wo ja auch jetzt noch die Hauptmaſſe der Mayavölker ihre Wohnſitze hat.

Sprachliche Studien würden aber auch in anderer Hinſicht bei Einzelfragen von groſser Bedeutung ſein, wie man am Beiſpiele der Kekchi-Indianer erſehen kann. Wie aus der Verbreitung der Maya- reſp. Chol-Ortsnamen hervorgeht, findet man ſolche im nördlichen Wohngebiete der Kekchis. Daſs letztere erſt nachträglich nach Norden vorgedrungen ſind, erkennt man mit Sicherheit daran, daſs ſie für das auf feuchte Urwaldgebiete beſchränkte Hokkohuhn kein Kekchi-Wort haben, ſondern ein reines Cholwort benutzen (chak mut = rother Vogel, was in Kekchi cak tz'ic heiſsen müſste), und ebenſo benennen ſie einen Fiſch des Usumacinta-Stromgebietes in reinem Chol chak ti (rothe Schnauze), was in Kekchi cak chí heiſsen müſste. Daſs die Kekchi-Indianer von Süden her, d. h. wenigſtens aus dem

Verbreitungsgebiete der Kiefern, nach jenen feuchten Urwaldgebieten gekommen ſind, erkennt man daran, daſs ſie bei ihren Heiligthümern (Ermitas) Kiefern zu pflanzen pflegen, welche ſonſt in jenen Gegenden nicht wachſen. Aber nicht bloſs bei den Kekchis findet man eine derartige religiöſe Verwendung der Kiefern, ſondern auch bei den verſchiedenſten anderen Mayavölkern, was dafür ſpricht, daſs in ihrer Heimath die Kiefern eine ſtarke Verbreitung und groſse Bedeutung beſaſsen.

Alles in Allem genommen, erkennt man leicht, daſs die Frage nach der Heimath der Mayas noch nicht mit irgend welcher Sicherheit gelöſt werden kann. Bedenkt man aber, daſs ſowohl bei der Unterſuchung der Ortsnamen, als bei derjenigen der Bauſtile, ſich das übereinſtimmende Reſultat ergeben hat, daſs die Mayavölker ſeit ſehr langer Zeit ihre bisherigen Wohnſitze innegehabt haben, bedenkt man ferner, daſs die geographiſche Lage ihrer Wohnſitze darauf hinzudeuten ſcheint, als ob ſie fremden Völkern gegenüber ſich entweder (auf dem Hochlande) behauptet haben, oder aber vor ihnen zurückweichen muſsten (S. Salvador), bedenkt man ferner, daſs aus ſprachlichen und biographiſchen Gründen zuſammengenommen die Heimath der Mayavölker in Mittelamerika-Mexiko, nicht aber in Yucatan zu ſuchen iſt, ſo erſcheint es als das Wahrſcheinlichſte, daſs das Gebirgsland von Chiapas-Guatemala der Urſitz der Mayavölkerfamilie iſt, von wo aus frühzeitig die Mayas und Cholſtämme nach dem Tieflande hin ausgewandert ſind, während noch früher die Huasteken von Chiapas aus längs der atlantiſchen Küſte nach Norden zogen und ſich in ihren jetzigen Wohnplätzen feſtſetzten. Ob die Chicomucalteken dann noch in Zuſammenhang mit ihren Stammesverwandten blieben und ſo den ſprachlichen Gleichklang in vielen Wörtern wahrten, wer wüſste das zu ſagen?

Man mag es vielleicht unnatürlich finden, wenn ich die ausgedehnten Colonien der Mayas in Yucatan und der Huasteken in Mexiko vom Hochlande des nördlichen Mittelamerika ausgehen laſſe; aber abgeſehen davon, daſs, wie oben hervorgehoben, manche Wahrſcheinlichkeitsgründe dafür ſprechen, ebendort die Heimath der Völkerfamilie zu ſuchen (wobei natürlich an die allerfrüheſte Vorzeit nicht gedacht wird, ſondern nur an jene Zeit, von welcher ab ihre Cultur und ihre Sprache ſich zu entwickeln, wie auch zu

verzweigen begann), erſcheint mir auch darum eine derartige Annahme glaubhaft, weil die natürlichen Bedingungen und Rohmaterialien jener Gebirgsländer ſehr gut zur Entſtehung der Mayacultur geführt haben können, und weil nach modernen Beobachtungen die Richtung der indianiſchen Wanderungen immer vom Hochlande nach dem Tieflande zu geht, wie denn auch die einzelnen Culturpflanzen ſich durchweg leichter von höheren Standorten nach tieferen hin verpflanzen laſſen, als umgekehrt. Der allgemeine Charakter der einheimiſchen Agricultur iſt überhaupt kein eigentlich tropiſcher, und die Thatſache, daſs die Mayavölker ſämmtlich Ackerbauer ſind und waren, deutet mit Beſtimmtheit darauf hin, daſs ihre Heimath nicht in Urwaldgebieten zu ſuchen iſt, wo der Urbarmachung groſse Schwierigkeiten im Wege ſtehen, ſondern in offenerem Gelände, d. i. in Sabannen und lichten, trockeneren Waldgebieten. Solche findet man im nördlichſten Yucatan, ſowie im mittleren Guatemala und Chiapas, und daſs Nordyucatan nicht in Frage kommen kann, haben wir oben aus ſprachlichen und biographiſchen Gründen erſehen.

Obgleich auch jetzt noch die Hauptmaſſe der Mayavölker in relativ trockenen Gebieten wohnt, ſo ſteht doch aus ſprachlichen Gründen feſt, daſs ſie ſchon in früher Vorzeit auch feuchte Urwaldgebiete beſiedelt hatten, und die Verſchiedenartigkeit der Producte beider Klimazonen hat jedenfalls die erſte Urſache zu einer derartigen Coloniſation geboten. Wenn wir auch ſehen, daſs gewiſſe Völker der Mayagruppe jetzt vollſtändig dem feuchten Klima angepaſst ſind und trockene Gebiete ziemlich meiden (Chujes, Ixiles, Kekchis), ſo iſt das eben eine Erſcheinung, welche ſich aus langer Gewöhnung erklärt, und in einzelnen Fällen (Kekchis) kann man, wie wir oben geſehen haben, ſogar noch nachweiſen, daſs das Volk aus anderen, trockeneren Gebieten her eingewandert iſt. In den meiſten Fällen haben die einzelnen Stämme nur Colonien nach wärmeren, feuchten Gegenden entſendet, ſo die Mames, Quichés, Zutuhiles und Cakchiqueles nach der pacifiſchen Küſtenebene und je ſtärker die Erſchöpfung des Bodens und gelegentlicher Miſswachs auf dem Hochlande ſich fühlbar machen, deſto ſtärker iſt auch die Auswanderung nach wärmeren und feuchteren Klimaten, wo die gröſsere Feuchtigkeit,

der regelmäfsige Regen ſichere Ernten gewährleiſtet und die höhere Temperatur die Reife der Feldfrüchte beſchleunigt.

Neben äufseren Kriegen und inneren Revolutionen haben jedenfalls auch ähnliche Erſcheinungen, wie die eben beſprochenen, ehedem zur Auswanderung ganzer Völker aus ihren alten Wohnſitzen geführt und in manchen Fällen (Tolteken) wird Mifswachs direct als Urſache der allgemeinen Wanderung angegeben. So mögen auch ſeiner Zeit Uebervölkerung und Mifsernten einen Theil der Mayavölker aus dem Hochlande nach dem Tieflande getrieben haben, und es ſcheint aus dem von Brasseur de Bourbourg in ſeinem »Diego de Landa« mitgetheilten und überſetzten Manuſcript*) hervorzugehen, dafs noch in hiſtoriſcher Zeit (Ende des 5. Jahrh. n. Chr.) vom Süden her eine Abtheilung von Mayas ſich im Südoſten Yucatans feſtſetzte und allmählich nordwärts vordrang, bis ſie Chichenitza (8. Jahrh.) und Champutun (9. Jahrh.) eroberten und dadurch eine ſüdlich gerichtete Auswanderung der dortigen Bewohner (Itzaes) hervorriefen.

Leider mufs man bei der Frage nach der Heimath der Mayavölker meiſt mit Vermuthungen und Analogieſchlüſſen rechnen, und wir müſſen am Ende unſerer Unterſuchung geſtehen, dafs wir nicht mit voller Beſtimmtheit eine gewiſſe Gegend als Urſitz der Völkerfamilie bezeichnen können; manche Gründe ſprechen allerdings dafür, dafs es das Hochland des nördlichen Mittelamerika war; alle die Gründe ſind jedoch nicht zwingend und zahlreich genug, als dafs man nicht die ganze Frage noch immer als eine offene bezeichnen müfste.

*) »Lelo lai utzolan katunil ti Mayab.«

Anhang.

Beilage 1. Regenmeſſungen i

	San Salvador		Südguatemala	Costa Cuca		Baja Verapaz	Alta	
Ort	S. Tecla	S. Salvador	Guatemala	Esmeralda	Las Mercedes	Salamá	Panzós	Cubilgui
Meereshöhe	903	657	1480	1000	1000	920	50	300
Jahrgang .	1887	1893	1880	1893	1893	Nov. 1891 bis Oct. 1892	1894	1893
Januar . . .	0,3	—	10	25,4	35,6	29,8	50,9	169
Februar . .	8,1	—	6	102,1	185,4	0,0	52,1	319
März . . .	0,0	30,0	1	205,0	203,2	0,0	35,1	206
April . . .	49,7	23,5	20	248,6	312,4	0,4	16,2	73
Mai	220,1	151,3	144	579,9	482,6	0,5	230,4	181
Juni	243,8	179,5	253	785,6	797,5	0,4	490,1	215
Juli	338,7	369,7	137	635,5	655,3	112,4	427,5	579
Auguſt . .	230,0	229,1	234	1091,9	960,1	182,0	451,5	398
September .	254,2	241,5	231	734,8	627,4	80,2	324,1	418
October . .	277,1	69,2	159	367,8	472,4	83,8	314,6	718
November .	47,7	60,7	51	120,2	121,9	69,6	108,1	114
December .	14,3	13,1	2	35,9	30,5	111,8	42,0	> 532
Jahr . . .	1684,0	1367,6	1248	4932,7	4884,3	670,9	2542,6	> 3926

Beilage 2.

Culturgrenzen im nördlichen Mittelamerika.

	Untere Culturgrenze	Obere Culturgrenze	Untere Verbreitungsgrenze	Obere Verbreitungsgrenze
Kaffee in Guatemala und S. Salvador	200	1550	0	1800
Kaffee in Tabasco	10	—	0	—
Cacao	0	600	0	920
Zuckerrohr	0	1600	0	1900
Banane	0	1800	0	1900
Tabak	0	1400	0	1800
Reis	0	1000	—	—
Baumwolle	0	1000	0	1400
Mais	0	3100	—	—
Bohnen	0	3000	—	—
Chile (Capsicum annuum)	0	1700	—	—

ördlichen Mittelamerika.

Verapaz						Brit.-Honduras	Tabasco	Chiapas
Setal	Chiacam	Senahu	Panzamalá	Samac	Chimax	Belize	S. Juan Bautista	Ixtacomitan
730	850	990	1250	1300	1300	—	10	210
1893	1893	1892	1892	1893	1893	1893	Novbr. 1892 bis Nov. 1893	1884
397,6	248,9	94,3	170,9	234,8	146,9	60,2	78,8	822,2
324,8	144,6	63,5	108,4	253,4	126,8	85,1	72,0	273,6
183,2	(> 14,5)	75,5	60,6	151,4	74,9	20,3	2,1	152,4
90,9	165,0	60,4	14,6	37,5	30,8	0,0	0,0	171,9
389,5	226,5	686,6	460,6	308,4	275,7	67,3	300,5	154,7
313,4	370,8	674,4	563,8	314,3	204,6	55,9	380,7	119,2
674,4	647,0	926,6	708,9	422,5	422,7	281,9	558,5	337,5
632,2	654,4	515,6	388,6	423,6	362,8	297,2	238,0	773,0
349,3	366,5	498,5	267,6	329,0	259,1	343,4	618,4	703,6
602,5	(> 110,7)	532,7	504,2	780,1	334,8	86,4	234,0	549,8
19,5	78,2	256,2	416,5	156,8	70,6	160,0	6,4	569,2
21,0	344,6	143,8	154,9	882,7	394,2	370,8	64,6	46,4
898,3	> 3381,7	4528,1	3819,6	4294,5	2703,9	1828,5	2554,0	4673,5

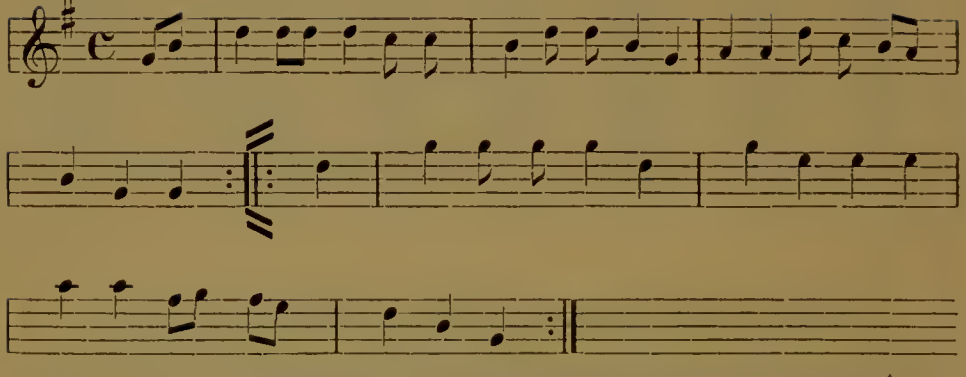
Culturgrenzen im nördlichen Mittelamerika.

	Untere Culturgrenze	Obere Culturgrenze	Untere Verbreitungsgrenze	Obere Verbreitungsgrenze
Indigo	0	700	—	—
Pfirsichbaum	1800	2470	1300	2470
Apfelbaum	2000	2500	1600	2500
Weizen in Guatemala und Chiapas	1800	3150	—	—
Weizen in San Salvador	1000	—	—	—
Gerste	1480	(?)	—	—
Kartoffel	1800	3100	10 *)	3100
Yuca (Manihot utilissima)	0	1950	—	—
Orangenbaum	—	—	0	2100
Agaven	—	—	0	3450
Henequen	—	—	0	700

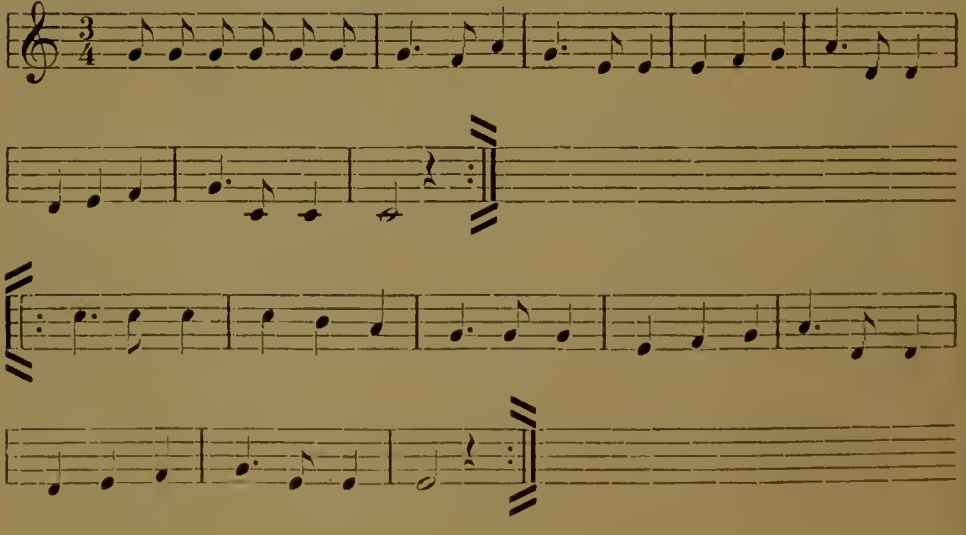
*) In Tabasco.

Beilage 3.

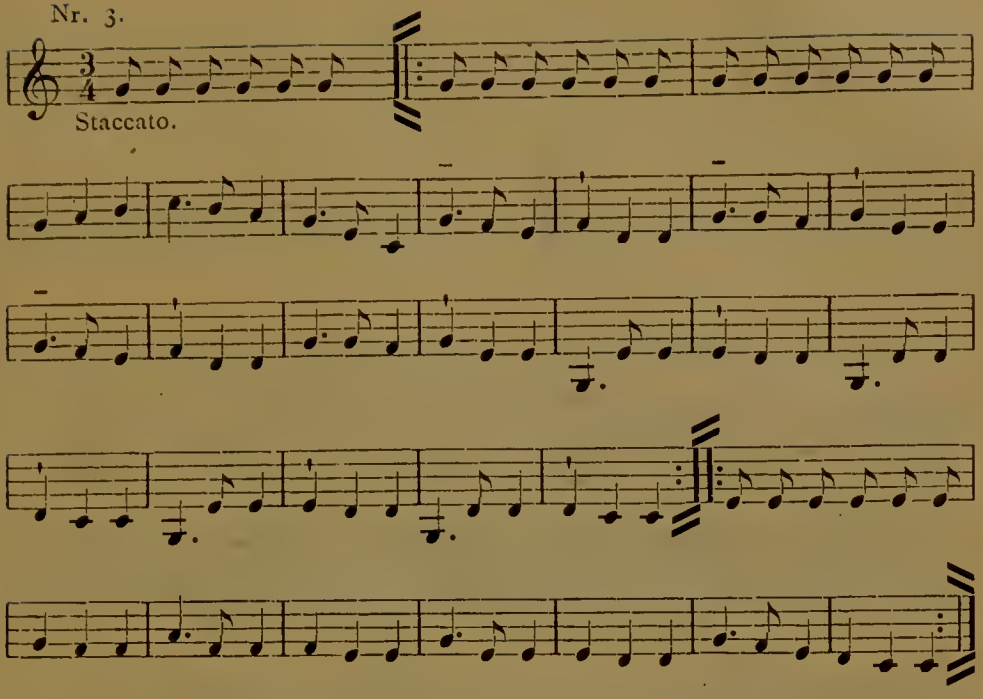
Nr. 1.



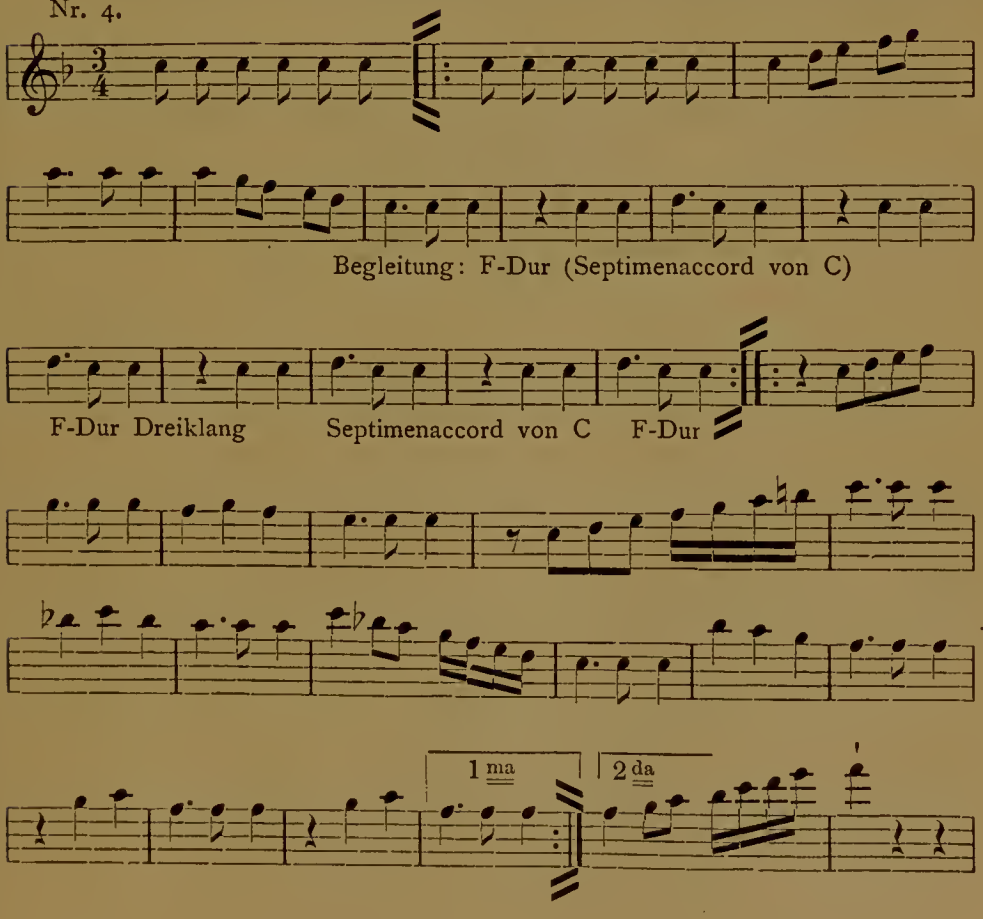
Nr. 2.



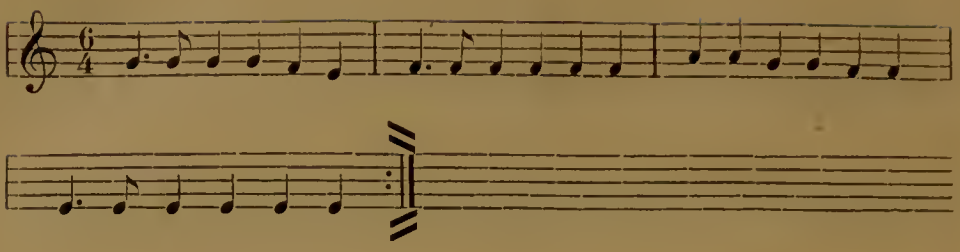
Nr. 3.


Staccato.

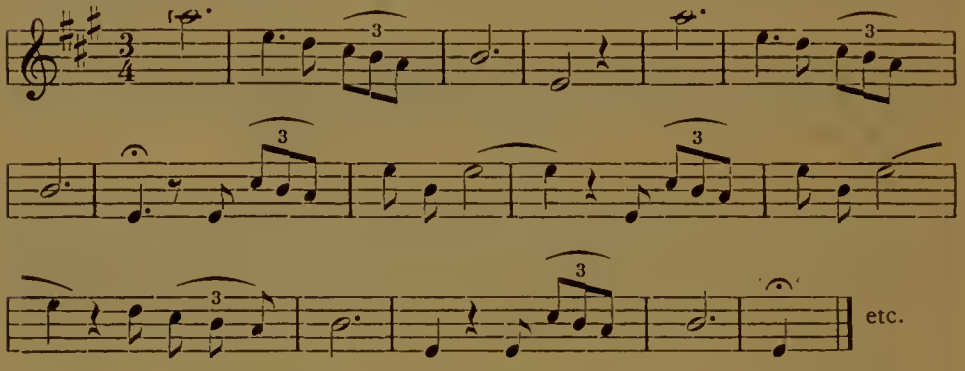
Nr. 4.


Begleitung: F-Dur (Septimenaccord von C)
F-Dur Dreiklang
Septimenaccord von C
F-Dur
1 ma
2 da

Nr. 5.



Nr. 6. Begräbnisweise in Coban (auf Schalmei geblasen; Quiché-Ursprungs?).



Beilage 4.

Vergleichendes

Vocabular culturgeschichtlich interessanter Wörter der Mayasprachen.

Nach eigenen Vocabularen und Stoll's Ethnographie zusammengestellt von

Dr. Karl Sapper.

	Mann	Weib	Vater	Mutter	Grofsvater	Grofsmutter
1. Huasteca (Stoll)	inik	uxum	pailom, pap	mim	mani	ach
2. Chicomucelteca	inik	uxum	ajtic, calé	epé	mam	xepin
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	xib, xiblal	ch'uplal	yum	na	sucun, mam	mim
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	vuinik	ixch'up	yum	na	?	mam?
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	xilal	xchup	—	—	—	—
4. Chol	vuinik	ixik	tyat	nyá	mam	min
5. Chortí	vuinik	ixik	tatá	tu	[tata viejo Sp]	tvuiláma
6. Chontal (Stoll)	vuinik	ixik	pap	naá	?	?
7. Tzental	vuinik	antz	tat	nan	tatmamal	chich
8. Tzotzil (Stoll)	vuinik	antz	tot	me	yagá	yamé
9. Tojolabal	vuinik	ixuk	tat	nan	?	mexep
10. Chuj (Rockftroh)	vuinak	vuistil	pale	nun	mamicham	nun chichin
11. Motozintleca	xip	xok	vaj	mim	mam	chich
12. Mam	xinc (xinoc)	xuj	(mam)	(chu)	(chimam)	(chu uiix)
13. Jacalteca	vuinaj	ix	pale	smi naj	mamicham	miixnam
14. Ixil (Stoll)	na	ixo	bal	chuch	mam	c'uy
15. Aguacateca (Stoll)	yajé	xnan	ta	chu	mam	chu
16. Quiché (Stoll)	vinak, achi	ixok	tat	nan, chuch	mam	atít
17. Cakchiquel (Stoll)	vinak, achi	ixok	tatá	te, nan	mamá	atí
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	vinak	ixok	aj	xchuch	jmam	atít
20. Kekchi	(c)vuink	ixk	tyucvua	na	mamá	ixaan
21. Pokonchí (Stoll)	vinak	ixok	ajau	tut	mam	atit
22. Pokomam von Jilotepeque . .	vinak mas	ixok	tat	tut	mamá	titu
22a. Pokomam (Stoll)	vuinak	ixk'on	tat	nan	mam	atet

	Sohn		Aelterer Bruder	Jüngerer Bruder	Dorf	Haus
	von Vater	von Mutter				
1. Huasteca (Stoll)	atit, tam		atmim	atalal	bichon	atá, pasél
2. Chicomucelteca	tamtic		cucu	acau	mulé	kimá
			uktak			
3. Maya von Yucatan (Stoll)	mejen		sucun	itz'in	cab, caj	na otoch
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—		sucum	itz'in	cab, cajal	naj otoch
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	?	al	suchum	vitz'in	—	naj
4. Chol	alobil		öscun	ijtz'in	tejclum	otyot
5. Chortí	onen	ar	sacun, sacum	ijtz'in	chinam	otot
6. Chontal (Stoll)	ajló		sucun	itz'in	caa, caj	otot
7. Tzental	al		bankil	ijtz'in	lumal	na otot
8. Tzotzil (Stoll)	nich'on		bankil	itz'in	lum	na
9. Tojolabal	unin	al	bankil	ijtz'in	chonab	naitz
10. Chuj (Rockftroh)	unin	—	—	—	chon jab	paat
11. Motozintleca	—	chal	tun	nul	vuanap	naj
12. Mam	viíx, quy, ajol		tzic	itzinje	tnam	ja
			(ixtaj)			
13. Jacalteca	vuunin	c'utzin	babel vuinaj	scabvuinaj	conob	na, naj
14. Ixil (Stoll)	c'aol		at sic	itz'in	tenam	cábal
15. Aguacateca (Stoll)	—	al xic	tzic	itzene	tenum	cal
16. Quiché (Stoll)	—	c'ajol	nima achalal	ch'utin achalal chák	tinamit	ja
17. Cakchiquel (Stoll)	—	al	xibal	ch'uti xibal chák	tinamit	achó, ochoch
18. Tzutuhil	—		—	—	—	—
19. Uspanteca	—	c'ajol	atz axiel	k'unuxiel	tinimit	ja, ichoch
20. Kekchi	alal	al	as	itz'in	tenamit, cabl	cabl, ochoch
21. Pokonchí (Stoll)	—	ac'un	as	chák	tinamit	pat
22. Pokomam von Jilotepeque	—	ac'un	as	chák	tenamit	pat
22a. Pokomam (Stoll)	—	acun	as	chák	tenamit	pat

	Pfeiler	Wand	Bett	Hängematte	Baſtmatte	Wolltuch	Korb
1. Huasteca (Stoll)	akam lab	tiab, hem	tzci	—	tat	puchlab	tocnal
2. Chicomuccltcca	[pilal ſp.]	jen	chei	ch'a	tat	ectaam	ex
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	okom	pak	ch'ac, vai	—	poóp	suyem	xac
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	okom	pök	ch'ac, vai	—	poop	—	xac
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	okom	—	—	k'an	—	—	—
4. Chol	oy	—	ch'ak	ap	pojp	tzutz	chiquip
5. Chortí	oy	sarum, mayotot	ch'akté	ap	pop, pojp	ſp.	chiqui
6. Chontal (Stoll)	tulum	bojté	luch	—	pop	buk	chach
7. Tzental	oy	papina	suayib	—	pop, pojp	tzotz	moch
8. Tzotzil (Stoll)	oy	pak'ul	vai bal	—	pop	—	moch
9. Tojolabal	oy	pakab	ch'at	—	pop	chejal	mooch
10. Chuj (Rockſtroh)	oi	nuum	ch'at	abchan	pop	?	xuuc
11. Motozintleca	och	chivilnaj	ch'acté	poop	pojop	chovitz	much
12. Mam	tze	xeja	vuatub	utz	pop	?	chil
13. Jacalteca	oi	vuitzab	ch'at	achbam	pop	chove	moch, xuc
14. Ixil (Stoll)	potzom	xan	ch'a'ch	—	pop	xi	xuc
15. Aguacateca (Stoll)	jan cal	xecal	ch'a'ch	—	pop	cho	moch
16. Quiché (Stoll)	xatam	xan	ch'at	—	pop	k'u	chacach
17. Cakchiquel (Stoll)	xatat	xan	ch'at	—	pop	k'u	chacach
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	akan já	vuich xan	ch'at	—	pop	k'unic	chicach
20. Kekchi	okcch	tz'ak	ch'at	ap	pop	is	chacach
21. Pokonchí (Stoll)	ch'it	xan	yocab	—	aj?	—	chacach
22. Pokomam von Jilotepeque . .	chie	pitz'an	—	—	pojp	c'ay	chacach
22a. Pokomam (Stoll)	ch'it	k'ej	ch'at	—	pojp	ſp.	chiquivit

	Suyacal	Mecapal	Cacaſte	Löffel	Taſſe	Guacal	Jicara	Tol
1. Huasteca (Stoll)	—	oclab	—	calsom	—	pach, mul	?	—
2. Chicomucelteca	ſp.	bobom	ſp.	—	ſp.	jot	tim	lac
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	tab	—	kabcum	—	cum	luch	—
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	mococh	taab, jol	—	kabcum	—	cum	luch	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	mococh	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	ſp.	chaan, tyajbal	pötyá	ſp.	ſp.	pejtiö	tzimá	po'k
5. Chortí	ſp.	tap	corolté	ſp.	ſp.	luch, ruch	ch'ipluch	bucul
6. Chontal (Stoll)	—	jojté	—	—	—	pet	tup	—
7. Tzental	—	pejc, pec	—	—	—	pin	boch	—
8. Tzotzil (Stoll)	—	pejc pec	—	tu'tz, lech	—	pin	boch	—
9. Tojolabal	—	pec	—	lech	ſp.	oxom	tzimá	—
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	—	ocluch	—	—	—	—
11. Motozintleca	ſp.	balau	colalté	ſp.	—	uitzim	tzim	jom
12. Mam	xaj	auxec	pech	baak	—	sejsmá	ukvilsmá	—
13. Jacalteca	tut	popom	—	baak	sec	pechan	tzimá	ulul
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	—	—	sel	tzimay	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	xec	—	pak	—	se	tzmá	—
16. Quiché (Stoll)	—	patan	—	pak	—	tzimá	mulul	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	patan	—	pak	—	tzimáy	c'ox	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	—	—	—	—	—	tzimá	mulul	—
20. Kekchi	mococh	tap	cololté	lekb	sec	joom	tzimá	sel
21. Pokonchí (Stoll)	—	patnal	—	pux	—	jojm	suj	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	—	sakom	vucul	—
22a. Pokomam (Stoll)	tot	ek'ol	—	—	—	jo	uc'al	—

	Flaſchenkürbis Tecomate	Marktplatz	Weg	Axt	Blasrohr	Bogen	Pfeil
1. Huasteca (Stoll)	calam	eleb	bel	—	—	pulláb	tichocláb
2. Chicomucelteca	tuc	ſp.	vuel	chit	ſp.	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	chu	quivuic	be	—	tz'on	chulul	jul
3a. Maya vom Petén (Stoll)	chuj	—	be	—	tz'on	uunté	jul
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	patz	—	—	bat	—	—	—
4. Chol	bux (?)	—	bij	ſp.	hotzamuy	nintié, halujb	jalöj, ansik'öb
5. Chortí	tisinuaul	tinmani	bir	—	musik (?)	ch'antin	ch'antin
6. Chontal (Stoll)	chuy	—	bij	—	—	uönté	tojc
7. Tzental	chum	—	be	—	—	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	tzu	chivuich	bi, be	—	—	—	—
9. Tojolabal	tzuj, cum	chinab	be	—	—	—	—
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	—	—	puub	—	—
11. Motozintleca	com	—	vuej	—	—	—	—
12. Mam	tzu	oj pach	—	—	—	—	—
13. Jacalteca	—	chomval	buè	eché	ubal	—	tzité
14. Ixil (Stoll)	tzu	cayibal	bey	—	jub	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	tzu	caibil	be	—	—	tz'atlon	mes
16. Quiché (Stoll)	tzu	caibal	be	—	pub	ch'ab	ch'ab
17. Cakchiquel (Stoll)	suy	c'ayibal	bey	—	pubche	ch'a	al ch'a
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	tzu	caibal	be	—	úbab	ch'ab	ch'ab
20. Kekchi	su	cayil	vuè	mal	pub(chè)	simaj	ral li simaj
21. Pokonchí (Stoll)	suj jojb	caibal	be	—	pujbché	ch'ab	chab
22. Pokomam von Jilotepeque	suj	cayal	vué	—	aj	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	suj	vuachpat	vuè	—	tranchuy	ſp.	ch'am

	Tinaja	Olla Kochtopf, tief, grofs	Jaro Kleiner Kochtopf	Puchero tief, nicht gefchweift	Mahlftein	Handwalze
1. Huasteca (Stoll)	juyul	—	—	—	—	—
2. Chicomucelteca	mul	pat	chulpat	—	ch'a	tamcha
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	pul	—	—	—	—	—
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	pul	—	—	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	pul	—	—	—	—	—
4. Chol	uk kum	pejt	chiquimpejt	—	natyun	köb tyun
5. Chortí	pur, pujr	—	—	—	ch'a	k'ap ch'a
6. Chontal (Stoll)	pu	—	—	—	—	—
7. Tzental	kib	—	—	—	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	kim	—	—	—	—	—
9. Tojolabal	ch'ub	—	—	—	—	—
10. Chuj (Rockftroh)	—	—	—	—	cha	k'abcha
11. Motozintleca	pulap	sup	xaruj	—	c'a	chal
12. Mam	xoc	uk'il	xar	—	c'a	al ca, che e
13. Jacalteca	tzahab	xi	xalu	—	c'a	scab
14. Ixil (Stoll)	chen	—	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	ch'ok	—	—	—	ca	k'abca
16. Quiché (Stoll)	kurá	—	—	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	cucub	—	—	—	—	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	k'ib	—	—	—	—	—
20. Kekchi	cukb	uk'al	xar	emèl	c'a	ruujb li c'a
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepequc . .	—	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	xut	xum	ſp.	—	quevual	k'am c'a

	Kalk	Hut	Sandalen	Kamm	Hoſen	Schambinde	Rückentuch
1. Huasteca (Stoll)	—	tzumpelel	pajablab	tzicháb	patelab	—	(cuachim)
2. Chicomucelteca	tai	setelaoc	apajau	sain	ſp.	—	(payu)
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	poc	xanab	xalché	—	—	(buuk)
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	pooc	xanab	xalché	uex	—	nok
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	poc	xaná	xeilchè	uex	—	—
4. Chol	tyan	pixol	xŏno	xiyŏp	cvuex	kajtil, kajchil	(kaxilöl)
5. Chortí	ſp.	pitor	xanab	xiab	vuex	—	payuj
6. Chontal (Stoll)	—	jopoj	xönöb	xijöb	uex	—	(buk)
7. Tzental	—	pixjol	xanab	jachuub	uex	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	—	pixol	xonom	jachum	uex	—	—
9. Tojolabal	—	pisolom	xanab	xixab	uex	—	—
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	xanab	—	—	—	—
11. Motozintleca	tan	vocvui	xanap	axup	ſp.	—	(payu)
12. Mam	—	pasbel	xjap	xiyap	cvuex	—	(kalvil)
13. Jacalteca	cho	ocvue (oxcom)	xanab	xibval	—	—	(payuè)
14. Ixil (Stoll)	—	vuoban	xab	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	at vi	xájab	xeb	uex	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	xajab	xiab	uex	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	pamuj	xajab	jichá	uex	—	—
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	—	patbá	xajab	xab	uex	—	—
20. Kekchi	chun	punit	xap	xiyap	cvuex	—	lepopl (sut)
21. Pokonchí (Stoll)	—	punet	xijab	xijual	uex	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	pajnis	xijab	xijvual	uex	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	ſp.	pancs	xijam	xijvual	vuex	—	(payub)

	Weiberrock	Weiberhemd	Halskette	Schnur	Tragnetz	Holztrog, Flofs, Boot	Brennholz
1. Huasteca (Stoll)	lacab	—	—	tza	tzoinabtza	—	si, té
2. Chicomucelteca	lacau	cahal	—	sapup	k'ohom	tan	si
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	pic	kub, ipil	—	c'aan	c'aan	—	si
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	pic	uipil	—	c'aan	—	—	si
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	pic	—	—	—	—	chem	si
4. Chol	majtzöl	bujk	ujöl	chij	chin	(jucub)	si
5. Chortí	pic	(ini)rek	nuk	—	chirx, chijl tzupon	—	si
6. Chontal (Stoll)	pic	jípi	—	jojté	—	—	—
7. Tzental	tzec	chil	—	chajan	chojac	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	tzec	chiil ku	—	chojon	—	—	—
9. Tojolabal	junal	colob	—	yaguil chi	—	—	si
10. Chuj (Rockftroh)	chan	lopil	—	sak chi	—	jutu	—
11. Motozintleca	bac	ſp.	ujatz	—	baj	—	si
12. Mam	a	ktzip	jkul	quyajaj	pa	—	si
13. Jacalteca	chanè	colè	uè	—	tzispaj	cvucub	si
14. Ixil (Stoll)	chic, amj	colich	—	chi	c'ach	—	si
15. Aguacateca (Stoll)	xchic xnan	cólop xnan	—	qu'ejá	c'ach	—	si
16. Quiché (Stoll)	uk	pot	—	c'amal	c'at	—	si
17. Cakchiquel (Stoll)	uk	pot	—	c'an	yal	—	si
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	uk	pot	—	c'am	c'at	—	si
20. Kekchi	uk	poot	k'ol	k'aam	champá	poyté	si
21. Pokonchí (Stoll)	ujk	pot	—	c'ajam	yal	—	si
22. Pokomam von Jilotepeque . .	ojk	pot	—	c'am sajqui	—	—	si
22a. Pokomam (Stoll)	uk	ſp.	—	sajk'i	yal	—	si

	Feuer	Rauch	Kohle	Aſche	Honig	Canal	Waſſer	Salz
1. Huasteca (Stoll)	k'a'k	pauj	calul	joltai cuixix	chabchan	—	ja	at em
2. Chicomucelteca	si	ba	cuxix	tai	chalam cheten	tacao	yaxha	et em
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	k'a'k	bu'tz	chuc	taan, tzitaan	cab	—	jaa	taab
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	k'aak	bu'tz	chuuc	taan	cab	—	jaa	taab
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	k'ak	—	—	—	—	—	ha	—
4. Chol	k'ak	butz	sibic, nich k'ajk	tyaan	chab	semet	ha	atz'am
5. Chortí	k'ak	butz	akrar	taan	chab	semet	ja	atz'am
6. Chontal (Stoll)	k'ak	bu'tz	tzitan, tzibic	tzit'an	cöb	—	jaá	—
7. Tzental	k'a'k	chail	ak'al	tan	chab	—	jaá	—
8. Tzotzil (Stoll)	k'o'k	chail	ak'al	tanilkó'k	pom	—	joó	—
9. Tojolabal	k'a'k	tab	ak'al	tan	chab	—	já	—
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	k'ak	vup	ak'al	loj	cab	sam	já	atz'
12. Mam	k'ak	sib	chank'a	tzaj, tziap	—	xco	a	atz'am
13. Jacalteca	k'a('k)	mup	tzakab	tan	cab	sam	ha	atz'am
14. Ixil (Stoll)	xamal	sib	akchal	tzaa	al cab	—	a	atz'am
15. Aguacateca (Stoll)	k'a'k	sib	sakchal	tza	cab	—	a	atz'm
16. Quiché (Stoll)	k'a'k	sib	—	achákcha	cavualcab	—	ja, joron	atzam
17. Cakchiquel (Stoll)	k'a'k	sib	ak'al	chaj	cab	—	ya	atz'an
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	k'a'k	sib	—	chaj	cab	—	ja	atz'am
20. Kekchi	xam	sib	ruchixam	ch'aa	cab	qu'il	ha	atz'am
21. Pokonchí (Stoll)	k'a'k	sib	ak'ut	chaj	iscab	—	jotic, jab	atz'am
22. Pokomam von Jilotepeque . .	k'a'k	sim	—	chiaj	cab	—	ja	atz'am
22a. Pokomam (Stoll)	k'ak	tz'im	ak'ut	ch'aj	iscam	—	ja	atz'am

	Tortilla	Totopoſte	Niſtamal	Atol	Tamal	Pinol	Maiskörner	Maiskolben
1. Huasteca (Stoll)	bacam	—	—	juatap	—	—	isis	guai
2. Chicomucelteca	vuacan	ixvuac	cuchal	yu	vualis	muos	vual isis	vuai
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	vuaj	—	—	sa	—	—	ixim	nal
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	vuaj	—	—	sa	—	—	ixim	nal
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	vuaj	sucpèt	sucan	—	—	—	ixiim	nul
4. Chol	vuá	uoch	sa	ul	ſp.	chilim	ixim	tzijt
5. Chortí	pa	ſp.	utum	sa	—	ch'aj	ixim	nar
6. Chontal (Stoll)	vuaj	—	—	ixul, chujtan	—	—	ixim	nal
7. Tzental	vuaj	—	—	ul, maatz	—	—	ixim	—
8. Tzotzil (Stoll)	vuaj	—	—	ul	—	—	ixim	uójton
9. Tojolabal	vuaj	—	—	maetz	—	—	ixim	jal
10. Chuj (Rockſtroh)	vuail	coxox	—	ixim	—	—	ixim	gnal
11. Motozintleca	box	nach	ixim	ulul	chau	c'aj	ixim	nal
12. Mam	chovuè	xvotz	subá	kotj	vuabj	k'ej	ixim	jal
13. Jacalteca	cvuá	vocox	buch	ulul	pech	c'a	ixim	nal
14. Ixil (Stoll)	lé	—	—	uća, tzatzla	—	—	ixim	jal
15. Aguacateca (Stoll)	vuá	—	—	sáka	—	—	ixin	jal
16. Quiché (Stoll)	vua, lej	—	—	joch, buch	—	—	ixim	jal
17. Cakchiquel (Stoll)	vuay	—	—	k'or	—	—	ixin	jal
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	ixim	hal
19. Uspanteca	vualej	—	—	joch	—	—	ixim	jal
20. Kekchi	cvuá	korech	buch	u'kun	obeù	c'aj	ixim	hal
21. Pokonchí (Stoll)	vuic	—	—	ma'tz	—	—	ixim	jal
22. Pokomam von Jilotepeque . .	vuec	—	—	ma'tz	—	—	ixim	jal
22a. Pokomam (Stoll)	vuijic	jox	—	jorma'tz	—	c'aj	ixim	hal

	Mais-Hüllblatt	Olote	Elote	Maisfeld	Bohnen	Chile	Yuca	Camote	Tomate
1. Huasteca (Stoll)	—	bojol	ajam	em	pucul	—	—	—	—
2. Chicomucelteca	omot	hohol	—	alé	chenuk	ich	tz'inté	is	tusai
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	bacal	nal	col	buul	ic	tz'in	is	pac
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	bacal	cuxunal	col	buul	—	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	buul	—	—	—	bac
4. Chol	homoch	bököl	vuajquian	cholel	buul	ich	tz'in	ajc'um	coyá
5. Chortí	xex	bacar	sar	jiná	buur	ich	tz'inté	is	pech,paich
6. Chontal (Stoll)	—	böcö	chöjnö	cho	buul	—	—	—	—
7. Tzental	—	bacalel	ajan	kaltic	chenek	ich	tz'inté	chiin	imnat
8. Tzotzil (Stoll)	—	bacal	ajan	chomtic	chenek	—	—	—	—
9. Tojolabal	—	bacal	ajan	alajaltic	chenek	—	—	—	—
10. Chuj (Rockſtroh)	anc	bakal	ajam	avual	tut	ich	—	?	ixpix
11. Motozintleca	jutzabal	bak	camau	batan	tut	ic	—	is	pix
12. Mam	ba	—	ij	kjoo	quyenk	ic, ich	—	is	xcoyá
13. Jacalteca	sa	—	ajan	avual, con	ubal	ich	isa'k	is	ixpix
14. Ixil (Stoll)	—	—	vualaj	com	chicong	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	bajlak	coon	chicun	ich	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	c'ucjal, pik	abix	quina'k	—	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	pi'k	avúen	quina'k	—	—	—	—
18. Tzutuhil	joc	pik	aj	avon	quina'k	ic	tz'in	is	pej
19. Uspanteca	hoc	—	pi'k	abix	quina'k	ic	—	is	pix
20. Kekchi	humal	bajlak	kux	cal, cvuaj	qu'enk	ic	tz'in	is	pix
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	abix	quina'k	—	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	avix	quina'k	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	tilum	vuajlak	rax	avix	quiná	ic	tz'in	sis	pex

	Cacao	Patoxte	Achiote	Ananas	Aguacata	Zapote	Chicofapote	Ayote
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	—	ju	—	—	—
2. Chicomucelteca	—	—	quitá	masati	ou	i tas	chau itas	i tá
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	cacao	—	—	—	on	yá	chacal jas	k'um
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	—	—	on	—	—	k'um
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	cucuj	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	cucuö	bajluntié	hoox	pojch, pach	um	cvuai i jaas	chité	—
5. Chortí	cacao	—	quivui	—	un	—	—	ch'uum
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	un	—	—	—
7. Tzental	cacao	—	—	pach	on	haas	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	—	—	un	—	—	—
9. Tojolabal	—	—	—	—	on	—	—	—
10. Chuj (Rockftroh)	—	—	oox	—	—	chité?	—	—
11. Motozintleca	—	pek	jox	—	on	chul	—	k'um
12. Mam	tyu	—	ox	chubá	oj	chul	—	k'o'k
13. Jacalteca	—	—	ox	matzate	on	has, chulul	—	a mucun
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
18. Tzutuhil	—	—	kaxu	chop	oj	tulul	—	—
19. Uspanteca	—	batal	quivui	matzat	oj	tul	—	—
20. Kekchi	cacao	balam	xayan	chop	o	saltul	mui	k'um
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	—	oj	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	oj	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	kuxum	jalon ch'op	oj	telul	—	k'uum

	Guayava	Anona	Baumwolle	Maguey	Tabak	Baum	Plátano	Coyol	Corozo
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	tzim	mai	té	itas	—	—
2. Chicomucelteca	vuec	ajté	cunim	—	mai	té	pulá	mep	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	pichí	ob	pitz	ki, kij	kutz	che	jaas	tuc	—
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	kij	kutz	che	jaas	—	tutz
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	nok	—	—	che	—	—	tutz
4. Chol	pötyá	k'ötzatz	tiniam	chij	k'ujtz	tyé	jaas	—	—
5. Chortí	—	tzurmuy	tinam	suc chij	k'utz	tè	jaas	—	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	chajab	k'utz	te	jaas	—	—
7. Tzental	patá	quevex	tunin	chi	mai	te	lobal	map	—
8. Tzotzil (Stoll)	patá	—	—	chi	—	te	lobol	—	—
9. Tojolabal	—	—	—	chi	—	te	lobal	—	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	piitz	—	sii'c	—	—	—	—
11. Motozintleca	pataj	quivuix	te nok	mayí	sic	té	—	map	—
12. Mam	chac	chuvix	nok	—	sic, sich	tze	aa	map	—
13. Jacalteca	patá	chiv	(te) nok	ha'k	sic	tè	telaj	map	tut
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	e'c	—	tze	onox	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	—	chux	—	—	si'ch	tze	vatnix	—	—
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	—	—	che	sakul	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	—	—	che	sakul	—	—
18. Tzutuhil	kyek	kevax	quexoj	sacquij	sic	che	sac'ul	—	tut
19. Uspanteca	chamach	k'avax	met	saqui	sic	che	tul	map	tut
20. Kekchi	patá	tzumuy	nok	ikè	mai	chè	tul	map	tutz
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	sajk'i	—	che	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	chie	tz'ajlek	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	noak	sajki	mai	chè	pulak	—	—

	Kiefer	Wald	Buſchwerk	Zuckerrohr	Ceiba	Sabane	Copal	Schwein
1. Huasteca (Stoll)	saktć	altć, tellam	—	—	—	—	—	olom
2. Chicomucelteca	ta	—	ilal	pajquelem	unap	tom	pom	xoló
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	taj	kaax	—	—	yaxché	—	—	keken
3a. Maya vom Petćn (Stoll) .	töjté	kaax	—	—	yaxché	chakan	—	keken
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	k'ax	—	—	yaxché	chukan	—	keken
4. Chol	tyaj	nojtiel	tiel	siköp	—	jamil	—	chityam
5. Chortí	ta(j)té	—	k'opot	sikap	—	chiá, xaj	—	chitam
6. Chontal (Stoll)	tajté	teel	—	—	—	—	—	chitam
7. Tzental	taj	jamal	—	vualè	yaxté	—	—	chitam
8. Tzotzil (Stoll)	tajté	teel	—	—	—	—	—	chitom
9. Tojolabal	sakal taj	kul	—	—	—	—	—	chitam
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	—	—	inup	—	—	chitam
11. Motozintleca	taj	—	uik'uj	patzan	—	—	pom	cuch
12. Mam	matztij, tzaj	—	tukul	potzom	—	—	pom	cuch, boch
13. Jacalteca	taj	quebtaj	—	vualè	inup	chikan	pom	chitam
14. Ixîl (Stoll)	tza	ch'acáben	—	—	—	—	—	chicham
15. Aguacateca (Stoll)	tza	lakvutz	—	—	—	—	—	boch
16. Quiché (Stoll)	chaj	qu'ichelaj	—	—	—	—	—	ak
17. Cakchiquel (Stoll)	chaj	k'ayis	—	—	—	—	—	ak
18. Tzutuhil	chaj	chelaj	—	ajij	onup	—	—	ak
19. Uspanteca	chaj	—	—	ajij	—	—	—	ak
20. Kekchi	chaj quichè	—	pim	utz ajl	inup	guim	pom	ak, cuy
21. Pokonchí (Stoll)	chaj	chan	—	—	—	—	—	ajk
22. Pokomam von Jilotepeque . .	chaj	k'ejes	—	—	—	—	—	ajk
22a. Pokomam (Stoll)	chaj	chè	—	ijij	—	tzac'al	—	ak

	Hund	Katze	Kaninchen	Hahn	Henne	Vogel
1. Huasteca (Stoll)	picó	mitzu	coi	coxol	pitá	tzitzin
2. Chicomucelteca	sul	mis	coy	—	chichin	—
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	pek	mis, miston	tul	ajcax	ixcax	ch'i'ch
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	pek	ajmis	tul	ajtel	ixcax	ch'i'ch
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	pek	mis	—	—	ajcax	ch'ich
4. Chol	tz'i	mis	ujchip	tyatmutiö, chityomut	mutiö niamut	mutiö chijchip
5. Chortí	tz'i	mis	tur	—	ac'ach	mut
6. Chontal (Stoll)	nichu, ajicho	ajmis	tul	ajkem	—	mut
7. Tzental	tz'i	mis	tul	quelemut	memut	—
8. Tzotzil (Stoll)	tz'i	mis	tul	kotz	mecaxlan	mut
9. Tojolabal	tz'i	mistu	chich	queremut	(niä)mut	—
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	—	ajtzo	snun caxtilan	—
11. Motozintleca	ch'i	mis	—	quelem	tziquin	pum
12. Mam	kyá, chian	chech	xic	tok	xtilan	—
13. Jacalteca	ch'i	mis	xic	—	chió	chic(tziquin)
14. Ixil (Stoll)	ch'i	mes	—	peley	ac'ach	tz'iquln
15. Aguacateca (Stoll)	ch'i	mitu	umul	ajtzó	xchu quich	—
16. Quiché (Stoll)	tz'i	mis	umul	máma a'c	a'c	tz'iquin
17. Cakchiquel (Stoll)	tz'i	mes	umul	máma a'c	ati a'c	tz'iquin
18. Tzutuhil	tz'i	siyau	yamul	—	ac'	tziquin
19. Uspanteca	tz'i	tun	umul	ac	—	—
20. Kekchi	tz'i	mis	imul	so chilan	(xan)caxlan	tz'ic
21. Pokonchí (Stoll)	tz'i	mes	imul	imas	atit quixlan	tz'iquin
22. Pokomam von Jilotepeque . .	tz'i	mis	emul	—	ac'ach	tz'iquin
22a. Pokomam (Stoll)	tz'i	mis	emul	ac'ach	tut ac'ach	chicob

	Truthahn	Zopilote	Reh	Wildſchwein	Jabalí	Tapir	Taltuſa
1. Huasteca (Stoll)	ilalcasauj	—	tenecbichin	olom	—	—	baim
2. Chicomucelteca	—	ostot	vitim	la xoló	ilal xoló	til	—
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	cutz	ch'om	quej	quitam	—	—	ba
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	ajcutz	ajchom	quej	quitam	—	—	baj
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	chom	—	—	kekenchè	—	—
4. Chol	ajtzó	usijl	me, chijmay	mate chityam	hoyom	tzimi	ba, baj
5. Chortí	ſp. (chumpi)	usij	masa (M.)	k'octar chitam	—	—	pa
6. Chontal (Stoll)	ajtzó	ajmaa	chima	tell chitam	—	—	ajbaj
7. Tzental	tuluc	os	chij	jamali chitam	—	tzemen	ba
8. Tzotzil (Stoll)	tuluc	xulem	chij	uomol chitom	—	—	ba, baj
9. Tojolabal	—	usöj	cujlal chéj	cujlal chitam	—	—	baj
10. Chuj (Rockſtroh)	ac'ach	usej	c'ultquil quej	c'ultquil chitam	—	—	—
11. Motozintleca	tunuc	sij	quej	chitam	—	til	—
12. Mam	ech	lox	chyej, quyej	—	—	—	—
13. Jacalteca	tunuc (ac'ach)	usmij	sajchè	chitam	—	qu'èm	pa
14. Ixil (Stoll)	atsó	cus	quié	c'op chal	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	mamcol, viin	kus	masat	stzela boch	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	nóos	c'uch	quej	—	—	—	ba
17. Cakchiquel (Stoll)	mama col	c'uch	masat	juyubál ak	—	—	bay
18. Tzutuhil	panach	kuch	masat	—	manché	—	—
19. Uspanteca	ajtzo	k'uch	quej	—	—	—	—
20. Kekchi	ac'ach	sosol	quej tyuc	quiché ak	chacó	tixl	pa
21. Pokonchí (Stoll)	pijil, ac'ach	c'uch	quej	quiché ajk	—	—	ba
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	c'uch	masat	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	pip	c'uch	quej	pauchamal ak	—	—	cvua

	Cotuſa	Tepescuintla	Jaguar	Cuguar, Puma	Gürtelthier	Rüſſelbär	Eichhorn
1. Huasteca (Stoll)	—	—	pasum	tzo	—	bexe	otel
2. Chicomucelteca	—	—	tzutuchó	chac cho	uótó	pesu	tuctuc
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	—	balam	coj	—	chic	cuuc
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	balum	ajcoj	—	chic	ajcuuc
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	—	tielal	bajlum	ch'öc balum	ib	tz'utzu	chuch
5. Chortí	chujbub, chujba	—	bajram	bajram	—	patz'utz	chuch
6. Chontal (Stoll)	—	—	balum	balum, chumup	—	ajchicu	chuch
7. Tzental	—	halau	balam	choj	ip	tzutzub	chuch
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	bolom	tzajal bolom	—	cotom	chuch
9. Tojolabal	—	—	—	choj	—	cojtom	chu
10. Chuj (Rockſtroh)	—	alau	—	choj	ibach	tzutz	—
11. Motozintleca	—	—	—	balam	iboy	tz'utz	cuc
12. Mam	—	alau	—	bálma	iboy	tzutz	cuc
13. Jacalteca	tupa	halau, uchum	balam	balam	ip	tz'utz	cuc
14. Ixil (Stoll)	—	—	balam	k'anbolay	—	pách	cuc
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	balam	?	iboy	xiul	cuc
16. Quiché (Stoll)	—	—	balám	coj	—	sis	cuc
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	bála	bála	—	tix, sis	cuc
18. Tzutuhil	lolop	lalau	bajlam	coj	iboy	sis	cuc
19. Uspanteca	—	halau	balam	coj	iboy	sis	cuc
20. Kekchi	ac'am	halau	hix	cajcoj cakcoj	iboy	sis	cuc
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	bajlam	cakcoj	—	itzul	cuc
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	—	—	cuc
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	tiyan	cojl	—	itzul	cuc

	Coyote	Brüllaffe	Mico	Maus	Fledermaus	Frosch	Kröte	Alligator
1. Huasteca (Stoll)	chuch	—	?	teel	—	petzpetz	—	ajin
2. Chicomucelteca	antuch	—	—	olom	sot	—	chuch	en
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	ch'umac	—	maax	ch'oó	so'tz	—	—	ain
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	maax	ajch'o	so'tz	ajqueech	—	ayin
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	batz	maax	—	—	—	—	ayin
4. Chol	k'amboley	batz	max	tzuc	su'tz	—	xpequep	ajin
5. Chortí	bojb	—	—	ch'ok	su'tz	—	—	ain
6. Chontal (Stoll)	—	—	ajmax	tzuc	su'tz	ajmuch	—	öjin
7. Tzental	okil	—	max	ch'o	tz'o'tz	chuch	—	ajin
8. Tzotzil (Stoll)	okil	—	maax	ch'oo	so'tz	mococh	—	ain
9. Tojolabal	okil	—	max	chitamchó	—	chuch	—	ayin
10. Chuj (Rockstroh)	—	—	chabin	ch'oou	sootz	—	vuo	—
11. Motozintleca	ok	—	machin	chojon	so'tz	—	cholol	—
12. Mam	xoj	—	—	i'ch	so'tz	—	xcho	ain
13. Jacalteca	ojb	—	max	chou	sotz	—	patz'a	—
14. Ixil (Stoll)	xjo	—	c'oy	ch'o	so'tz	ixtutz	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	xo	—	c'oy	ich, ich'í	so'tz	rip	—	—
16. Quiché (Stoll)	utíu	—	c'oy	chó	so'tz	ixtútz	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	utíu	—	c'oy	ch'oy	so'tz	ixtutz	—	ain
18. Tzutuhil	utíu	—	c'oy	choi	so'tz	—	xpek	iboy chu
19. Uspanteca	utíu	—	c'oy	ch'o	so'tz	xtutz	—	—
20. Kekchi	ajxojb	batz	max	ch'oj, ch'o	so'tz	amoch	kôpopo	ain
21. Pokonchí (Stoll)	xojb	—	c'oy	ch'o	so'tz	tujtz	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	ch'o	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	xojb	c'oy	—	ch'o	so'tz	tu'tz	picoy	nijin

	Eidechſe	Schlange	Schildkröte	Fiſch	Krebs	Krabbe	Skorpion	Schmetterling
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	tol	tzacai	xootz	siní	lemtútu
2. Chicomucelteca	sec	chan	petpet	tool	tak'us	jit	siní	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	—	—	c'ai	xexcai	ixban	sinan	pepem
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	c'ai	xex	—	sinaan	pempen
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	—	lucum	ajk	chöi, chui	mep, xex	xun, jitié	sinian	pejpem
5. Chortí	—	chan	—	chai	tziktzik	hopop	sinam	pejpem
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	tzöc	xex	ajxux	siná	—
7. Tzental	—	chon	cok	ch'ai	xoló	jiit, yax	tsec	pejpen
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	—	ch'oi	jit	yox	tsec	pepen
9. Tojolabal	—	—	—	ch'ai	—	—	tsec	—
10. Chuj (Rockſtroh)	—	chan	oncoi	—	—	—	—	nam nam
11. Motozintleca	—	can	—	cach	chap	—	sinam	—
12. Mam	smach	can, lebaj	?	—	—	—	—	bak'al
13. Jacalteca	—	labá, labaj	ak	cai	chap	cuayap	xim	nam
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	cháy	—	—	cachuc	sulub
15. Aguacateca (Stoll)	—	luba	—	cáy	tzoloj pich	chap	siná	slub
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	car	ch'om	tap	sinaj	amolló
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	car	ch'om	top	sinaj	kaís chicó
18. Tzutuhil	—	c'omatz	—	chu	tap	—	sijnam	palamx
19. Uspanteca	—	c'umatz	—	car	—	tap	sinaj	k'eksulup
20. Kekchi	tolok	cantí	cok	car	c'ox	tap	xôk	pepem
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	car	coxb	tap	tzinaj	pejpem
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	car	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	maak	—	car	chom	tap	sinaj	sam

	Ameiſe	Waſſer-ſchnecken	Land-muſchel	Cucaracha	Mücke	Sancudo	Spinne
1. Huasteca (Stoll)	itzanitz	—	—	pejbal	janec	yoim	aam
2. Chicomucelteca	sanich	ul	mic	—	ajlic	tuchunun	am
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	sinic	—	—	xculúch	yaxcach	kaxol	am
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	sinic	tot	—	—	—	us, koxol	ajtoi
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	xini'ch	puy puy	hujch	macó	us	uch há	am
5. Chortí	xinich	choch	peremech	—	us	uchá	am
6. Chontal (Stoll)	xinich	—	—	ajlach	ajajun	—	ajtoi
7. Tzental	xanich	puy	—	tevual	us	chuchu us	am
8. Tzotzil (Stoll)	xinich	—	—	makó, pebal	job	us	om
9. Tojolabal	xanich	—	—	—	us	—	—
10. Chuj (Rockſtroh)	sanich	—	—	pech	us	—	—
11. Motozintleca	sanic	soch	—	xquil	us	xen	am
12. Mam	snich, snic	—	—	xtjil, cuc	us	us	—
13. Jacalteca	sanic	xoch niquin	—	pejk	us	xen	—
14. Ixil (Stoll)	sanic	—	—	—	us	al us	—
15. Aguacateca (Stoll)	snic	—	—	—	us	mex us	—
16. Quiché (Stoll)	sanic	—	—	pachach	amollo	us, xan	am
17. Cakchiquel (Stoll)	sanic	—	—	pachach	us	us	am
18. Tzutuhil	senic	—	penech	—	us	us	om
19. Uspanteca	sinic pur	yach	—	kapoj	amallo	usum	am
20. Kekchi	sanc pur	xoch	pemech	pachach	us raxtyac	chèn	am
21. Pokonchí (Stoll)	sinic	—	—	pachach	utz	utz	am
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	sinic pur	—	loch	taltapach	utz	uchá	am

	Zecke	Floh	Sandfloh	Laus	Quetzal	Pavo de Monte	Chajmut
1. Huasteca (Stoll)	tit	tzac	—	utz	—	—	—
2. Chicomucelteca	tip	chac	ochem ch'ac	uch	—	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	pech	ch'ic	—	uk	—	ulum	—
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	pech	ch'ic	—	uk	—	—	bok chich ♂, chaj chich ♀
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	utz	—
4. Chol	sip	ch'öc	—	uch	xman k'uk	coj	chacmut
5. Chortí	sip	ch'ac	ochem ch'ac	uch	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	pech	ch'öc	—	uch	—	—	—
7. Tzental	sip	ch'ac	—	uch	—	—	—
8. Tzotzil (Stoll)	sip	ch'ac	—	uch	—	—	—
9. Tojolabal	sip	cac	—	uc	—	—	—
10. Chuj (Rockftroh)	sip	—	k'a'k	laach	—	—	—
11. Motozintleca	sip	c'ak	—	juch	xeu	—	—
12. Mam	sip	qu'i'ak	sjuich	scuc	—	—	—
13. Jacalteca	sip	c'aj	juch, k'aj	sajuk, uk	k'u	pax	—
14. Ixil (Stoll)	—	c'a	—	saj'uk	—	—	—
15. Aguacateca (Stoll)	xcatzcatz	qu'ik, qu'i'ák	—	c'ux	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	sip	c'ak	—	u'c	—	—	—
17. Cakchiquel (Stoll)	sip	qu'ek, c'ak	—	u'k	—	—	—
18. Tzutuhil	sip	qu'ek	—	suk	—	—	—
19. Uspanteca	—	qu'ek, quiek	—	sak u'k	uk	—	—
20. Kekchi	sip	c'ak	c'ak	u'c	k'uk	pu	chac mut
21. Pokonchí (Stoll)	sip	c'ak	—	u'c	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	c'ak	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	sip	c'ak	c'ak	u'c	—	—	—

	Weſpe	Biene	Loro	Guacamaya	Tacracin	Erde	Stein	Sand
1. Huasteca (Stoll)	—	—	—	—	—	tzabal	tujub	quisib
2. Chicomucelteca	—	chalam cheten	—	—	—	chauan	chá	quisíu
3. Maya von Yucatan (Stoll)	—	—	—	—	—	luum	tunich	suus
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	mo	—	luum	tunich	sus
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	xux	chikox	—	—	—	luum	tyun	ji
5. Chortí	yark'ir	yark'ir	—	—	—	luum, ruum	tun	hi
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	—	cab	tun	ji
7. Tzental	xux	—	—	—	—	lum	ton	ji
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	—	—	—	lum	ton	jii
9. Tojolabal	—	—	—	—	—	lum	ton	jii cab
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	piquich	—	—	luum	qu'een	pococ
11. Motozintleca	acoc	cab	—	—	uch	k'ach	ton	bucuc
12. Mam	—	—	—	—	—	ch'och	abj	vuklaj
13. Jacalteca	—	—	piricó	—	uch'um	ch'och	ch'en	icap, poj
14. Ixil (Stoll)	—	—	—	—	—	ch'avuá	cup	pojó
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	chel	—	—	ch'o'ch	cup	poklá
16. Quiché (Stoll)	—	—	—	—	—	uleu	abaj	saneyep, poklá
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	—	—	—	uléu	abaj	pokolaj, pokojo
18. Tzutuhil	—	cab	—	—	uch	—	—	—
19. Uspanteca	—	cab	—	—	uch	uleu	abaj	pok
20. Kekchi	chub	sakau	chocho	mo	uch	ch'och	pec	samahí
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	—	—	ac'al	abaj	sami, pok
22. Pokomam von Jilotepeque	—	—	—	—	—	ac'al	avuaj	sanim, pok
22a. Pokomam (Stoll)	colax	cam	—	—	—	ac'al	avuaj	sanim

	Schmutz	Berg	Ebene	Meer, See	Flufs	Silber	Eisen
1. Huasteca (Stoll)	lukuk	tzen	tzallam?	tzoclejem	jualjá	sak takin	patal
2. Chicomucelteca	—	chen	tom	—	ha	tak'in	chit
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	luk	puuc, vuitz	chakan	kaknab	yochoaa	sak takin	maskab
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	luk	vuitz	chakan	kanab	ha	sak takin	maskab
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	uitz	joc	kaknab	—	—	—
4. Chol	ok'ol	uitz	oktyil, jamil	niajp	nojha	tyakin	tzukutyakin
5. Chortí	anam	vuitzir	—	—	nojá	tumin	takin
6. Chontal (Stoll)	pusujil	vuitz	too	köknab	tziaj	takin	palip
7. Tzental	ach'al	vuitz	akil	—	'jaa	takin	kaltakin
8. Tzotzil (Stoll)	ach'el	vuitz	yaxaltic	— (nabil)	ukum	takin	takin
9. Tojolabal	lokok	vuitz	job	nivuan já	ja	takin	takin
10. Chuj (Rockftroh)	iquich	vuitz	—	(paam)	—	—	—
11. Motozintleca	lococ	uitz	chak'an	—	já	—	ec
12. Mam	kuux, pxocl	. najchak	chalaj	— palu	a	—	—
13. Jacalteca	tzotzep	vuitz	ak'al	— (nabab)	ha	pulató	itá
14. Ixil (Stoll)	xok'ol	vuitz	—	—	xaomla á	—	ch'i'ch
15. Aguacateca (Stoll)	xk'ol	vutz vutz	chjalá	(k'unac)	á	—	ch'i'ch
16. Quiché (Stoll)	xok'ol	juyup, latz	yocoic	paló	ja	puak	chich
17. Cakchiquel (Stoll)	ch'abák	juyu	takaj	—	akan yá	—	ch'i'ch
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	xok'ol	vuitz	vuix takaj	— (ja)	nima ja	po'k	ch'i'ch
20. Kekchi	sulul	tzul	tacá	— (palau)	rocli ha	tumin (Mex.)	ch'i'ch
21. Pokonchí (Stoll)	ch'uvá	yuk	quixcab	palauj	nim ja	tumin	ch'ijch
22. Pokomam von Jilotepeque . .	ch'uvuá	yu'k	—	—	ja	puak	ch'ejch
22a. Pokomam (Stoll)	ch'uvua	yuk	quixcam	—	ja	puak	ch'ich

	Feuerſtein	Obſidian	Himmel	Wolken	Wind	Sonne	Mond	Stern
1. Huasteca (Stoll)	—	—	tiaeb	tocob	ik	aquichá	aitz	ot
2. Chicomucelteca	tuhil ixlabon	—	vualchaval	sial	ik	k'akal	ich	ot
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	—	—	caan	muyal	ik	k'in	u	cek
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	tok	—	caan	muyal	ik	k'in	uj	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	caan	—	—	k'in	—	xulab
4. Chol	tyok	—	panchan	tyocal	i'c	k'in	uj	ec
5. Chortí	—	—	tut k'in	tocar	ik'ar	k'in	re uj	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	buclá	ik	k'in	uj	ek
7. Tzental	—	—	chuxan	tojcal	ik	k'ak'al	uu	ek
8. Tzotzil (Stoll)	—	—	vuinajel	toc	ik	k'ak'al	u	k'anal
9. Tojolabal	—	—	culchan	ason	ik	k'agu	ixau	k'anal
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	sachaan	asun, ta	ee	k'u	uj	k'anal
11. Motozintleca	ton te k'ak	—	can	musan	caj ik	tzeic	ajau	—
12. Mam	abj	—	tajcha	muaj	quiak'ik	k'ij	kyá, xjau	cheu
13. Jacalteca	xit	taxax	satcan	muyan	jakek	tzayic	ixahau	ch'umel
14. Ixil (Stoll)	—	—	almica	su'tz	caj i'k	k'i	i'ch	ch'umil
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	tzewi quiá	quiá	quik'ék	k'è	xau	ch'uml
16. Quiché (Stoll)	—	—	caj	su'tz	caquik	k'ij	i'c	ch'umil
17. Cakchiquel (Stoll)	—	—	caj	su'tz	cak'ik	k'ij	i'c	ch'umil
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	abaj re k'ak	—	caj	su'tz	ten	k'ij	i'c	ch'umil
20. Kekchi	tok	ch'a	choxá	chok	iak	sakk'è	po	chaim
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	(pan) taxaj	su'tz	téu	k'ij	po	ch'umil
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	taxaj	su'tz	teuj	k'ij	po	ch'imil
22a. Pokomam (Stoll)	xilabon	xilabon anaj	cvuataxaj	su'tz	teau	k'ij	po	ch'imil

	Regen	Erdbeben	Donner	Blitz	Tag	Nacht	Hagel	kalt
1. Huasteca (Stoll)	já	—	—	tzoc	ki, apuichá	akal	—	tzamai
2. Chicomucelteca	au	pachau	cuxhix	cuxhix	k'itá	acal	tuau	chail
3. Maya von Yucatan (Stoll)	kaxaljaa	—	—	lembá	k'in	ak'ab	—	queel, sis
3a. Maya vom Petén (Stoll)	—	—	—	lemlem	k'in	ak'ab	—	queel, sis
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	jajail	—	—	lenlen	—	ak'u	—	—
4. Chol	vuejaal, jaalel	—	—	chajk	pejk'in	acölel	tyunijá	tzuuán
5. Chortí	jaja, chirja	yucbar	acricuá	ijpi	—	acbar	pat	—
6. Chontal (Stoll)	jaa	—	—	chauöc	k'in	ak'ob	—	sis
7. Tzental	jaal	—	—	chauc	k'in	ajk'abal	pat	sic
8. Tzotzil (Stoll)	cháuquiló	—	—	chauc	k'akal	ak'ubal	—	sic
9. Tojolabal	jaá	—	—	chauc	k'agu	ak'ual	—	chaé
10. Chuj (Rockftroh)	asun	quixcaab	taa	—	k'u	ak'ual	sakpat	—
11. Motozintleca	nap	—	—	—	tzaic	acval	sacvacom	—
12. Mam	jbal	najnop	tzuncajti	—	k'ij	k'alè	sacvajon	cheu
13. Jacalteca	nap	chixcap	najcu	cu	tzayic	abalil	sajpat	cheu
14. Ixil (Stoll)	jabal	—	—	cayampal	k'ij	ak'bal	—	cheu
15. Aguacateca (Stoll)	jabal	cablanab	—	k'anquiök	k'e	ak'bal	—	cheu
16. Quiché (Stoll)	jab	—	—	sak	k'ij	ak'ab	—	joron
17. Cakchiquel (Stoll)	job	—	—	k'a'k	k'ij	ak'á	—	xoteuj
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	jabal	—	—	coy'opa	k'ij	ak'ab	—	teu
20. Kekchi	hap	hic	cāk	xelom caak	kutan	k'okyin	sakbach	quix
21. Pokonchí (Stoll)	jap	—	—	cajok	k'ij	chak'ab	—	cuxic
22. Pokomam von Jilotepeque	jab	—	—	cojok	k'ij	chaakam	—	cuxic
22a. Pokomam (Stoll)	jap	qu'ic	jelenlan	caipá	tzakik	chakam	—	cuxic

	warm	ſchwarz	weiſs	roth	grün	gelb	groſs	klein
1. Huasteca (Stoll)	k'a'k	ejej	sakni	tzakni	yaxni	man	pullic	chichic
2. Chicomucelteca	k'a'k	ek'inik	sakni	chacni	yaxni	k'anni	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll)	chucuá	ek, box	sak, sasak	chak, chakak	yax	k'an, k'ank'an	nojoch	chauchan
3a. Maya vom Petén (Stoll)	chok'oj	box	sak, sök	chachaj	yaax	k'ak'an	nojoch	chichan
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	box	suk	chuk	yax	k'un	nojoch	tzitzip
4. Chol	tiocön	eek, box	sök, sak	chöchök	yax, yöx	k'an, k'önk'ön	niocbu	niöniö
5. Chortí	—	—	—	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	tikön	box	sök	chöch, tzaj	yux	k'ön	noj	ch'och'oc
7. Tzental	k'ajk	ijk	sak, sök	tzaj, chöchök	yax, yöx	k'ön, k'an	muc	bikit
8. Tzotzil (Stoll)	k'ixin	ik	sak	tzoj	yox	k'on	muc	bikit
9. Tojolabal	kixin	k'ik	sak	chak	yax	k'an	niguan	ch'in
10. Chuj (Rockſtroh)	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	—	kek	sak	queak	chex	k'an	man	lus
12. Mam	—	k'e'k	sak	quiak	chax	k'am	nim	chimtim
13. Jacalteca	—	k'ej	saj	caj	yax	k'an	nim, ejal	gnianchan
14. Ixil (Stoll)	tza	k'e'k	sak	cak	chax	k'an	nim	cho
15. Aguacateca (Stoll)	tza	k'e'k	sak	quik	chax	k'an	nim, chimam	vuy, telhuy
16. Quiché (Stoll)	c'atan	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	ch'utin
17. Cakchiquel (Stoll)	c'atan	k'e'k	sak	quiak, cak	rax	k'an	nim	ch'utin
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	mek'en	k'e'k	sak	quiek, quiak	rax	k'an	nim	chal
20. Kekchi	què	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	cachin
21. Pokonchí (Stoll)	tza	k'ek	sak	cak	rax	k'an	nim	qu'isin
22. Pokomam von Jilotepeque	tza	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	tzapit
22a. Pokomam (Stoll)	tza	k'e'k	sak	cak	rax	k'an	nim	—

Zahlwörter	1	2	3	4	5	6	7	8
1. Huasteca (Stoll)	jun	tzab	ox	tze	bo	akak	buk	vuaxik
2. Chicomucelteca	jun	chate eu	oxte eu	che te eu	vo te eu	kakte eu	hukte eu	vuaxakte eu
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	jun	ca	ox	can	jo	uak	uuk	uaxak
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	jun	ca	ox	can	jo	uak	uuk	uaxak
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	junk'el	cabel	oxbel	cambel	hobel	vuukbel	vukubel	—
4. Chol	jun bel	chab bel	uxbel	chön bel, chum	hob bel	vuökbel	vuukbel, juk	vuajxökbel
5. Chortí	inté	chaté	uxté	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	jumpe	chapé	uxpé	chompé	joop	—	—	—
7. Tzental	jun	cheb	oxeb	chaneb	jooeb	uakeb	uukeb	uaxakeb
8. Tzotzil (Stoll)	jun	chim	oxim	chanim	joom	uakim	uukum	uaxakim
9. Tojolabal	juné	chabé	oxé	chané	joé	uaké	juké	uaxak'e
10. Chuj (Rockstroh)	jun	chaab	oxé	chanque	joe	vuake	uke	vuaxke
11. Motozintleca	uné	cabé	oxé	cané	hooé	vuajaké	vuuke	vuajxake
12. Mam	jun	cabe	ox(e)	kyaj(e)	jué, jóvue	kak	vuk	vuajxak
13. Jacalteca	junè	cab eb	oxeb	caneb	hoobeb	cvuajeb	cvujeb	cvuaxajeb
14. Ixil (Stoll)	ungvual	cávual	oxvual	cájvual	o'vual	vuajil	vújval	vuaxajil
15. Aguacateca (Stoll)	jun	cab	ox	quiaj	o	(u)kak	vuuk	vuájxak
16. Quiché (Stoll)	jun	quieb	vuoxib	cajib	joob	vuakib	vukúb	vuaxakib
17. Cakchiquel (Stoll)	jun	cai	oxi	cají	vuoo	vuaki	vuku	vuajxaki
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	jun	quib	oxib	quejeb	joob	c vuakakib	vukub	vuajxakib
20. Kekchi	jun	quib, caib	oxib	cahib	(h)oob	(c)vuakib	(c)vukab	(c)vuajxakib
21. Pokonchí (Stoll)	jenaj	quiib	ixib	quijib	joob	vuakib	vukub	vuaxakib
22. Pokomam von Jilotepeque . .	janaj	quiem	ixiem	quiejem	joom	vuakim	vukum	vuaxakim
22a. Pokomam (Stoll)	jenaj	quem	ixim	quejem	hoom	vuakim	vukum	vuakxakim

Zahlwörter	9	10	11	12	20	40	60	80
1. Huasteca (Stoll)	belleuj	laju	lajujun	lajutzab	juminik	tzabinik	oxinik	tzeinik
2. Chicomucelteca	vuelete eu	laute eu	junilalu	chauilaju	juninik	chauinik	oxinik	chenek
3. Maya von Yucatan (Stoll)	bolon	lajun	bulúc	lajca	junc'al	cac'al	oxc'al	can'cal
3a. Maya vom Petén (Stoll)	bolon	lajun	—	—	junc'aal	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—	—	—
4. Chol	bolonbel	lujumbel	bujluchbel	lajchömbel 13 uxlujumbul	juncal	chacal	uxcal	chöncal
5. Chortí	—	—	—	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—
7. Tzeutal	baluneb	lajuneb	mulucheb	lajcheyeb	tap	chauinik	oxínik	chancvuinik
8. Tzotzil (Stoll)	balunem	lajunem	buluchim	lajchaem	tom	chavuinik	öxvuinik	chanvuinik
9. Tojolabal	baluné	lajuné	buluché	lajchanć	juntajbé	chavuinikè	oxvuinikè	chanvuinikè
10. Chuj (Rockftroh)	vuanque	lajne	uxlché	lajchue	junc'al	chavuinal	joixvinak	—
11. Motozintleca	balunè	lajune	junlajunè	cablajunè	junk'utè	cavinakè	oxvinakè	canvuinaké
12. Mam	beljoj, belejuj	lajoj, lajuj	junlajoj	cablajoj	vuiniki	caunak	oxcal	jumuch
13. Jacalteca	aluneb	lajuneb	uslukeb, junlajuneb	lajcabeb cablajuneb	un'cal	cauinak	oxcal	canvuing
14. Ixil (Stoll)	belúvual	lávual	junlávual	cablávual	vínkil	cavínkil	oxc'álal	ungmu'chul
15. Aguacateca (Stoll)	bélu	láju	júnla	cábla	junak	cávnak	oxc'al	jun much
16. Quiché (Stoll)	belejéb	lajuj	julajuj	cablajuj	juvinak	cavinak	oxc'al	jumuch
17. Cakchiquel (Stoll)	belejè	lajuj	juvilajuj	cablajuj	juvinak	cavinak	oxvinak	ju much
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	belcjéb	lajuj	junlajuj	cablajuj	junvinak	cavinak	oxc'al	junnich
20. Kekchi	belèb	lajèb	junlaju	cablaju	jumay	cac'aal	oxc'aal	caacal
21. Pokonchí (Stoll)	belejé	lajeb	junlaj	cáblaj	juninak	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque	belejem	lajem	júnlaj	cámlaj	juninak	cavinak	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	—	—	—	—	—	—

Zahlwörter	100	160	200	400	800	1000
1. Huasteca (Stoll)	boinik	—	—	tzeboinik	vuaxib boinik	xijunxi
2. Chicomucelteca	hoo i nik	—	chate ta hooinik	che te ta hooinik	—	—
3. Maya von Yucatan (Stoll) .	joc'al	—	—	jun bak	cabak	lajunoxbák
3a. Maya vom Petén (Stoll) .	—	—	—	—	—	—
3b. Maya von S. Luis (Mopan)	—	—	—	—	—	—
4. Chol	hoo c'al	vuajxökcal	lujumc'al	jun bak	cha bak	lujuncal i uxbak
5 Chortí	—	—	—	—	—	—
6. Chontal (Stoll)	—	—	—	—	—	—
7. Tzental	hoo vinik	vuaxakvinik	lajunvinic	bák	chabak	—
8. Tzotzil (Stoll)	jovinik	—	—	—	—	—
9. Tojolabal	jovuinik	—	—	jun xaué	cha xanè	—
10. Chuj (Rockftroh)	—	—	—	—	—	—
11. Motozintleca	—	—	—	un ak'ol (?)	—	—
12. Mam	joc'al	vajxakc'al	lajecal	o much	lajoj much	—
13. Jacalteca	hoo c'al	cvuajxajcal	lajuncal	—	—	—
14. Ixil (Stoll)	oc'álal	—	—	vinkil anc'alal	cavinkil alanc'alal	lávual to, lanc'álal
15. Aguacateca (Stoll)	—	—	—	—	—	—
16. Quiché (Stoll)	o c'al	—	—	o mu'ch	ca k'o	otukroxok'o
17. Cakchiquel (Stoll)	voo vinak	—	—	voo mu'ch	vuajxaki mu'ch vuaj xakic'al	beleje mu'ch belejè c'al
18. Tzutuhil	—	—	—	—	—	—
19. Uspanteca	—	—	—	—	—	—
20. Kekchi	hoo c'al	cvuajxakc'al	hootuk	jun ok'ob	quib okob	hootuk rox okob
21. Pokonchí (Stoll)	—	—	—	—	—	—
22. Pokomam von Jilotepeque . .	—	—	—	—	—	—
22a. Pokomam (Stoll)	—	—	—	—	—	—

Die Vulkane der Republik Guatemala.

Entworfen von Dr. Carl Sapper.

Nr. I.

Dr. Sapper's Reiseroute 1892.

Leguas.

Maßstab 1:1300000.

Kilometer.

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

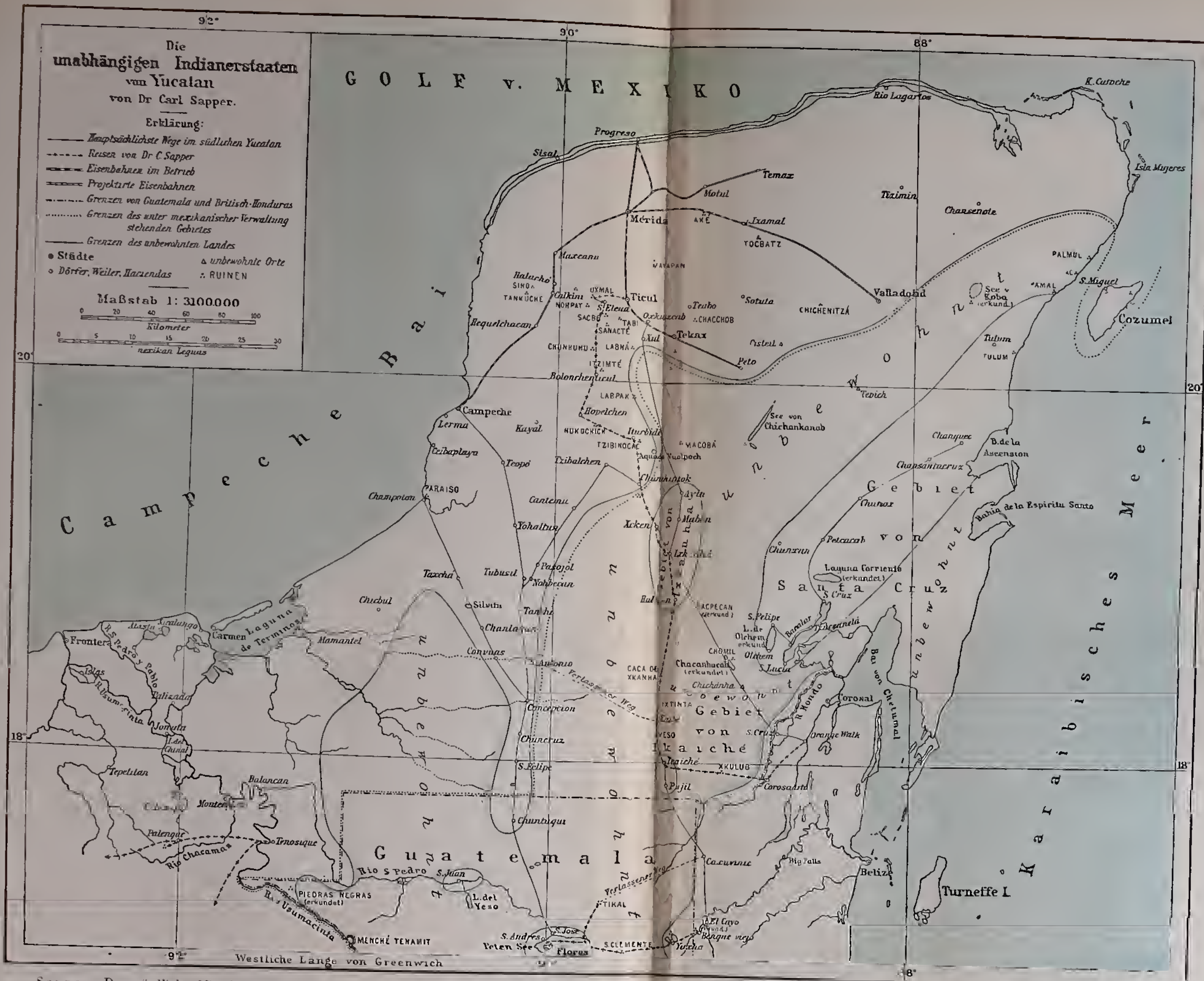
Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.



Sapper, Das nördliche Mittelamerika.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika

von Dr. K. Sapper.

Maaßstab 1:2.500.000

0 20 40 60 80 100 200 Km.

Erklärung:

- Westliche u. ungefähre südöstliche Verbreitungsgrenze der den Mayasprachen angehörigen Ortsnamen
- Südliche Verbreitungsgrenze der dem Chol od. der Mayasprache im engern Sinn " "
- Westliche " " " " Chorti angehörigen Ortsnamen
- " " " " Kekchi " "
- Nordöstliche " " " " Pokomam " "
- " " " " Pokomchi " "
- Östliche " " " " Aztekischen " "
- Wahrscheinliche äusserste heutige Verbreitungsgrenze des Mayavolkes im engern Sinn (einschliesslich der östlichen Lacandonen.)
- Östliche heutige Verbreitungsgrenze der Zapoteken.
- Landesgrenzen, ...Grenzen der einzelnen mexicanischen Staaten.

95° 94° 93° 92° Westl. Länge v. Greenwich. 91° 90° 89° 88°

19° 18° 17° 16° 15° 14°

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Ruinenplätze und geographische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.

Entworfen von Dr. Carl Sapper
1895.

Zeichen-Erklärung:

1 Maya-Stil:
1a Nordyucatekischer Typus
1b Südyucatekischer Typus
1c Peten Typus
2 Chol-Stil
3 Chorti-Stil
4 Verapaz-Stil
5 Quiché-Stil
6 Mame-Stil
7 Tzental-Stil
8 Chiapaneken-Stil
9 Mexikanischen-Stil
Orte, an welchen Skulpturen vom Sluela-Typus gefunden wurden

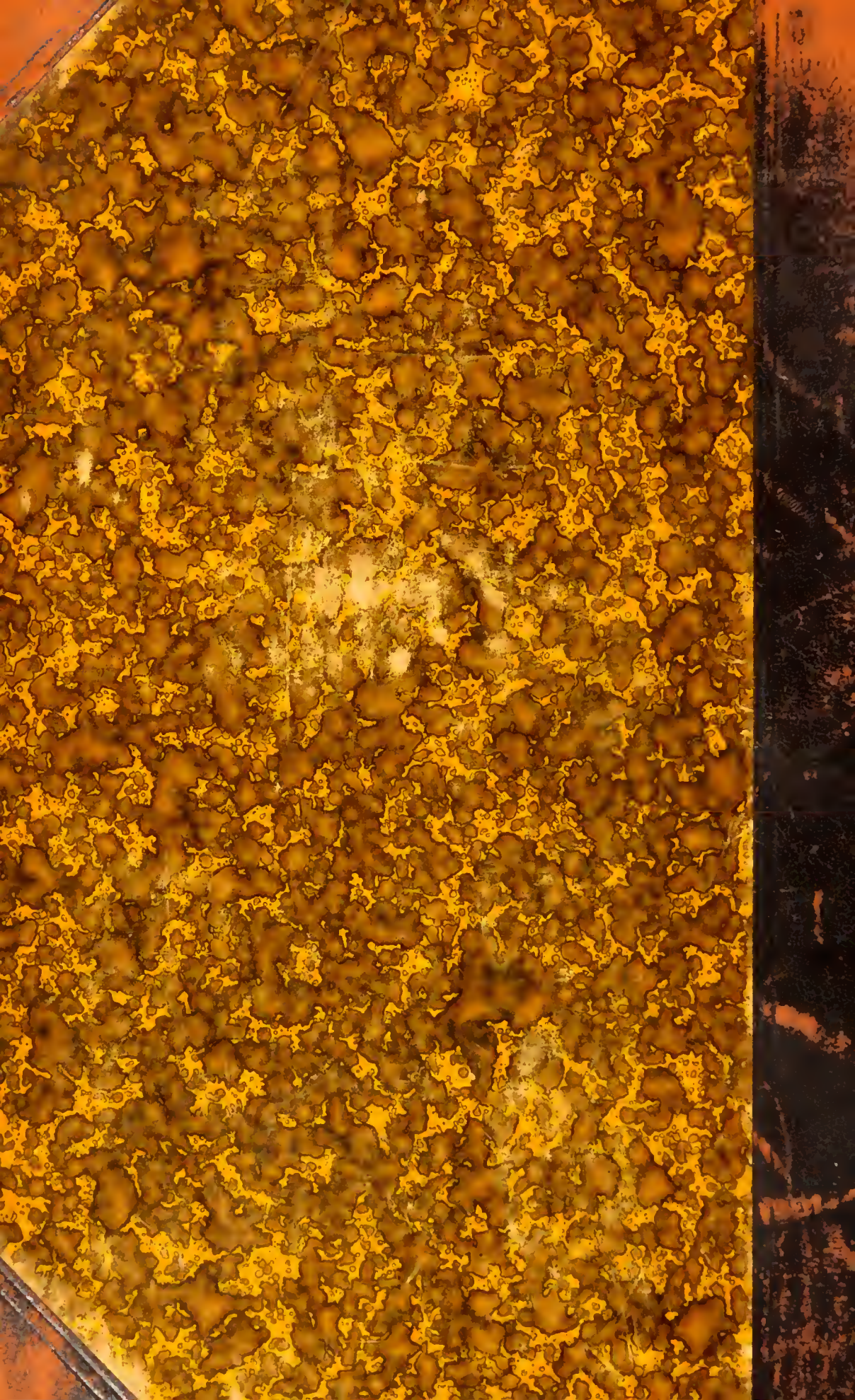
△△ Ruinenplätze
× Felszeichnungen
ɜ Höhlen

Südliche und westliche Verbreitungsgrenze der Chol- oder Maya-Ortsnamen
Westliche " " Chorti "
Nördliche " " Pokomam "
Östliche " " Pokonchi "
" " Aztekischen "

Maßstab 1:3,000000
0 20 40 60 80 100 120 140 Kilometer

Golf von Mexiko
Campeche
Yucatan
Golf von Honduras
Karaibisches Meer
Pacifischer Ozean
Mixe-Volker
Zapotecken
Azteken
Tzendalen
Pocomames
Pipiles
Lenca
Kekchi
Chol
Chorti
Pokomam
Pokonchi
Aztekischen

MÉRIDA
Progreso
Sisal
Tizimin
Isla Mugeres
Valladolid
Ticul
Tecax
Campeche
Champoton
Hecelchakan
Bolonchenticul
Chansantacruz
Elmax
Hopelchen
Iturbide
Nohbecan
Halachan
Hocaltar
Corozal
Orange Walk
BELIZE
El Carmen
Frontera
Mamantel
S. Antonio
Tenosique
Palenque
Flores
Peten Itza
Peta
Dolores
Peterhuam
S. Luis
S. Antonio
Tuxtla
S. Cristobal Las Casas
Oaxaca
Tehuantepec
Comitan
Zapaluta
Chiapa
Cobán
Salamá
Coban
Teneduras
Puerto Barrios
Livingston
GUATEMALA
Antigua
Amatitlan
Escuintla
S. José
Sonsonate
S. SALVADOR
S. Miguel
Amapala
Gracias
COMAYAGUA
Tegucigalpa
HONDURAS
NICARAGUA
Ruinen von Copan
Ruinen von Quirigua
Ruinen von Tikal
Ruinen von Palenque
Ruinen von Piedras Negras
Ruinen von Yaxchilan
Ruinen von Menche
Ruinen von Lacanha
Ruinen von Bonampak
Ruinen von Toniná
Ruinen von Chinkultic
Ruinen von Comalcalco
Ruinen von Uxmal
Ruinen von Kabah
Ruinen von Labna
Ruinen von Sayil
Ruinen von Xkichmook
Ruinen von Chichen Itza
Ruinen von Izamal
Ruinen von Mayapan
Ruinen von Tulum
Ruinen von Coba
Ruinen von Xelha
Ruinen von Tancah
Ruinen von Tuloom
Ruinen von Xcaret
Ruinen von Xcacal Guardia
Ruinen von Ake
Ruinen von Xcanchakan
Ruinen von Xpuhil
Ruinen von Becan
Ruinen von Chicanna
Ruinen von Hochob
Ruinen von Dzibilchaltun
Ruinen von Dzibilnocac
Ruinen von Acanceh
Ruinen von Itzimte
Ruinen von Chacchoben
Ruinen von Kohunlich
Ruinen von Chacmultun
Ruinen von Xlapak
Ruinen von Labphak
Ruinen von Sacnicte
Ruinen von Tabasqueno
Ruinen von Xcalumkin
Ruinen von Xpuhil
Ruinen von Nakum
Ruinen von Naranjo
Ruinen von Ixkun
Ruinen von Ixtutz
Ruinen von Yaxha
Ruinen von Nakbe
Ruinen von Zacualpa
Ruinen von Chinkultic
Ruinen von Mixco Viejo
Ruinen von Utatlan
Ruinen von Iximche
Ruinen von Kaminaljuyu
Ruinen von Quen Santo
Ruinen von Tazumal
Ruinen von Chalchuapa
Ruinen von Copan
Ruinen von Los Naranjos
Ruinen von Travesia
Ruinen von Palmarejo
Ruinen von Cuyamel
Ruinen von Ulua
Ruinen von Naco
Ruinen von Chotuta
Ruinen von Gracias
Ruinen von Comayagua
Ruinen von Tenampua
Ruinen von Quelepa
Ruinen von Cihuatan
Ruinen von Tehuacan
Ruinen von Sitio Conte
Ruinen von Las Sepulturas
Ruinen von Rivas
Ruinen von Zapatera
Ruinen von Ometepe
Ruinen von Chontales
Ruinen von Matagalpa
Ruinen von Segovia
Ruinen von Leon Viejo
Ruinen von Managua
Ruinen von Granada
Ruinen von Masaya
Ruinen von Nindiri
Ruinen von Diria
Ruinen von Nicoya
Ruinen von Guayabo
Ruinen von Turrialba
Ruinen von Cartago
Ruinen von Ujarras
Ruinen von Orosi
Ruinen von Aguacaliente
Ruinen von Chiriqui
Ruinen von Veraguas
Ruinen von Coclé
Ruinen von Panama
Ruinen von Chame
Ruinen von Chepo
Ruinen von Darien

92° westl. L. v. Greenwich

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.